THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/mitteilungendera26zric

Heierli&Oechsli: Urgeschichtliche Karte des Kantons Graubünden.

Zeichen - Erklärung:

- Steinzeitfunde.
- Bronzezeitfunde.
- Eisenzeitfunde.
- Römische Funde.
- Station, befestigter Platz.
- Ansiedlung, Werkstätte.
- Schatz-, Depôtfund.
- Denkmal.
- Flachgräber.
- Grabhügel.
- Letzi, Landwehr.
- Steinbruch, Bergwerk.
- Einzelfund.
- Kantons- u. Schweizergrenzen.
- Grenze der Provinz Rätien. (Moderne Namen).
- Römerstrassen.
- Mutmassliche Römerstrasse über den Arlberg.

Urgeschichte Graubündens

mit Einschluss der Römerzeit

von

J. Heierli und W. Oechsli.

Mit fünf Tafeln und einem Uebersichtskärtchen.

Zürich.
In Kommission bei Fäsi & Beer.
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli.
1903.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort.

Die Urgeschichte des Kantons Graubünden soll ein Analogon zu derjenigen des Wallis sein. die im XXIV. Bande unserer Mitteilungen enthalten ist. Darum haben sich die Unterzeichneten wieder derart in die Aufgabe geteilt, dass der eine die Prähistorie, der andere die ältesten geschichtlichen Nachrichten bearbeitete, nur dass die Römerzeit, die in der Abhandlung über das Wallis bloss gestreift wurde, diesmal mit in den Bereich der Untersuchung gezogen worden ist, um die Übersicht der Funde so erschöpfend und instruktiv als möglich zu gestalten.

Der Erstunterzeichnete hat sich beim Sammeln des zerstreuten Materials der Mithülfe zahlreicher Freunde zu erfreuen gehabt. Die Direktion des Schweizerischen Landesmuseums hat eine Anzahl Photographien von Misoxerfunden zur Verfügung gestellt, das Rätische Museum in Chur gestattete Funde von Castaneda zu photographieren, die Direktion des Vorarlberger Museums in Bregenz lieferte Fundnotizen über das Vorarlberg. Herr Major H. Caviezel in Chur teilte ein Manuskript mit, das eine ganze Sammlung von Fundnachrichten enthielt; von ihm und den beiden Herren D. und F. Jecklin stammen auch manche der benutzten Einzelberichte. Die Herren Dr. Imhoof-Blumer, Dr. Zeller-Werdmüller, Professor C. Keller, Professor A. Engler und andere, die im Text erwähnt sind, unterstützten die Arbeit durch Untersuchungen und Nachrichten. Allen sei hiemit der wärmste Dank abgestattet.

Noch sei bemerkt, dass der Erstunterzeichnete die Verantwortlichkeit für die beiden ersten Abschnitte (p. 1—46), der Zweitunterzeichnete für den dritten (p. 46—76) übernimmt.

J. Heierli.

W. Oechsli.

Inhalts-Verzeichnis.

A. **Urgeschichtliche Fundorte** . . . . . p. 1
I. Chur und Umgebung . . . . . „ 1
II. Das Gebiet des Vorderrheins . . . . . „ 8
III. Das Gebiet des Hinterrheins . . . . . „ 10
IV. Engadin und Bergell . . . . . „ 16
V. Das Misox . . . . . „ 19
VI. Das Gebiet unterhalb Chur . . . . . „ 23
B. **Die Fundobjekte** . . . . . „ 26
I. Steinzeitliche Funde . . . . . „ 26
II. Bronzezeitliche Funde . . . . . „ 27
III. Eisenzeitliche Funde . . . . . „ 31
IV. Römische Funde . . . . . „ 40
C. **Die älteste Geschichte Graubündens** . . . . . „ 46
I. Graubünden in vorrömischer Zeit . . . . . „ 46
II. Graubünden in römischer Zeit . . . . . „ 66

Der Südosten des Schweizerlandes wird vom Kanton Graubünden eingenommen. Er umfasst ein weitgedehntes Bergland, das seine Wasser dem Rhein, dessen Quelle es birgt, der Donau, dem Po und der Etsch zusendet und dessen Bevölkerung in Sprache und Herkommen fast ebenso viele Typen aufweist, wie unser Vaterland selbst. Man hat deswegen schon oft gesagt, das Bündnerland sei in geographischer und historischer Hinsicht ein Abbild der Gesamtschweiz, sozusagen eine Schweiz **in** der Schweiz.

In der Tat bildeten die politischen Bünde der Talschaften Graubündens unter sich eine Eidgenossenschaft, lange bevor sie in den Schweizerbund aufgenommen wurden. Und so wenig die heutigen Schweizer eine ethnologische Einheit bilden, so wenig haben wir in den Bündnern **ein** Volk vor uns. Die Vielsprachigkeit im Gebiet der alten Rätier erinnert an die vier Sprachen, die in der Schweiz gesprochen werden. Dieses Sprachengemisch lässt erkennen, dass mancherlei Volkselemente sich im Quellgebiet des Rheins, am Inn und den Zuflüssen des Po niedergelassen und es erhebt sich die Frage, woher jene Elemente stammen.

Die Völker sind Träger von Kulturen. Welche Kulturen alter und neuer Zeit lassen sich in Graubünden nachweisen? Haben wir z. B. Spuren aus prähistorischen Epochen, welche uns Aufschlüsse geben über jene fernabliegenden Zeiten? Reste alter und ältester Vergangenheit sind im Bündnerlande mehrfach entdeckt worden und sie mehren sich von Jahr zu Jahr. Sie gestatten uns heute schon, einige bedeutsame Züge der Vergangenheit zu erkennen, einige Blicke zu tun in den Werdegang des Bündnervolkes und seiner Kultur.

A. Urgeschichtliche Fundorte.

I. Chur und Umgebung.

Die Lage der Hauptstadt des Kantons Graubünden ist eine so ausgezeichnete, dass anzunehmen ist, Chur sei schon in alter Zeit ein wichtiger Platz gewesen. Da, wo alle bedeutenderen Passlinien der Bündner Alpen zusammenlaufen, haben auch die Römer sich festgesetzt, und ihr Curia diente nicht bloss als Vereinigungspunkt der Gebirgsstrassen, sondern zudem als Ausgangsort des fächerartig sich ausdehnenden römischen Strassensystems, das die heutige Ostschweiz in ähnlicher Weise beherrschte, wie das Strassennetz, das, gleichfalls in Fächerform, von St. Maurice aus von den Römern über die Westschweiz geworfen wurde.

Die Stadt Chur erhebt sich an der Stelle, wo die Plessur aus der engen Sohle des Schanfigg herausströmt, um ihre Wasser dem Rhein zuzuführen. Der wilde Bach hat ein Delta geschaffen, das den viel stärkeren Rhein an die gegenüberliegende Seite des etwa eine halbe Stunde breiten Rheintales gedrängt hat. Früher war die Gegend häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, jetzt aber fliessen die Wasser in schützendem Kanal. Chur, an der Spitze des Plessurdeltas gelegen, lehnt sich an die Abhänge des Mittenberges und über die Stadt herein schaut, sie beherrschend, der einstige römische Kastellhof, wo heute die Kathedrale und der Bischofssitz sich ausdehnen.

Auf der Westseite der Plessur, am Fusse des waldreichen Pizokel, liegt das „welsche Dörfli", welches die Reste des römischen Vicus birgt und das durch seinen Namen andeutet, dass in vergangenen Tagen Chur auch ein Grenzposten deutscher Sprache gewesen. Heute noch liegt die Sprachgrenze in der Nähe: In dem nur $1^1/_2$ Stunden westlich von Chur gelegenen Ems wird romanisch gesprochen.

Seit der römischen Okkupation unseres Landes ist Chur nie mehr unbewohnt geblieben, aber wir haben Beweise, dass es schon in weit älterer Zeit besiedelt war. Zwar vermag ich in dem hoch über der Stadt am Abhang des Mittenberges etwas unterhalb der St. Lucius-Kapelle im „Löchli" befindlichen sog. Schalenstein[1]) kein Denkmal der Steinzeit zu erkennen, da ich die Schalen, vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, als auf natürlichem Wege entstanden betrachte und ebenso musste ich einige mir zur Einsicht gesandte „Steinzeitfunde" als neueren Ursprungs oder als Naturprodukte von der archäologischen Betrachtung ausschliessen.

Anders ist es mit einer Reihe von Bronzen! Schon in den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts schenkte a. Bürgermeister Albertini in Chur der Antiquarischen Gesellschaft Zürich neben anderen Objekten ein Fragment einer Bronzesichel, das im welschen Dörfli in 12′ (3,6 m) Tiefe gefunden worden war.[2]) Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich birgt ausser diesem Funde noch eine Anzahl anderer Bronzen, die ebenfalls vom welschen Dörfli stammen. Sie bestehen in einem vierkantigen Stäbchen, 2 Ringlein (von Albertini geschenkt), einem Bronzestück von Klingenform, einem Beschläge und einer Spange mit eingerollten Enden.[3])

Im Jahre 1886 wurde oberhalb des Lürlibades beim Roden ein Bronzebeil gefunden, das ins Rätische Museum nach Chur gelangte.[4]) Es zeigt einen breiten, fast quadratischen Schneidenteil, dagegen ist der obere Teil mit den 4 Schaftlappen eingezogen und schmal. Diese Beilform stammt aus dem Süden; sie lässt sich jedoch bis gegen den Bodensee nachweisen.

Der XXVI. Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden erwähnt ein Fragment eines Bronzeschmuckes, das in Chur gefunden wurde und 1896 ins Rätische Museum kam. Endlich ist noch von einer Speerspitze zu sprechen, welche 1894 im Sonnenberg, einem Weinberge rechts der Strasse von Chur nach Masans, in der Nähe des Rigahauses zum Vorschein kam und deren Mitteilung ich Major H. Caviezel verdanke. Sie besitzt eine Länge von 7,5 cm,

[1]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. III (1878) p. 868 und Sonntagsbl. des „Bund" 1878 No. 51 u. 52.

[2]) II. Bericht der Antiq. Gesellsch. Zürich (1845—1846) p. 8. Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XII, 7 (1860) p. 325 und (ergänzt) Taf. VI, 10. Im Text wird das Stück irrtümlich als Geschenk v. Mohr's bezeichnet.

[3]) Vgl. Katalog der Sammlungen der Antiq. Gesellsch. Zürich I, 132.

[4]) Anzeiger f. schweiz. Altertumsk. VI (1890) p. 346 u. Taf. XXII, 4a u. b. Katalog der Altertums-Sammlung im Rät. Museum zu Chur (1891) p. 14.

wovon 4,5 cm auf die Tülle fallen (Taf. I, 13). Wir kommen auf die Churer Bronzen später nochmals zurück.

Weniger zahlreich als die Reste der Bronzezeit sind in Chur Spuren der Eisenzeit zum Vorschein gekommen. Die von Friedländer publizierte vorrömische Goldmünze mit der Inschrift CVR hat zwar, wie schon Dr. Meyer bemerkt,[1]) mit unserer Stadt Chur nichts zu tun, aber einige in Chur gefundene Bronzestatuetten könnten vorrömisch sein, und diesen Funden gesellt sich eine römische Münze der gens Fulvia bei.[2]) Die roheste jener Statuetten stellt eine nackte männliche Figur mit erhobenem rechtem Arm und prominierenden Geschlechtsteilen vor, deren linke Hand und beide Füsse abgebrochen sind. Sie wurde als Herkules oder als Merkur erklärt und befindet sich im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich.[3]) Nicht viel besser erhalten ist ein ebendort befindliches Statuettchen (Taf. V, 17), das eine bekleidete Person darstellt, welche in der rechten Hand eine Patera, in der linken eine Büchse (?) zu halten scheint und deren Kopf mit einem Strahlenkranz versehen ist. Die Figur wurde der Antiquarischen Gesellschaft Zürich von a. Bürgermeister Albertini geschenkt[4]) (nicht von v. Mohr, wie einige Publikationen berichten) und als etruskische Darstellung der Juno, der Isis etc. erklärt.[5]) Sie gleicht der Statuette von Arbon,[6]) die wir in Taf. V, 18 wiedergeben. Auch die dritte Bronzestatuette, welche das Landesmuseum aus Chur besitzt, wurde im welschen Dörfli daselbst gefunden. Sie stellt eine weibliche Figur in gegürtetem Chiton vor, welche in der Mitte des Gürtels eine grosse scheibenartige Verzierung aufweist.[7]) Das Stück wird von manchen als römisches Produkt bezeichnet. Derselben Zeit mag eine Bronzestatuette des Apollo entstammen, die irrtümlich als in Chur gefunden publiziert wurde, deren Fundort in Wirklichkeit aber unbekannt ist.[8])

Erst in römischer Zeit erlangte Chur eigentliche Bedeutung und zahlreich sind denn auch römische Funde daselbst. Curia wird sowohl im Itinerar des Antonin, als in der Tabula Peuting. erwähnt. Alle Autoren suchten das Römerkastell im sog. Hofe, wo jetzt der Dom und der Sitz des Bischofs sich erheben, und kaum dürfte sich ein geeigneterer Platz in der Gegend namhaft machen lassen. Man muss indessen gestehen, dass die Beweise für diese Annahme recht mangelhaft sind und dass eine genauere archäologische Untersuchung des Hofes sehr wünschenswert wäre. Seit der zusammenfassenden und sichtenden Arbeit F. Kellers[9]) sind daselbst fast keine Funde mehr gemacht worden. Nur in einem Punkte können die Keller'schen Ansichten berichtigt und ergänzt werden, nämlich in Bezug auf Funde römischer Ziegel. Nachdem ich im Jahre 1890 einigen Freunden in Chur im welschen Dörfli den Nachweis leisten konnte, dass diese sonst so häufigen Überbleibsel aus römischer Zeit auch in Graubünden nicht fehlen, sind solche mehr beachtet worden

[1]) Anzeiger f. schweiz. Geschichte u. Altertumskde. 1866 p. 51 u. 68 und Taf. IV, 9.

[2]) Protokoll der Antiq. Gesellsch. Zürich Bd. III, 3.

[3]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich Bd. XII, 7 (1860) p. 325 u. Taf. VI, 7; XVII, 7 (1872) p. 132 u. darnach im Katalog dieser Gesellsch. II, 16.

[4]) II. Bericht der Antiq. Gesellsch. Zürich (1845—46) p. 8.

[5]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich VII, 5 (1852) p. 122 u. Taf. II, 8; XII, 7 (1860) p. 325 u. Taf. VI, 6; XVII, 7 (1872) p. 131 und darnach im Katalog dieser Gesellsch. II, 12.

[6]) Katalog d. Sammlgn. der Antiq. Gesellsch. Zürich II, 12.

[7]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XVII, 7 (1872) p. 136 u. im Katalog dieser Gesellsch. II, 17.

[8]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XIV, 4 (1862) p. 103 u. Taf. I, 10. Katal. dieser Gesellsch. II, 17.

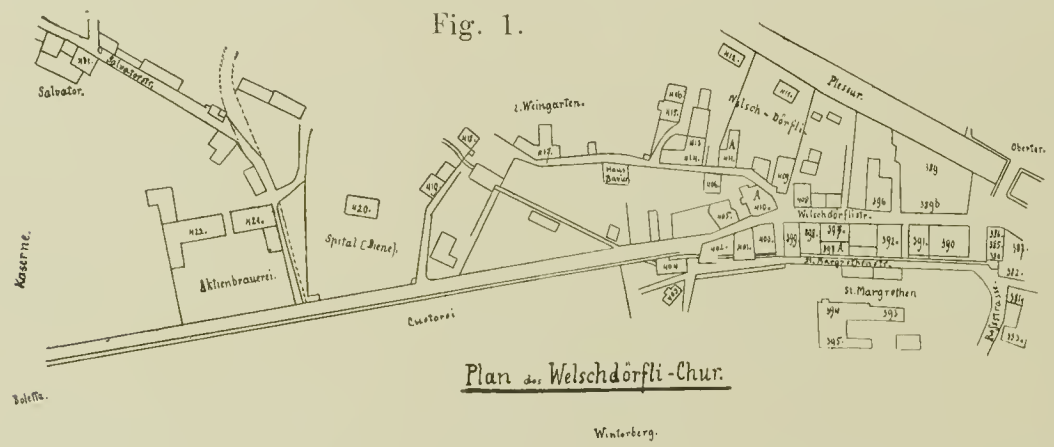
[9]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XII, 7 (1860) p. 319 etc.

und Major Caviezel hat sie neben römischem Mauerwerk und römischen Scherben selbst auf dem Hofe konstatiert[1]).

Römische Münzen sind allerdings zu wiederholten Malen auf dem Hofe oder in dessen Nähe zum Vorschein gekommen,[2]) so laut einer Mitteilung Caviezels im Winter 1847/48 an der Friedhofmauer und auf dem Hofe, 1877/78 beim Strassenbau von der Planaterra bis zum Hofe und 1879 am Haldenwege, wie mir 1885 der jetzt verstorbene Dietrich Jecklin mitteilte. Dem eben genannten Altertumsfreunde verdanke ich auch die Nachricht, dass 1840 beim Karlihofe römische Bronze- und Silbermünzen gefunden wurden. Beim Schulhaus an der Grabenstrasse fand sich eine Trajansmünze und beim Bahnhofe kamen Münzen von Faustina, Maximian und Theodosius II. zum Vorschein. Etwas weiter vom Hofe entfernt, beim Rigahause, fand man 1889 in 1,5 m Tiefe eine Münze des Maximianus und 1899 Münzen von Postumus und Constans,[3]) beim Lürlibad mehrere römische Bronzemünzen (Mitteilung D. Jecklins) und in dem eine halbe Stunde von Chur entfernten Masans wurden unfern der als spätrömisches Werk betrachteten Serra (Letzi[4]) im Kreuzwald ebenfalls Römermünzen, im Wiesenthal bei Chur römische Scherben ans Tageslicht gefördert.[5])

Das römische Curia lag westlich der Plessur, im welschen Dörfli; dort sind die Römerspuren zahlreich. Im Jahre 1806 wurden vor dem Obertor bei Grabung eines Kellers ca. 200 römische Münzen gefunden (Haus No. 386?). Man bestimmte darunter solche von Diokletian, Maximian und Constantius Chlorus; die schönste habe das Bild des Antoninus Pius und eine Victoria gezeigt. Bei den Münzen lagen noch einige Stücke „bearbeiteten Erzes“.[6])

Fig. 1.



Ganz in der Nähe dieses Fundortes wurde 1829 an der Ecke zwischen der Welsch-Dörfli- und der Rossstrasse das Kaufmannsche Haus (No. 390 des beistehenden Planes: Textfigur 1) erbaut: dabei kamen Reste eines römischen Gebäudes zum Vorschein.[7]) Unmittelbar neben diesem Hause (in No. 391 des Plans) entdeckte man 1895 beim Ausheben des Fundamentes eine grosse Anzahl römischer Münzen aus der Zeit Constantins.[8]) Schon 44 Jahre früher waren die Fundamente zum Haus 392 ausgehoben worden und dabei

[1]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. VI (1888) p. 108. Kind erkannte übrigens röm. Leistenziegel in Chur schon 1880. Vgl. Anzeiger 1880 p. 65.

[2]) Vgl. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden I (1871/72) p. 11 u. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. N. F. I (1899) p. 50.

[3]) Mitteilungen Caviezels. Welchen Alters die an der obern Bahnhofstr. (Haus Flury, No. 593 B) gefundene Fibel ist, kann ich nicht bestimmen, da ich dieselbe nicht gesehen habe.

[4]) Anzeiger f. schweiz. Geschichte u. Altertumskde. 1859 p. 9. Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XII. 7 (1860) p. 334; XVIII, 1 (1872) p. 52.

[5]) Mitteil. Caviezels.

[6]) Neuer Sammler 1806 p. 451, Anmerkung. Röder u. Tscharner: Der Kt. Graubünden (1838) p. 98.

[7]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XII, 7 (1860) p. 324.

[8]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VII (1895) p. 471. XXV. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1895 p. 17.

kam, wie Caviezel als Augenzeuge berichtet, in 1,5 m Tiefe ein irdener Topf mit römischen Münzen ans Tageslicht.[1]) Ein Teil dieser Münzen gelangte nach Zürich, denn in der Sitzung der Antiquarischen Gesellschaft vom 13. November 1852 werden 16 Bronze-(Kupfer-)Münzen erwähnt, die man mit einer silbernen gekauft und die vor dem Obertor in Chur, an der neuen Splügenstrasse, gefunden worden seien.[2]) In der Sitzung derselben Gesellschaft vom 12. April 1853 werden nochmals Münzen von Chur erwähnt, die als Geschenke eingegangen, worunter 25 kupferne Stücke.[3]) Diese zwei Münzgruppen enthielten die schon erwähnte Silbermünze der gens Fulvia, ferner Münzen von Augustus, Agrippa, Claudius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Faustina, Commodus, Julia Mammaea, Gallien, Probus, Diokletian, Maximian und Constantius Chlorus.

Nur wenige Schritte von den bisher genannten Fundorten entfernt und auch noch auf der linken Seite der Welschdörflistrasse liegen die Häuser 397 A und 398, wo ebenfalls römische Münzen gefunden wurden.[4])

Als im Jahre 1811 Bauinspektor Herold unter seinem Hause (No. 405 des Plans) einen Keller von 16′ (4,8 m) Tiefe graben liess, fand er, wie er 1837 selbst berichtete,[5]) zerstreut im Geröll auf einem Raum von 20′ (6 m) Länge und 16′ (4,8 m) Breite 6—8 Münzen, worunter eine silberne, nebst zwei kleinen Mühlsteinen, wahrscheinlich von römischen Handmühlen. Der „Neue Sammler“ von 1811 (p. 236 bis 238) spricht von 2 Silbermünzen: die eine habe die Aufschrift: Julia pia felix Aug. getragen, die andere Imp. Antoninus Aug. Die Kupfermünzen habe man nicht bestimmen können.

In der Nähe des Hauses 405 scheinen noch weitere Funde gemacht worden zu sein. Nach Mitteilung Caviezels zog sich nämlich die alte Strasse zwischen den Häusern 402 und 404 hin und erst 1817 bis 1823 wurde sie zwischen 402 und 405 hindurchgeführt. Bei Anlass dieser Baute sollen Skelette gefunden worden sein und weiterhin römische Kupfer- und Silbermünzen.[6]) Derartige Funde sind 1881 auch bei dem etwas abseits der bisherigen Fundorte an der Plessur gelegenen Hause Brun (No. 412 des Plans) gemacht worden.[7]) Beim Bau des Hauses Bavier [No. 416 B] kamen 1899 Münzen von Antonin. Mark Aurel, Gallienus. Licinius, Constantius etc. zum Vorschein (Mitteil. Caviezels) und 1901 bei Erstellung des Hauses No. 408 A fand man Münzen von Maximian. Constantin I. und Constans.

Hinter den Häusern an der Welschdörflistrasse, bei denen die oben mitgeteilten römischen Funde zu Tage gefördert wurden, liegt die St. Margrethenstrasse, in deren Nähe sich römische Gebäude nachweisen liessen. Schon früher waren dort Römermünzen entdeckt worden[8]) und fast jedes Jahr fördern die Garten- und Rebarbeiten römische Tonscherben, Ziegel und Münzen zu Tage. Einige dieser Funde sind im Rätischen Museum in Chur geborgen.[9]) Wahrscheinlich stammen

---

[1]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VII (1895) p. 471.
[2]) Protokoll der Antiq. Gesellsch. Zürich III, 3.
[3]) Protokoll der Antiq. Gesellsch. Zürich III, 16.
[4]) Mitteilung Caviezels.
[5]) Brief Herolds im Archiv der Antiq. Gesellsch. Zürich. Vgl. Röder u. Tscharner a. a. O. p. 98.
[6]) Brief Herolds a. a. O.
[7]) Mitteilung Caviezels.
[8]) Röder u. Tscharner p. 98.
[9]) Katalog der Altertums-Sammlung im Rät. Mus. (1891) p. 20.

auch die im I. Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft in Graubünden erwähnten, von A. v. Sprecher und v. Tscharner dem Museum übergebenen Münzen zumeist aus St. Margrethen. Der jetzige Besitzer des Gutes, Herr v. Tscharner, berichtete nämlich auf eine bezügliche Anfrage (durch Major H. Caviezel), dass die a. a. O. aus Chur bezeichneten Münzen zur Mehrzahl bei den Häusern No. 395—397 gefunden worden seien, dass aber auch die von v. Sprecher geschenkten Münzen wahrscheinlich aus St. Margrethen stammen, da er vermute, sein Vater habe sie Herrn v. Sprecher, mit dem er befreundet gewesen, geschenkt. Vom frühern Eigentümer des Landsitzes St. Margrethen hat ferner Bürgermeister v. Albertini einige seiner Romana erhalten und es könnten also auch die oben erwähnte, im Schweizerischen Landesmuseum aufbewahrte Statuette der sog. Juno, sowie die übrigen von Keller [1]) erwähnten Funde aus dem welschen Dörfli genau genommen aus St. Margrethen stammen. Sichere römische Funde aus diesem Fundorte kennen wir z. B. aus den Jahren 1876 (Tonscherben, worunter solche aus Terra sigillata), 1885 (Münzen), 1887 (Münzen), 1890 (Scherben, worunter wieder Terra sigillata, und Ziegel) und 1894 (Münzen, z. B. von Julia Maesa und Maxentius).

Südwestlich von St. Margrethen ist der Winterberg, wo beim Rosenhügel-Weinberg mehrfach Neubauten entstanden, welche wieder Funde an's Tageslicht förderten, die dem römischen Curia angehörten.[2]) Eines der interessantesten Stücke ist das Fragment einer Reibschale, welches die Inschrift $\frac{\text{FIRM}}{\text{FAVOR}}$ aufweist. Nehmen wir zu allen erwähnten Fundstücken noch diejenigen, welche in den Berichten allgemein als Welschdörflifunde bezeichnet sind, so gewinnen wir die Überzeugung, dass der westliche Teil der heutigen Stadt Chur sich über weitgedehnten römischen Resten hinzieht.

Der vicus Curia erstreckte sich aber noch weiter hinaus. Bei dem ehemaligen Landhaus zur Biene, dem jetzigen städtischen Spital, an der Strasse nach Reichenau, dehnt sich abermals ein Gebiet mit zahlreichen römischen Mauerresten, Ziegeln, Scherben und Münzen aus. In den 20er Jahren des verflossenen Jahrhunderts fand man bei der Biene alte Mauern und in deren Nähe römische Münzen, Mosaikreste, sowie ein Stück der Römerstrasse.[3]) Im Jahr 1875 wurde die Biene samt dem dazu gehörigen Baumgarten von der Stadt Chur angekauft und zum Spital ausgebaut. Bei den Bauten auf der Nordseite des alten Gebäudes wurden keine Altertümer entdeckt, wohl aber in der Richtung gegen die Strasse, besonders bei Erstellung von Gas- und Wasserleitung. Die Anlagen stecken jetzt noch voller Mauern und bei denselben fanden sich 1880, 1888 und 1890 römische Scherben, Ziegel und Münzen.[4])

Römische Münzen waren 1833, 1896 und 1902 auch in der Custorei, der Biene gegenüber, zum Vorschein gekommen. Man hat daselbst ausserdem zahlreiche Mauern angetroffen, Ziegelstücke, Asche, Kohle und Scherben, worunter welche aus Terra sigillata. Von den Münzen konnten solche von Antoninus, Faustina, Constantinus magnus, Constantinus jun. und Valentinian bestimmt werden.[5]) Anfangs Winter 1902 wurden in der Custorei drei röm. Gebäude abgedeckt. Wir bringen darüber

[1]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XII, 7 (1860) p. 325.

[2]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. N. F. I (1899) p. 49—50. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1900 p. 17.

[3]) Mitteil. d. Antiq. Gesellsch. Zürich XII, 7 (1860) p. 325. Vgl. Röder & Tcharner p. 98.

[4]) Vgl. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden XVIII (1888) p. 3. Katalog des Rät. Mus. (1891) p. 21. Anzeiger für schweiz. Altertumskde. VI (1891) p. 479.

[5]) Mitteilung Fritz Jecklins und Caviezels.

unten bei Besprechung der Römerfunde den während des Druckes dieser Arbeit eingegangenen Bericht. Auch im Baumgarten der benachbarten Aktienbrauerei und bei St. Salvator wurden Römermünzen entdeckt.[1]) Zwischen der Aktienbrauerei und Boletta kamen Skelette unbestimmten Alters zum Vorschein, wie mir Caviezel mitteilte und in der obern Kornquadra, sowie im Freifeld gegenüber der Kaserne wurden 1883 nach Mitteilung Dietr. Jecklins römische Silber- und Bronzemünzen ans Tageslicht gefördert. Bei Legung der Wasserleitung zur neuen Kaserne stiess man auf eine Silbermünze des Domitian (Mitteilung Caviezels).

Eine kleine Stunde westlich von Chur liegt am Fuss des Calanda das durch Bergstürze bekannt gewordene Dorf Felsberg, über welchem im Bergwerk „zur goldenen Sonne“ einst Gold ausgebeutet wurde. In einem Weinberg im Dorfe fand man in 7 ' (2,1 m) Tiefe eine verzierte Schale, wahrscheinlich aus einem Grabe stammend.[2]) Sie ist im Rätischen Museum geborgen.[3]) Diese Schale ist ein Typus unserer ersten Eisenzeit, der Hallstattperiode.

Nur wenig weit von Felsberg entfernt, aber auf der andern, rechten Seite des Rheins liegt Ems, romanisch Domat genannt. Bei diesem Dorfe fallen zunächst grosse Hügel auf, die aus der Ebene aufsteigen, die Tombels da Chiavals (Pferdegräber), welche von einigen als Moränen, von andern als Reste eines Bergsturzes betrachtet werden.[4]) Einer dieser Hügel, die Tuma (Tumba) da Casti oder, nach einer kleinen Kapelle des heiligen Petrus auch Soing Pieder genannt, trägt die Reste der Burg, in welcher einst die Herren von Amedes (Ems) sassen. Am Südwestfusse dieses Hügels wurde 1877 eine Ziegelei errichtet. Beim Lehmgraben fand man zu wiederholten Malen eiserne Pfeilspitzen, Schwerter, Bronzen. Der wichtigste Fund kam nach einem Berichte Caviezels[5]) im Jahr 1891 zum Vorschein. Damals fanden sich nämlich in 1,7 m Tiefe im Lehm eine Bronze-Flachsichel (Taf. I, 11), ein Hammer (Taf. I, 9), ein Lappenkelt (Taf. I, 6) und ein dünnes, zusammengerolltes Bronzeblech, das verloren ging, während die drei genannten Geräte für das Rätische Museum erworben wurden. In derselben Lehmgrube habe man ferner Knochen von Menschen und Tieren gefunden, sowie Steine und Holzkohlen. Unmittelbar neben der Fundstelle kamen lotrechte Pfähle aus Tannenholz zum Vorschein. Etwa 50 Schritte von dieser Fundstelle entdeckte man am Fuss des vorgenannten Hügels eine Feuerstelle mit Kohlen. Das alles macht den Eindruck, als ob in prähistorischer Zeit bei Ems Ansiedlungen oder Werkstätten bestanden hätten. Wurde vielleicht dazumal schon der Ton daselbst benutzt?

Aus römischer Zeit stammt eine Münze des Alexander Severus, die in Ems gefunden wurde. In diese Gegend versetzen Tschudi und Campell die caninischen Felder, wo die Römer ein Standlager errichtet haben sollen, während dieselben in der Gegend zwischen Bellinzona und Locarno zu suchen sind (vergl. Karte).

Eine halbe Stunde westlich von Ems liegt das Schloss Reichenau, am Zusammenfluss des Vorder- und Hinterrheins. Im Bett des letztern fand sich beim Eisenbahnbau ein Bronzeschwert mit kurzer Griffzunge (Taf. I, 16); es befindet sich jetzt im Schweizerischen Landesmuseum. Aus etwas jüngerer Zeit stammt ein Fibelfragment, das in einem Acker am Savoybache in der

---

[1]) Röder & Tscharner p. 98 nebst Mitteilungen Caviezels.

[2]) Protokoll d. Antiq. Gesellsch. Zürich V, 172 u. Bericht derselben Gesellschaft XXIV (1868) p. 15 u. Taf. II, 2.

[3]) Katalog Chur (1891) p. 16. Vgl. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden I, 10 u. II, 16.

[4]) Röder & Tscharner p. 388. Jahrbuch des S.A.C. Bd. XVIII (1883).

[5]) Einen Auszug aus diesem Bericht enthält der Anzeiger für schweiz. Altertumskunde VII (1892) p. 132.

Gemeinde Tamins (romanisch Tumein), wohin politisch auch Reichenau gehört, ans Tageslicht kam: Es ist eine bronzene Certosafibel aus dem Übergang von der ersten zur zweiten Eisenzeit. Dem ehemaligen Kustos am Rätischen Museum, Dietrich Jecklin, verdanke ich die Nachricht, dass in Reichenau auch römische Münzen gefunden wurden. Die Stelle am Zusammenfluss der beiden Rheine hat zu allen Zeiten ihre Bedeutung besessen und es ist ja z. B. bekannt, dass in Reichenau auch Münzen aus der Zeit des Kaisers Otto des Grossen zum Vorschein kamen.

II. Das Gebiet des Vorderrheins.

Die Talsohle des Rheines verengt sich am Vorderrhein manchmal so sehr, dass der Fluss in tiefer Schlucht herunterrauscht und die Strassen nach dem Bündner Oberlande mühsam an den Talgehängen über dem Bett des Rheins hingeführt werden mussten. Diese Verhältnisse machen es erklärlich, dass in prähistorischen Zeiten, wo Weg und Steg erst zu suchen waren, das Gebiet des Vorderrheins langsam und spärlich besiedelt wurde. Daher sind auch die Funde wenig zahlreich, aber sie fehlen nicht ganz.

Die Hauptstrasse von Reichenau nach Ilanz und dem Bündner Oberlande führt über Flims. Neuer ist die jetzt auch dem Wagenverkehr geöffnete Verbindung Reichenau-Versam-Valendas-Ilanz. Bei Versam wälzt die wilde Rabiusa die Wasser des Savientales dem Vorderrhein zu. Prähistorische Reste sind in diesem Tale nicht gefunden worden, mit Ausnahme eines Bronzebeils mit halbkreisförmiger Schneide (Taf. I, 4), das auf einer Alp bei Sculms in ca. 1400 m Meerhöhe zum Vorschein kam.[1]) Es liegt im Rätischen Museum in Chur.[2])

Eine Stunde oberhalb Versam liegt in der Nähe des Vorderrheins das Dorf Valendas. Daselbst wurden beim Strassenbau in einer Felsspalte 2 Bronzebeile mit schwachen Randleisten gefunden (Taf. I, 1 und 3). Das eine ist meisselartig, langgestreckt; das andere zeigt den Typus der Salezerbeile, aber mit schmaler Schneide. Beide Beile waren verschollen,[3]) bis ich sie in einer Privatsammlung wieder fand. Jetzt befinden sie sich im Rätischen Museum.[4])

Da, wo der Glenner, aus dem Lugnetz kommend, sich mit dem Vorderrhein vereinigt, liegt Ilanz und in seiner Nähe das Dorf Kästris (romanisch Castrisch), bei welchem ein im Aberglauben jener Gegend eine bedeutsame Rolle spielender Schalenstein sich findet.[5]) Etwa 300 m von demselben entfernt liegt ein Granitblock mit einer Vertiefung, welche dem Abdruck eines linken menschlichen Fusses ähnelt (Erosion?).

Ilanz, romanisch Glion, rühmt sich, das höchstgelegene Städtchen der Schweiz zu sein (718 m). Es ist das erste, welches der junge Rhein auf seiner Wanderung begrüsst. Bei Ilanz wurde 1850 ein gut erhaltenes Bronzeschwert entdeckt, das schliesslich ins Rätische Museum gelangte, freilich in „gereinigtem“ und „geschliffenem“ Zustande. Gegenwärtig ist es mit einer „künstlichen“, giftig grünen Patina bedeckt. Das Objekt ist aber trotzdem echt, wie Caviezel nachwies. Er

[1]) Antiqua 1887 p. 5.

[2]) Katalog Chur (1891) p. 14.

[3]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde VI (1890) p. 346.

[4]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft von Graubünden 1895 p. 16.

[5]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. III (1879) p. 904 und Taf. XXIV (resp. XXVI), 3.

hat das Schwert noch in besserem Zustande gesehen. Der Finder glaubte, es bestehe aus Gold, reinigte es und schliff es zu, denn nach seiner Meinung verdeckte ja die Patina das Gold. Später, als konstatiert worden, dass es „nur“ Bronze sei, wollte man den Edelrost wieder herstellen und zwar chemisch; daher das verdächtige Aussehen.

Das Ilanzer Bronzeschwert[1]) besitzt eine Gesamtlänge von 45 cm, wovon 10—11 auf den tordierten Griffdorn fallen. Die grösste Klingenbreite befindet sich unweit der Spitze und misst 3,5 cm. Der Querschnitt der Klinge ist rautenförmig.

Von Ruis gelangte ein schaufelförmiges Bronzebeil ins Landesmuseum.[2])

Südlich von Ilanz gehts auf interessantem Wege nach Vals. Gleich oberhalb Ilanz liegt Luvis (romanisch Luvēn), bei welchem eine römische Münze[3]) und eisenzeitliche (La Tène-) Gräber zum Vorschein kamen. Der Fundort der letztern ist in Quadras oberhalb der steinernen Brücke im Val Pilacus. Die ersten Gräberfunde wurden nicht beachtet; erst als 1887 und 1892 die Beigaben in den Steinkisten, welche die Skelette bargen, auffielen, schenkte man den Funden mehr Aufmerksamkeit. Seit meiner Besprechung der Luviser Gräber in den Sitzungsberichten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (1892 p. 92, mit 3 Textfiguren) ist wieder ein Grab entdeckt worden, das einen Spiralring enthielt.

Welchen Alters die in Riein,[4]) südöstlich von Luvis, auf der andern Talseite, in Sandstein gehauenen, Tonscherben und Waffen enthaltenden Gräber waren, lässt sich nicht mehr entscheiden, da die Funde verloren gingen.

Im Jahr 1873 wurden in dem Dorfe Villa im Lugnetz römische Münzen entdeckt, wovon zwei ins Rätische Museum gelangten.[5]) Nur nebenbei sei bemerkt, dass in der Gegend von Villa und Lumbrein sich Reste der Pfahlbauerschafe bis auf unsere Tage erhalten haben,[6]) ähnlich wie im Bündner Oberland das uralte Torfschwein noch in relativer Reinheit vorhanden sein soll.

Südlich unterhalb des vorhin genannten Villa vereinigt sich der aus dem Vals kommende Valserrhein mit dem Glenner, der das Lugnetz durchfliesst. Der bedeutendste Ort im Vals ist St. Peter oder Vals-Platz.

Als man daselbst, um heisseres Wasser zu erhalten, die Therme tiefer im Berg fassen wollte und einen Stollen baute, fand man 10—15 m tief in der Erde Knochen und Zähne von Rind, Schwein, Hirsch[7]) und dabei eine Scherbe aus feingeschlemmtem Ton (Taf. I, 12) mit einem eigentümlichen Henkel, wie er sonst wohl nur in den Terramaren Italiens gefunden werden könnte.

Hoch über dem Dorfe Vals, am Übergang nach dem Savien, fand ein Hirte zwei Bronzedolche.[8]) Nach seiner Angabe hätte am grössern Stück, einem Dolch mit Griffzunge, der Holzgriff sich noch erhalten gehabt; er sei beim Aufheben zerbröckelt. Nur wenig kleiner ist der

[1]) Vgl. J. Heierli: Urgeschichte der Schweiz p. 242 Fig. 214.
[2]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. 1901 p. 84.
[3]) Mitteilung Caviezels.
[4]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde IV (1881) p. 128.
[5]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft Graubünden III (1873) p. 12.
[6]) Neue Zürcher Zeitung vom 12. VII 1900, No. 191, II. Abendbl.
[7]) Bestimmungen von Prof. Dr. C. Keller in Zürich.
[8]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. I (1870) p. 124 und Taf. X, 2 und 3. Antiqua 1887 p. 5 und Taf. III, 2—4.

Dolch mit massivem Rundgriff, der hinten mit einer kleinen Platte abschliesst, während sich am Klingenende des Griffes ein kleiner Wulst zeigt. Rundum laufende Kreise dienen als Griff-Verzierung. Beide Dolche liegen im Rätischen Museum.[1])

Einer der ältesten prähistorischen Funde im Bündnerlande dürfte das Bronzebeil mit halbkreisförmiger Schneide sein,[2]) das 1811 in einer Kiesgrube an der Landstrasse von Ilanz nach Waltensburg (romanisch Uors la foppa) gefunden wurde, etwas unterhalb der letztern Ortschaft. Es ist 20 cm lang und 9 cm breit und gehört mit den Beilen von Sculms-Versam und Lostallo zu den „haches à bords droits". Waltensburg[3]) ist der oberste Punkt im Vorderrheintal, von dem ein prähistorischer Fund bekannt ist. Allerdings soll man in Rinkenberg bei Truns Feuerstein-Artefakte gefunden haben, aber es ist mir nicht gelungen, die Fundobjekte oder auch nur zuverlässige Berichte darüber zu erhalten.

Die römischen Funde lassen sich noch höher hinauf verfolgen. Beim Strassenbau auf der Passhöhe des Lukmanier (Gemeinde Platta) wurde im Jahre 1876 ein prächtiger eisener Wurfspiess gefunden (Taf. V, 13) und von Ingenieur Gilli dem Rätischen Museum geschenkt.[4]) Es wäre aber zu gewagt, gestützt auf diesen Fund und einige alte Strassenspuren anzunehmen, die Römer hätten einen Weg über den Lukmanier angelegt.[5])

III. Das Gebiet des Hinterrheins.

Der am Rheinwaldhorn entspringende Hinterrhein durchfliesst zuerst das Rheinwaldtal, eilt dann durch die Rofna in das Schams und durch die Viamala ins Domleschg. Am Anfang dieses letztern Tales nimmt er die aus dem Schyn herausrauschende Albula auf und vereinigt sich endlich bei Reichenau mit seinem kleinern Bruder, dem Vorderrhein. Er bildet eine der Linien, längs welcher schon in prähistorischer Zeit Leute gegen das Hochgebirge vorgedrungen sind, längs welcher die ersten Verkehrswege entstanden. Es ist nun interessant, zu sehen, wie im Domleschg die römischen Funde gleichmässig auf beiden Seiten des Tales, die vorrömischen fast ausnahmslos auf der rechten Talseite sich finden, fast alle nicht in der Talsohle, sondern auf den mehr oder weniger geneigten Terrassen an den Talgehängen. Im Schams werden die uns interessierenden Fundstücke seltener und hören im Rheinwald ganz auf, um erst jenseits der Passhöhen des Splügen und Bernhardin sich wieder zu zeigen.

Wer, bei Reichenau den Rhein überschreitend, ins milde Domleschg eintritt, gelangt nach einer leichten Stunde über Bonaduz nach Rhäzüns, dessen wohlerhaltenes Schloss der Sage nach von dem Etruskerfürsten Rätus erbaut worden sein soll und dessen mit Wandmalereien verzierte

---

[1]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft Graubünden 1, 10 und Katalog Chur (1891) p. 14.

[2]) Antiqua 1887 p. 5 und Taf. III, 7.

[3]) Ob die 1902 bei der Fundamentierung eines Brunnens im Dorfe Waltensburg in ca. 2 m Tiefe gefundenen Skelette prähistorisch waren, ist sehr zweifelhaft. Beigaben fehlten oder wurden nicht beachtet.

[4]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft von Graubünden VII (1877) p. 6. Katalog Chur (1891) p. 21.

[5]) Vgl. Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 139. Auch die „Römerstrasse" von Chur über die Oberalp und die Furka nach dem Wallis, die v. Sprecher im Jahrbuch des S. A. C. 1874/75 erwähnt, ist rein hypothetisch.

Kirche St. Georg schon 960 in einer Urkunde erscheint. Oberhalb des Dorfes und auf der Rhäzünser Alp fand man Reste der römischen Strasse,[1]) die unfern des Schlosses den Rhein übersetzt haben soll und an dieser Strasse kamen gegen den Heinzenberg hinauf römische Münzen zum Vorschein.[2]) In dem auf der rechten Rheinseite hoch über dem Tal gelegenen Feldis (romanisch Veulden) sind 1873 ebenfalls römische Münzen gefunden worden, von denen eine ins Rätische Museum gelangte.[3])

Von Rhäzüns stieg die Römerstrasse allmählich hinauf zu der Terrasse, auf welcher heute die Dörfer Präz, Sarn, Masein, Urmein etc. liegen. Schon Röder und Tscharner[4]) berichten, dass man auf dem Heinzenberg eine Goldmünze der Römer gefunden; 1891 wurde mir mitgeteilt, dass in Sarn eine Münze aus der römischen Kaiserzeit zum Vorschein gekommen sei und 1899 wurde in Präz eine solche des Augustus entdeckt. Auch von der römischen Strasse sollen am Heinzenberg mehrfache Reste nachgewiesen sein. Diese lassen sich von Urmein gegen Saissa verfolgen.[5])

In Masein stiess man am Südende des Dorfes in einem wallartig erhöhten Platze auf Skelettgräber, die unbeachtet blieben. Der einzige sicher prähistorische Fund der linken Talseite des Domleschg ist ein Bronzebeil von der Form desjenigen vom Lürlibad bei Chur. Es wurde in einem Acker unfern der Anstalt Realta bei Kazis, also in der Talsohle, gefunden.

Reichlicher sind die Funde auf der rechten Seite des Domleschg, wo sich heute eine Reihe zum Teil in prächtigen Baumpflanzungen versteckter Dörfer hinzieht. Das unterste derselben ist das durch seine Stahlquelle bekannte Rothenbrunnen (romanisch Giufaulta). Bei der Ruine Nieder-Juvalta daselbst fand Caviezel 1868 drei Feuersteinmesser, von denen zwei [alle drei? vgl. Anmerkung [1]) auf folg. Seite] jetzt im Rätischen Museum liegen. Das eine war 10 cm, das zweite 8 cm, das dritte 7 cm lang.[6]) Im Gute Curtchin da mulin, bei der Brücke zwischen Rothenbrunnen und Ortenstein, kam eine Knopfsichel aus Bronze zum Vorschein und bei er sura, unterhalb Ober-Juvalta fand sich ein Bronzestück von 5 cm Länge und 2 cm Durchmesser, welche beide Objekte ebenfalls dem Rätischen Museum einverleibt wurden.[7]) An römischen Münzen aus Rothenbrunnen und Umgebung konnten ein Caligula, Trajan, Hadrian, Antonin, Mark Aurel, Commodus, Constans und Maximus bestimmt werden (Mitteil. Caviezels).

In dem auf einer Anhöhe gelegenen Dorfe Tomils (romanisch Tumegl) kamen 1855 bei Urbarisierung des Bodens in vigna nova zwei Plattengräber mit Skeletten zum Vorschein, deren eines Armschmuck trug. Dieser bestand aus einer Bronzespange und einem Spiralband. Beide Stücke wurden verkauft.[8]) 1862 fand sich etwas weiter unten noch ein Grab. Aus Tomils stammen römische Münzen von Vespasian, Antonin, Commodus und Constantin [Mitteil. Caviezels]. Ein dem Tomilser ähnliches Plattengrab wurde auch bei Paspels (romanisch Pasqual) entdeckt. Bei dem unfern des eben genannten Dorfes gelegenen Canova kamen in den sechziger Jahren in der Nähe

---

[1]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 138 und Mscr. Dietrich Jecklin.

[2]) Mscr. Caviezel.

[3]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden IV (1874) p. 8.

[4]) Der Kt. Graubünden (1838) p. 99.

[5]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 138.

[6]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. VI (1890) p. 346. Katalog Chur (1891) p. 13.

[7]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. VI (1890) p. 346. Katalog Chur (1891) p. 15.

[8]) Vgl. auch Anzeiger f. schweiz. Altertumskde VI (1890) p. 347.

der Burgruine Neu-Sins mehrere Feuersteinspäne zum Vorschein, von denen einige ins Rätische Museum gelangten.[1]) Von römischen Münzen aus Paspels und Rodels liessen sich Lucilla und Constantin bestimmen.

Am oberen Ende des Domleschg, vor den Eingängen in die Schynschlucht und in die Viamala, liegt das Dorf Sils (romanisch Seglias), in dessen Nähe verschiedene Altertümer gefunden wurden. Es ist besonders der Johannisfelsen, auf dem die Ruine Hohenrätien oder Hoch Realta sich erhebt, als Fundort von Anticaglien bekannt. In einem Steinbruch am Fuss des Johannisfelsens fand man eine Keulennadel aus Bronze[2]), bei der Ruine Hoch Realta ein Sichelfragment aus Bronze,[3]) sowie ein Bronzebeil[4]) und auf dem Johannisfelsen eine „etruskische" Fibula.[5]) In den Jahren 1879 und 1896 kamen auf Hoch Realta auch römische Bronze- und Silbermünzen nebst einem Handmühlstein ans Tageslicht.[6]) Die Sage hat das hohe Altertum der Burg Hohenrätien treu bewahrt und erzählt von der Erbauung derselben durch Rätus, den Führer jener Schar, welche von Etrurien aus ins Alpengebirge geflohen und den Grundstock gelegt haben soll zu dem Volk der Räter oder Rätier in Graubünden. Hier, wie an vielen andern Orten, hat die Sage einen wahren Kern: An der Stelle Hoch Realta's haben schon in der Bronzezeit Menschen geweilt, wie die Funde beweisen. Das benachbarte Thusis lieferte eine römische Münze des Nero.

Oberhalb der Viamala liegt das Schams mit dem bekannten Kurort Andeer, wo beim Bau einer Wasserleitung ein Bronzebeil vom Salezertypus, aber weniger ausgeschweifter Schneide (Taf. I, 2), zum Vorschein kam.[7]) Vom Schams stammen eine La Tène-Fibel und ein Statuettchen (Taf. V, 16), beide aus Bronze bestehend und mehrere römische Münzen, die in Zillis, Donath und Andeer gefunden wurden.[8])

Die Frage, wo der römische Strassenzug im Schams zu suchen sei, ist schwer zu beantworten. Wir wissen aus der Tab. Peuting. und dem Itin. Ant., dass von Clavenna (heute Chiavenna) zur Zeit der Römer zwei Strassen nach Curia zogen und wir vermuten, dass die eine derselben über das Oberhalbstein, die andere über den Splügen geführt habe. Auch über den Bernhardin zog sich eine römische Strasse. Die erwähnte römische Militärkarte fügt zwischen Clavenna und Curia drei Stationen ein: Tarvessedo, Cunu aureu und Lapidaria. Man hat Tarvessedum an verschiedenen Orten am Südabfall des Splügenpasses gesucht, z. B. in Madesimo und Campo dolcino, Cunus aureus auf der Passhöhe vermutet und Lapidaria ins Schams versetzt, ohne aber bestimmte Fundstellen, die dazu passten, ausfindig gemacht zu haben. Was speziell Lapidaria angeht, so suchen es die einen bei

[1]) Der Katalog des Rätischen Museums erwähnt nur ein Stück aus diesem Fund, obwohl nach Briefen von C. P. v. Planta und Prof. Brügger im Archiv der Antiq. Gesellsch. Zürich mindestens zwei Stück ins Rätische Museum gelangten. Auf einer Photogr. von 1894 aus diesem Museum, die ich Caviezel verdanke, sind drei Feuerstein-Stücke mit Canova, zwei mit Rothenbrunnen bezeichnet. Da an letzterm Ort drei Stück gefunden worden, vermute ich, dass auch diese Bezeichnung von 1894 falsch sei und dass zwei Stücke von Canova und drei von Rothenbrunnen stammen.

[2]) Antiqua 1887 p. 4 und Taf. III, 1. Katalog Chur (1891) p. 14.

[3]) Katal. Chur (1891) p. 14.

[4]) Mscr. Caviezel und Dietr. Jecklin.

[5]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden IV (1874) p. 8.

[6]) Mscr. D. Jecklin und Caviezel. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. 1896 p. 131 und XXVI. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft von Graubünden (1896) p. 19.

[7]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. N. F. I (1899) p. 50.

[8]) Mitteilung Caviezels.

Saissa oberhalb Thusis und der Viamala, andere höher oben im Dürrenwalde und dritte gar auf der Annarosa oberhalb Wergenstein, wo Reste einer Sust gefunden worden sein sollen.[1]) Alte Strassenreste, sogar solche mit Steinpflasterung, gibt es allerdings sowohl im Schams, als am Splügen und im S. Giacomo-Tal, aber ob sie römisch seien, lässt sich schwer entscheiden. Derartige Spuren fehlen auch im Rheinwald und am Bernhardin nicht, aber sie sind nicht beweisend. Es scheint mir überflüssig, den vorhandenen Hypothesen noch eine weitere beizufügen oder mich zu Gunsten einer derselben zu entscheiden, bevor uns bessere Kriterien zur Verfügung stehen und diese können nur durch Ausgrabungen gefunden werden. Es wäre eine schöne Aufgabe für eine historisch-antiquarische Gesellschaft oder eine Römer-Kommission, dieses Problem in Angriff zu nehmen. Nur eine Bemerkung sei gestattet! Die Römerstrasse kann nicht durch die Viamala gezogen worden sein, wohl aber durch die Rofnaschlucht. Wenn man nun noch die übrigen Terrain-Verhältnisse im Schams in Betracht zieht, die auf der Tab. Peuting. angegebenen Distanzen vergleicht und bedenkt, dass bei Zillis, Donath und Andeer zahlreiche römische Münzen gefunden wurden, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, Lapidaria habe in der Gegend von Andeer gelegen.

Zum Gebiet des Hinterrheins gehört auch die Albula mit der Julia und dem Davoser Landwasser. Durch mehrere Pässe steht dieser Teil des Rheingebietes mit dem Süden, Osten und Norden in Verbindung und der Schyn verknüpft es mit dem Westen. Die wichtigeren dieser Passlinien sind schon in prähistorischer und römischer Zeit benutzt worden, so der Flüela, welcher Davos mit dem mittlern Engadin verbindet, der Albulapass, welcher durch die von Thusis herkommende Eisenbahn eine erneute Bedeutung erhalten hat, der Septimer und Julier, die das Oberhalbstein mit dem Bergell und dem Ober-Engadin verbinden und der Pass über die Lenzerhaide, der den Wanderer aus dem Albulatal nach Chur geleitet.

Am Nordfuss des Flüela liegt der berühmte Kurort Davos. 200 m über dem Davoser See fand man im Juni 1889 in 1774 m Meereshöhe beim Legen einer Wasserleitung ein Bronzebeil mit vier Schaftlappen (Taf. I, 7) von der Form desjenigen vom Lürlibad bei Chur.[2]) Dadurch gewinnt ein Fund auf der Höhe des Flüela erhöhte Bedeutung: eine Bronze-Lanze von 40,5 cm Länge, welche 1867 beim Strassenbau zum Vorschein kam und, wie jenes Beil, im Rätischen Museum geborgen ist.[3]) Die beiden Funde von Davos scheinen anzudeuten, dass durchs Prättigau eine Verbindung mit dem Engadin schon in der Bronzezeit existierte und wenn in den genannten Tälern bezügliche Funde fehlen, so liegt das wohl hauptsächlich daran, dass im Bündnerlande eben relativ selten Erdbewegungen stattfinden, da wenig industrielle Anlagen erstellt werden, wenig Ackerbau getrieben wird und nicht, wie z. B. im Wallis, durch Anlage von Rebbergen der Boden weiter Striche bis in bedeutende Tiefe umgewühlt wird. Wir dürfen hoffen, aus den Tälern und von den Pässen des Kantons Graubünden noch manch wertvollen Fund zu erhalten.

Wie der Flüela das Rheingebiet mit dem mittleren Engadin verbindet, so ermöglicht der Albulapass Beziehungen mit dem Oberengadin. Am Nordfuss desselben liegt Bergün. Über einen „Kragenkelt", der dort gefunden worden sein soll, konnte nichts Näheres in Erfahrung gebracht

[1]) Vgl. Der neue Sammler 1806 p. 353; 1808 p. 162; 1812 p. 311. Mitteilungen d. Antiq. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 137. Bavier: Die Strassen der Schweiz (1878) p. 12.

[2]) Anzeiger für schweiz. Altertumskde. VI (1891) p. 478. Katalog Chur (1891) p. 15.

[3]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden I (1871/72) p. 10. Antiqua 1887 p. 3 u. Taf. II, 3. Katalog Chur (1891) p. 15.

werden, wohl aber liegt im Rätischen Museum eine Bronzespange aus Bergün[1]), die einen Typus der reinen Bronzezeit repräsentiert. Sie weist Stollen auf und zeigt auf der Aussenseite Kerben, oben und unten von Parallelen begrenzt, die vom Rand durch je eine Punktreihe getrennt sind.

Im Sommer 1887 wurde in Filisur, einem Dorfe an der Albula unterhalb Bergün, ein neuer Friedhof erstellt. Dabei kamen in 90 cm Tiefe zwei Bruchstücke eines Bronzehammers und ein Gussstück aus Bronze zum Vorschein, die dem Rätischen Museum geschenkt wurden.[2])

Etwas unterhalb der Stelle, wo das Davoser Landwasser sich in die Albula ergiesst, liegt Alvaneubad und höher am Bergabhang das Dorf Alvaneu. Beim Bad wurden 1867 römische Münzen gefunden, von denen 1 Silbermünze und 17 kupferne Stücke ins Rätische Museum gelangten. Im Katalog[3]) werden sie dem Kaiser Nero zugeschrieben. Es fanden sich aber nach Mitteilung Caviezels römische Münzen sowohl im Dorf, als beim Bad, darunter ein Alex. Severus und eine Faustina.

Eine starke Stunde von Alvaneu entfernt, weiter unten an der Albula, liegt Tiefencastel, wo sich die Route Chur-Julier mit der Albula, also der Verbindung Davos-Thusis, kreuzt. Von Chur aus führt die Strasse nach dem Julier über Churwalden und die Lenzerhaide nach Tiefencastel. Unmittelbar bevor sie die Passhöhe (1550 m) erreicht, liegt Parpan, wo 1888 bei Erstellung der Churer Wasserleitung im Weidli eine eigentümliche Bronzeaxt gefunden wurde.[4]) Sie erinnert an ungarische Formen (Taf. I, 8).

Von Parpan führt die wohl schon den Römern bekannte Strasse über die Lenzerhaide nach Lenz und dann hinunter ins Tal der Albula. Links unterhalb Lenz liegt am Ausgang des Schyn die bekannte Solisbrücke (in der politischen Gemeinde Obervaz). Beim Strassenbau unfern dieser Brücke wurde 1868/69 ein Skelett gefunden und bei demselben ein Henkelkrug aus Kupfer (Bronze[5]), ähnlich wie wir ihn noch von Soglio und Castaneda kennen lernen werden.

Näher bei Lenz und 150 m höher als die Solisbrücke liegt Alvaschein. Bei der Säge daselbst kamen 1868 ein Bronzemesser und ein Stift (Schmalmeissel?) zum Vorschein. Wenn Caviezel[6]) sagt, der Stift sei verloren gegangen, so ist dasselbe wohl auch vom Messer anzunehmen.

Bei Alvaschein wurden von Strassenarbeitern in einer Felsspalte zahlreiche Gerippe gefunden. Eine kleine Ausgrabung, die der Engländer C. V. Goddard daselbst vornahm, liess wohl noch einige Knochen, Kohlen, zerschlagene Steine etc. finden, aber nichts, was ein hohes Alter der Gräber bezeugt hätte.

Von Tiefencastel (romanisch Casti), wo man noch zu Campells Zeiten Rudera eines römischen

---

[1]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden IV (1874) p. 8. Antiqua 1887, Taf III, 5. Katalog Chur (1891) p. 15.

[2]) Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden XVII (1887) p. 4. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VI (1890) p. 345 und Taf. XXII, 2a und b.

[3]) p. 25.

[4]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VI (1890) p. 344 und Taf. XXII, 1a—d.

[5]) Mscr. Dietr. Jecklin und Caviezel.

[6]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VI (1890) p. 347.

Kastells gesehen haben will[1]) und wo römische Münzen von Gallienus und Valens entdeckt wurden, steigt die Julierstrasse durch den „Stein“ hinauf nach Conters. Die Römerstrasse muss unten am Fluss oder übers Gebirge geführt haben. Dass hier irgendwo eine Verbindung bestand, lehrt das bereits erwähnte Itin. Ant. Schon in vorrömischer Zeit machte sich auf diesem Wege ein gewisser Verkehr geltend. Das beweist der Schatzfund von Burwein (Burvagn) bei Conters (romanisch Cunter). Derselbe bestand in zwei ineinander liegenden Kupferkesseln, welche goldene und silberne Armringe, griechisches Erz, kleine Pfeifchen, ein silbernes Kesselchen und zahlreiche massaliotische Münzen enthielten.[2]) Der Finder verkaufte seinen Fund einem Italiener und ein Goldschmied in Chiavenna schmolz fast alles ein: nur einige Münzen und ein silbernes „Weihrauchfass“ mit Kette blieben erhalten. 1789 wurde angeblich an derselben Stelle ein goldenes Regenbogen-Schüsselchen gefunden, das Prof. Schreiber in Freiburg (Baden) erhielt.[3]) Von dem „Weihrauchfass“ ist glücklicherweise eine Zeichnung erhalten:[4]) ca. 20 Münzen aus dem Burweinerfunde liegen in den Museen von Zürich und Chur[5]).

Das Itinerar des Antonin weist einen Strassenzug Clavenna-Curia auf, an dem eine Station Tinnetione genannt wird. Der Name Tinnetio hat sich im heutigen Tinzen im Oberhalbstein erhalten. Dieses Dorf liegt nicht weit von dem eben besprochenen Conters entfernt. An der Strasse von Conters nach Tinzen liegt Savognin (deutsch Schweiningen), wo beim Hôtel Planta römische Kupfermünzen zum Vorschein kamen. Etwas näher bei Tinzen befindet sich, noch im Gebiete von Savognin, der Hügel Patnal, in und auf welchem zahlreiche römische Münzen gefunden wurden und in welchem man die Reste des römischen Tinnetio vermutet.[6]) In Tinzen (romanisch Tinizung) selbst hat man wohl ein Kistengrab aufgefunden,[7]) aber mit Ausnahme einer Münze des Quintillus keine nennenswerten römischen Funde gemacht. Bei Tinnetio mag die römische Strasse ins Tal, das oberhalb Tinzens eng ist, bei Patnal aber breiter wird, herunter gestiegen sein. In den Flixer Alpen lassen sich, wie bei Stalla, am Julier und am Septimer alte Strassenzüge, sogar Wege mit Pflasterung, genug nachweisen, aber beim Begehen derselben kam ich zu derselben Idee, wie auf der Suche nach der Römerstrasse am Splügen und Bernhardin: Nur zahlreiche, kleinere, aber fachmännisch geleitete Grabungen können uns des Rätsels Lösung bringen.

Am Julier[8]) befinden sich nicht bloss alte Strassenspuren in Menge, alte, in Fels geschliffene

[1]) Röder u. Tscharner: Der Kt. Graubünden (1838) p. 95.

[2]) Neuer Sammler f. Bünden 1806 p. 450 und darnach Röder u. Tscharner a. a. O. p. 97. Vgl. Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich VII, 8 (1853) p. 205 und Taf. I, 7 u. 8; XIII, II, 4 (1868) p. 135; XV, 1 (1863) p. V, 1, 18 u. 31 und Taf. I, 1—7.

[3]) Taschenbuch f. Geschichte und Altertumskde. 1840 p. 245.

[4]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VII (1892) p. 55 u. Taf. IV, 1—2; (1894) p. 330.

[5]) Mitteil. von Dr. Zeller-Werdmüller. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden I, 10. Katalog Chur (1891) p. 18. Siehe auch obenerwähnte Publikationen.

[6]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 135; XV, 3 (1864) p. 63 u. Archiv gen. Gesellsch.

[7]) Archiv der Antiq. Gesellsch. Zürich.

[8]) Vgl. Stumpf, Tschudy, Campell, Haller. Röder u. Tscharner (1838) p. 96. Anzeiger f. schweiz. Geschichte und Altertumskde. 1860 p. 123; 1862 p. 50; 1867 p. 18 u. 39; 1865 p. 34. Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 130. XV, 3 (1864) p. 64. Bavier: Die Strassen der Schweiz (1878) p. 15. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellsch. Graubündens II, 7; III, 10. Keller: Archäol. Karte der Ostschweiz (1874) p. 2. Katal. des Rät. Mus. in Chur (1891) p. 25—28. Mscr. Caviezel. Mitteil. von Dr. Zeller-Werdmüller.

Karrengeleise, sondern auf der Passhöhe sind zu wiederholten Malen zahlreiche römische Münzen zum Vorschein gekommen und heute noch mahnen zwei am höchsten Punkte der Strasse stehende Säulenstücke an römische oder gar vorrömische [?] Zeit. Unter den Münzen vom Julier ist die früheste eine solche von Julius Cäsar,[1]) sodann folgen römische Kaisermünzen aller Art. Die älteste Strasse über den Julier scheint indessen nicht nach dem Silvaplaner See hinuntergestiegen zu sein, sondern in allmählicher Senkung um den Berg sich herumziehend, die Maloja erreicht zu haben.

Im Mittelalter wurde der Julier weniger benutzt, als der benachbarte Septimer, über den bekanntlich auch kaiserliche Heere nach Italien geführt wurden. Auf dem Septimer finden sich ebenso zahlreiche Strassenspuren: bei Casaccia sind solche noch vorzüglich erhalten. Auf der Passhöhe stand ein Hospiz. Der Septimer[2]) wird später schneefrei, als der Julier und die Strasse von Stalla nach Casaccia war den Lawinen mehr ausgesetzt, als die Julierstrasse; sie ist auch mühsamer. Diese Umstände und der Mangel an römischen Funden auf dem Septimer haben soweit geführt, dass das hohe Alter dieses Passes in Zweifel gezogen wurde. In einer prächtigen Untersuchung hat Berger die mittelalterlichen Spuren von Strassen erforscht; wenn man aber daraus den Schluss ziehen wollte, es habe zur Römerzeit keine Strasse über den Septimer geführt, so könnte ich diesen Schluss nicht anerkennen.

IV. Engadin und Bergell.

Das weltbekannte Hochtal, in dem der Inn entspringt, das Engadin mit seinem milden Klima, seiner reinen Luft, seinen vielbesuchten Heilquellen hat auch eine interessante Geschichte. Friedliche Perioden wechselten ab mit kriegerischen Zeiten. Die Liebe zu ihrer schönen Heimat aber hat die Engadiner selbst in der Not nie verzagen lassen und wenn auch viele ihr Brot in der Fremde suchen mussten, so kehrten sie früher oder später mit ihren Erparnissen wieder heim, um wenigstens den Lebensabend dort zuzubringen, wo ihre Wiege gestanden.

Es scheint jedoch, dass schon lange vor den Zeiten, von welchen die urkundliche Geschichte uns berichtet, das Engadin begangen und bewohnt gewesen sei. Die Römer sollen sogar, wie manche Leute glauben, eine Strasse durch das Tal gezogen haben und die Passfunde am Flüela, an der Albula und am Julier deuten auf noch ältere Verbindungen hin. Wirkliche Funde sind indessen nicht viele bekannt geworden.

Nahe der Schweizergrenze, bei Schleins (roman. Tschlin) im Unter-Engadin, befindet sich eine Landwehre, genannt Serviezel, ebenso wie eine talaufwärts bei Remüs gelegene Burgruine. Aus welcher Zeit die Letzi[3]) stammt, ist unbekannt. Bei der Burgruine Serviezel fand man Skelette unbestimmbaren Alters in Steinkisten.[4])

[1]) Mitteil. Caviezels.

[2]) Vgl. Campell. Codex dipl. I, 19 p. 32; I, 39 p. 59; I, 267 p. 396. Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 131. Nüscheler: Gotteshäuser I, 113. Bavier: Die Strassen der Schweiz (1878) p. 14; besonders aber Berger: Die Septimerstrasse [im Jahrb. f. schweiz. Geschichte XV (1890) p. 1—180].

[3]) Vgl. Röder u. Tscharner p. 95. Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XVIII, 1 p. 36, Anzeiger f. schweiz. Geschichte u. Altertumskde. 1859 p. 10. Die Ableitung des Namens Serviezel von Vitellius ist eine ethymologische Spielerei Campells.

[4]) Mscr. Caviezel.

Zweifelhafter Natur sind die von Schreiber bei Sent angeführten Steindenkmäler: Die Pedre fitte (Pierre fitte) bei Crusch vor dem Eingang ins Val d'Uina und der Stein der Höhle (La Grappa del couven) etwas weiter unten.[1])

In Schuls treffen wir Reste von festen Werken des Mittelalters, aber auch römische Spuren.[2]) Das Schweizerische Landesmuseum birgt eine Münze des römischen Kaisers Constans, die in Schuls gefunden wurde. Bei Tarasp deutet der Ortsname Clusa auf eine alte Letzi. Einen interessanten Fund bewahrt das Schweizerische Landesmuseum von Castlins (Chaschlins) bei Süs: eine Lanzenspitze vom Typus derjenigen, die auf der Höhe des Flüelapasses gefunden wurde.[3]) Süs, wo der Flüelapass ins Engadin mündet, besitzt ausser der sagenumsponnenen Ruine Castlins oder Castlatsch noch mehrere andere Burgstellen, z. B. Caschinnas, wo die fortezza sura stand und wo zu Campells Zeiten[4]) römische Münzen und Waffen zum Vorschein kamen. Auch in neuerer Zeit sind daselbst Römermünzen gefunden worden.[5])

An der Grenze zwischen Ober- und Unter-Engadin liegt das stattliche Dorf Zernez. Bei demselben soll sich ein Schalenstein befinden.[6]) G. de Bonstetten berichtet von Funden römischer Münzen in dieser Gegend.[7]) Am Spöl, der bei Zernez in den Inn mündet, sind Reste einer Serra zu sehen und weiter talabwärts befand sich bei Clüs eine Landwehre, deren Alter ebenfalls noch nicht ermittelt wurde.

Von Zernez führt gegen Südosten der Ofenpass ins Münstertal hinüber, das seine Wasser der Etsch zusendet. Von Tirol aus mag ein „Rasiermesser“ aus Bronze, eine südliche Form, nach St. Maria im Münstertal gelangt sein.[8])

Im Oberengadin liegt das Dorf Scanfs, dessen Serra auch schon von Campell beschrieben wurde. Diese Landwehre befand sich bei der St. Georgskapelle (St. Güerg) und unterhalb derselben seien viele Gruben, die einst als Annäherungshindernisse erstellt worden waren. Solcher Art sind vielleicht die Mardellen (Wohngruben), von denen Schreiber, der bei Scanfs auch Grabhügel gesehen haben will, spricht.[9]) Ein sicherer Fund aus dieser Gegend ist ein Bronzemesser mit Vollgriff,[10]) das im Schweizerischen Landesmuseum aufbewahrt wird (Taf. I, 10).

Von Samaden kamen Silbermünzen der gens Curiata, des Mark Aurel, Gordianus und Philippus an die Antiquarische Gesellschaft Zürich.[11]) In Celerina will Schreiber ebenfalls Grab-

---

[1]) Taschenb. f. Geschichte u. Altertum in Süddeutschl. IV (1844) p. 303. Vgl. dagegen G. de Bonstetten: Recueil d'Antiquités Suisses p. 5, Anmerk. 9.

[2]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. I (1869) p. 117.

[3]) Anzeiger f. schweizer. Altertumskunde. N. F. I (1899) p. 36. Jahresbericht des Schweizer. Landesmus. 1899 p. 35.

[4]) Campell in Mohrs Archiv I, 22. Vgl. Röder u. Tscharner p. 98 u. 118. Der neue Sammler 1808 p. 94.

[5]) Anzeiger f. schweiz. Geschichte u. Altertumskde. 1860 p. 125. Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden I, 10. Katalog Chur (1891) p. 25.

[6]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. III (1878) p. 869.

[7]) Recueil p. 5, Anmerk. 9.

[8]) Es befindet sich im Schweiz. Landesmuseum (echt?).

[9]) Taschenb. f. Geschichte u. Altertum IV (1844) p. 5 und 8.

[10]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. I (1869) p. 19 u. Taf. I, 7. Der Katalog Zürich I, 128 nennt irrtümlich als Fundort St. Moriz.

[11]) Protokoll Zürich II, 100.

hügel entdeckt haben.[1]) Im Val Saluver bei Celerina wurde eine eiserne Lanzenspitze gefunden.[2]) Von Samaden und Celerina führt die Bernina-Strasse nach dem Poschiavino. An dieser Strasse liegt das vielbesuchte Pontresina, wo prähistorische Bronzen und römische Münzen[3]) gefunden wurden. Jenseits der Passhöhe, in Poschiavo und Le Prese, fanden sich mehrere Gräber unbestimmbaren Alters mit Skeletten in Steinkisten.[4]) Hart an der Schweizergrenze, in Brusio, kamen wieder römische Münzen zum Vorschein, wovon eine Silbermünze des Antonin und zwei Kupfermünzen des Trajan und Philippus nach Zürich gelangten.[5])

Am kleinsten der drei oberengadinischen Seen liegt der berühmte Kurort St. Moriz. Bei Erstellung einer Wasserleitung daselbst fand man in 4 m Tiefe ein wohlerhaltenes Bronzebeil (Taf. I, 5), das im Rätischen Museum in Chur geborgen ist.[6]) Von der Acletta bei St. Moriz stammt eine römische Münze des Alexander Severus.[7]) Jüngeren Datums scheinen Stücke bearbeiteten Holzes von Lerche und Fichte[8]) zu sein, welche in Salastrains oberhalb des Dorfes, am Abhang gegen den Piz Nair in ca. 2000 m Meerhöhe, also über der heutigen Waldgrenze, in 2—3 m Tiefe unter einer Torfschicht gefunden wurden. Sie sind mit scharfen Werkzeugen zugehauen und zum Teil durchbohrt. In derselben Lage seien auch ganze Baumstämme gesehen worden. (Mitteilung von Steffani-Stoppani.)

Ganz allmählich ansteigend, erreicht die Talsohle des Engadin bei Maloggia die Höhe von 1817 m über Meer; dann folgt der Steilabfall gegen das Bergell. Wenn je eine römische Strasse von Chiavenna durchs Engadin oder über den Julier zog, so musste sie vom Dorfe Casaccia die Malojawand erklimmen, wo man allerdings mehrere alte Strassenzüge findet.

Über Casaccia erhebt sich der Pizzo Lunghino, in dessen Fels ein dichter Idokras ansteht, der den aus Pfahlbauten wohlbekannten grünen, harten und seltenen Nefritoiden in Farbe, Bruch und Härte so ähnlich ist, dass man ihn als Jadeit oder als „ein neues Nefritoid“ erklären wollte.[9])

Von Casaccia, das bei 1459 m Meerhöhe liegt, zieht eine heute noch relativ gut erhaltene Strasse den Septimer hinan.[10]) Das Alter dieser „Römerstrasse“, welche im Mittelalter sehr stark benutzt wurde, wird allerdings bestritten, wie wir gesehen haben; aber das Fehlen römischer Altertümer beweist nichts. Ist übrigens gründlich nach solchen gesucht worden?

Das Bergell hinunter begleiten uns alte Strassenspuren, die ebenfalls römisch sein sollen. Aber erst bei Castelmur-Bondo treffen wir auf deutlichere Reste derselben. Dorthin verlegen die meisten Autoren auch das römische Murus des Itiner. Ant.,[11]) während es Gisi in Castelmur oder Casaccia, Campell in Sils [Engadin][12]) vermutet.

---

[1]) Taschenbuch IV, 6.

[2]) XXV. Jahresber. des hist.-antiq. Vereins von Graubünden 1895 p. 16. Mitteil. Caviezels und Fr. Jecklins.

[3]) Mscr. Caviezel. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. N. F. III (1901) p. 226.

[4]) Anzeiger f. schweiz. Geschichte u. Altertumskde. 1858 p. 7 u. 62. Bericht von E. Michael.

[5]) XVII. Bericht der Antiq. Gesellsch. Zürich p. 8.

[6]) Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden XVII, 4 u. XVIII, 3. Katalog Chur (1891) p. 15.

[7]) Mscr. Caviezel.

[8]) Bestimmung von Prof. A. Engler in Zürich.

[9]) E. v. Fellenberg in den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 1889.

[10]) Bavier: Die Strassen der Schweiz.

[11]) Vgl. Mitteil. der Ant. Gesellsch. Zürich XIII, II, 4 (1861) p. 130 und Bavier a. a. O.

[12]) Gisi: Quellenbuch I, 57. Codex diplom. I, 193 p. 298.

Die Lage von Castelmur ist derart, dass den Römern, wenn sie durchs Val Bregaglia zogen, dieser Punkt unbedingt auffallen musste. Das enge Tal wird nämlich bei dem zu Bondo gehörigen Dörflein Promontogno durch einen Querriegel so vollständig abgeschlossen, dass kaum noch Platz für die Mera und die Strasse übrig bleibt, welch letztere mit einem Tor, einer „Porta Bregalliæ“ [1]) gesperrt werden könnte. Auf dem Rücken jenes Querriegels sitzen die Ruinen des Schlosses Castelmur, die nach Meyer auf römischer Grundlage ruhen mögen. Vom Verbleib der römischen Münzen, die in Castelmur gefunden worden, lässt sich freilich nichts sagen: sie entziehen sich also unserer Kontrolle, aber die Spuren der alten Strasse lassen sich nicht nur bei Promontogno nachweisen, sondern begleiten uns nach dem Grenzorte Castasegna und nach Chiavenna, dem römischen Clavenna, wo sich die beiden Römerstrassen, welche uns die Tab. Peuting. und das Itiner. Ant. nachweisen, vereinigten.

Nur wenig unterhalb Bondo liegt das zu Soglio gehörige Spino, in dessen Nähe man bei Strassenarbeiten einen Bronzekessel und ein einhenkliges Töpfchen aus Bronze auffand (Taf. III, 18), wahrscheinlich eisenzeitliche Grabgefässe, die im Rätischen Museum in Chur aufbewahrt werden.[2]) Der Kessel hat die Form der Situlæ; er besitzt zwei Henkel. Das Bronzeblech ist auf den Seiten des Gefässes mittelst grosser Nägel vernietet und der Boden des Kessels nicht gelötet, sondern gefalzt.

V. Das Misox.

Das von der Moesa durchflossene, vom Bernhardinpass bis nach dem Tessin sich ziehende Tal, welches dem Wanderer alle Abstufungen der Vegetation zeigt, von der Höhe von 2000 m, wo der Baumwuchs aufgehört hat, bis zu den südlichen Regionen, die in 200 m Meerhöhe im Freien schon den Lorbeer, die Myrthe, Granaten und an Spalieren Zitronen reifen lassen, hängt kulturell mit dem Kanton Tessin zusammen. So finden wir denn schon aus prähistorischer Zeit an mehreren Stellen des Tales denselben Typus der Gräberfelder mit demselben Inhalt, wie in der sich archäologisch immer mehr als ein Bevölkerungs- und Kulturzentrum sich herausschälenden Gegend von Bellinzona mit den Nekropolen von Claro, Castione, Cerinascia, Gorduno, Molinazzo, Giubiasco, Pianezzo etc.

Die urgeschichtlichen Funde im Misox gruppieren sich hauptsächlich um zwei Zentren. Das eine derselben befindet sich am Eingang ins Calancatal, im Dorfe Castaneda oberhalb Grono, das andere in Mesocco, dem wichtigsten Dorf des oberen Tales, am Fuss des S. Bernardino-Passes gelegen. An beiden Orten hat man schon seit Dezennien Antiquitäten gefunden, die zum Teil unbeachtet blieben, verloren gingen oder zerstreut wurden und nur zum geringen Teil öffentlichen Sammlungen zu Gute kamen.

Im Jahre 1880 erwarb das Rätische Museum in Chur den ersten Grabfund von Castaneda.[3]) Der Fundort lag am östlichen Abhang der kleinen Ebene, auf welcher die Kirche und der Friedhof stehen. Die Gräber waren 1878 zum Vorschein gekommen. Sie bestanden aus Stein-

[1]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XVIII, 1 (1872) p. 32.

[2]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. III (1876) p. 659 u. Taf. III, 17 u. 18. Katalog Chur (1891) p. 18.

[3]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. IV (1880) p. 70. Antiqua 1885 p. 50. Vgl. Katalog Chur (1891) p. 17.

kisten, in welchen sich Aschenurnen und zahlreiche Beigaben befanden. Schon früher war man daselbst auf Gräber gestossen und seither kamen immer wieder Berichte von neuen Funden in Castaneda. Ein Teil derselben gelangte ins Rätische Museum[1]), ein anderer ins Schweizerische Landesmuseum[2]), ein dritter in Privatbesitz.[3]) Im ganzen sind in Castaneda wohl schon weit über 100 Gräber ausgenommen und zerstört worden und noch immer scheint die Nekropole nicht erschöpft zu sein. Der Platz, den sie einnimmt, ist ungemein günstig gelegen. Man übersieht von dort einen grossen Teil des tief unten liegenden unteren Misox' und beherrscht zugleich den Eingang in das an Naturschönheiten so reiche Tal der Calancasca.

Der Umstand, dass in Castaneda nie fachmännische Ausgrabungen vorgenommen, dass die Fund-Objekte durcheinander geworfen wurden, dass man nicht einmal weiss, was in jedem einzelnen Grab beisammen lag, ist die Ursache, dass die schönen Funde des eigentlichen wissenschaftlichen Wertes entbehren und nur als Vergleichsstücke benutzt werden können. Die meisten Gräber scheinen verbrannte Leichen enthalten zu haben. Das Rätische Museum gelangte jedoch u. a. in den Besitz eines menschlichen Unterkiefer-Fragmentes; also sind in Castaneda auch Skelett-Gräber vorgekommen.

Die Funde weisen fast nur Schmucksachen und Gefässe auf; Werkzeuge und Waffen fehlen nahezu gänzlich. Besonders zahlreich ist der Hängeschmuck in Form von Ketten, Perlen aus Bronze und Bernstein, Schmuckplatten, Ohrgehängen, Schmuckrädchen und Amuletten. Die zahlreichen Bernsteinperlen erscheinen oft an Bronzedraht aufgereiht. Manche derselben haben zylindrische Form, andere sind doppelkonisch, dritte scheibenförmig, eiförmig oder kugelig. Die Bronzeperlen kommen zumeist in Ringform vor und sind nicht bloss als Halsschmuck aufzufassen, sondern fanden sich auch an Fibelbügeln. Glasperlen von blauer Farbe scheinen erst bei den neueren Ausgrabungen beachtet worden zu sein. Als Ohrgehänge werden Bronzescheibchen mit Kettchen oder Anhängering und mit Kreisverzierung betrachtet. Körbchenartige Gehänge aus Bronze fanden sich häufig als Fibelschmuck (Taf. III, 8 a und b). Als Brustschmuck betrachte ich kreisverzierte Platten mit kugeligen Gehängen und Aufhängeringen (Taf. III, 12 u. 13), wogegen rädchenartige Bronzen mit runden, kreisgeschmückten Auswüchsen (Taf. III, 10 u. 11) vielleicht als Kleiderschmuck oder als Fibelgehänge gedient haben.

Die sog. Amulette sind fast immer mit dem Kreisornament versehen. Sie haben oft die Form scheiben- oder plättchenartiger Gehänge, oft aber sind sie schwert- oder sichelförmig.

Ringschmuck ist in der Nekropole von Castaneda auch nicht selten. Kleine, unverzierte Ringe kommen als Gehänge an Fibeln vor, grössere dienten wohl als Armzierde oder trugen Perlen; einige sind durch Kerben an der Aussenseite verziert. Von vollendeterer Technik, als die eben genannten Schmucksachen sind die Bronze-Gürtelhaken, welche durch getriebene Buckel verziert sind und ganz denen von Molinazzo etc. gleichen. Eines der besterhaltenen Stücke dieser Art liegt im Rätischen Museum (Taf. III, 14).

Die interessantesten Fundstücke von Castaneda sind unstreitig die Fibeln, die in mindestens

[1]) Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1897 p. 16; 1898 p. 17; 1899 Beilage G. Die im Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. 1897 p. 79 unter Augio erwähnten Funde stammen laut Mitteilung von Regierungs-Statthalter Denicola in Augio auch von Castaneda.

[2]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. N. F. I (1899) p. 92.

[3]) Prähist. Blätter 1899 p. 6.

6 verschiedenen Typen auftreten (Taf. II, 1—4 und 10). Wenig zahlreich sind die fibulæ a grandi coste, die Bügelfibeln mit geradem Fuss, die Kahnfibeln und Schlangenfibeln; häufiger erscheinen die Certosafibeln, die Früh-La Tène-Fibeln aus Bronze und Eisen und am häufigsten die Sanguisuga-Typen. Wenn man hieraus einen Schluss ziehen wollte, so könnte man annehmen, das Gräberfeld sei von Beginn der Eisenzeit, vielleicht schon vom Ende der Bronzeperiode an bis in die La Tène-Zeit hinein benutzt worden.

Die Keramik ist in den uns zugänglichen Funden von Castaneda nicht gut vertreten; das Rätische Museum besitzt indessen doch einige Tongefässe, wozu ein fragmentiertes Holzgefäss und mehrere Bronzekessel kommen. Eine Aschenurne aus Ton ist 14 cm hoch, ebenso ein Henkelkrug, der freilich defekt ist. Zwei bauchige Tongefässe sind am Hals gebrochen. Ein 19,5 m hoher Henkeltopf besitzt eine sehr lange Ausgussröhre. Endlich erwähnen wir noch einige Becher, deren einer im Landesmuseum sich befindet.

Schon im Fund von 1878 kamen ein ganzer und ein fragmentierter Bronzekessel nach Chur, beide von Situla-Form. Seither sind mehrere ähnliche Kessel dazu gekommen (Taf. III, 19). Der grösste derselben ist 33 cm, ein zweiter 26,5 und der kleinste 17 cm hoch. Das Schweizerische Landesmuseum besitzt einen schüsselartigen Bronzekessel mit Eisenhenkel aus diesem Gräberfeld.

Zum Schlusse wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass in Castaneda auch ein Eisenmesser, eine Lanze, ein Schwert aus Eisen gefunden wurden und endlich ein Abziehstein (Wetzstein). Schwert und Messer liegen in Chur, die Eisenlanze befindet sich unter den nach München verkauften Objekten.[1])

Es steht zu hoffen, dass uns auch die Gegend unterhalb Castaneda noch archäologische Funde bescheren werde. Bereits wurde durch die Tagesblätter der „Fund eines antiken Grabes“ von Roveredo gemeldet, von dem mir aber genauere Nachrichten fehlen. Dagegen gelangten aus dem oberen Misox zahlreiche Funde zu unserer Kenntnis. 1883 wurde in Lostallo[2]) ein 19 cm langes und 8,5 cm breites Bronzebeil mit halbkreisförmiger Schneide gefunden. Es liegt im Rätischen Museum. Wichtigere Funde aber lieferte die Gemeinde Mesocco.

Oberhalb des Dorfes wurden schon 1818 beim Bau der Bernhardinstrasse 24 Gräber mit Bronzen entdeckt, 1831 kamen römische Münzen zum Vorschein, ebenso 1884 und 1885. Wahrscheinlich entstammen alle diese und die weiter zu besprechenden Funde demselben grossen Grabfelde beim Weiler Anzone. Erhalten haben sich nur die um 1884 und seither gemachten Funde.[3]) Aus ihnen geht

---

[1]) Die eben angeführten, z. T. prächtigen Fundstücke von Castaneda lassen ahnen, welchen Schatz wir besässen, wenn derselbe sorgfältig ausgebeutet worden wäre. Zwar bricht sich erfreulicherweise auch bei uns die Einsicht immer mehr Bahn, dass prähistorische Ausgrabungen, wenn sie wissenschaftlichen Wert haben sollen, von Fachmännern geleitet werden müssen, aber es gibt doch immer Gesellschaften und Museen, die dergleichen Arbeiten von beliebigen Leuten ausführen lassen, etwa unter Aufsicht von Vereinsvorständen, die natürlich den Fundort nur hier und da besuchen und schon zufrieden sind, wenn nur die Grabbeigaben nach Gräbern auseinander gehalten werden. Wir „praktischen“ Schweizer müssen in dieser Beziehung vom Auslande noch sehr viel lernen, vor allem das, dass die Resultate der Ausgrabungen von der minutiösen Sorgfalt der bei der Untersuchung beteiligten Personen und ganz besonders von den prähistorischen Kenntnissen derselben abhängen.

[2]) Antiqua 1884 p. 32. XIII. Jahresbericht d. hist.-antiq. Gesellsch. v. Graubünden (1883) p. 11. Katalog Chur (1891) p. 14.

[3]) Antiqua 1885 p. 65 u. 90. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. 1885 p. 176. Bollet. storico 1885 No. 7—8. Katalog Chur p. 16. Mscr. Caviezel. Bericht D. Jecklins. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. 1892 p. 57. Jahresber. des Schweiz. Landesmuseums II (1893) p. 33; VI (1897) p. 65, 83; VII (1898) p. 68.

wenigstens soviel hervor, dass diese Nekropole zeitlich an diejenige von Castaneda anschliesst, in der Früh-La Tène-Zeit entstand und bis ins I. Jahrhundert unserer Zeitrechnung benutzt wurde.

Auch in den Misoxer Funden erregen zunächst die Fibeln unsere Aufmerksamkeit (Taf. II, 6—9 und 11—15). Die Früh-La Tène-Fibeln bestehen aus Bronze. Bei einigen derselben ist das an den Bügel zurückgelegte Fussende mit einem Menschenköpfchen verziert, welche Kunstübung auch in den Gräbern bei Bellinzona recht häufig vorkommt. Die Mittel-La Tène-Fibeln erscheinen in Bronze und Eisen. Hier und da weist eine dieser Fibeln einen gerippten, mit dem Bügel verschmolzenen Fuss (Taf. II, 12) auf, eine Technik, die ebenfalls in der Bellenzer Gräbergruppe zu finden ist. Eine solche Fibel wurde auch in Peschiera gefunden.

Die Mittel-La Tène-Fibel, welche auf Taf. II, 14 abgebildet ist, zeigt eine besondere Form. Auf die Spirale folgt ein langer glattgehämmerter Bügel, der auf beiden Seiten das schon oft erwähnte Kreisornament trägt. An diesen der Höhe nach gestellten Bügel schliesst sich der Nadelfuss, welcher mit einem Knöpfchen abschliesst. Derartige Fibeln sind bisher nur im Misox nachgewiesen worden (Taf. II, 13 und 14) und ich habe sie deshalb „Misoxerfibeln" genannt.[1]) Einige Misoxerfibeln entbehren der Spirale; es geht der Bügel direkt in die Nadel über. Das hatte eine geringe Federkraft der letzteren zur Folge und so konnte denn an dieser Stelle leicht ein Bruch erfolgen, wie reparierte Exemplare im Rätischen Museum beweisen.

Eine Fibel zeigt die Verbindung zwischen La Tène- und Armbrustfibel (Taf. II, 7). Zwei La Tène-Fibeln tragen Inschriften. Bei der einen lassen sich auf der Platte, unter welcher der Fibelfuss den Bügel umschliesst, die Buchstaben FMIF erkennen (Taf. II, 15), bei der anderen liest man (D)VROTIX. Aus der Zeit der römischen Okkupation stammen Haken- und Scharnierfibeln aus Bronze.

Die Perlen aus den Gräbern von Mesocco sind weniger zahlreich, als in Castaneda, wahrscheinlich weil sie ihrer Kleinheit und Farbe wegen wenig beachtet wurden. Es fanden sich jedoch Perlen aus Bernstein, Silber, Glas und Email (Paste), worunter eine Warzen- oder Augenperle von Glas.

Zahlreich scheinen die Bronzeringe gewesen zu sein; einer besteht aus Weissmetall. Auch Bronzespangen (offene Ringe) sind zu erwähnen: eine derselben ist mit Kerben verziert. Dazu kommen Eisenringe, an deren einem ein Doppelknopf klebt (Taf. V, 3) und Ringe aus Bronze. Endlich gehört noch eine Pinzette hieher.

Die Tongefässe sind meist auf der Drehscheibe erstellt; auch Terra sigillata erscheint. Manche Gefässe enthielten Asche verbrannter menschlicher Leichen. Neben Schalen kommen Becher vor, Töpfe mit und ohne Henkel, Krüge von sehr gefälligen Formen, alles aus sorgfältig geschlemmtem und gut gebranntem Ton bestehend (vgl. Taf. IV). Ein Bronzetopf ist henkellos, eine Bronzeurne nur fragmentarisch vorhanden.

Einige Geräte bestehen aus Eisen, so eine Ahle, Nägel und mehrere Messer, worunter grosse Exemplare mit geschwungener Schneide und Flachgriff, der meist in einen Ring endigt (Taf. V, 10). Die anderen Messer sind kleiner und endigen in einen Dorn.

Aus Eisen bestehen auch Lanzen, Dolche und ein Früh-La Tène-Schwert. Die Lanzen zeigen La Tène-Form; zu ihnen dürfte ein eisernes Schaftende, ein sog. Stiefel gehören. Die römischen Münzen aus Mesocco reichen von Augustus bis Gordian. Sie bestehen aus Bronze.

---

[1]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VII (1892) p. 57 und Taf. IV, 2 und 3.

Ein sehr interessanter Fund wurde im Campo grande, südlich vom Dörflein Benabbia, ebenfalls in der Gemeinde Mesocco, gemacht. Es ist eine grosse Platte aus Gneis, welche die Inschrift trägt $\frac{\text{VALAVNAL}}{\text{RANENI}}$ und im Rätischen Museum geborgen ist [Textfigur 2]. Die Platte ist 70 cm lang und 25 cm breit. Pauli schreibt über die Inschrift: „Bedeutung und Sprache unbekannt, Schrift dem lepontischen Alphabet eng verwandt und gleich diesem ohne Zweifel nordetruskisch, d. h. Tochteralphabet des Etruskischen.“[1]) Beim Dörfchen Andergia, etwas oberhalb Mesocco's, kam ein anderer Inschriftstein zum Vorschein. Er enthielt die Worte IOCVI VTONOIV : RINIADI, die sprachlich mit den Inschriften im südlichen Tessin verwandt sein sollen.[2])

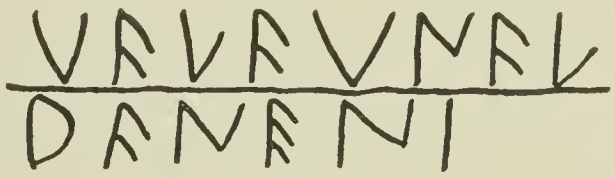


Fig. 2.

VI. Das Gebiet unterhalb Chur.

Das Bündnerland besitzt ein grosses Eingangstor: Das Rheintal unterhalb Chur, das sich gegen Norden verbreitert. Da hinauf zogen wohl die ersten germanischen Ansiedler. Sie brachten germanische Kultur mit sich und drängten im Laufe der Zeit die Räter zurück. Ihre Sprache ist heute in Bünden die herrschende: die Dialekte der Räter weichen immer mehr zurück; italienisch wird nur im Bergell, Puschlav und im Misox gesprochen.

Man sollte glauben, im Rheintal unterhalb Chur müssten zahlreiche Funde aus germanischer Zeit konstatiert werden können; dem ist aber nicht so. Auch sind die Orts- und Flurnamen zum guten Teil rätisch, nicht deutsch. Es scheint also mehr die germanische Herrschaft eingedrungen zu sein, als germanisches Volk.

Auch vorgermanische Funde sind im Gebiet unterhalb Chur nicht sehr zahlreich. Sie wurden, wie schon aus der Bodenbeschaffenheit erklärlich ist, fast ausnahmslos auf der rechten Talseite entdeckt. Links des Rheins kamen nur bei Untervaz einige Bronzen zum Vorschein und erst im Gebiet des Kantons St. Gallen, von Ragaz an abwärts, werden prähistorische Funde zahlreicher.

Im Jahre 1881 fand sich auf einer Alp am Abhang des Calanda bei Untervaz eine Lanzenspitze aus Bronze.[3]) Sie ist 17 cm lang und besitzt eine Tülle; Verzierungen fehlen. Bedeutend länger ist eine andere Lanzenspitze aus demselben Metall,[4]) welche am unteren Teil der Tülle verziert ist und, wie jene, im Rätischen Museum in Chur aufbewahrt wird (Taf. I, 14).

Über dem Dorfe Untervaz liegt die Alp Cosenz, wo 1892 ein Bronzedolch zum Vorschein kam.[5]) Er hat vier Nietlöcher, von denen zwei ausgerissen sind. Seine Länge beträgt 11 cm, die Breite höchstens 3 cm. Die Mitte ist etwas verdickt, sodass ein spitzovaler Querschnitt entsteht (Taf. I, 15). Auch dieser Fund gelangte ins Rätische Museum.

---

[1]) Antiqua 1885 p. 63, 89, 128. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. V (1885) p. 176. Katalog Chur p. 17 und Taf. I.

[2]) Bollet. storico della Svizzera Italiana 1893 p. 105. Vgl. auch Rivista archeol. di Como 1902 p. 41.

[3]) Antiqua 1887 p. 4 (wo der Fundort im Albulatal gesucht wird). Katalog Chur (1891) p. 14.

[4]) Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1900 p. 17.

[5]) Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1892 p. 16. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VII (1893) p. 200.

In der Gegend von Untervaz wurden ausserdem römische Münzen gefunden, so z. B. ein Domitian in Lat ob Neuenburg.[1])

Auf der rechten Talseite unterhalb Chur liegt zwischen grossen Rüfinen das Dorf Trimmis (958 Trimune, um 998 Trimons). Südlich desselben erheben sich auf steilabfallendem Bergvorsprung die Ruinen von Ruchenberg, bei welchen eine römische Münze ans Tageslicht gefördert wurde.[2])

Eine Stunde unterhalb Trimmis liegt Zizers, das alte Zizuris, wo das Fragment einer Schwertklinge aus Bronze gefunden wurde, das im Rätischen Museum geborgen ist,[3]) und Kupfermünzen des Augustus und Galba zum Vorschein kamen.

Eines der vorzüglichsten Stücke im Churer Museum ist der Igiser Helm, ein Geschenk Constantin Jecklins. Es ist ein Helm aus Bronze, der um 1860 unter einem Baume in der Nähe des Dorfes Igis gefunden wurde.[4]) Spätere Nachgrabungen an der Fundstelle sollen noch Hirschknochen, Asche und angebrannte Steine zu Tage gefördert haben. Der Helm wog 1969 gr und erhielt beim Ausgraben einen Pickelhieb, wovon das Loch (siehe Textfigur 3) herrührt. Er besteht aus einem Stück Bronze, das ursprünglich gegossen und nachher gehämmert worden zu sein scheint. Kamm und Wulst tragen Verzierungen, die aus einem Zopfband mit zwei oder drei senkrecht gekerbten Bändern bestehen. Derselbe Helmtypus, wie in Igis, fand sich in dem um den Beginn unserer Zeitrechnung in Gebrauch stehenden Gräberfeld von Giubiasco im Kanton Tessin mehrfach und stammt wohl auch der Igiser Helm aus einem Grab, dessen weiterer Inhalt unbeachtet blieb.

Fig. 3.

Igis hat an römischen Münzen z. B. einen Antonin geliefert, der bei Oberbruck unfern der Eisenbahnstation Landquart gefunden wurde.[5])

Von Landquart führen Strasse und Bahn ins östlich davon gelegene, durch eine Klus gegen die Rheinebene abgeschlossene Prättigau hinein. Dieses langgestreckte Tal ist bis jetzt noch arm an archäologischen Funden. In Seewis fand man einen Steinhammer[6]) und römische Kupfermünzen von Domitian und Philippus,[7]) welch letztere im Schweizerischen Landesmuseum liegen; bei der Ruine Stadion in Luzein wurden römische Münzen entdeckt.[8]) Dass aber das Prättigau trotz der mangelnden Funde schon in der Bronzezeit begangen wurde, beweisen die Funde an der Passlinie Davos-Flüela einerseits und am Übergang ins Montafon andererseits. In der Tat wurden auf dem Schlappiner Joch oberhalb Valcalda, also hart an der Schweizergrenze, eine 12 cm lange Lanzenspitze aus Bronze gefunden und unweit davon, auf der Valcalder-Alpe im Rossthäli, unterhalb Gamsbliess,

---

[1]) Mitteil. D. Jecklins. Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1896 p. 19.

[2]) Mscr. Caviezel.

[3]) Katalog Chur (1891) p. 14.

[4]) Corresp. im Archiv der Antiq. Gesellsch. Zürich. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. III (1876) p. 686 und Taf. X (XII). Katalog Chur (1891) p. 16.

[5]) Mscr. Caviezel.

[6]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. I (1869) p. 19.

[7]) XXI. Bericht der Antiq. Gesellsch. Zürich (1864/65) p. 5.

[8]) Röder und Tscharner: Der Kanton Graubünden p. 98.

ein italisches Exportstück von der Form eines Lappenkeltes aus Bronze. Beide Funde liegen im Vorarlberger Museum in Bregenz.[1])

Kehren wir ins Rheintal, das wir bei Landquart (Igis) verliessen, zurück, so stossen wir bei Jenins wieder auf einen prähistorischen Fundort. Oberhalb der Burg Aspermont und unter der Vorderalp fand Prof. Tarnutzer ein Steinbeil, das er dem Rätischen Museum schenkte.[2]) Zahlreicher sind die Funde beim benachbarten Städtchen Maienfeld. In einem Weinberge daselbst fand man eine „geschwollene" Bronzenadel mit kegelförmigem Kopf, der oben in eine Platte endigt.[3]) Die Nadel ist 12,5 cm lang und trägt am geschwollenen Halsteil rundum laufende Kerben. Im Zwingwolf, etwa 1/4 Stunde oberhalb Maienfeld, wurde ein 19 cm langes Bronzebeil mit kleinen Schaftlappen entdeckt. Es ist noch in Privatbesitz, während die oben erwähnte Nadel dem Rätischen Museum einverleibt wurde.

In Maienfeld, wo manche Forscher die römische Station Magia suchen (siehe Karte), kamen auch römische Münzen zum Vorschein, besonders im Steigwald,[4]) der sich gegen die Luziensteig hinaufzieht, über welche die römische Heerstrasse von Curia nach Brigantium geführt hat. Die Luziensteig scheint schon in sehr früher Zeit begangen worden zu sein, denn man fand auf derselben ein Stück eines Steinbeiles[5]) und zwei Bronzenadeln mit verzierten Köpfchen.[6]) Diese Nadeln liegen im Rätischen Museum, während das Steinbeil in den Besitz des historischen Vereins Glarus gelangte. Unter den Römermünzen von der Luziensteig begegnen uns zwei Goldstücke von Constantin und Magnentius.[7]) Der römische Strassenzug ist nicht festgestellt, wenn auch einige Beobachter Stücke der „Römerstrasse" gesehen haben wollen. Auch das stellenweise ährenförmige Mauerwerk der Ruine Mörderburg am Nordabhang der Luziensteig (identisch mit der Burg Grafenberg in Röder und Tscharner p. 121 ?) wird, da derartige Mauerung auch in mittelalterlichen Bauten vorkam, nicht als römisches Werk gelten dürfen, und wenn im Schwabenkrieg eine Letzi zwischen Grafenberg und Gutenberg bei Balzers vorkommt,[8]) so beweist nichts, dass diese Landwehre in urgeschichtliche Zeit zurückreicht.

Das vorstehende Register der Funde bis zum Ende der Zeit der Römerherrschaft erschöpft den Kanton Graubünden. Es zeigt, dass wir in diesem Gebirgslande schon in prähistorischer Zeit autochthone Formtypen nachweisen können und dass neben allgemeinen mitteleuropäischen besonders italische Formen vorkommen. Diese letzteren, in der schweizerischen Hochebene äusserst selten, reichen aber nordwärts über Graubünden hinaus und scheinen bis an die Grenze des ehemals

[1]) Mitteilung von Dr. S. Jenny †.
[2]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VI (1891) p. 426. Katalog Chur (1891) p. 13.
[3]) XXII. Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden (1892) p. 16.
[4]) Mscr. Caviezel. Jahresber. der hist.-antiq. Gesellsch. von Graubünden 1895 p. 16.
[5]) Jahrbuch des hist. Vereins Glarus VIII (1872) p. 4.
[6]) Katalog Chur (1891) p. 14.
[7]) Anzeiger f. schweiz. Geschichte u. Altertumskde. 1863 p. 62.
[8]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XVIII, 1 p. 22.

rätischen Gebietes nachweisbar zu sein. Es darf darum hier nicht unterlassen werden, diese Formen noch weiter zu verfolgen. Sie erscheinen im St. Gallischen Reintal und im Vorarlberg, wo prähistorische Funde ziemlich zahlreich werden. Ich erwähne hier auf dem Gebiet des Kantons St. Gallen die eisenzeitlichen Funde der Ansiedelung Severgall (Burg) bei Vilters, die Bronzen aus der Ansiedelung Mels und dem unfern dieses grossen Dorfes liegenden Grabfelde von Heiligkreuz (Tscherfingen), die Spuren uralten Eisenbetriebs in und am Gonzen, die vereinzelten Bronzen von Wartau, Oberriet, Marbach und die Depotfunde von Bronzebeilen in Gams und Salez bei Sennwald. Diese Funde liegen in den Museen von St. Gallen, Zürich, Chur, Bregenz und Wien.

Auf dem Gebiet des Fürstentums Liechtenstein und Vorarlbergs, wo die römische Heerstrasse die Kastelle bei Schaan (in welchem einige Forscher die Station Magia der Römer zu erkennen glauben) und Clunia (bei Altenstadt) mit Brigantium (Bregenz) verband, seien aus älterer Zeit die Bronzen von Nendeln, Bendern, Mauren, Gamprin, Rugell, Tosters, Nofels, Feldkirch, Nüziders, Bludenz, Göfis, Pfitz, Tufers, Altenstadt (Gussstätte), Rankweil, Buchenbrunn, Götzis, Koblach, Hohenembs, Fussach und Bregenz erwähnt, worunter italische Typen mehrfach vertreten sind, und die eisenzeitlichen Funde von Balzers, Mauren, Gamprin, Nofels, Bings, Bürs, Götzis, Lautrach (Depotfund) und Bregenz. Diese Funde kamen fast ausnahmslos in das Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz und verdanke ich deren Mitteilung der Direktion dieses Museums.

B. Die Fundobjekte.

I. Steinzeitliche Funde.

Dass in einem Berglande, wie der Kanton Graubünden, die älteren Perioden der Vergangenheit nicht oder nur durch wenige Fundstücke repräsentiert sind, ist erklärlich und wenn auch in steinzeitlichen Pfahlbauten der Ostschweiz Artefakte aus Bündner Gesteinen nicht selten sind, so konnte das Rohmaterial eben in Flussablagerungen und Moränen der schweizerischen Hochebene gefunden werden und brauchte Graubünden deswegen nicht schon zur Zeit dieser Seedörfer bewohnt zu sein. Viel eher mochte etwa ein Jäger in die Täler am Quellgebiet des Rheins eindringen und von solchen Eindringlingen rühren vielleicht die spärlichen neolithischen Reste im Bündnerlande her.

Die steinzeitlichen Funde, die bis jetzt aus dem Kanton Graubünden bekannt geworden, bestehen in den zwei Steinbeilen von der Luziensteig (Fläsch) und Jenins, dem Steinhammer von Seewis[1]) und den Feuersteinlamellen von Rothenbrunnen und Canova (bei Paspels). Wenn die Nachricht, dass am letztgenannten Orte zahlreiche Silexmesser zum Vorschein kamen, richtig ist, so dürften wir im Domleschg einen Wohnsitz des Steinzeitmenschen vermuten.

[1]) Dieses Stück ist wohl identisch mit dem „am Abhang der Scesaplana“ vom Ingenieur Killias gefundenen Steinbeil. Abbildung siehe Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. (1869) Taf. I, 8.

II. Bronzezeitliche Funde.

In der Bronzeperiode scheinen die Zentralalpen an mehreren Stellen überschritten worden zu sein. Die Funde aus dieser Epoche sind ziemlich zahlreich: im Kanton Graubünden kennen wir 30 Fundstellen, die mit einiger Sicherheit hieher zu rechnen sind. Wir haben dabei auch nicht mehr bloss Einzelfunde, sondern bronzezeitliche Ansiedelungen, Werkstätten und Gräber zu notieren. Ansiedelungen, resp. Gusswerkstätten konnten in Ems, Rothenbrunnen und Filisur nachgewiesen werden und vielleicht darf man auch in Chur und Hohenrätien (Sils) von solchen sprechen. In Tomils scheinen bronzezeitliche Gräber gefunden worden zu sein. Hiezu kommen im nördlichen Vorlande Bündens die Bronzegräber von Heiligkreuz bei Mels, die Ansiedelungs- und Werkstättenreste von Mels, Gamprin, Altenstadt und endlich die Depotfunde von Salez (bei Sennwald) und Gasenzen (bei Gams).

Betrachten wir die einzelnen Fundstücke, so fällt auf, dass neben Typen, die durch ganz Mitteleuropa vorkommen, besonders viele italische Formen zum Vorschein kamen. Es finden sich sodann nordschweizerische und vereinzelt sogar ganz fremde Typen.

a. Schmuckgegenstände.

Kleine Objekte können bei zufälligen Grabungen am leichtesten übersehen werden; wir dürfen also im Bündnerlande, wo fast oder gar nie systematisch nach Altertümern gegraben wurde, nur wenige Funde von prähistorischen Schmucksachen erwarten. Indessen sind doch Nadeln und Ringe zum Vorschein gekommen. Unter den ersteren fallen die „Keulennadeln“ mit keulig anschwellendem Kopfe auf, wie sie in Maienfeld und auf Hohenrätien (Sils) gefunden wurden. Die Nadel von Maienfeld zeigt zudem einen gereifelten und „geschwollenen“ Hals. Geschwollene Nadeln kamen auch in Gamprin und im Hard bei Bregenz [1]) vor. Sie sind in der ebenen Schweiz sowohl in Landansiedelungen (z. B. Windisch), als in Pfahlbauten (z. B. Auvernier, Wollishofen-Zürich) und Gräbern der Bronzezeit (z. B. Weiach, Kt. Zürich) konstatiert worden. Interessant ist es, dass die Gräber von Heiligkreuz (Mels) mehrere „Mohnkopfnadeln“ enthielten, welchen ein ähnliches Exemplar im sog. Rollnahd bei Hohenems, Vorarlberg, an die Seite gestellt werden kann.[2]) Die Mohnkopfnadeln sind ein Charakteristikum einer Gruppe von Gräbern, die bis jetzt nur im Grossherzogtum Baden, im Elsass und in der Nordschweiz gefunden wurden. Sie enthielten neben den Mohnkopfnadeln auch gekerbte Bronzespangen (offene Ringe) und hier und da einen sog. Spiraldoppelhaken. Die Mohnkopfnadel im Pfahlbau Peschiera stammt wohl aus der Schweiz und beweist mit den Funden von Pfahlbau-Objekten bei Aosta, dass auch Bronzen aus der Schweiz nach dem Süden gelangt sind, nicht bloss umgekehrt.

In Chur kam eine Spange mit eingerollten Enden zum Vorschein, in Bergün aber eine solche mit Stollen und Kerben als Verzierung. Diese letztern sind eingefasst und erinnern an die oben

[1]) Katalog der prähist. Sammlung im Vorarlberger Landesmuseum p. 4 (mit Abbildung) u. 15.
[2]) Ibid. p. 11—12 (mit Abbildung).

genannte Gräbergruppe, wie sie uns z. B. in den Bronzezeitgräbern von Glattfelden, Thalheim, Egg im Kanton Zürich und anderen Orten entgegentritt.[1]) Aber auch im alträtischen Gebiet ausserhalb Graubündens kommt dieser Typus vor, z. B. in den Gräbern von Heiligkreuz bei Mels, wo ausserdem tordierte Spangen nebst grösseren und kleineren Bronzeringen konstatiert wurden.

b. Werkzeuge und Geräte.

Unter den im Bündnerlande gefundenen Bronzegeräten nehmen unstreitig die Beile den ersten Rang ein. Man kann 4 Typen derselben unterscheiden. Die älteste und einfachste Form ähnelt dem Steinbeil; nur sind schwache Randleisten vorhanden und ist die Schneide etwas ausgeweitet. Derartige Leistenkelte sind aus Salez (bei Sennwald) im St. Galler Rheintal bekannt geworden, ebenso von Gasenzen (bei Gams), Nüziders (Vorarlberg), Meilen (Zürichsee), Robenhausen und vielen anderen Orten. Dieser Typus findet sich auch in Italien häufig. Montelius[2]) führt ihn beispielsweise an von Pieve Albignola, Lodi, Baragalla, Cascina Ranza etc. Im Kanton Graubünden entdeckte man ein solches Beil in Valendas (Taf. I, 1). Vom „Salezertypus" unwesentlich verschieden sind Leistenkelte mit schmaler Schneide und etwas eingezogenem Mittelteil, wie sie in Andeer (Taf. I, 2), Valendas (Taf. I, 3), Gamprin und anderen Orten zum Vorschein kamen. Manche Leistenkelte haben eine breite, halbkreisförmige Schneide. Diese Form wurde konstatiert in Lostallo (Misox), Ruis (bei Ilanz), Waltensburg und Sculms (bei Versam, Taf. I, 4) im Kanton Graubünden. Aus Italien kennen wir diesen Typus aus Pieve Albignola unfern Pavia, Cascina Ranza bei Mailand etc. und in der Schweiz fand er sich schon im ältesten Bronzezeit-Pfahlbau Roseaux bei Morges,[3]) in Gräbern von Chamoson im Kanton Wallis,[4]) im Depotfund von Sigriswil (Berner Oberland[5]), in Zürich u. s. w. In Varese wurde eine Gussform dieses Beiltypus gefunden.[6])

Den dritten im Bündnerlande vorkommenden Typus bilden die Lappenkelte mit schmaler Schneide und deutlichen Schaftlappen, wie sie in St. Moriz (Taf. I, 5), Ems (Taf. I, 6) und Maienfeld ans Tageslicht gefördert wurden und aus dem Vorarlberg von Neu-Montfort bei Götzis und Buchbrunn bekannt sind. Es ist merkwürdig, dass die in Bronzezeit-Pfahlbauten so häufigen Lappenbeile in unseren Landfunden so selten erscheinen. Das St. Morizer Beil ist ein in Pfahlbauten seltener Typus. Noch seltener ist die Form, welche das Emser Beil zeigt. Sie wurde in Italien mehrfach nachgewiesen. In den Pfahlbauten der Schweiz entdeckte man diesen Typus z. B. in Wollishofen-Zürich,[7]) wo auch eine italische Situla erscheint, und in Corcelettes im Neuenburgersee.

Eine ebenfalls aus dem Süden Europas importierte Form wird durch Bronzebeile mit Lappen und breiter, schaufelförmiger Klinge repräsentiert. Derartige Beile können wir durch das Bündnerland bis an den Bodensee nachweisen. Sie fanden sich in Davos (Taf. I, 7), Kazis, Chur, in Nendeln, Gövis, Dornbirn, bei welch letzterem Beil die Klinge mit Kreisverzierung geschmückt ist, und auf

[1]) Abbildungen s. Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. V (1887) Taf. XXXIII.
[2]) Montelius: La Civilisation primitive en Italie. Ie partie. 1895.
[3]) Antiquités lacustres. Album. Lausanne 1896. Pl. XIII.
[4]) Mitteil. d. Antiq. Gesellsch. Zürich XXIV, 3 Taf. I, 8.
[5]) Ibid. II, 7, Taf. III, 2.
[6]) Montelius: La Civilisation primitive en Italie. Ie partie. 1895. Série B, Taf. III, 16.
[7]) Mitteil. d. Antiq. Gesellsch. Zürich XXII, 2 Taf. III, 9.

der Valcalder-Alp zwischen Montafon und Prättigau. In den Pfahlbauten der Schweiz fehlen diese „Schaufelbeile“ vollständig. Ganz eigenartig ist die Axt von Parpan (Taf. I, 8). Sie besitzt ein transversales Loch, trägt aussen am Kopf Zierleisten und erinnert an ungarische Typen. Das historische Museum Bern besitzt ein ähnliches Stück unbekannten Fundorts.

Bronzehämmer fanden sich in Filisur und Ems (Taf. I, 9): letzterer trägt Zierleisten, die in drei aussen über das Schaftloch laufenden geraden und je zwei seitlich davon sich befindenden Winkelfiguren bestehen.

Das Bronzemesser von Scanfs (Taf. I, 10) zeigt einen massiven Griff mit eingezogenem Hinterteil; auf der Klinge erkennt man Verzierungen, bestehend in Halbkreisen und konzentrischen Kreisen, die durch Parallelen miteinander verbunden sind. Auf dem Rücken des Messers sind ebenfalls Parallelensysteme sichtbar, die im Zickzack angeordnet erscheinen. Das oben erwähnte Gräberfeld von Heiligkreuz bei Mels lieferte zwei Bronzemesserchen mit Flachgriffen und in der Nähe dieses Fundortes, in Ragnatsch, fand sich ein in der Klingenform mit diesem Messerchen übereinstimmendes Stück, dessen Flachgriff aber mit zahlreichen Lappen die Holz- oder Bein-Handhabe erfasste und hinten in einen Ring endigt, ähnlich wie Messer von Binningen, Genf und Mellingen.

Bronzesicheln sind in Chur, Ems, Rothenbrunnen und Hohenrätien bei Sils zum Vorschein gekommen. Das Churer Stück ist nur fragmentarisch erhalten; dasjenige von Ems (Taf. I, 11) zeigt die aus Pfahlbauten wohlbekannte Flachsichelform, während in Rothenbrunnen eine Knopfsichel gefunden wurde.

Von keramischen Produkten der Bronzezeit ist im Kanton Graubünden nur die Scherbe von Vals bekannt geworden. Sie gehörte einem Henkeltöpfchen und ist um so wichtiger, als sie, wie einige Bronzebeile, Import aus dem Süden zu sein scheint und die Linie Ilanz—Vals—Hinterrhein—Mesocco als prähistorischen Verkehrsweg markieren hilft.

c. Waffen.

Schon seit langer Zeit hat die prächtige Lanzenspitze, welche auf dem Flüelapasse gefunden wurde, die Aufmerksamkeit der Besucher des Rätischen Museums in Chur auf sich gezogen. Sie ist mit einer Tülle versehen und besitzt am Rand der wenig ausladenden Flügel je vier Zierlinien. Denselben Typus zeigt die Lanze von Castlins bei Süs, die im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich liegt. Das untere Ende der Flügel ist kurz abgeschnitten; diese selbst sind in der Mitte etwas eingezogen. Ähnliche Lanzenspitzen fanden sich bei Zürich.[1]) Auch sie erinnern, wie die Parpaner Axt, an ungarische Typen.

Die Speerspitze von Sonnenberg in Chur besitzt kleine Flügel, aber eine relativ lange Tülle (Taf. I, 13).

Bei Untervaz wurde eine Tüllenlanze der häufigsten Form entdeckt. Das zweite Stück aus derselben Gemeinde, das wir erwähnten, ist merkwürdig wegen seiner Verzierungen (Taf. I, 14). Um den Tüllenrand zieht sich ein mit kreuzweisen Schraffen erfülltes Bändchen, von dem ein ähnliches Band senkrecht zu den Flügeln sich zieht; ein drittes Band liegt in der Mitte der Tülle,

[1]) Mitteil. d. Antiq. Gesellsch. Zürich XXII, 2 Taf. II, 1.

parallel dem ersten. An das erste Band aber schliessen sich schraffierte Dreiecke: Das Wolfszahn-Ornament, das charakterisch ist für eine jüngere Phase der Bronzezeit.

Aus dem nördlichen Vorlande Bündens kennen wir Bronzelanzen von Valcalden, Nofels-Rugell, Hohenems, Neuburg bei Götzis, Rankwil und Hard-Fussach am Bodensee.[1])

Charakteristischer als manche Lanzenspitzen sind die Bronzedolche, welche im Bündnerlande zum Vorschein kamen. Sie stammen von Vals, Rothenbrunnen und Untervaz. Die am Übergang von Vals nach Savien gefundenen zwei Stücke bestehen in einem 21,5 cm langen und bis 3,5 cm breiten Flachdolche mit 5 cm langer Griffzunge, welche zwei Nietnägel aufweist und einem 20 cm langen, 17 mm breiten Dolch mit massivem Griff von 9 cm Länge, der hinten und gegen die Schneide sich konisch verdickt, sonst aber rund ist. Als Verzierung erscheinen einige rundum laufende Kreise.[2]) Der letztere gleicht einem im Langenacker bei Knonau gefundenen Bronzedolche im Schweizerischen Landesmuseum. Auch dieser Typus stammt aus dem Süden. Ein Flachdolch mit vier Nietnagellöchern fand sich bei Untervaz (Taf. I, 15).

Aus dem Grabfeld von Heiligkreuz-Mels stammt ein sonderbarer Dolch. Die Klinge ist zweischneidig, mit rautenförmigem Querschnitt, der Griff aber ein Messergriff mit Reifen, wie wir ihn aus Bronzegräbern, die Mohnkopfnadeln und gekerbte Spangen enthielten, kennen.

Das Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz besitzt einen Bronzedolch mit zwei Nietlöchern aus Bendern. zwei verwandte Dolche aus Koblach, je einen Dolch mit Nietnagellöchern aus Altenstadt, Hard und aus Bregenz.

Graubünden hat bis jetzt drei (5?) Bronzeschwerter geliefert und aus dem Vorarlberg sind sechs solcher bekannt. Die eigentümlichste Form bietet das Schwert von Ilanz. Seine ganze Länge beträgt 45 cm. die Klinge 33,5 cm. Der Schwerpunkt des Schwertes liegt vor der Mitte, der Griffdorn ist spiralig gewunden und endigt in ein Knöpfchen. Verwandte Formen sind fast nur in Italien zum Vorschein gekommen; die bekannte Sammlung Ancona enthielt mehrere solcher Schwerter.

Beim Eisenbahnbau fand man unfern Reichenau ein Bronzeschwert, das ins Schweizerische Landesmuseum gelangte (Taf. I, 16). Es zeigt Weidenblattform, weist in der Mitte eine vom Griff bis zur Spitze laufende Verstärkung auf und wurde durch Nietnägel am Griff befestigt. Die Griffzunge ist kurz, die Nietnagellöcher sind ganz undeutlich; sonst ist das Schwert, das den ältesten einheimischen Typus zeigt, gut erhalten.

Andere Schwerter aus Bünden sind nur in Bruchstücken vorhanden. Ausser dem Schwertfragment von Zizers besitzt das Rätische Museum in Chur noch zwei Stücke von Bronzeschwertern, die wahrscheinlich auch in Bünden gefunden wurden. Das eine derselben gehörte einem Exemplar mit Schilfblattklinge, Griffzunge und Nietnägeln, das dem wohlerhaltenen Schwerte von Mauren im Lichtensteinischen glich. Dieses letztere befindet sich im Museum Bregenz.[3]) Ein ebenfalls wohlerhaltenes Antennenschwert im Vorarlberger Landesmuseum stammt aus St. Peters, Gemeinde Bings, unfern Bludenz,[4]) ein Schwertklingenstück von Lustenau. Ein ungarischer Typus fand sich an der Strasse

---

[1]) Katalog d. prähist. Sammlung des Vorarlberger Landesmuseums p. 5 u. 7.

[2]) Vgl. J. Heierli: Urgeschichte der Schweiz, Fig. 215.

[3]) XVI. Rechenschaftsbericht des Museum-Vereins Bregenz (1875/76) p. 12.

[4]) Katalog d. prähistor. Sammlg. d. Vorarlberger Landesmus. p. 15/16 mit Abbildung.

zwischen Valduna und Rankwil.[1]) Griff und Klinge sind ziseliert; der erstere, mit drei verzierten Reifen versehen, endigt in einen scheibenförmigen Knopf, der ebenfalls verziert ist.

Einen uralten Typus repräsentiert endlich ein 35,5 cm langes Schwert, das in Gamprin bei Bendern zum Vorschein kam.[2]) Die in der Mitte verdickte Klinge war durch vier grosse Nietnägel mit Holz- oder Beingriff verbunden. Das Ganze gleicht einem Dolche und zeigt die Entwickelung der Schwerter aus dem immer mehr in die Länge sich streckenden Dolch.

Wenn man die Resultate der Untersuchung über die Bündner Bronzefunde betrachtet, so ergibt sich zunächst, dass mehrere dieser Funde gleichalterig sind mit solchen, die in Italien und anderen Ländern schon eisenzeitlich genannt werden. Dies gilt z. B. von den schaufelförmigen Bronzebeilen, besonders von dem verzierten Stück aus Dornbirn (Vorarlberg). Die lange Dauer der Bronzezeit in der Schweiz ist übrigens schon oft hervorgehoben worden.

Die Bronzefunde des Kantons Graubünden sind zum Teil Berg- und Passfunde. Sie beweisen, dass eine Anzahl Gebirgspässe schon in der Bronzezeit begangen worden sein muss. Der Albulapass, die Flüela, der Pass über die Lenzerhaide sind schon damals bekannt gewesen.

Noch interessanter aber wird die Sache, sobald wir den spezifisch italischen Typen nachgehen. Diese finden sich z. B. in der Linie Mesocco—Bernhardin—Vals—Ilanz, am Schlappinerjoch zwischen Prättigau und Montafun und besonders auch im Vorarlberg. Sie werden aber in der Nordschweiz sehr spärlich und es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob diese Verhältnisse etwa darin begründet seien, dass schon in der Bronzezeit Bünden und Vorarlberg im Besitz einer Bevölkerung gewesen, welche ethnisch verschieden war von derjenigen der Bronze-Ansiedelungen in der schweizerischen Hochebene.

Diese Bevölkerung des rätischen Landes hat aber auch mit anderen Gegenden in Verkehr gestanden: das beweisen die Lanzentypen vom Flüela und von Süs, die Axt von Parpan und das ungarische Schwert von Valduna-Rankwil. Zahlreicher und enger werden diese Beziehungen in der Eisenzeit.

III. Eisenzeitliche Funde.

Die Eisenzeit des Kantons Graubünden hat uns hauptsächlich Gräber und Grabfelder hinterlassen. Die ausgedehnten Nekropolen von Castaneda und Mesocco zeigen die norditalische Eisenkultur in einer Variante, die am Tessin charakteristisch ist, besonders aber in der Gegend von Bellinzona, und, wenn auch weniger reich, in Ornavasso westlich und in Sesto Calende südlich des Lago Maggiore gut vertreten erscheint. Einzelne Objekte, die diesem italisch-eisenzeitlichen Gräber-Typus angehören, kamen in Luvis, Soglio, Obervaz und Igis ans Tageslicht. Das Grab von Felsberg enthielt eine Probe der in nordalpinem Gebiet heimischen Hallstatt-Keramik, das Grab von

[1]) Katalog der prähist. Sammlung des Vorarlberger Landesmuseums p. 12 (mit Abbildung).

[2]) Ibid. p. 3 (mit Abbildung).

Luvis eine jener La Tène-Ketten, wie sie in der Nordschweiz gefunden wurden, während am Tessin zwar ähnliche, aber typisch wohl davon unterschiedene Ketten von reicherer Art zum Vorschein kamen.

Neben Gräberfunden treten uns im eisenzeitlichen Bünden wesentlich Münzen entgegen, so in Conters, auf dem Julier, in Samaden und Mesocco, dessen römische Kaisermünzen in die folgende Epoche hinüberleiten.

In Chur und Andeer fand man Bronzestatuetten, die vielleicht der Römerzeit zuzurechnen sind. An mehreren Orten kamen Einzelfunde zum Vorschein und in Mesocco zwei Inschriften, die mit denjenigen im Tessin und in Oberitalien in Beziehung zu setzen sind.

Bis jetzt fehlen im Kanton Graubünden sicher nachgewiesene eisenzeitliche Wohnsitze und Werkstätten, wenn auch z. B. die Misoxerfibeln den Nachweis leisten, dass letztere vorhanden waren.

Unter den eisenzeitlichen Funden nehmen an Wichtigkeit die erste Stelle ein:

a. Die Fibeln.

Die Nekropole von Castaneda hat zwei fibulæ a grandi coste (Raupenfibeln) auf uns kommen lassen: der einen fehlt Spirale und Nadel, der anderen (Taf. II, 1) der untere Teil des Bügels und der Fuss. Beide Stücke erscheinen hier, ähnlich wie in Italien, in eisenzeitlichen Funden, während sie im Pfahlbau Mörigen mit Bronzen vergesellschaftet sind, wieder ein Beweis für die Tatsache, dass die Bronzeperiode der Nordschweiz zum Teil mit der italischen Eisenzeit zusammenfällt. Die fibulæ a grandi coste fanden sich auch in den Bronzezeitgräbern von Heiligkreuz bei Mels. Besonders häufig sind sie in italischen Funden, wie in Golasecca, Rebbio, Oppeani, Breonio, Morlungo etc. In Valtravaglia wurde sogar eine Gussform dazu gefunden.[1])

Castaneda lieferte auch ein Schlangenfibel-Fragment (Taf. II, 2); aber es ist nicht die ältere, sondern die jüngere Form dieses Fibeltypus: Hinter den „Schlangen"-Windungen befindet sich ein Scheibchen, das in unserem Fall, wie das ganze Stück, aus Bronze besteht.

Eine einfache Fibel aus Castaneda (Taf. II, 3) besitzt einen hohlen, kahnförmigen Bügel, einen verlängerten Fuss und an der Nadel ein Schmuckringlein. Interessant ist das Fragment einer Kahnfibel mit Sprossen (Taf. II, 4) aus demselben Gräberfeld. Sie trägt bei den Sprossen je 5 konzentrische, gekerbte Kreisbogen. Ähnlichen Typen begegnen wir in Italien, besonders in etruskischen Funden, z. B. in den Arnoaldi-Gräbern von Bologna.

Sehr zahlreich treten in der Nekropole von Castaneda die wohlbekannten Certosa-Fibeln auf. Sie kommen auch nördlich vom Alpenkamm vor (Taf. II, 5) und sind selbst in Gräbern der Schweizerischen Hochebene durchaus nicht selten. Viele derselben sind vor oder gleich hinter der Spirale abgebrochen, manche schon in prähistorischer Zeit repariert worden, wie z. B. Stücke aus Castaneda beweisen. Auf dem Fussknopf erscheinen häufig die ins Dreieck gestellten kleinen Doppelbogen.

Ebenso zahlreich wie die Certosa- sind in Castaneda die Sanguisuga- oder Golaseccafibeln (Taf. II, 10). Die meisten derselben tragen am Fuss Schliessen für die Nadel (Nadelhalter) und weisen zu beiden Enden des dicken Bügels parallele Kerbverzierungen auf. Hin und wieder ist der Bügel mit Punkten verziert, in denen eine weissliche Füllmasse (Zinkoxyd?) angetroffen wird. Selten sind solche Verzierungen auch auf dem Fussknopf zu finden. Zwei dieser Sanguisugafibeln

[1]) Montelius: La Civilisation primitive en Italie. Série B, Pl. 47, 1.

haben sich bis nach Gamprin bei Bendern im Lichtensteinischen verirrt. Sie liegen im Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz.[1])

In der Nekropole von Mesocco kommen die La Tène-Fibeln in grosser Zahl vor. Neben typischen Früh- und Mittel-La Tène-Fibeln treffen wir merkwürdige Spezialformen. Tafel II, 6 stellt eine Art Kahnfibel der Tènezeit dar; Figur 7 eine Armbrustfibel derselben Epoche. Beide Stücke befinden sich im Schweizerischen Landesmuseum. Eine typische Früh-La Tène-Fibel sehen wir in Figur 8 derselben Tafel. Ihr zurückgelehnter Fuss ist durch ein Ringlein mit dem Bügel verbunden, während Fig. 9 eine sog. Menschenkopffibel aus Mesocco zeigt. Der auf der Seite durch Kerben verzierte Bügel trägt in der Mitte eine lange Vertiefung, in welcher noch Reste von Email erkennbar sind. Der zurückgelegte Fuss der Fibel breitet sich in der Mitte plattenartig aus und trug auf dieser Platte einst ebenfalls Email. Das Ende des Fusses aber zeigt deutlich die Darstellung eines menschlichen Köpfchens, welches bei einigen Stücken aus anderen Funden sich durch den Helm als Kriegerkopf kennzeichnet.

Eine solche „Menschenkopffibel" fand sich in Luvis bei Ilanz. Sie muss über die Alpen dorthin gelangt sein. Häufig werden diese Fibeln am Tessin, z. B. in Giubiasco, weniger häufig sind sie am Nordrand Italiens. Sie entstanden in der Gegend von Bellinzona und haben sich von dort aus in der Nachbarschaft verbreitet. Die Helme, die bei manchen Menschenkopffibeln erkennbar sind, gleichen durchaus denjenigen von Giubiasco, Igis, Negau etc.

Als typische Mittel-La Tène-Fibel darf diejenige von Mesocco bezeichnet werden, die auf Tafel II, 11 dargestellt ist. Eine Spezialform derselben haben wir in Figur 12 derselben Tafel vor uns. Bei dieser Fibel ist der zurückgelegte Fuss nicht mehr bloss lose mit dem Bügel verbunden, sondern bildet mit demselben ein Stück. Das Fussglied ist verziert. Derartige Fibeln erscheinen ziemlich häufig in Giubiasco. Auch dies ist eine Form, die von dem erwähnten Zentrum am Tessin ausging.

Eine bis jetzt meines Wissens nur in Mesocco vorkommende Fibelform bildet die sogenannte Misoxerfibel (Taf. II, 13 und 14). Sie zeigt eine Spiralenbildung, wie die La Tène-Fibel; hier und da fehlt die Spirale und der Bügel geht ohne weiteres in die Nadel über. Der Fuss endigt gewöhnlich in ein Knöpfchen. Der Bügel erscheint manchmal stielrund, bei anderen Fibeln ist er plattgeschlagen und weist dann meist ein Kreisornament auf, das in der italischen Eisenzeit sehr beliebt war, schon in der Bronzezeit auftritt und sogar auf Schaufelbeilen zu finden ist.

Mesocco lieferte auch eine Fibel (Taf. II, 15) mit breitem, dünnem Bügel, der, wie bei Mittel-La Tène-Fibeln, vom zurückgelegten Fuss mittelst einer kleinen Zwinge umfasst wird. Das Fussende ist nun bei unserem Stück verbreitert und trägt die römischen Buchstaben FMIF. Wir haben hier ein späte Tène-Form vor uns, welche in der römischen Kaiserzeit benutzt wurde, wie denn die Nekropole von Mesocco noch weit ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein in Gebrauch war.

Alle bisher besprochenen Eisenzeitfibeln bestehen aus Bronze. Wir wollen aber nicht unterlassen, zu bemerken, dass sowohl Castaneda als Mesocco auch eiserne Tène-Fibeln geliefert hat, von denen mehrere im Rätischen Museum aufbewahrt werden.

---

[1]) Katalog d. prähistor. Samml. im Vorarlberger Landesmus. p. 17 (mit Abbildung).

b. Gürtelschmuck.

Die Gräber von Luvis, welche in so interessanter Weise nord- und südschweizerische Formen vereinigten, enthielten eine Schmuckkette der La Tène-Zeit, ähnlich den Gräbern von Weisslingen (Kt. Zürich[1]), Oberhofen (Kt. Bern[2]), Gempenach (Champagny, Kt. Freiburg[3]), Vevey (Waadt[4]) und vielen anderen Orten. Es ist ein Gürtelschmuck, wie wir jetzt aus den Untersuchungen A. Näf's mit Bestimmtheit wissen. Verwandte Typen solcher Gürtelketten finden sich bis nach Oberitalien. Noch häufiger aber sind im Süden die Gürtelhaken, besonders in den älteren Phasen der Eisenzeit.

In Castaneda fanden sich mehrere solcher Haken, aus dünnem Bronzeblech bestehend, von getriebener Arbeit. Besonders schön ist der Gürtelhaken, den wir in Tafel III, 14 wiedergeben. Er zeigt im allgemeinen spitzovale Form, endigt vorn in einen Haken, hinten in eine etwas breitere Fläche, bei welcher er mittelst zweier grosser Nietnägel auf seiner Unterlage (Ledergürtel) befestigt war. Der eine Nietnagel ist noch jetzt vorhanden. In der Mitte des Schmuckstückes zieht sich eine getriebene Leiste vom hinteren Teil bis zum Haken. An sie schliessen jederseits zwei Reihen kleiner Buckelchen, welche mit je zwei Reihen ähnlicher getriebener Punkte zusammenstossen, die parallel den Rändern verlaufen. Die zwei innerhalb dieser Punktreihen liegenden segmentförmigen Flächen enthalten je sechs grössere Buckel, die durch je zwei Punktreihen jederseits in vier Gruppen getrennt werden, so dass folgendes Schema entsteht: ∘°°∘ °°

Ganz ähnliche Gürtelhaken mit derselben Treibarbeit finden sich in grosser Zahl im Tessintal, z. B. in Freggio und Molinazzo. In Castaneda kamen noch andere solche Haken vor (Taf. III, 15 und 16). Sie weisen auf ihrer welligen Oberfläche drei Reihen grösserer Buckelchen auf, die von je zwei Reihen getriebener Punkte begleitet sind. Bei Figur 15 ist noch ein Fragment des Eisenringes zu sehen, in welchen der Haken des Gürtels eingriff. Ausserdem fanden sich in Castaneda Gürtelbeschläge aus getriebenem Bronzeblech (Taf. III, 17), welche ebenfalls mit grossen Nietnägeln befestigt waren. Ob nicht auch einige Eisenstücke aus den Gräbern von Mesocco als Gürtelbeschläge, resp. Riemenzungen aufzufassen sind, lassen wir dahingestellt.

Haben wir in den Gürtelhaken Frauenschmuck vor uns? Wir wissen es nicht, da die Gräber von Castaneda, von Freggio, Molinazzo u. s. w. nicht systematisch ausgegraben wurden.

Die Gürtelhaken sind weitverbreitete Schmuckstücke. Sie erscheinen in Italien in grosser Zahl, kommen schon in schweizerischen Bronzepfahlbauten vor und treten selbst in den La Tène-Gräbern, wenn auch in veränderter Form, noch auf.

c. Ringschmuck und Schmuckgehänge.

In der Gegend von Bellinzona, wo die Wege über den Gotthard, den Lukmanier und Bernhardin sich von einander trennen und wo eine zahlreiche prähistorische Bevölkerung wohnte, er-

[1]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. VI (1890) Taf. XIX, 1a und 1b.
[2]) Bonstetten: Recueil d'Antiquités Suisses, Pl. XXVII.
[3]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. 1897 Taf. XI und XII.
[4]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. N. F. III (1901) Taf. VII und VIII.

scheinen in den Grabfunden Perlen und Ringe in Menge. Ganz ähnlich dürfte es in Castaneda gewesen sein. Auch in Mesocco kommt solcher Schmuck häufig vor.

Auffallend ist bei all diesen Funden der Reichtum an Bernstein und Glas, Materialien, welche in unseren Gräbern der Eisenzeit sonst nicht häufig sind. Sie weisen auf Handelsbeziehungen und auf einen gewissen Reichtum der Anwohner am oberen Tessin und an der Moesa.

Die Bernsteinperlen haben verschiedene Formen (Taf. III. 1—5). Bald sind sie kugelig, bald mehr platt; hier und da zeigen sie doppelkonische oder cylindrische Gestalt. Viele dieser Perlen mögen, an Schnüren aufgehängt, als Halsschmuck gedient haben; andere wurden an Bronzedraht oder auch an Bronzespangen gesteckt, um deren Reiz zu erhöhen (vergl. Taf. II, 20: Ohrschmuck) und dritte finden sich mit Glas- und Bronzeperlen zusammen an Fibelnadeln.

Glasperlen sind im Misox selten, am Tessin aber ungemein häufig. Manche derselben tragen Warzen oder Augen (Taf. II, 22); die Mehrzahl ist kugelig. Nördlich des Alpenkammes erscheinen sie im Gebiet des alten Rätien ebenfalls, z. B. in Bings und im Ried zwischen Nofels und Rugell im Vorarlberg.[1]) Als vereinzeltes Stück ist in Mesocco auch eine silberne Perle zum Vorschein gekommen.

Sehr häufig finden sich Bronzeperlen, d. h. kleine Ringe aus dünnem, gewölbtem Bronzeblech (Taf. III, 6). Aus massiver Bronze bestehen andere Ringlein (Taf. II, 16 und 17), die mit Bernstein-, Glas- und Bronzeperlen zusammen als Hängeschmuck erscheinen, oft auch kettenartig an einander hängen (Taf. III, 7). Einige kleinere Eisenringe dienten als Gürtelschluss oder zierten die Schwertgehänge, so z. B. der in Tafel V, 3 abgebildete Ring, der mit einem Bronze-Doppelknopf zusammen gefunden wurde.

Unter den grösseren Bronzeringen, die wohl als Arm- und Beinschmuck aufzufassen sind, treten besonders häufig gekerbte Formen auf (Taf. II, 18). Dieselbe Kerben-Verzierung findet sich auch an Spangen, welche als Hängeschmuck dienten (Taf. II, 21).

Einige Ringe tragen knopfartige Vorsprünge (Taf. III, 10 und 11). Sie finden sich oft als Gehänge an Fibeln, Spangen etc. Die einen derselben sind rund, die andern platt. Die letztern weisen auf den ebenfalls platten Knöpfen das bekannte Kreisornament auf.

Hier und da finden sich im Misox auch spiralig gewundene Bronzedrahtstücke, die als Schmuck dienten (Taf. II, 19). Eigentliche Spiralringe fanden sich in den Gräbern von Luvis. Ein eigentümliches Schmuckgehänge kam in Gamprin bei Bendern (Lichtenstein) am Fuss des Schellenberges unterhalb einer Felswand zum Vorschein.[2]) Zahlreiche Spiralringlein hängen gleich Klapperblechen in kettenartigen Reihen an einem mit 2 konischen Zapfen versehenen ovalen Bronzering.

Die Bronzeringe leiten uns zu den mit Aufhängeringen versehenen Schmuckstücken. Es sind dies zum Teil körbchenförmige Gehänge (Taf. III, 8a und 8b), zum Teil aber ornamentierte Bronzeplatten, die ihrerseits wieder Hängeschmuck tragen. Diese letztgenannten Stücke dienten wohl als Brustschmuck und bilden ein Charakteristikum des Grabfeldes von Castaneda, wenn auch verwandte Formen in Molinazzo und anderen Orten nicht fehlen. Das besterhaltene dieser Schmuck-

[1]) Katalog des Vorarlberger Landesmuseums p. 16.

[2]) Ibid. p. 18.

stücke zeigt oben einen Ring, von dem aus drei Stäbe zu der viereckigen Platte niedergehen (Taf. III, 12). Sie ist mit dem Kreisornament versehen und weist auf drei Seiten des Randes Löcher auf, in welchen bewegliche Bommeln hingen, von denen aber nur eine erhalten ist.

Fig. 4.

Fig. 5.

In Taf. III, 13 sehen wir ein Schmuckgehänge, bei welchem an feinen Bronzekettchen zwei runde Plättchen mit Kreisverzierung aufgehängt sind.

Eine besondere kleine Gruppe von Hängeschmuck bilden längliche, meist mit Kreisornament versehene Bronzeplättchen. Sie haben häufig messer- oder dolchartige Form und wurden mittels eines Ringes befestigt. (Siehe Text-Figuren 4 und 5.) Dem auf Taf. III, 9 dargestellten Stück fehlt der Aufhängering. Derartige Zierden kommen in Oberitalien schon in der Bronzezeit vor, z. B. in Castellazzo, Aosta u. s. w.[1])

d. Schmuckplatten, Toilettenobjekte.

Das Gräberfeld von Castaneda lieferte eine prächtige Schmuckplatte von getriebener Arbeit, die hier in Text-Fig. 6 wiedergegeben ist. Sie zeigt parallel dem kreisrunden Rande eine Reihe von punktartigen Buckelchen, auf welche innen eine Reihe grösserer Buckel folgen; die einen im Centrum liegenden Buckel umgeben. Das prächtige Stück geriet, wie zwei der oben erwähnten messerförmigen Gehänge, in Privatbesitz und verdanke ich die Zeichnungen (Fig. 4 – 6) der Güte von Prof. Dr. J. Naue in München.

Fig. 6.

Von Toilettenstücken ist aus dem rätischen Gebiet der mit Kreisornament versehene kleine Bronze-Kamm aus Vilters (St. Gallen) zu erwähnen[2]) und die Bronze-Pinzette aus Mesocco.

e. Gefässe.

Die Nekropolen am Tessin zeichnen sich durch einen grossen Reichtum an Gefässen aus. Diese bestehen aus Ton, Holz und Bronze. Bei den Gräbern von Castaneda sind die Tonscherben kaum beachtet worden und fast nur Bronzegefässe erhalten. Auch in Mesocco sind infolge der irrationellen Art der Ausbeutung nicht viele Tongefässe erhalten geblieben, aber immerhin gestatten sie uns einen Einblick in die verschiedenen Formen und zeigen, dass die eisenzeitliche Keramik des Misox ganz mit derjenigen des Tessintales übereinstimmt.

Nördlich des Alpenkammes haben wir im Bündnerlande nur die Schale von Felsberg als Vertreter der eisenzeitlichen Töpferkunst, dagegen konnte von Obervaz der Fund eines Bronzekessels gemeldet werden.

---

[1]) Montelius: La Civilisation primitive en Italie p. 32.

[2]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich. XV, 3 (1864) Taf. III, 13.

Die einfachsten Tongefässe bilden die Schalen. Während aber die durch Linear-Ornamente geschmückte Schale von Felsberg noch von freier Hand gemacht wurde, zeigen die Schalen aus dem Misox die Anwendung der Töpferscheibe, ja einige der Gefässe von Mesocco sind von römischer Technik und gehören zeitlich ins erste Jahrhundert nach Christi Geburt. Schon die in Tafel IV, 1 und 2 wiedergegebenen Schälchen verraten eine hochentwickelte keramische Kunst; neben ihnen erscheinen in Mesocco aber auch Terra sigillata-Schalen und -Schüsseln mit Reliefverzierung.

Geradezu elegant geformt sind die henkellosen Töpfchen, die wir in Taf. IV, 3 und 4 reproduzieren. Sie bestehen aus feingeschwemmtem, gut gebranntem Ton von gelblicher Farbe. Beide stammen aus Mesocco. Das in Fig. 4 dargestellte Gefäss wurde im Jahre 1885 in einem Grabe gefunden. Dieser Topf weist am Bauch und oberhalb des Fusses Wülste auf und giebt sich dadurch als Nachbildung von Bronzegefässen zu erkennen, bei welchen an den genannten Stellen die über einander liegenden Bronzebleche vernietet sind.

Aus Mesocco stammen auch die Henkeltöpfchen (Taf. IV, 5 und 6) von gutgebranntem Ton, und der Topf mit dem langen Ausgussrohr (Taf. IV, 8), während der Henkeltopf, den wir in Fig. 7 derselben Tafel wiedergeben, in Castaneda gefunden wurde. Das lange Ausflussrohr des grössern Gefässes von Mesocco lässt sich in analogen Formen der Gegend von Bellinzona, z. B. in Cerinascia, wiederfinden.

Besonders zahlreich sind die Tonkrüge. Taf. IV, 9 stellt uns einen auf der Drehscheibe gearbeiteten Henkelkrug aus gelblichem Ton vor, während die ebenfalls aus Mesocco stammenden Kruggefässe, die wir in Taf. IV, 10 und 11 abgebildet sehen, aus rotem, feinem Ton bestehen.

In Castaneda ist bei einem neuerlichen Grabfunde auch eine Schale von Holz entdeckt worden. Derartige Schalen sind in den Gräbern von Bellinzona und Umgebung häufig und erscheinen gehenkelt oder henkellos.

Mehrere Gräber haben auch Bronzegefässe geliefert, z. B. diejenigen in Obervaz, Soglio und Castaneda. Die Funde aus Obervaz sind nicht erhalten geblieben; diejenigen von Burwein bei Couters eingeschmolzen worden. Aus Spino bei Soglio stammt ein Henkeltöpfchen aus Bronze (Taf. III, 18) und eine Situla (ähnlich Taf. III 19, aber ohne Henkel), welche beide ins Rätische Museum gelangten. Bei der 20 cm hohen Situla sieht man auf der einen Seite, dass der Kessel nicht gegossen ist, sondern durch Nieten zusammen gehalten wird. Der Boden beider Gefässe ist durch je einen Falz mit den Wänden verbunden.[1])

Die Nekropole von Castaneda hat mehrere Situlen geliefert. Ihre Höhen variiren zwischen 20 und 33 cm. Alle besitzen Bronzehenkel, an deren Tragstücken hier und da Verzierungen zu bemerken sind. Die grösste Situla von Castaneda (Taf. III 19) besitzt eine Öffnung von 24 cm Weite, einen Boden-Durchmesser von 16 cm. Auf den Seiten sieht man die Nietstellen und auch der Boden ist an die Wand genietet, nicht gefalzt, wie bei andern Stücken.

f. Geräte und Waffen.

Geräte werden in Gräbern selten angetroffen, ausgenommen etwa Nägel (Taf. V, 6 und 7) und Messer. Die letztern haben aber auch als Waffe benutzt werden können. Zahlreicher sind die eigentlichen Waffen. Schon der Umstand, auf den ich mehrfach hingewiesen habe, dass am Ausgang

[1]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde III (1876) p. 657/58.

des Misox eine Cluse existiert, die ganz gewiss in prähistorischen Zeiten militärisch besetzt war, was ja z. B. durch die Funde von Giubiasco bewiesen wird, giebt der Vermutung Raum, dass man in den Misoxergräbern auch Waffen finden werde. Dem ist in der Tat so. Ausserdem sahen wir, dass ein prächtiges Waffenstück südlicher Form, nämlich ein Bronzehelm, sich sogar unterhalb Chur, bei Igis, gefunden hat.

Die eisenzeitlichen Messer, die bis jetzt im Bündnerland zum Vorschein kamen, besitzen ausnahmslos eine geschweifte Klinge und einen Flachgriff, auf welchen das „Heft" mittelst Nieten befestigt war. Einige Stücke endigen hinten in einen Ring. Alle diese Formen (Taf. V, 8—10) erinnern an Bronze- und Eisenzeit-Messer, wie sie in der Pogegend und im südwestlichen Österreich häufig gefunden werden. Dagegen treten uns in Vilters (St. Gallen) schon andere Typen entgegen, die an Hallstatt erinnern.

Vorarlberg hat den Fund einer eisenzeitlichen Pfeilspitze zu verzeichnen (in Bürs[1]), Graubünden dagegen lieferte mehrere Lanzen. Solche kamen auch in Vilters, das noch im alträtischen Land gelegen ist, aber nicht zu Bünden gehört, zum Vorschein. Charakteristische Eisenlanzen aus Mesocco finden sich in Taf. V, 11 und 12 abgebildet. Bei der einen derselben ist noch ein Stück des Holzschaftes erhalten. Auch aus Castaneda sind Eisenlanzen bekannt geworden.

Als Dolche betrachtet man mehrere fragmentarische Eisenstücke aus Mesocco (vgl. Taf. V, 5). Es sind dort auch Schwerter und Schwertscheiden zum Vorschein gekommen. Taf. V, 14 zeigt ein Früh-La Tène-Schwert mit seiner kurzen Schneide und relativ langen Spitze aus diesem Fundort und in Figur 15 erscheint die dazu gehörige Eisenscheide mit charakteristischer Spitzen-Verzierung. Das Mundende der Scheide weist schon auf Mittel-La Tène-Formen hin. Etwas älter dürfte eine im Rätischen Museum in Chur aufbewahrte eiserne Schwertscheide aus Mesocco sein, die neben der relativ langen Spitze, geringen Breite und Länge noch das gerade abgeschnittene Mundloch zeigt, wie es die typischen Früh-La Tène-Schwerter aufweisen. Der Vollständigkeit halber sei noch beigefügt, dass in Bregenz ein Spät-La Tène-Schwert von 767 mm Länge und 43 mm Klingenbreite in 6,8 m Tiefe entdeckt wurde.[2])

Zu den interessantesten Waffenfunden im Bündnerlande gehört der Bronzehelm von Igis,[3]) der zur Zeit seiner Auffindung als Kelten-, später als Etrusker-Helm bezeichnet wurde. Man hat darauf aufmerksam gemacht, dass ganz ähnliche oder identische Helme auf Schalen und Situlen von Chiusi, Vulci, Idria di Bača und anderen Orten, sowie auch auf „Menschenkopffibeln" dargestellt seien, dass derartiger kriegerischer Schmuck in Negau, in Salonina und selbst in den Abruzzen gefunden worden sei, aber eine ganz genaue zeitliche Fixierung dieses Helmtypus wurde erst möglich durch die Ausgrabungen in der Nekropole von Giubiasco unfern Bellinzona, wo mehrere dem Igiser ganz ähnliche oder mit demselben vollkommen übereinstimmende Helme entdeckt wurden. Dieses Grabfeld, dessen Inhalt eine der Zierden des Schweizerischen Landesmuseums bildet, gehört den letzten Zeiten v o r und den ersten n a c h Beginn unserer Zeitrechnung an und enthielt eine solche stattliche Zahl von Helmen, wie keine andere uns bekannte eisenzeitliche Nekropole. Die Funde aus diesem Orte am Tessin sind grabweise auseinander gehalten und es steht zu hoffen, dass wir

[1]) Katalog der prähist. Samml. im Vorarlberger Landesmuseum p. 19.

[2]) Ibid. p. 20.

[3]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. IV (1876) Taf. X.

in absehbarer Zeit eine fachmännische Publikation darüber erhalten werden, ebenso wie über die gleichfalls zum grössten Teil im Landesmuseum liegenden Funde von Pianezzo, Molinazzo, Arbedo, Castione u. s. w., über welche wohl hier und da kürzere oder längere Notizen erschienen, eine wissenschaftliche Arbeit aber bislang noch fehlt.

g. Münzen, Inschriften und Statuetten.

Die gegen Ende der Eisenzeit in Graubünden erscheinenden Münzen sind nicht daselbst geprägt worden. Es sind entweder, wie im Schatzfunde von Burwein bei Conters, massaliotische Silberstücke oder, wie in mehreren Einzelfunden, römische Gentilmünzen, die in den Gräbern von Mesocco bereits den römischen Kaisermünzen des ersten Jahrhunderts n. Chr. Platz machen.

Das Schicksal des Fundes von Burwein haben wir schon früher besprochen; einige Münzen[1]) blieben erhalten. Sie sind in Chur und in Zürich geborgen. Manche derselben zeigen auf dem Avers einen lorbeerbekränzten Kopf; auf dem Revers findet sich der massaliotische Löwe in oft sehr verzerrter Gestalt und über demselben der Buchstabe M oder das Wort MASSA (liethon). Bei anderen Münzen las Mommsen über dem Löwen die Inschrift rutirio (nach Longpérier oltirio) und bei Dritten das Wort pirvkos [nach Pauli: pirakoi]. Bei einer vierten Gruppe von Burweiner Münzen erkennt man auf dem Avers einen behelmten Kopf und auf dem Revers einen Eber.[2])

Im Domleschg (Paspels-Rodels) soll eine Münze gefunden worden sein, die sidonisch-phönikisches Gepräge zu haben scheint.[3]) In Mesocco erscheint neben römischen Kaisermünzen ein Quadrans der Familie Junia,[3]) in Chur eine gens Fulvia, in Samaden die gens Curiata und auf dem Julier eine Münze des Julius Cæsar.

Der aus Gneis bestehende Inschriftstein aus Mesocco, der im Rätischen Museum liegt, enthält nach der Lesung Pauli's die Worte $\frac{\text{VALAVNAL}}{\text{RANENI}}$ und wurde zuerst von Planta publiziert.[4]) Ganz in der Nähe dieses Fundes fand sich beim Weiler Andergia ein zweiter Inschriftstein. Seine Schrift stimmt aber nicht mit derjenigen von Benabbia überein, sondern ist zum Teil mit lateinischen, zum Teil mit nordetruskischen Buchstaben geschrieben. Die Beziehungen dieser beiden, wohl dem grossen Gräberfeld in Mesocco entstammenden Inschriften zu den andern nordetruskischen und lepontischen Inscriptionen sollen im folgenden Abschnitt erläutert werden.

Zum Schluss sei nochmals auf die Bronzestatuettchen von Chur hingewiesen, denen sich die kleine Bronze vom Schams (Andeer?) und im bündnerischen Vorlande die Figuren von Field bei Sargans und St. Peters bei Bings (Vorarlberg) anschliessen. Die Statuette von Sargans[5]) zeigt einen Krieger, dessen Helm demjenigen von Igis gleicht. Die Arme des Mannes sind abgebrochen; auf dem Körper bemerkt man wieder jenes Kreisornament, das uns in den Gräbern von Mesocco und am Tessin so oft auffällt. Das „Götzenbild" von St. Peters bei Bings[6]) kam beim Bau der

[1]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich VII, 8 Taf, I, 7 und 8 und XV, 1 Taf. I, 1—7.
[2]) Mitteil. von Dr. Zeller-Werdmüller.
[3]) Bestimmung von Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur.
[4]) Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. V (1885) p. 176.
[5]) Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich XV, 3 (1864) Taf. III, 8.
[6]) Katalog der prähist. Samml. im Vorarlberger Landesmuseum, p. 16.

Arlbergbahn anlässlich des Durchstichs einer Geröllbank zum Vorschein. Seine Länge beträgt 61 mm. Die roh ausgeführte Figur ist nackt und gleicht mit ihren stark markierten Genitalien dem Statuettchen von Chur, in welchem man einen Herkules sehen will.

Rückblickend auf die Resultate unserer Untersuchung der Eisenzeit im Kanton Graubünden, können wir sagen, dass die in der Bronzeperiode begonnenen Verbindungen über die Alpen auch in der folgenden Epoche offen blieben. Es interessiert uns, dass wir die Linie Mesocco—Bernhardin—Valserberg—Luvis wieder durch Funde belegen können, dass über Julier—Septimer Händler ins Oberhalbstein (Conters) gelangten, dass italische Bronzegefässe in Obervaz sich fanden, eine Certosafibel im Schams, eine römische Familienmünze in Chur, ein Giubiasco-Helm in Igis und ein Statuettchen mit derartigem Helm bei Sargans nachweisbar sind.

Aber diese Verbindungen mit dem Süden waren sehr lose. Es unterliegt keinem Zweifel, dass z. B. der Bernstein in den Gräbern von Castaneda, Molinazzo u. s. w. nicht etwa über die Bündner Alpen dorthin gelangte, sondern von Italien. Hätte die „Bernsteinstrasse“ durch unser Gebiet geführt, so würde derselbe wohl in der Ostschweiz und den benachbarten Gegenden Süddeutschlands in den eisenzeitlichen Funden nicht so überaus spärlich sein. Die Bündner Pässe dienten nur dem Lokalverkehr.

IV. Römische Funde.

Es wurde im Vorstehenden schon so oft von römischen Funden und Fundorten gesprochen, dass wir uns hier kurz fassen können. Wir haben gesehen, dass die auf der Tabula Peuting. angegebenen Militärstationen Tarvessedum, Cunus aureus und Lapidaria noch nicht mit Sicherheit bestimmt sind. Ebensowenig ist man einig über die Lage des römischen Murus. Dagegen wird Tinnetio mit Tinzen und Curia mit Chur identisch sein. Das Römerkastell Curia muss doch wohl auf dem „Hofe“ gesucht werden, trotz der spärlichen Funde daselbst. Der Vicus Curia befand sich sicher im westlichen Teil der Stadt Chur. Dort wurde, beiläufig gesagt, auch die in Tafel V, 1 reproduzierte römische Hakenfibula aus Bronze gefunden; dort kamen ferner die obenerwähnten Bronzestatuettchen zum Vorschein. Im Jahr 1902 folgten neue bedeutsame Funde, deren Beschreibung wir hier anschliessen. Bei Arbeiten in dem der Familie Herold gehörigen Garten zur Kustorei stiess man im letzten Frühjahr auf starke Mauern, die ausgebrochen wurden. Im Juli kam wieder eine Mauer zu Tage, Münzen wurden entdeckt und jetzt erst wurde über die Funde Bericht erstattet. Im Herbst erfolgte dann

eine planmässige Ausgrabung. Es wurden Reste mehrerer Gebäude ausgegraben. Sondirlöcher bewiesen aber, dass das Mauerwerk sich noch weiter erstreckt und es ist bei dem Interesse, das die Familie Herold und die histor. antiq. Gesellschaft von Graubünden der Sache entgegenbringen, wohl anzunehmen, dass die Abdeckungen nächstes Jahr fortgesetzt werden.

Das bedeutendste der untersuchten Gebäude bildet ein Rechteck von 30 auf 20 m. Es wird durch eine Längsmauer in zwei Hälften geteilt, deren eine mit zwei halbrunden Apsiden-Vorbauten versehen ist und 5 Räume enthält, welche alle mit Zementboden, zum Teil auch mit bemalten Wänden versehen sind. Die andere Hälfte enthält einen grossen Hof und ein kleineres Eckzimmer, das mit einer Wasserleitung versehen war. Dem Hof ist ein viereckiger Raum vorgelagert, der mit Heizeinrichtung versehen gewesen sein muss. Neben dem Gebäude fand man Reste der Römerstrasse, die sich parallel der sog. untern Strasse hinzog.

Die Untersuchung zeigte, dass die abgedeckten Gebäude in römischer Zeit entstanden, dass später, auch noch zur Zeit der römischen Okkupation, eine Renovation oder ein Umbau erfolgte. Sogar eine dritte Bauperiode schien nachweisbar zu sein.

Die Funde beschränken sich auf Glas- und Tonscherben, worunter solche mit Inschriften, eine Austernschale, römische Ziegel und einige Münzen. Die Gebäude scheinen also nicht durch plötzlichen Feindeseinbruch zerstört, sondern vorher ausgeräumt worden zu sein.[1])

Von Curia, das in späterer Zeit durch die Letzi (Landwehre) von Masans gegen Germanen-Einfälle geschützt wurde, zog die römische Strasse nach Magia, das man in Maienfeld vermutet, und dann am Kastell von Schaan vorbei nach Clunia (beim heutigen Altenstadt) und Bregenz.

Von der Splügen-Route zweigte sich zweifelsohne schon zur Römerzeit ein Weg ab, der über den Bernhardin nach dem Misox führte, während eine Römerstrasse nach dem Bündner Oberland durch keine Nachrichten oder wirkliche Funde bewiesen ist. Der Speer vom Lukmanier (Taf. V, 13) ist ein ganz vereinzeltes Stück und erst bei Malvaglia im Blegnotal, also schon unterhalb der Vereinigung des Lukmanier- und Greina-Weges, begegnet uns ein grösserer Fund.

Die Nekropole von Mesocco wurde, wie wir betonten, noch im ersten Jahrhundert n. Chr. benutzt. Ihr entstammen neben Münzen auch einige römische Fibeln, wie z. B. die in Taf. V, 2 reproduzierte Scharnierfibula aus Bronze. Die wichtigsten römischen Funde im Bündnerlande sind die Münzen.

Münzen der römischen Kaiserzeit erscheinen im Kanton Graubünden teils als Einzelfunde, teils in Ansiedlungsresten oder als grosse Schatzfunde. Sie gehören den verschiedensten Zeiten an. Leider besitzen wir von manchen Fundorten nur die Angabe, man habe daselbst Römermünzen entdeckt; es wird aber nicht gesagt, was für Münzen es gewesen. Bei anderen Nachrichten ersieht man nicht, wo sich die betreffenden Stücke jetzt befinden, kann also nicht nachprüfen. Indessen besitzen das Schweizerische Landesmuseum und das Rätische Museum die meisten der in den verschiedenen Publikationen erwähnten römischen Münzen aus Bünden.[2]) Über die neuesten

---

[1]) Mitteilungen von Caviezel und Fr. Jecklin. Vgl. ferner: Der freie Rätier vom 4. XII 1902 und Neue Zürcher Zeitung vom 15. XII 1902, 1. Beilage.

[2]) Die im Landesmuseum liegenden Stücke teilte mir Dr. Zeller-Werdmüller gütigst mit. Über die römischen Münzen des Rätischen Museums gibt der Katalog desselben Aufschluss.

Funde berichteten Stadtarchivar Fritz Jecklin und besonders Major Caviezel, welch letzterer mir über hundert unpublizierte Stücke zur Einsicht sandte.[1]) So umfasst denn die folgende Zusammenstellung wohl so ziemlich alle einigermassen zuverlässigen römischen Münzfunde des Kantons Graubünden.

Register:

Münze des		Fundort:	Besitzer:
Augustus: 27 v. Chr.—14 n. Chr.	Gold	Chur (Welschdörfli)	Rätisches Museum (2 Stücke)
„	Silber	Chur „	„ „
„	Erz	Chur „	„ „ (12 Stücke)
„	„	Chur „	Landesmuseum
„	„	Donat	Caviezel
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Mesocco	„
„	„	Präz	Caviezel
„	„	Splügen	„
„	„	Zillis	„
„ (Alexandria Aegypten)	„	Zillis	„
„	„	Zizers	„
M. Agrippa	„	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
Augustus und Agrippa	—	Andeer	—
Tiberius: 14—37	Silber	Chur	Landesmuseum
Caligula: 37—41	Erz	Chur	„
„	„	Julier	„
„	„	Rothenbrunnen	Caviezel
Claudius: 41—54	„	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
„	„	Julier	„
„	„	Samaden	Caviezel
Nero: 54—68	Silber und Erz	Alveneu	Rätisches Museum (18 Stücke, wovon eines aus Silber)
„	Erz	Chur (Masans)	Caviezel
„	„	Chur (Welschdörfli)	„
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Thusis	Caviezel
„	„	Zillis	„
Galba: 68—69	„	Julier	„
„	„	Zizers	„
Vespasian: 69—79	„	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
„	„	Julier	„
„	„	Sils-Domleschg	Caviezel
„	„	Tomils	„
„	Silber und Erz	Süs	Rät. Mus. (8 silb. u. 9 eherne Stücke)
Titus: 79—81	Erz	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
Domitian: 81—96	Silber	Chur	„ (2 Stück)
„	Silber und Erz	Chur (Welschdörfli und St. Margrethen	Landesmuseum und Rät. Museum (ca. 12 Stück)

[1]) Bei der Bestimmung derselben stand mir der gewiegte Numismatiker Dr. Imhoof-Blumer in freundlichster Weise bei.

Münze des		Fundort:	Besitzer:
Domitian: 81—96	Silber	Chur (Kaserne)	Caviezel
„	Erz	Chur (Masans)	„
„	„	Julier	Landesmuseum und Rät. Museum
„	„	Seewis-Prättigau	Landesmuseum
„	„	Untervaz	—
Nerva: 96—98	„	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
Trajan: 98—117	„	Andeer	Caviezel
„	„	Brusio	Landesmuseum
„	Silber	Chur	Landesmuseum und Rät. Museum (8 Stück Silber, 4 Stück Erz)
„	Erz	Chur	Landesmuseum
„	„	Chur (Schulh. Grabenstr.)	Caviezel
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Maienfeld	Caviezel
„	„	Pontresina	
„	„	Rothenbrunnen	Caviezel
„	„	Thusis	-
Hadrian: 117—138	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Mesocco	Rätisches Museum und Caviezel
„	„	Rothenbrunnen	Caviezel
„	Silber und Erz	Süs	Rätisches Museum (2 Stück Silber, 15 Stück Erz)
Antonin: 138—161	Silber	Brusio	Landesmuseum
„	Silber und Erz	Chur (Hof)	Rät. Mus. (7 St. Silber, 6 St. Erz)
„	Erz	Chur (St. Margrethen)	Caviezel
„	—	Chur (Welschdörfli)	—
„	Erz	Chur „	Caviezel
„	„	Chur (Kustorei)	Caviezel und Rätisches Museum
„	„	Igis (Oberbruck)	—
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Rothenbrunnen	—
„	„	Sils-Domleschg	Caviezel
„	„	Tomils	Caviezel
„	„	Zillis	„
Faustina	„	Alveneu	—
„	„	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
„ (jun.)	„	Chur	Caviezel
„ (sen.)	„	Chur (n. Hôtel Steinbock)	„
„ „	„	Chur (Kustorei)	„
„ „	„	Chur (Winterberg)	„
„ „	„	Chur (Masans)	„
„	„	Julier	Landesmuseum
Mark Aurel: 161—180 (Alexandria Aegypten)	„	Chur (Welschdörfli)	Caviezel
„	„	Rothenbrunnen	„
„	„	Samaden	„
Lucilla	„	Paspels-Rotels	„
Lucius Verus: 161—169	Silber	Chur	Rätisches Museum

Münze des		Fundort:	Besitzer:
Commodus: 180—192	Silber	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
„	Erz	Chur	—
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Rothenbrunnen	Caviezel
„	„	Tomils	„
Caracalla: 211—217	„	Chur	Landesmuseum
„	„	Julier	„
Plantilla	Silber	Chur	„
Julia Mæsa	Erz	Chur (Welschdörfli)	Caviezel
Alexander Severus · 222—235	„	Alveneu	—
„	„	Chur (Welschdörfli)	Caviezel
„	„	Ems	Rätisches Museum
„	Silber und Erz	Julier	Landesmuseum und Rät. Museum
„	Erz	St. Moriz	—
„	„	Süs	Rätisches Museum
„	„	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
Julia Mammæa	„	Julier	„
Gordianus Pater: 238	„	Chur	„
Gordianus Pius: 238—244	„	Mesocco	Caviezel
„	Silber	Samaden	Landesmuseum
„	Erz	Brusio	„
Philippus: 244—249	„	Julier	„
„	Silber	Samaden	„
„	Erz	Samaden	Caviezel
„ (Antiochia Syrien)	—	Seewis-Prättigau	Landesmuseum
„	Erz	Chur (Welschdörfli)	„
Gallienus: 253—268	„	Chur „	Caviezel
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Tiefenkastel	Caviezel
„	„	Chur	Landesmuseum
Valerianus Saloninus: 253—259	„ (durchlocht)	Chur (Rigahaus)	Caviezel
Postumus: 258—269	„	Zillis	„
Claudius Gothicus: 268—270	„	Tinzen	Caviezel
Quintillus: 270	„	Chur (St. Margrethen)	Rätisches Museum (22 Stück)
Aurelian: 270—275	Silber	Chur	Landesmuseum
Tacitus: 275—276	Erz	Chur (Welschdörfli)	„
Probus: 276—282	„	Julier	„
„	„	Chur (Welschdörfli)	„
Diocletian: 284—305	„	Chur „	—
„	„	Julier	Rätisches Museum (12 Stück)
„	Erz	Chur	Landesmuseum
Maximianus Herculius: 285—310	„	Chur (Lürlibad)	Rätisches Museum
„	„	Chur (Rigahaus)	„
„	„	Chur (Welschdörfli)	Rätisches Museum und Caviezel
„	„	Chur (u. Hôtel Steinbock)	Caviezel
„	„	Chur (Masans)	„
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Villa (Lugnetz)	Rätisches Museum (ca. 8 Stück)

Münze des		Fundort:	Besitzer:
Constantius Chlorus: 292—306	Erz	Chur (Welschdörfli)	Landesmuseum
„	„	Chur „	„
„	„	Chur (St. Salvator)	Rätisches Museum (2 Stück)
Maximianus jun.: 292—311	„	Chur	Landesmuseum
Maximinus Daia: 305—313	„	Chur	„
Maxentius: 306—312	—	Chur (St. Margrethen)	Caviezel
„	Erz	Julier	Landesmuseum
Licinius Pater: 307—323	„	Chur (Welschdörfli)	Caviezel
„	„	Julier	Landesmuseum
Constantinus magnus: 306—337	—	Chur	„
„	Erz	Chur (Welschdörfli)	Caviezel (2 Stück)
„	—	Chur (Kustorei)	Rätisches Museum
„	Erz	Fläsch (Luziensteig)	—
„	—	Feldis	Rätisches Museum
„	Erz	Julier	Landesmuseum
„	„	Tomils	Caviezel
Crispus: 317—326	„	Chur (St. Margrethen)	Rätisches Museum (3 Stück)
Constantinus jun.: 317—340	„	Chur	Landesmuseum
„	„	Chur (St. Margrethen)	Caviezel
„	„	Chur (Kustorei)	Rätisches Museum
„	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Paspels-Rotels	Caviezel
Constans: 333—350	„	Chur (Welschdörfli)	Caviezel (2 Stück)
„	„	Chur (Rigahaus)	„
„	„	Rothenbrunnen	„
„	„	Schuls	Landesmuseum
Constantius: 323—361	„	Chur	„
„	„	Chur (Welschdörfli)	Caviezel
Magnentius: 350—353	„	Chur „	Rätisches Museum
„	„	Feldis	„ „
„	„	Fläsch (Luziensteig)	—
Constantius Gallus: 351—354	„	Chur	Landesmuseum
„	„	Chur (St. Margrethen)	Caviezel
Julianus Apostata: 355—363	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Trimmis	—
Valentinian: 364—375	„	Chur	Landesmuseum
„	„	Chur (Kustorei)	Rätisches Museum
Valens: 364—378	„	Julier	Landesmuseum
„	„	Tiefenkastel	Caviezel
Gratian: 367—383	„	Chur	Landesmuseum
„	„	Julier	Rätisches Museum (2 Stück)
Maximus: 383—388	„	Rothenbrunnen	Caviezel
Theodosius II.: 408—450	Gold	Chur (Bahnhof)	Rätisches Museum
„	Erz	Chur „	„ „

Die Römer haben das Land der alten Rätier so beherrscht, dass heute noch in manchen Gegenden des Kantons Graubünden Idiome gesprochen werden, die als Tochtersprachen des Römischen betrachtet werden müssen: Das Romanische und Ladinische. Von römischen Schriftstellern hören wir auch zuerst von den Rätern. In die Zeit, von der wir in diesem Kapitel gesprochen, fallen die ersten historischen Lichtpunkte auf die Urzeit des Bündnerlandes. Sie sollen in folgendem Abschnitt näher besprochen werden. Sie zeigen, wie allmählich die prähistorische Zeit in die historische übergeht und dass auf diesem Grenzgebiet Prähistoriker und Historiker zusammen arbeiten müssen, um das Dunkel der Vergangenheit zu lichten.

C. Die älteste Geschichte Graubündens.

Von W. Oechsli.

I. Graubünden in vorrömischer Zeit.

Wer der Geschichte des Gebiets, das den heutigen Kanton Graubünden bildet, in vorrömischer und römischer Zeit nachzugehen versucht, kann leider nur konstatieren, dass es eigentlich in diesen Epochen noch gar keine Geschichte besitzt. Das Land, das heute ein allgemeines Reiseziel geworden ist, hat die Wissbegierde der Alten in so geringem Masse angeregt, dass die Kunde, die sie uns davon überliefert haben, kaum über die allgemeinsten Züge hinausgeht.

Für die Alpen, welche die moderne Menschheit so magnetisch anziehen, hatte der Südländer im Altertum kaum eine andere Empfindung, als dass sie für seinen Verkehr mit dem Norden ein ungeheures und unwillkommenes Hemmnis bildeten. Sie genauer zu durchforschen, die Namen ihrer verschiedenen Gruppen und Gipfel aufzuzeichnen, lag ihm ferne: er begnügte sich mit der oberflächlichsten Kunde. Die wenigen Bezeichnungen, die für einzelne Teile unseres Hochgebirges überliefert sind, haben daher etwas Molluskenhaftes; bald scheinen sie sich auf einen Punkt zusammenzuziehen, bald wieder über weite Gebiete auszudehnen. Ein solcher Gebirgsname ist der Adulas (ὁ Ἀδούλας), den man gewöhnlich mit dem St. Gotthard identifiziert. Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch, dass darunter nicht ein einzelner Gebirgsstock verstanden werden darf. Nach Strabo entspringt der Rhein am Adulas, aber auch die Adda, was uns vom Zentrum der Schweizeralpen bis zu ihrem östlichen Ende führt.[1]) Nach dieser Seite hin fällt also der Adulas mit den Alpes Raeticae zusammen, in welche Tacitus die Rheinquellen verlegt.[2]) Anderseits lässt aber Ptolemäus den Adulas als Grenzgebirge zwischen Gallia Belgica und Rätien „von der Quelle des Rheines bis

[1]) Strabo IV, 3, 3 p. 192: IV, 6, 6 p. 204; V. 1, 6 p. 213. Vgl. Avienus Descriptio orbis 428 ff.

[2]) Tacitus Germ. 1.

zu den Alpen“ streichen und die Westalpen, welche die Grenze zwischen Gallia Narbonensis und Italien bilden, am Adulas beginnen.[1]) Sobald wir uns gegenwärtig halten, dass Ptolemäus das Wallis zu Rätien rechnet, mit dem es zu seiner Zeit noch zu einer Provinz verbunden war, so werden seine Angaben verständlich und im wesentlichen richtig. Das Adulasgebirge, das er als einen Seitenzweig von der Hauptkette der Alpen unterscheidet, sind die Berner Alpen, die in der Tat das zu Gallia Belgica gehörige Helvetien von dem zu Rätien gehörigen Wallis trennten, dann ihre Fortsetzung auf dem linken Ufer der Rhone, die Savoyerberge von Grammont am Genfersee bis zum Montblanc, wo der Adulas mit der Hauptkette der Alpen sich vereinigt und wo die Italien von Gallia Narbonensis scheidenden Westalpen beginnen. Der Name Adulas erstreckt sich also vom Umbrail bis zum Montblanc und deckt sich so ziemlich mit den Zentral- oder Schweizeralpen, mit Ausschluss jedoch der Walliseralpen, der Alpes Poeninae, die für Ptolemäus als Hauptkette die „Alpen“ schlechthin sind.

Im fernern wird von Strabo ein *Ἀπέννινον ὄρος* erwähnt, in das er die Quellen des Inn und der Etsch oder des Eisack verlegt und das wohl identisch ist mit den *Ἄλπεις Ποῖναι*, die Ptolemäus einerseits als das Quellgebiet des Lech, anderseits als Nordgrenze Italiens zwischen den rätischen Alpen und der Okra, den julischen Alpen, erwähnt. Diese „Pönä“, die nicht mit den pöninischen Alpen im Wallis verwechselt werden dürfen, sind also die östliche Fortsetzung des Adulas oder der Alpes Raeticae, d. h. die Tiroler und Karnischen Alpen.[2])

Einzelne Gipfel in den Graubündner Alpen werden nicht erwähnt, ja nicht einmal die Pässe, für die sich die römischen Eroberer sonst mehr interessierten, von den Autoren mit Namen genannt. Einzig auf der Peutingerschen Karte finden wir, wahrscheinlich für den Splügen, den Namen Cunus aureus.

Nicht viel mehr als über das Gebirge erfahren wir über die Gewässer. Am meisten noch über den Rhein. Nach Strabo, Ptolemäus und Avien entspringt er im Adulas unweit der Rhone, nach Tacitus auf einem unzugänglichen, schroffen Gipfel der rätischen Alpen, nach Cäsar, der die Rhone damit zu vermengen scheint, in den Alpen im Gebiet der Lepontier, nach Plinius im Gebiet der rätischen Vennonenser und Saruneten (Suaneten). Den Oberlauf schildert in anschaulicher Weise Ammianus Marcellinus: „In den Windungen hoher Gebirge stürzt der Rhein in rasendem Lauf über Felsen dahin, Flüsse in sich aufnehmend, wie über Katarakten der Nil in jähem Fall herabstürzt. Er könnte wegen seiner Wassermenge vom Ursprung an befahren werden, wenn er nicht eher einem Wasserfall als einem Flusse gliche. Dann breitet er sich ungehemmt aus und unterspült seine weit auseinander stehenden Ufer, bis er in schäumenden Wirbeln rauschend den Bregenzersee betritt.“ In ähnlicher Weise lässt Avien den Rhein seine Fluten von dem Gipfel an, wo der neblige Adulas die Wolken stützt, zwischen Felsen und tosenden Steinblöcken hindurch vorwärtswälzen. Dann bildet er, wie Mela richtig sagt, zwei Seen, den lacus Venetus und den lacus Acronus, den Boden- und Untersee. Der Name Venetus ist wohl nur eine Verschreibung für Vennonetus: es ist der See der Vennoneter, die das Rheintal bis zum Bodensee bewohnten. Sonst ist der gewöhnliche Name des Bodensees lacus Brigantinus (Plinius, Solinus) oder lacus Brigantiae

[1]) Ptolemäus II, 9, 2, 3; II, 10, 1; II, 12, 1; III, 1, 1

[2]) Strabo IV, 6, 9 p. 207. Ptolemäus II, 12, 1; III, 1, 1.

(Ammian), Bregenzersee, von Brigantium, dem Hauptort der Brigantier, die im Südosten des Sees sassen.[1]) Von den bündnerischen Nebenflüssen des Rheins wird keiner genannt; geschieht doch sogar der Aare erst im fünften Jahrhundert nach Christo Erwähnung.

Durch das Misox greift Graubünden über in das Becken des Tessin, durch das Bergell und Puschlav in das der Adda, durch das Münstertal in das der Etsch. So oft auch der Tessin (Ticinus) von den Alten genannt wird, über seinen Oberlauf, ehe er den lacus Verbanus, den Langensee, betritt, erfahren wir nichts. Nicht einmal die Tresa mit dem Luganersee wird von den Autoren erwähnt; einzig die Peutingersche Karte verzeichnet den lacus Clisius, der wohl kein anderer ist, als der im sechsten Jahrhundert von Gregor von Tours genannte Ceresius, der Luganersee. Erst der Ravennater Geograph des siebenten Jahrhunderts kennt die Magesa (Moesa). den Fluss des Misox.[2]) Die Adda (Addua) fliesst nach Strabo vom Adulas auf die dem Rhein entgegengesetzte Seite hinunter. Über ihren Oberlauf im Veltlin schweigen die Quellen; dagegen war ihr See, der Larius, schon im Altertum wegen seiner Schönheit gefeiert. Im Itinerarium Antonini trägt er bereits seinen heutigen Namen, lacus Comacenus, Comersee.

Den Inn (Aenus, Enus, *Αἶνος, Ἔνος*) scheint Strabo im Gebirge Apenninon aus dem gleichen See entspringen zu lassen, wie die Etsch (Athesis), indem er die Etschseen auf der Malserheide mit den Innseen im Oberengadin vermengt, wozu eine verworrene Kunde von dem Mangel einer sichtbaren Wasserscheide zwischen Etsch und Inn auf der Reschenscheideck Anlass gegeben haben mag.[3])

Zu diesen magern Angaben der Alten über Gebirge und Flüsse des Bündnerlandes und seiner Nachbargebiete gesellen sich einige, die sich auf seine Produkte beziehen oder wenigstens beziehen lassen. Plinius erwähnt für die Gegend um Como die Verarbeitung des Lavezsteins, der bekanntlich im Malencotal im Veltlin, zu Plurs bei Chiavenna und im Lavizzaratal im Tessin gefunden wird.[4]) Da für ihn als gebornen Comenser die nächsten Hochalpen die Bündner- und Veltlinerberge waren, so wird er diese bei manchem, was er von den Alpen im allgemeinen berichtet, im Auge gehabt haben, so, wenn er von den prächtigen Kristallen spricht, die in den Alpen von am Seil hangenden Leuten an unzugänglichen Felsen geholt werden, oder von den tausend

[1]) Ammian XV, 4, 2. Avienus Descriptio orbis 428 ff. Mela III, 2, 8. Plinius Hist. natur. IX, 63. Solinus App. 234,6.

[2]) Geog. Rav. 4,30 p. 251. Oberziner: Le guerre di Augusto contro i popoli alpini p. 45 nimmt die Magesa (bei Guido Maiessa) für die Maggia; vgl. jedoch Holder: Altkelt. Sprachschatz II, 375.

[3]) Strabo IV, 6, 9 p. 207: *ὑπέρκειται δὲ τῶν Κάρνων τὸ Ἀπέννινον ὄρος λίμνην ἔχον ἐξιεῖσαν εἰς τὸν Ἰσάραν ποταμόν, ὃς παραλαβὼν Ἄταγιν ἄλλον ποταμὸν εἰς τὸν Ἀδρίαν ἐκβάλλει. Ἐκ δὲ τῆς αὐτῆς λίμνης καὶ ἄλλος ποταμὸς εἰς τὸν Ἴστρον ῥεῖ, καλούμενος Ἀτησινός.* Die offenbar korrupte Stelle ist in verschiedenartiger Weise amendiert worden; sie wird am ehesten verständlich, wenn wir *Ἰσάραν* und *Ἄταγιν* vertauschen. Letzteres ist die Etsch; von ihr gilt, was die korrupte Stelle der Isara zuschreibt: sie entspringt aus einem See und geht ins Adriatische Meer. Die Isara aber, die von ihr aufgenommen wird, nicht umgekehrt, ist der Eisack, lateinisch Isarcus, und der *Ἀτησινός*, der aus dem gleichen See nach der Donau abfliessen soll, ist verdorben für *Αἶνος*, Inn (vgl. Zeuss: Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 232). Die Zusammenziehung der Innseen im Oberengadin und der Etschseen auf der Malserheide hat nichts Auffallendes, da Strabo nicht einmal den Bodensee und den Plattensee in Ungarn auseinanderhält. Der Inn wird ausserdem genannt bei Tacitus Hist. III, 5, Ptolemäus II, 11, 3; II, 12, 1. Arrian, Ind. 4, 15 u. 16. Vgl. Ponte Aeni im Itin. Anton. 236 usw. u. ad Enum auf der Peutingerschen Tafel.

[4]) Plinius 36, 159.

Arten Marmor, die dort gebrochen werden.[1]) Bei der Bemerkung, dass selbst auf den Höhen der Alpen naturwarme Quellen getroffen würden, dachte er wohl an die schon von Cassiodor als heilkräftig erwähnten Bäder von Bormio, während die berühmten Säuerlinge des Engadins den Römern noch unbekannt gewesen zu sein scheinen.[2])

Noch waren die Alpen überall von Wald bedeckt. Vielbewundert wurden in Rom die gewaltigen rätischen Lärchen. Tiberius liess zur Herstellung der verbrannten Schiffskampfbrücke in Rom Lärchen aus Rätien kommen und eine, aus der ein Balken von 120′ Länge und 2′ gleichmässiger Dicke geschnitten werden konnte, als den grössten bekannten Baum ausstellen. Eine rätische Ahornart, wegen ihres krausen Masers „Pfauenschwanz“ geheissen, wurde für feine Tischlerarbeiten sehr geschätzt. Andere alpine Gewächse, die Plinius nennt, sind der Bohnenbaum, der Goldregen, das Tausendgüldenkraut, der Enzian, die wohlriechende Narde, die zwischen die Kleider gelegt wurde, der als Heilkraut gebrauchte Wasserfaden.[3]) Als Alpenfauna erwähnen Strabo und Plinius das Wildpferd, den Wildstier, also den Urochsen oder den Wisent, Steinböcke, Gemsen, Damhirsche, Murmeltiere, Schneehasen, Auerhähne, Haselhühner, Schneehühner, Alpendohlen. Wasserraben und andere.[4])

Soweit die Natur es gestattete, waren die Alpentäler sorgfältig angebaut.[5]) Das Alpenvieh war von kleiner Rasse, aber milchreich und ausdauernd zur Arbeit. Das gewöhnliche Getreide war der Dreimonatweizen.[6]) In den rätischen Vorbergen gedieh der Wein, der zu Augustus Zeit hochberühmt war und in den Augen der Kenner nur dem Falerner nachstand; der Kaiser selbst zog den Räter allen andern Weinen vor. Gewöhnlich identifiziert man diesen rätischen Wein mit dem Veltliner und Tiroler unter Berufung auf Strabo, der die Weingegend allgemein an den Fuss des Gebirges oberhalb Verona und Como setzt. Allein aus Martial und vor allem aus dem Zeugnis des Plinius, der als geborener Comenser Grund gehabt hätte, den berühmten Wein, wenn er so nahe seiner Vaterstadt gewachsen wäre, nach ihr zu benennen, geht hervor, dass der gefeierte Räter in der Umgegend von Verona gekeltert wurde.[7])

* * *

Wenn wir heute von Rätien reden, so denken wir in erster Linie an Graubünden, auf das sich im Lauf des Mittelalters der Name beschränkt hat,[8]) während dieser im grössern Teil

[1]) Plinius 36, 2; 37, 27. Vgl. Fäsis Staats- und Erdbeschreibung IV, 51: „In diesem Lande (Graubünden) hat man an verschiedenen Orten Mineralien von allerhand Arten entdecket: Schiefersteine, Lavezsteine, schönfarbigte Steine, auch Tof- oder Tugsteine, item: Gyps, Marmor, Alabaster, weissen, auch Gold- und Silbertalk, Crystall, Tropfsteine (Stalactites), Amethisten.“

[2]) Plinius 2, 227. Cassiodor Varia X, 29 (aquas Bormias).

[3]) Plinius 31, 43; 16, 190, 197, 200; 16, 66, 76; 21, 43; 25, 67, 71; 27, 69.

[4]) Strabo IV, 6, 10, p. 207/208. Plinius 8, 132, 214, 217; 10, 56, 133.

[5]) Strabo IV, 6, 9 p. 206.

[6]) Plinius 8, 179; 18, 69.

[7]) Vergil, Georgica II, 95. (Servius ad Verg. l. c.). Strabo IV, 6, 8 p. 206. Sueton Aug. 77. Martial XIV, 100 (der rätische Wein wächst in Catulls Heimat, Verona). Plinius 14, 16 und 67.

[8]) Diese Beschränkung ist nicht erst, wie Kiepert (Lehrbuch der alten Geographie S. 368) andeutet, das Werk

seines alten Gebietes dem neuen Namen „Tirol“ hat weichen müssen. In Wirklichkeit bildete das heutige Graubünden nur eine bescheidene Ecke des alträtischen Landes, welches das ganze Alpengelände zwischen Como und Verona einerseits, der schwäbisch-bayerischen Hochebene anderseits umfasste, und noch bescheidener erscheint es als Teil der römischen Provinz Rätien, die sich von Vevey bis Passau erstreckte und ausser dem Wallis und der Ostschweiz das Vorarlberg, das nördliche Tirol, das südliche Württemberg und Bayern in sich schloss. Die Geschichte Graubündens aber lässt sich für diese Epoche schlechterdings nicht von derjenigen des übrigen Rätien trennen; nur weniges von dem, was uns über die Räter und ihre Schicksale überliefert ist, lässt sich mit einiger Bestimmtheit lokalisieren.[1])

Im Jahr 7/6 v. Chr. errichteten Senat und Volk von Rom dem Augustus am Golf von Genua auf der Höhe von Turbía oberhalb Monaco ein weithin sichtbares Siegesdenkmal für die Unterwerfung sämtlicher Alpenvölker vom adriatischen bis zum tyrrhenischen Meere. Nicht weniger als 46 Völkerschaften zählt die Inschrift des Denkmals mit Namen auf, unterlässt es aber, sie zu grössern ethnographischen Einheiten zusammenzufassen. So begegnet uns der Gesamtname der Räter in dieser wichtigen Urkunde nicht, wohl aber die Namen der einzelnen Stämme, auf welche die Alten denselben anwandten.[2]) Suchen wir die Grenzen von Rätien — nicht der spätern römischen Provinz, sondern des Landes der wirklichen Räter — näher zu bestimmen, so zeigt sich freilich sofort, dass die Alten darüber selbst nicht im Reinen waren. Nach Plinius war Feltre die östlichste Ortschaft der Räter, Belluno gehörte schon den illyrischen Venetern an. Trient wird von Plinius ebenfalls als (ursprünglich) rätisch bezeichnet, während Justin die Gründung der Stadt den Galliern zuschreibt. Doch stimmen Strabo und Plinius darin überein, dass im Etschtal der Bereich der Räter ursprünglich südwärts bis Verona ging, wie denn noch in voller Römerzeit im nahen Valle Policella eine rätische Kultstätte existierte. Dagegen betrachtet Plinius die Euganeer, welche die Voralpentäler nördlich und westlich vom Gardasee innehatten und in die Stämme der Stöner (im Sarcatal), der Trumpilini (im Val Trompia), der Camunner (im Val Camonica) und andere zerfielen, als ein von den Rätern verschiedenes Volk, während Strabo die Camunner als Räter bezeichnet. Zu den Rätern zählt dieser auch die Lepontier, deren Name sich im Val Leventina erhalten hat, deren Gebiet sich aber auch über das Tal von Domo d'Ossola und wahrscheinlich über das bündnerische Misox und Calancatal erstreckte.[3])

---

der Bündner Lokalgelehrten, sondern dasjenige des Frühmittelalters, das den in der Karolingerzeit auftauchenden Begriff der „Rätia Curiensis“ geschaffen hat.

[1]) Ich nenne hier die wichtigsten Arbeiten, die sich mit dem gleichen Gegenstand befassen: Planta: Das alte Rätien (Berlin 1872). Urban: Das alte Rätien und die römischen Inschriften (Jahrbuch des Pädagogiums in Magdeburg 1889). Stolz: Die Urbevölkerung Tirols (Innsbruck 1892). Oberziner: I Reti (Roma 1883), und: Le Guerre di Augusto contro i Popoli Alpini, mit Karten (Roma 1900), eine ungemein reichhaltige Zusammenstellung, die sich nur zu sehr von ältern Ansichten beeinflussen lässt. Vgl. ferner Nissen: Italische Landeskunde I, 468 ff.

[2]) Corpus Inscr. Lat. V, 7817. Plinius III, 136, 137.

[3]) Auf der Peutingerschen Karte findet sich neben dem lacus Clisius ein Stammname „Mesiates“ eingezeichnet, der mit der mittelalterlichen „Vallis Mesaucina“, dem Misox, in Verbindung gebracht wird. Bei dem wirren Durcheinander aber, das in jenem Teil der Karte herrscht — die Cenomani z. B., die nach Verona gehören, sind zum Aostatal gesetzt — bietet die Stelle des Namens keinerlei Gewähr dafür, dass er nicht ganz anderswohin gehört oder dass nicht ein Stammname mit einem Ortsnamen verwechselt ist. Möglicherweise haben wir einen jener in der Lombardei

Der von Plinius als Gewährsmann angeführte Cato macht dagegen die Lepontier mit den Salassern im Aostatal zu Stammesgenossen der Taurisker, d. h. entweder der ligurischen Taurini um Turin, die bei Polyb auch Taurisker heissen, oder dann der keltischen Taurisker in Norikum, also zu Ligurern oder Kelten.[1])

Nicht zu den Rätern werden die Orobier oder Orumbovier gerechnet, denen Cato die Gründung von Como und Bergamo zuschreibt mit dem Beifügen, dass ihm ihre Herkunft unbekannt sei. Da Justinus Como und Bergamo unter den gallischen Gründungen aufzählt und bei Livius die „Comenser" im Kampf gegen Rom als die engsten Verbündeten des gallischen Hauptstammes in Oberitalien, der Insubrer, erscheinen und mit diesen zusammen von ihm als Gallier bezeichnet werden, so möchte man die Orumbovier am liebsten als einen der in Oberitalien eingedrungenen Keltenstämme betrachten, wenn nicht andere noch zu erörternde Gründe dafür sprächen. sie als Ligurer oder Keltoligyer anzusehen.[2])

Das Gebiet der Orumbovier umfasste, nach dem spätern Stadtgebiet von Como zu schliessen, auch den südlichen Tessin, die Gegend am Luganersee.[3]) Als ihre nördlichen Nachbarn werden in der unten zu besprechenden Erztafel des Claudius die Bergalei genannt, von denen das Bergell seinen Namen hat, ohne dass wir über die Nationalität des Völkleins näheres vernehmen. Das obere Tal der Adda, das Veltlin, von dem das bündnerische Puschlav selbstverständlich für diese Zeit nicht getrennt werden kann, ist schon verschiedenen Stämmen zugeschrieben worden. Eine bei Stazzona unterhalb Tirano gefundene Inschrift macht es wahrscheinlich, dass die Camunner ausser dem Tal, das von ihnen den Namen Val Camonica trägt, auch das Veltlin besessen haben, wie auch die Lepontier ausser der Valle Leventina die Täler der Verzasca, Maggia und Tosa innehatten. Die Verbindung des Val Camonica mit dem Veltlin ist über den Apricapass zu allen Zeiten eine äusserst leichte gewesen.[4])

Auf unzweifelhaft rätischen Boden gelangen wir erst jenseits der Bündnerpässe im Quellgebiet des Rheines, als dessen Bewohner Plinius die rätischen Vennonenses und Sarunetes bezeichnet. Die ersteren, die bei Strabo Vennones, bei Ptolemäus Vennontes heissen, begegnen uns

---

so zahlreichen Lokalnamen auf -ates wie Modiciates (Monza), Subinates usw. vor uns; vielleicht ist das Mesiates bloss eine Verschreibung des Kopisten für die Anesiates der Inschrift C. J. L. V, 5203 (Nese bei Bergamo). Auf alle Fälle möchte ich nicht wagen, auf eine so problematische Quelle hin die Mesiates unter die rätischen Stämme aufzunehmen und sie ins Misox zu versetzen.

[1]) Plinius III, 130, 133, 134. Strabo IV, 6, 6 und 8 p. 204 und 206. Justinus XX, 5.

[2]) Plinius III, 124. Livius XXXIII, 36, 37.

[3]) Vgl. C. J. L. V. 5443, 5444 und insbesondere die Inschrift von Riva San Vitale im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde V, 233.

[4]) Die einzige lateinische Inschrift des Veltlins (C. J. L. V 8896) bezeichnet die Personen, denen sie errichtet ist, als Camunner. Für den Zusammenhang des Veltlins und des Val Camonica spricht auch, dass die nordetruskischen Inschriften beider Täler das gleiche Alphabet, das von Sondrio, aufweisen; siehe unten. Die Vennoneter in das Veltlin zu versetzen, wie das von den meisten, so auch neulich wieder von Oberziner (Le guerre S. 52) geschieht, liegt nicht der mindeste Grund vor. Das Tal heisst bei seinem Auftreten in der Geschichte Tellina Vallis (Ennodius, Mon. Germ. VII, 187), hat also mit dem Namen Vennonetes nichts gemein. Plinius versetzt diese mit den Suaneten ausdrücklich an den Rhein, Ptolemäus kennt sie sogar nördlich von den Suaneten; also bleibt für die Vennoneter nur das Rheintal und Vorarlberg, wie schon Zeuss richtig gesehen hat. Strabo zählt sie zu den Vindelikern, was ebenfalls für ihre nördliche Lage spricht.

in der Siegesinschrift von Turbía in der authentischen Namensform „Vennonētes“. Von den Sarunetes weiss keine andere Quelle etwas, dagegen erwähnt Ptolemäus als Nachbarn der Vennonten die Suanētä, die in der Siegesinschrift Suanētes heissen; es ist daher ausser Zweifel, dass die Sarunetes nur eine Verschreibung für die letztern sind, so dass sie mit allen Folgerungen, die daraus auf die Herkunft der Namen Zernez, Sargans usw. gezogen worden sind, einfach wegzufallen haben. Mit den Suaneten zusammen erwähnt die Siegesinschrift die Rugusci, Calucōnes und Brixenētes und Ptolemäus, der die gleichen Stämme *Βριξάνται, Ῥιγοῦσκαι, Καλούκωνες* nennt, bestimmt zugleich ihre geographische Lage genauer: die nördlichsten seien die Brixanten, die südlichsten die Suaneten und Rugusker, in der Mitte dazwischen lägen die Kalukonen und Vennonten. Es ist wahrscheinlich, dass Ptolemäus damit die Reihenfolge giebt, wie ihm diese Völker als Anwohner oder Nachbarn der grossen Alpenstrasse von Como nach Bregenz bekannt geworden sind. Wir werden also mit Sicherheit sagen dürfen, dass der Reisende nach Überschreitung des Splügen oder Septimer zunächst das Gebiet der Suaneten betrat, dass diese die Täler des Hinterrheins und seiner Zuflüsse bewohnten, wie ja auch Plinius seine Sarunetен an den Quellen des Rheines sitzen lässt. Parallel mit den Suaneten setzt Ptolemäus die Rugusker. Da im Westen der Suaneten bereits die Lepontier sassen, können die Rugusker nur ostwärts von ihnen gewohnt haben, im Engadin, als dessen älteste Bevölkerung sie anzusehen sind.

Aus den Tälern der Suaneten führte die Strasse nordwärts zu den Wohnsitzen der Vennoneter, die nach Plinius ebenfalls am Rheine sassen. Die Vennoneter sind einer der meist genannten rätischen Stämme und werden von Strabo, der sie zu den Vindelikern rechnet, wie ein eigenes Volk neben die Räter gestellt, so dass sie jedenfalls durch Zahl, Macht und Gebiet hervorragten. Im Norden reichten sie bis an den Bodensee; denn von ihnen hat dieser wohl den bei Mela verstümmelt erhaltenen Namen lacus Ven[non]etus, Vennonetersee. Vom Bodensee zog sich das Vennonetergebiet das Rheintal aufwärts, vermutlich auch das Seitental des Walgaus in sich schliessend. Wo sich dasselbe mit dem der Suaneten begrenzte, ob das Vorderrheintal vennonetisch oder suanetisch war, erfahren wir leider nicht; doch wird der wichtigste Punkt im Rheintal, Curia (Chur), im Besitze des mächtigern Stammes gewesen sein.[1]) Die westlichen oder östlichen Nachbarn der Vennoneter waren nach Ptolemäus die Kalukonen; im erstern Fall hätten wir uns diese als Bewohner von Glarus und Toggenburg, vielleicht auch der Urschweiz, im letztern als diejenigen der Täler östlich vom Arlberg, des Stanzer-, Paznauner- und mittleren Inntals oder des obern Lechtals vorzustellen.[2])

[1]) Plinius III, 135. Ptolomäus II, 12, 2. Strabo IV, 6, 6 p. 204 (*Ῥαιτοὶ καὶ Οὐέννωνες*) und IV, 6, 8 p. 206. Auf die Vennoneter muss sich die Angabe des Strabo beziehen, dass die Räter auf eine kleine Strecke an den Bodensee reichten (VII, 1, 5 p. 292), obgleich sie mit seiner Annahme, dass die Vennoneter schon Vindeliker seien, im Widerspruch steht.

[2]) Die Versetzung der Kalukonen ins Calancatal (Oberziner 53, Holder, Altkelt. Sprachsch. I, 706) widerspricht Ptolemäus, der sie nicht den Suaneten, sondern den nördlichern Vennonetern parallel setzt. Auch ist es völlig undenkbar, dass ein so unansehnliches Nebental eines Seitentals in der augusteischen Siegesinschrift sollte Aufnahme gefunden haben. Völklein. wie die Bergalei, Anaunes, Tuliasses, Sinduni sind eben deshalb darin nicht erwähnt, weil sie zu unbedeutend waren, und doch ist das Val di Non verglichen mit dem Calancatal ein Haupttal.

Im Norden der Vennoneter, am Bodensee, lag endlich Stadt und Gebiet der Brixenětes, wie sie die Siegesinschrift nennt, der Brixantä des Ptolemäus oder Brigantioi des Strabo. Ptolemäus rechnet auch sie zu den Rätern, während Strabo sie wie die Vennoneter zu den Vindelikern zählt.[1]) Weitere Stämme der Siegesinschrift, die als rätisch in Betracht fallen, sind die Venostes, Isarci, Breuni, Genaunes und Focunates. Die Venostes sind die Bewohner des obern Etschtales, der Vallis Venusta des Mittelalters, des jetzigen Vinstgaus, zu dem das bündnerische Münstertal als Seitental gehört, die Isarci die Anwohner des Flusses Isarcus, des Eisack, und von den Breuni hat der Brennerpass seinen Namen. Die Genaunes sassen nach Ptolemäus nördlich von den letztern, also entweder im Inntal um Innsbruck oder, da die kriegerischen Breunen wohl nicht bloss das kleine Wipptal, sondern auch das Haupttal um Innsbruck besessen haben werden, schon jenseits der Wasserscheide, im bayerischen Oberland um Partenkirchen. Jedenfalls dürfen sie nicht mit den in der Siegesinschrift nicht erwähnten, aber in der Erztafel des Claudius genannten Anauni im Val di Non, nördlich von Trient, identifiziert werden. Für die Sitze der Focunates fehlt es an jeder Andeutung.

Die Breuni und Genaunes werden von Horaz und Ptolemäus übereinstimmend schon den Vindelikern zugerechnet, während Strabo sie sowohl von diesen als von den Rätern trennt und „schon als Illyrier“ bezeichnet. Die Siegesinschrift nennt ferner nach den Isarci, Breuni, Genaunes und Focunates die „vier Stämme der Vindelici, die Cosuanětes, Rucinates, Licates, Catenates“, wobei es zweifelhaft bleibt, ob mit den letztern die vier Stämme der Vindeliker einzeln aufgezählt oder zu diesen vier weitere hinzugefügt werden.[2]) Im einen wie im andern Fall geht daraus hervor, dass der vindelizische Name sich ursprünglich auf vier Stämme beschränkt und erst der römische Sprachgebrauch denselben auf sämtliche Völkerschaften im Norden der Räter bis zur Donau übertragen hat. So erklärt sich auch das eigentümliche Schwanken der Autoren in der Abgrenzung der Räter und Vindeliker, dem wir nicht bloss in Bezug auf die Vennoneter, Brigantier, Breunen und Genaunen begegnen. Auch von den vier in der Siegesinschrift nach oder unter den Vindelikern genannten Stämmen schreibt Strabo die Likatier und Catenaten den Vindelikern, die Cosuaneter und Rucinaten dagegen den Rätern zu, während Ptolemäus auch die beiden letztern unter die Vindeliker stellt. Als Grenze zwischen Rätien und Vindelizien gibt Ptolemäus den Lech (Licus) an, was jedenfalls nur für einen einzelnen Punkt oder eine kleine Strecke im Oberlauf, bei Füssen und Reutte, gelten kann, wo der Fluss die vindelizischen Likatier von einem rätischen Stamm, vielleicht den Kalukonen, geschieden haben mag. In der Ebene lagen, wie Ptolemäus selber zeigt.

[1]) Die Identität der Brixeneter der Siegesinschrift mit den Brigantioi Strabos geht aus der Lage, die Ptolemäus den Brixantä im Norden der Vennoneter und Kalukonen zuweist, hervor. Es wäre auch unbegreiflich, dass die Siegesinschrift einen so bekannten Stamm, der im Besitz einer Stadt wie Brigantium war, übergangen haben sollte. Mit Brixen, wo die Isarci sassen, haben die Brixenetes sicher nichts zu tun, und an das Brixental bei Wörgl (Steub: Zur Ethnologie der deutschen Alpen p. 40) zu denken, verbietet ausser der Kleinheit des Tales schon die Stellung der Brixenetes auf der Siegesinschrift, die sie zwischen den Suaneten und den Kalukonen einer-, den Lepontiern und den Stämmen des Wallis anderseits aufführt. „Brigantioi“ wird die keltische, „Brixenetes“ die rätische Form des Namens gewesen sein.

[2]) Die Ansicht von Zeuss (Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 234), dass die Cosuanetes, Rucinates, Licates und Catenates eben die „vier Stämme der Vindelici“ seien, hat Mommsen früher geteilt, scheint sie aber seitdem aufgegeben zu haben, vgl. C. J. L. III, p. 707 und V, 906 f.

die Städte der Vindeliker zu beiden Seiten des Lech. Die Anwohner des Flusses waren die nach ihm benannten Likatier mit der Hauptstadt Damasia, deren Stelle möglicher Weise das nach der römischen Eroberung gegründete Augusta Vindelicum, Augsburg, einnimmt. Von den übrigen Stämmen versetzt Ptolemäus die Rucinaten in den nördlichen Teil Vindeliziens, also an die Donau nach Niederbayern, die Cosuaneter zwischen diese und die Genaunen, also nach Oberbayern. In der Siegesinschrift fehlen die von Strabo erwähnten Estionen mit der Hauptstadt Cambodunum (Kempten) und die sonst unbekannten Leunoi, die Ptolemäus neben die Cosuaneter setzt.[1])

* * *

Allgemein wird angenommen, dass die Völkerschaften der schwäbisch-bayerischen Hochebene vom Bodensee bis zum Inn, welche die Römer unter den Gesamtnamen Vindeliker zusammenfassten, der Hauptsache nach zu den Donaukelten gehören. In der That sind Ortsnamen, wie Abudiācum (Epfach), Artobriga, Bragodurum, Cambodunum, Carrodunum, Sorviodurum usw. für das Keltentum dieser Gegenden beweiskräftig genug. Dazu kommt, dass Plinius die Erfindung des Räderpflugs dem „gallischen Rätien" zuschreibt, ein Ausdruck, der sich nur auf den keltischen Teil der römischen Provinz Rätien, d. h. auf Vindelizien, beziehen lässt.[2])

Um so rätselvoller ist die ethnographische Stellung der Stämme im Gebirge, der Räter. Die Alten bringen sie bekanntlich mit den Etruskern in Verbindung. Livius lässt vor dem Einbruch der Gallier in die Poebene die Macht der Tusken bis in die Alpen hineinreichen; für die Alpenvölker, besonders für die Räter, sei die etruskische Herkunft unzweifelhaft, wenn sie auch in ihren rauhen Wohnsitzen verwildert seien und von dem alten Erbe nichts als den Klang der Sprache und auch diesen nicht unverdorben bewahrt hätten. Auch Plinius und Justinus, die wohl auf derselben Quelle, der Weltgeschichte des Trogus Pompejus, fussen, berichten, die Räter seien von den Galliern aus der Poebene vertriebene Etrusker, die unter einem Führer Rätus in den Alpen Zuflucht gesucht und von diesem ihren Namen empfangen hätten.[3]) Wenn auch Rätus in die gleiche Kategorie der erfundenen Stammväter wie Hellen und Romulus gehört, so beweisen doch die angeführten Stellen, dass man in Italien von einem sprachlich-ethnographischen Zusammenhang der Räter mit den Etruskern überzeugt war und ihn so oder anders zu erklären suchte. Dem scheinen nun allerdings andere Zeugnisse entgegenzustehen. Appian sagt, dass die Römer die Räter, Noriker, Mösier und Pannonier zu Illyricum rechnen, und Strabo erklärt die Breunen und Genaunen für Illyrier. Zosimus endlich nennt Noriker und Räter keltische Truppen.[4]) Aber diese Widersprüche sind doch nur scheinbare. Zosimus spricht nicht von den Rätern in ursprünglichem Sinne,

---

[1]) Strabo IV. 6, 8 p. 206. Ptolomäus II, 12, 1, 3 und 4. Dass die *Ῥουκάντιοι* und *Κωτουάντιοι* Strabos und die *Ῥουνικάται* und *Κωσσουάνται* des Ptolemäus mit den Rucinates und Cosuanetes der Inschrift identisch sind, steht ausser Zweifel. Die Identität der *Κλαυτηνάτιοι* Strabos mit den Catenates ergiebt sich aus der Zusammenstellung mit den *Λικάττιοι*, die der *Βενλαῦνοι* des Ptolemäus mit den Genaunes aus derjenigen mit den *Βρεῦνοι*, mit denen sie immer zusammen genannt werden.

[2]) Plinius 18, 172 („in Raetia Galliae"). Tasgätium (vgl. den Gallier Tasgätius bei Cäsar bell. gall. V, 25) darf für das Keltentum der Vindeliker nicht angeführt werden, da es, nach seiner Lage ursprünglich eine helvetische Ortschaft, nur administrativ mit Vindelizien verbunden war.

[3]) Livius V, 33. Plinius III, 133. Justinus XX, 5.

[4]) Appian Illyr. c. 29. (Vgl. C. J. L. III. p. 279). Strabo IV, 6, 8 p. 206. Zosimus I, 52.

sondern von Truppen aus der römischen Provinz Rätien, die allerdings mehr als zur Hälfte keltisch war. Appian aber hat den römischen Zollbezirk Illyricum im Auge, zu dem Völker verschiedenen Stammes, neben wirklichen Illyriern auch notorische Kelten, wie die Noriker, gehört haben, so dass aus seiner Angabe keinerlei Stammesverwandtschaft gefolgert werden darf. Einzig Strabo kann für den Zusammenhang der Breunen und Genaunen, die man gewöhnlich zu den Rätern rechnet, mit den Illyriern, den Stammvätern der heutigen Albanesen, ins Feld geführt werden. Aber daraus, dass er im Gegensatz zu den Rätern und Vindelikern die Breunen und Genaunen „schon als Illyrier" bezeichnet, folgt gerade, dass er jene als Nichtillyrier ansah. Einen eigentlichen Widerspruch hat also die Ansicht von der räto-etruskischen Verwandtschaft im Altertum nicht erfahren.

Um so weniger hat sich die Neuzeit dabei beruhigt. Der Begründer der mitteleuropäischen Stammeskunde, der treffliche Zeuss, schloss aus den überlieferten Ortsnamen, dass die Räter Kelten gewesen seien, wie die Vindeliker, allerdings mit der Einschränkung, dass die euganeischen Völkchen am Südabhang der Alpen wirklich Reste der alten Tusken seien, durch die sich die Alten hätten verleiten lassen, alle Räter von den Tusken abzuleiten.[1]) Gegen Zeuss, dem sich andere Keltologen anschlossen, warf sich Ludwig Steub zum unermüdlichen Verfechter des Etruskertums der Räter auf, indem er auf die Anklänge jetziger Ortsnamen in Tirol und Graubünden an ähnlich lautende Namen aus der etruskischen Epigraphik aufmerksam machte.[2])

Eine kräftige Unterstützung wurde der Etruskerhypothese durch die Sammlung und Deutung der in Oberitalien und in den Alpen gefundenen vorrömischen Inschriften zu teil, für deren Schrift Mommsen die treffende Bezeichnung „nordetruskisch" aufgebracht hat. Der eindringendste Erforscher dieser Inschriften, Pauli, unterscheidet darin vier verschiedene Alphabete, die er nach den Hauptfundorten: 1) das von Este, 2) das von Bozen, 3) das von Sondrio, 4) das von Lugano genannt hat. Die Alphabete von Bozen und Lugano sind nach Pauli wirkliche Tochteralphabete des gemeinen etruskischen Alphabets und liefern den Beweis, dass die Schrift aus dem Etruskergebiet in die Alpen gedrungen ist. Die Alphabete von Este und Sondrio dagegen hält er für direkte Ableitungen vom griechischen, weshalb er sie nach dem mutmasslichen Ausgangspunkt ihrer Verbreitung als „adriatisch" bezeichnet. Das „adriatische" Alphabet von Este herrscht in den Inschriften von Este, Venetien, Friaul und Kärnten, das von Sondrio in denjenigen von Tresivio (bei Sondrio) im Veltlin, von Cividate im Val Camonica, von Sale di Marasino am Iseosee, d. h. in den Inschriften des Gebiets, das wir als das der Camunner anzusehen haben, ferner in denen von Voltino am Nordwestufer des Gardasees und von Rotzo in den Sette Communi. Das östliche nordetruskische Alphabet von Bozen tritt uns in Tiroler Funden von Matrey am Nordfuss des Brenner bis gegen Trient entgegen; das westliche von Lugano endlich umfasst die Inschriften von Davesco, Viganello, Aranno, Sorengo (sämtlich bei Lugano), von Stabio und aus der Umgegend von Como, ferner solche von Mailand, Novara, Todi und Verona, sowie Aufschriften von Münzen, die in der Provence, im Wallis, im Aargau und zu Burwein in Graubünden gefunden worden sind.

---

[1]) Zeuss: Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 228 ff. Zeuss folgen Diefenbach: Celtica II, 1, 133, und im wesentlichen Planta: Das alte Rätien p. 4 ff.

[2]) Steub: Über die Urbewohner Rätiens (1843). Zur rätischen Ethnologie (1854). Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen (1885). Zur Ethnologie der deutschen Alpen (1887). Auf Steub fusst im wesentlichen, was Czoernig: Die alten Völker Oberitaliens, über die Räter enthält.

Neuerdings sind weitere Inschriften im Luganeralphabet in Tesserete (nördlich von Lugano), im Misox und zu Ornavasso im Tal der Tosa zum Vorschein gekommen.

Der Umstand, dass die Schrift der vorrömischen Bewohner des Etschtals, des Tessins und anderer Gebiete von der etruskischen stammt, beweist freilich noch nichts für ihre Nationalität. „Dass in das Alpenland", sagt Mommsen, „die Schrift von dem nächsten zivilisierten Volk, also von den Etruskern, gebracht ward, ist sehr natürlich; allein wer darum den Alpenvölkern etruskische Abkunft zuschreibt, könnte ganz mit demselben Recht die Neger, die englische Buchstaben brauchen, für Angelsachsen erklären. Es ist einleuchtend, dass dieser Beweis nicht aus der Schrift dieser Denkmäler zu führen ist, sondern aus der Sprache." Pauli hat die Sprache der nordetruskischen Inschriften zu enträtseln gesucht und ist dabei zu merkwürdigen Ergebnissen gelangt. Die Inschriften des Estealphabets hält er für illyrisch und schreibt sie den Venetern zu, deren illyrische Herkunft damit erwiesen sei. Die Inschriften des Bozener Alphabets erklärt er dagegen nicht bloss der Schrift, sondern auch der Sprache nach für etruskisch, wie sich ihm wider seine Erwartung herausgestellt habe, und schliesst daraus, dass im Herzen des rätischen Landes wirklich, wie die Alten überliefern, Etrusker gesessen hätten.[1]) Zu einem gleichen Ergebnis führt die sprachliche Untersuchung der Inschriften des adriatischen Alphabets von Sondrio im Veltlin. In der Hauptinschrift von Tresivio, die Pauli «Z : : ESIAL LEPALIAL» liest, liegen nach ihm zwei Namen mit der unzähligemal belegten etruskischen Genetivendung -al vor, vermutlich Vor- und Familienname: Z sei Abkürzung von etruskisch Zuθi = Grab; die Inschrift bedeute also: „Grab der Esia Lepalia."

Dagegen glaubte Pauli zur Zeit, da er seine Forschungen veröffentlichte, dass die Sprache der Inschriften des nordetruskischen Luganeralphabets in Namenstämmen und Suffixen keltisch seien, und zog daraus den Schluss, dass die rätischen Stämme in Graubünden, in deren Gebiet die Burweinermünzen gefunden worden sind, sowie die Lepontier, denen er die nordetruskischen Inschriften um Lugano zuschrieb, Kelten gewesen seien, allerdings nicht Gallier im engern Sinne, sondern eine ältere Keltenschicht, die bei der ursprünglichen Wanderung des Stammes von Osten nach Westen in den Alpen zurückgeblieben sei. Das ethnographische Bild Rätiens zeige also in der Zeit, da die nordetruskischen Inschriften entstanden seien, im dritten und zweiten Jahrhundert v. Ch. keltische Stämme im Tessin und in Graubünden, die das nordetruskische Westalphabet benutzten, Etrusker im Veltlin und westlich am Gardasee mit adriatischem Alphabet und Etrusker im Etschtal mit dem nordetruskischen Ostalphabet.[2])

Unter Zustimmung zu Paulis Ergebnissen brachte Fr. Stolz einen neuen Gesichtspunkt in die Räterfrage, indem er, gestützt auf die Angabe Strabos, dass die Breunen und Genaunen Illyrier seien, sowie auf venetische Inschriften im Südosten von Tirol und auf die Form gewisser Orts- und Stammesnamen, nachzuweisen suchte, dass durch das Pustertal eine Einwanderung der illyrischen Veneter stattgefunden habe, welche die Täler des Eisack und Inn, vielleicht auch den Vinstgau

[1]) Zu den von Pauli 1885 untersuchten Inschriften sind seitdem neue Inschriften in etruskischer Sprache gekommen, die zu Meclo im Nonsberg zu Tage gefördert wurden. Stolz: Die Urbevölkerung Tirols S. 34.

[2]) Mommsen: Nordetruskische Alphabete (Mitteil. der Antiqu. Gesellschaft Zürich, Bd. VII). Pauli: Die Inschriften nordetruskischen Alphabets (Altitalische Forschungen I, 1885). Die nordetruskischen Inschriften der Alphabete von Lugano und Sondrio in Facsimiles hat neuerdings Giussani zusammengestellt in der „Rivista Archeologica della provincia e antica diocesi di Como" 1902, fasc. 46, p. 25 ff.

und nicht unwahrscheinlich auch einen Teil des heutigen Vorarlberg, mit illyrischen Ansiedlern bevölkerte. Der etruskischen Bevölkerung Südtirols setzt Stolz eine illyrische des nördlichen Tirols zur Seite und polemisiert gegen die Auffassung des Namens Räter als einer Volkseinheit; in ethnologischer Beziehung sei damit so wenig anzufangen, wie mit dem heutigen Namen „Tiroler", der auch Deutsche und Welsche umfasse.[1])

Neuerdings ist neben die Etrusker, Kelten und Illyrier ein viertes Volk mit Wucht in die rätischen Berge eingerückt, die Ligurer. Ausgehend von zwei inschriftlichen Denkmälern, die geographische Namen aus dem Altertum auf unzweifelhaft ligurischem Boden überliefern, haben der Italiener Flechia und der Franzose d'Arbois de Jubainville den Satz aufgestellt, dass die in Oberitalien so häufigen Orts-, Fluss- und Bergnamen auf -asco, -ascus, -asca, wie sie aus antiker Zeit, aus dem Mittelalter und der Neuzeit belegt sind, von den Ligurern herstammen. Die Berechtigung dieses Schlusses beruht darauf, dass solche Namen über die Gebiete, für welche ehemals ligurische Bevölkerung bezeugt ist, verbreitet sind, dass sie aber in rein keltischen, venetischen, etruskischen und umbrischen Gegenden fehlen. An Hand dieses „Leitsuffixes" gelangt d'Arbois de Jubainville dazu, die einstige Verbreitung des ligurischen Stammes, der in historischer Zeit auf das südliche Piemont und die Riviera beschränkt erscheint, über die ganze Poebene bis Verona, insbesondere auch über das Veltlin und die Kantone Tessin und Graubünden anzunehmen In der Provinz Como findet er 30, in derjenigen von Bergamo 12 solcher Namen und schliesst. daraus, dass die Orumbovier, welche die beiden Städte gegründet haben, Ligurer gewesen seien. Im Veltlin bezeugen ihm 6, im Tessin 29, in Graubünden 5 -asco und -asca[2]) die Anwesenheit von Ligurern, denen mithin die Bewohner dieser Gegenden, wie die Lepontier, zuzurechnen seien. Sogar die „Urnasca" (Urnäsch) in Appenzell ist nach ihm ligurischen Ursprungs, und ein sehr fragliches „Cubizasca" im Bistum Lausanne gibt ihm Anlass zu dem kühnen Schluss, dass die Schweiz bis zum Eindringen der Helvetier im Besitz der Ligurer gewesen und dass diesen die Pfahlbauten zuzuschreiben seien, wie auch die Terramaren in der Poebene. Wir folgen den Ausführungen des gelehrten französischen Keltologen, der stets neue ligurische Leitsuffixe bei der Hand hat und mittels derselben Spuren der Ligurer bis nach Spanien und Corsica und bis nach Britannien und Schleswig-Holstein entdeckt hat, nicht weiter; die Konstruktion einer ligurischen Urbevölkerung halb Europas ruht auf zu schwankem Grunde, als dass darauf irgend welcher Verlass wäre.[3]) Dagegen ist die Ausbreitung der Ligurer über Oberitalien durch die Angaben der

[1]) Stolz: Die Urbevölkerung Tirols (1892).

[2]) Für Graubünden lässt sich die Zahl noch bedeutend vermehren: 1) Serasca, 2) Privilasco (im Puschlav), 3) Val Bondasca, 4) Alp, Pass und Pizzo Trubinasca (im Bergell), 5) Fluss Calancasca, 6) Passo und Alpe di Remolasco (im Calancatal), 7) Berg Lughezasca, 8) Alp Rogiasca (im Misox), 9) Schlucht Ranasca (bei Panix), 10) Tuverasca (mittelalterlicher Name für Grub und Lugnez). 11) Tumilasca (mittelalterlicher Name für Domleschg), 12) Sardasca-Tal (Prättigau), 13) Camogask (a. 1139 Campolovasco), 14) Val Barlasca, 15) Val Susasca (im Engadin). Dazu gesellt sich noch Lodasco (mittelalterlicher Name für Ludesch) im Walgau. Dabei kann man sich freilich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Namensbildung auf -asca, wenn sie wirklich ursprünglich ligurisch ist, auch in romanischer Zeit ihren Fortgang genommen hat.

[3]) D'Arbois de Jubainville: Les Gaulois et les populations qui les ont précédés dans l'Italie du Nord (Revue Celtique XII, p. 152 ff.); derselbe: Les premiers habitants de l'Europe, 2 Bde. (1889/94), insbes. Bd. II p. 68 ff.

Alten wohl bezeugt, und zwei so bedeutende Sprachforscher wie Pauli und Kretschmer stehen denn auch nicht an, in Bezug auf die -asco und -asca den Schlüssen d'Arbois de Jubainvilles, sowie seiner linguistischen Beweisführung, dass die Ligurer im Gegensatz zu den Etruskern Indogermanen gewesen seien, beizutreten, wenn auch der letztere mit einigen Reserven. Pauli erklärte infolgedessen die von ihm den Lepontiern zugeschriebenen nordetruskischen Inschriften aus der Umgebung von Lugano, die er früher für keltisch hielt, nunmehr für ligurisch, und Kretschmer, der die Inschriften von Ornavasso näher behandelt hat, kommt zu dem gleichen Schlusse, mit der Modifikation, dass die Träger dieser Sprache möglicher Weise nicht reine Ligurer, sondern, wie offenbar die Bevölkerung Oberitaliens und Südgalliens zum grossen Teil, Keltoligyer, d. h. ein Gemisch von Kelten und Ligurern gewesen seien.[1])

Suchen wir nun aus dem Gewirre dieser verschiedenen Forschungen und Hypothesen zu einem annähernd gesicherten Ergebnis zu gelangen, so ist zunächst Stolz gegenüber daran festzuhalten, dass für die Alten die Bezeichnung Räti kein blosser geographischer Sammelname, sondern ein wirklich ethnographischer Begriff gewesen ist.[2]) Es gab ein rätisches Volk, das sich von seinen Nachbarn, den Euganeern, den illyrischen Venetern, den keltischen Norikern, Vindelikern und Helvetiern unterschied.[3]) Es gab eine rätische Sprache, die den Alten wie ein rauhes, verdorbenes Etruskisch klang,[4]) es gab auch einen besonderen rätischen Kult, der sich selbst in Gegenden erhielt, die politisch längst von Rätien abgetrennt waren.[5]) Dieses rätische Volkstum ist nach den Zeugnissen der Alten weder keltisch noch illyrisch noch ligurisch, sondern mit dem etruskischen eng verwandt gewesen, und die Angaben der Oberitaliener Livius und Plinius haben sich durch die nicht bloss der Schrift, sondern auch der Sprache nach etruskischen Inschriftenfunde im Etschtal, im Nonsberg und im Veltlin glänzend bestätigt.[6]) Soweit in solchen Dingen Gewissheit gewonnen werden kann, wird jetzt gesagt werden dürfen, dass die Räter ein den Etruskern stammverwandtes Volk waren, sei es, dass sie bei der, wie man gewöhnlich annimmt, von Norden her erfolgten Einwanderung des Gesamtvolkes nach Italien in den Alpen sitzen geblieben, sei es, dass sie, wie Plinius und Justin berichten, erst von den um 400 v. Chr. in die Poebene eingefallenen Galliern ins Gebirge zurückgedrängt worden waren.[7])

Mehlis: Die Ligurerfrage (Archiv für Anthropologie, 1899/1900, B. 26), schreibt, auf dem von d'Arbois de Jubainville gelegten Grunde fortbauend, sogar die neolithischen Gräber am Mittelrhein den Ligurern zu.

[1]) Pauli: Sind die Ligurer Indogermanen? (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 12. Juli 1900, Nr. 157). Kretschmer: Die Inschriften von Ornavasso und die ligurische Sprache (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, 1902, Bd. 38, Heft 1) p. 97 ff.

[2]) Anders verhält es sich mit der Bezeichnung Vindeliker, die in der Ausdehnung, die ihr die Römer gegeben haben, ein solcher Sammelname geworden ist.

[3]) Strabo IV, 6, 8, p. 206; Plinius III, 130 und 133.

[4]) Livius V, 33. Arrian, Taktik 44 (die rätische Reiterei wird angewiesen, im Gegensatz zur gotischen und keltischen, das Schlachtgeschrei in rätischer Sprache auszustossen).

[5]) C. J. L. V, p. 390.

[6]) Weniger Gewicht möchte ich auf die Analogien der modernen Ortsnamen in Tirol mit dem Etruskischen legen, da die meisten der von Steub als etruskisch erklärten Ortsnamen sich aus dem Romanischen ableiten lassen. Immerhin sind so gewiegte Sprachforscher wie Pauli (S. 109) und Stolz (41) nicht abgeneigt, Namen wie Amras, Larzena, Ladurn, Velturns dem Etruskischen zuzuweisen.

[7]) Die letztere, früher fast allgemein verworfene Ansicht hat an Wahrscheinlichkeit gewonnen, seitdem durch

Auf der andern Seite sind im Altertum und besonders in neuerer Zeit Völkerschaften den Rätern zugerechnet worden, die ohne Zweifel ethnographisch nicht zu ihnen gehörten. So die vielberufenen Breunen und Genaunen, die meines Wissens kein alter Autor als Räter bezeichnet. Vielmehr trennt sie Strabo ausdrücklich von den Rätern und weist sie den Illyriern zu; auch Horaz und Ptolemäus rechnen sie nicht zu den Rätern, sondern zu den Vindelikern. Stolz hat bemerkenswerte Gründe beigebracht, welche die Angabe Strabos stützen; dagegen kann ich diejenigen für eine Ausdehnung des illyrischen Volkstums auf die übrigen Stämme im nördlichen Tirol, sogar auf die Venostes und Vennonetes, nicht als stichhaltig ansehen.

Wenn die illyrischen Breunen und Genaunen nur durch die Ungenauigkeit der Neuern den Rätern zugewiesen worden sind, so bezeichnet dagegen schon Ptolemäus einen Stamm als rätisch, der mit Sicherheit den Kelten zuzuzählen ist, die Brigantier. Die Brigantes in Irland und Britannien, die verschiedenen Brigantio und Brigantium in Gallien und Keltiberien, die irische Göttin Brigantia lassen doch wohl keinen Zweifel übrig, dass Brigantium am Bodensee eine Keltenstadt war und dass Strabo im Recht ist, wenn er die Brigantier von den Rätern sondert und sie zu den Vindelikern rechnet.[1]) Aber auch die Ortsnamen, die uns aus dem Gebiet der Vennoneter überliefert sind, deuten auf keltischen Ursprung. Der Ort Clunia kehrt bei den keltiberischen Aravaci, Curia bei den britischen Otalini wieder, und bei Magia (Maienfeld) hält es schwer, nicht an das so oft vorkommende keltische „magos“ = Feld zu denken.[2]) Trotzdem Plinius und Ptolemäus die Vennoneter übereinstimmend als Räter bezeichnen, ist Strabo vom ethnographischen Standpunkte aus wohl auch hier im Recht, wenn er sie von den Rätern trennt und den Vindelikern zuweist.[3]) Wie von Norden her ins Rheintal, so sind die Kelten nach dem gallischen Einbruch in Oberitalien auch von Süden her ins Etschtal eingedrungen und haben die Städte Verona und Trient keltisiert, immerhin so, dass noch in der nächsten Nähe derselben, z. B. im Val Policella, im Val di Cembra und Val di Non das rätisch-etruskische Volkstum sich erhielt.[4])

Von den Rätern müssen ferner nach dem Zeuguis des Plinius die Euganeer getrennt werden. Nach d'Arbois de Jubainville finden sich die -asco und -asca im Etschtal, im Gebiet der Räter, nicht, wohl aber in den Tälern der Euganeer. Dazu kommt, dass ein offizielles römisches Dokument, die amtlichen Triumphalfasten, die Stöner, die nach Plinius der Hauptstamm der Euganeer waren, ausdrücklich Ligurer nennt.[5]) Wir haben also in den euganeischen Stämmen noch einen Überrest der alten ligurischen Bevölkerung Oberitaliens zu erblicken. Freilich erhebt sich eine Schwierigkeit in Betreff der Camunner. Plinius weist auch diese den Euganeern zu,

---

den Fund der dem Etruskischen nahestehenden Pelasgerinschrift auf Lemnos die Möglichkeit nahe gerückt ist, dass die Etrusker auf dem Seewege nach Italien gekommen sind (Stolz S. 29). Auch Mommsen (Röm. Gesch. V, 179) hält sie für wahrscheinlich.

[1]) Holder, Altkeltischer Sprachschatz I, S. 534 ff.

[2]) Holder, I, 1048, 1200; II, 375, 384.

[3]) Freilich verliert das scheinbar so genaue Zeugnis Strabos an Wert dadurch, dass er auf der andern Seite die Rucinates und Cosuanetes den Rätern zuweist, Stämme, die nach ihrer Lage nur zu den Vindelikern gerechnet werden können.

[4]) Mommsen, C. J. L. V, p. 327, 390, 530. Stolz 35.

[5]) C. J. L. I p. 460 de Liguribus Stœneis. Vgl. d'Arbois de Jubainville: Les premiers habitants de l'Europe II, 56 ff.

also müssten auch sie Ligurer gewesen sein, wofür die -asco und -asca im Veltlin, sowie der als ligurisch nachgewiesene Ortsname Bormio sprächen.[1]) Damit steht aber der von Pauli festgestellte etruskische Charakter der Inschrift von Tresivio (S. 55) im Widerspruch. Wenn man diese Grabinschrift nicht einem Einwanderer, sondern der bodenständigen Bevölkerung zuschreiben will, so bleibt nur die Annahme übrig, dass die älteren ligurischen Bewohner des Veltlin von den Etruskern bezw. Rätern verdrängt worden oder unter diesen aufgegangen sind, und Strabo, der die Camunner dem rätischen Stamm zuschreibt, scheint auch hier Recht zu behalten.

Inbetreff der Inschriften des Luganeralphabets, die im Gebiet von Como, Lugano und zu Ornavasso gefunden worden sind, ist man nun so ziemlich einig, dieselben als ligurisch anzusehen, und schliesst daraus, dass die Lepontier, die man als Träger derselben betrachtet, Ligurer oder Keltoligyer gewesen seien.[2]) Dagegen muss ich hier eine schon früher erhobene Einwendung wiederholen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Lepontier südlich über den Monte Cenere hinüber gereicht haben; da die Gegend am Luganersee in der Römerzeit einen Teil des unmittelbaren Stadtgebietes von Com bildete, so wird sie auch vorher dem Stamm der Orumbovier oder Comenser angehört haben. Die Inschriften um Lugano sind also nicht sowohl für den kelto-ligurischen Charakter der Lepontier als für denjenigen der Orumbovier oder Comenser beweisend.[3]) Ebenso fraglich ist es, ob die Lepontier, die allerdings nach Ptolemäus im Besitz von Domo d'Ossola waren, südwärts bis Ornavasso gereicht haben, ob die Gegend von Ornavasso und Pallanza nicht vielmehr zum Gebiet des Stammes von Novara, der Vertamacoren, gehörte, die Cato als Ligurer bezeichnet; wenigstens reichte in der Kaiserzeit der Stadtkanton Novara bis zum Lago d'Orta. Von allen bisher bekannt gewordenen nordetruskischen Inschriften stammen nur zwei aus der Gegend nördlich vom Monte Cenere, beide aus dem Misox, die jetzt im rätischen Museum befindliche Gneisplatte von Mesocco mit der Aufschrift «$\frac{\text{VALAVNAL}}{\text{RANENI}}$» (S. 24, Fig. 2) und die zweite 1893 zu Andergia entdeckte, lautend «IOCVI VTONOIV RINIADI».[4]) Von diesen zwei Inschriften zeigt die letztère, die zum Teil mit lateinischen, zum Teil mit nordetruskischen Buchstaben geschrieben ist, sprachliche Verwandtschaft mit den Inschriften südlich

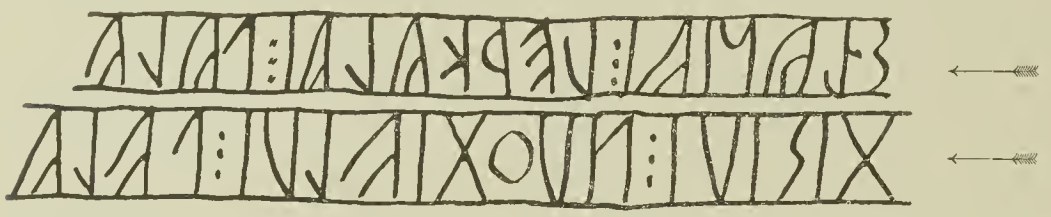


Fig. 7.

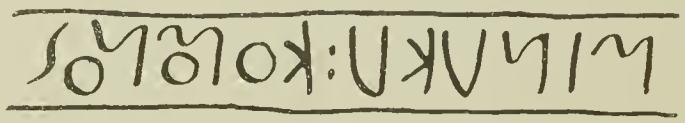


Fig. 8.

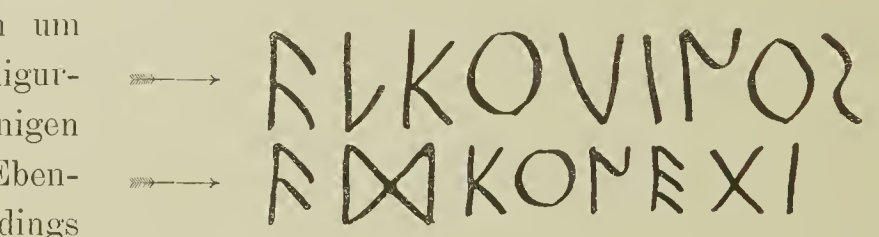


Fig. 9.

[1]) Kretschmer: Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung 1902, Bd. 38, S. 113.

[2]) Pauli, Allgem. Zeitung Beil. 12. Juli 1900 No. 157. Kretschmer, Zeitsch. für vergl. Sprachforschung 1902, Bd. 38, S. 101.

[3]) Heierli und Oechsli: Urgeschichte des Wallis (Antiqu. Mitt. Bd. XXIV, H. 3, S. 161).

[4]) Bollettino storico della Svizzera Italiana 1893 S. 106. Rivista arch. di Como 1902 S. 41.

vom Monte Cenere: die erstere dagegen erklärt Pauli ihres abweichenden Charakters wegen als nach Bedeutung und Sprache für unbekannt, und auch Kretschmer findet, dass er dieselbe für seine Untersuchung des Ligurischen „am besten bei Seite lasse", indem er es dahingestellt sein lässt, ob sie gallisch oder etruskisch sei.[1]) Indes drängt sich einem der Gedanke auf, dass in dem Valaunal der Misoxerinschrift, wie in dem Esial Lepalial der Veltlinerinschrift die „unzähligemal belegte" etruskische Genetivendung -al vorliege, was auch Kretschmer offenbar für möglich hält. Von den zwei Inschriften des Misox, die mit mehr Recht lepontisch genannt werden können, als die südlich vom Monte Cenere gefundenen, scheint also die eine ligurisch, die andere etruskisch zu sein. Da die erstere wegen der Mischung der Buchstaben wohl jünger ist, vielleicht der Römerzeit angehört, wird sie eher einem Einwanderer zugeschrieben werden dürfen, als die letztere. Jedenfalls macht diese die ligurische Nationalität der Lepontier zweifelhaft und lässt es als möglich erscheinen, dass Strabo auch hier im Recht ist, wenn er die Lepontier den eigentlichen Rätern zuweist. Wie bei den Camunnern wäre die durch die -asca und -asco bezeugte ältere ligurische Bevölkerungsschicht im Tessin durch die rätisch-etruskischen Lepontier zurückgedrängt oder etruskisiert worden. Eine endgiltige Lösung des Rätsels der Stammeszugehörigkeit der Lepontier, bezw. der Bewohner des Misox, ist freilich mit dem jetzigen Material noch nicht möglich.

Gehen wir endlich zu den Stämmen im bündnerischen Rhein- und Inngebiet, den Suaneten und Ruguskern, über, so ist vorerst der Schluss, den Pauli aus den Legenden der Münzen des Burweiner Fundes auf die keltische Nationalität derselben gezogen hat, abzuweisen. Die Münzen dieses vereinzelten Schatzfundes sind gallische Nachahmungen der massaliotischen Münzen, die sich mit der gleichen Aufschrift «PIRAKOI» oder «PIRAKOS» auch anderwärts finden;[2]) sie sind also, wie wohl der ganze Fund, importiert und beweisen für die Nationalität der bündnerischen Räter nichts. Anderweitige Inschriften, die uns einen Fingerzeig gäben, stehen uns für dies Gebiet nicht zu Gebote. Die wenigen antiken Ortsnamen, die aus demselben überliefert sind, Tinnetione (Tinzen) und Lapidaria, sind nicht charakteristisch. Das keltische Tarvessedum liegt schon südlich vom Splügen, vermutlich im Gebiet der keltisierten Comenser, und auch der auf der Grenze befindliche Pass, dessen Name Cunus aureus mit dem keltischen cuno = hoch, Höhe, znsammenhängen dürfte,[3]) kann seinen Namen von den südlichen Anwohnern erhalten haben. Auch die Flussnamen gewähren keinen Anhalt; der Rhein hat seinen Namen, sei er gallisch oder ligurisch, schwerlich in Graubünden erhalten, und der Inn ebensowenig. Nach den zahlreichen -asca, die sich im ganzen Kanton finden, wären als älteste bekannte Bevölkerung die Ligurer anzunehmen, und es erhebt sich

[1]) Katalog des rätischen Museums S. 17. Kretschmer a. a. O. S. 106 meint, wenn die Inschrift „lepontisch" d. h. ligurisch wäre, so würde man „Valaunalui" oder „Valaunalai" und davor einen Vornamen erwarten. Die als ligurisch betrachteten Inschriften zeigen nämlich die Nominativendungen -a und -os, die Genetivausgänge -ai, -ei, -oi und -ui. Vgl. z. B. die im rätischen Museum zu Chur befindlichen Inschriften von Davesco [Fig. 7] ($\frac{\text{SLANIAI·VERKALAI:PALA}}{\text{TISIVI·PIVOTIALVI·PALA}}$, der Slania Verkala Grab, des Tisios Pivotialos Grab) und Stabio [Fig. 8 u. 9] (MINVKV:KOMONOS und ALKOVINOS ASKONETI), ferner die 1900 in Tesserete aufgefundene Inschrift (RKOMVI:PALA $\frac{\text{AAI:PALA}}{\text{OTIVI:PALA}}$) und die von Sorengo (PIVONEI TEKIALVI:LALA). Giussani, Rivista di Como S. 26 u. 35.

[2]) Pauli: Die Inschriften nordetruskischen Alphabets p. 6 und 76. Muret, Catal. des monnaies gauloises de la Bibl. Nationale 2160—2163.

[3]) Holder: Altkelt. Sprachschatz I, 1193, 1473.

die Frage: was ist aus diesen Ligurern geworden? Sind die Stämme, die wir in historischer Zeit am obern Rhein und Inn treffen, noch ligurisch oder nicht? D'Arbois de Jubainville glaubt diese Frage für eine der in Betracht kommenden Völkerschaften, die Rugusker, die wahrscheinlichen Bewohner des Engadins, aus ihrem Namen ohne weiteres bejahen zu dürfen, da er auch das Suffix -uscus, -oscus als ein ligurisches Leitsuffix betrachtet, freilich aus weniger überzeugenden Gründen, als die -asca und -ascus.[1]) Allerdings stehen die Rugusker mit ihrer Namensform unter all den aus der Siegesinschrift oder sonst bekannten Stämmen allein da.

Gerne würden wir, da die linguistischen und litterarischen Hilfsmittel nicht ausreichen, die prähistorischen Funde zur Lösung der Frage heranziehen; allein, abgesehen von ihrer Spärlichkeit in diesem Gebiete, ist Pauli vollkommen im Recht, wenn er sagt, dass archäologische Beziehungen zweier Völker für ihren ethnographischen Zusammenhang nichts beweisen, weil auch im Altertum die Verkehrsmittel entwickelt genug waren, um Kulturerrungenschaften von Volk zu Volk zu tragen.[2]) Ein weiteres Beweismittel, das anthropologische, versagt für Graubünden insofern, als dort unseres Wissens noch keine prähistorischen Skelettreste entdeckt worden sind. Zieht man aber die Merkmale der jetzigen rätoromanischen Bevölkerung heran, so ergibt sich die merkwürdige Tatsache, dass die Rasseneigentümlichkeiten der alten Ligurer und der heutigen Rätoromanen möglichst weit von einander abstehen. Nach den prähistorischen Funden an der Riviera waren die Ligurer ein Volk „mit langem Schädel, schmalem, kurzem, etwas prognathem Gesicht".[3]) Im schärfsten Gegensatz dazu sind unsere heutigen Graubündner, insbesondere die von dem Verkehr am wenigsten berührten romanischen Oberländer, so ausgesprochene Kurzschädel mit orthognathem Gesicht, dass die Anthropologie nach dem Vorgang von His den „Disentisschädel" als Typus für exquisite Brachykephalie aufgestellt hat. Die Tiroler zeigen dagegen in Bezug auf Brachykephalie mit den Graubündnern Übereinstimmung.[4]) Es liesse sich also daraus der Schluss ziehen, dass die dolichokephalen Ligurer in Graubünden durch die brachykephalen Räter vertrieben worden seien. Allein schon die Tatsache, dass die kurzköpfigen Rätoromanen in Graubünden in Bezug auf Schädelform ihre nächsten Verwandten auf deutschem Boden, in den Schwaben und Altbayern, haben,[3]) muss gegen solche Folgerungen Bedenken erregen, und die kraniologischen Merkmale sind vollends für ethnographisch-historische Bestimmungen nicht mehr verwendbar, wenn die Annahme ihrer unbedingten Stabilität, von der man früher ausging, sich als irrig erweist, wenn, wie v. Baer und J. Ranke vermuten, z. B. dem Gebirge ein umbildender Einfluss auf die Schädelform zukommt.[5])

Wir müssen uns daher mit einem Wahrscheinlichkeitsbeweise begnügen. Wenn wir in Betracht ziehen, dass das heutige Graubünden zu jeder Zeit als ein Bestandteil des eigentlichen Rätien gegolten hat,[6]) dass es ferner im Osten, im Süden und, wie die eine Misoxerinschrift vermuten

---

[1]) D'Arbois de Jubainville: Les premiers habitants etc. II. 67.

[2]) Allgem. Zeitung, Beilage, 1900, 12. Juli.

[3]) Mehlis: Die Ligurerfrage, Archiv für Anthropologie Bd. 26, S. 92.

[4]) E. Wettstein: Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis (Zürich 1902) S. 46 ff, 55 ff, 74 f.

[5]) Vgl. die treffenden Bemerkungen Kretschmers: Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache S. 29 ff.

[6]) Strabo IV, 6, 6 p. 204: *ὑπέρκεινται δὲ τοῦ Κώμου .... τῇ μὲν Ῥαιτοὶ καὶ Οὐέννωνες ἐπὶ τὴν ἕω κεκλιμένοι;*

lässt, auch im Westen von rätischen Etruskern umgeben war, so werden wir annehmen dürfen, dass das Gebiet der eigentlichen Räter vom Eisack bis zum Tessin ein zusammenhängendes, geschlossenes Ganzes bildete, dass die Isarker, Anaunen, Venosten, Rugusker, Suaneten, wahrscheinlich auch die Camunner und Lepontier Räter im ursprünglichen Sinn des Wortes, d. h. Verwandte der Etrusker, waren, unter denen die ältere ligurische Bevölkerungsschicht, wo eine solche bestanden hatte, aufgegangen war.

* * *

Über die Kulturzustände der Räter wissen wir ausserordentlich wenig. Ihr Land war wohl bevölkert, sogar übervölkert; auch hatten sie feste Städte und Burgen auf felsigen Höhen.[1]) Von ihren politischen Einrichtungen ist nichts bekannt, ausser dass sie in viele Gemeinwesen zerfielen; doch scheinen die verschiedenen Stämme der Räter und Vindeliker unter einander in einem Bündnis gestanden zu haben.[2])

Auf ihre Religion werfen die römischen Inschriften ein spärliches Licht. Bei den Arusnates im Val Policella bei Verona gab es noch in der Kaiserzeit einen pontifex sacrorum Ræticorum, also einen offiziell anerkannten Kult rätischer Gottheiten, und aus dem gleichen Ort sind uns sonst nirgends vorkommende Götternamen, die wohl mit diesem Kult zusammenhängen, überliefert: Jupiter Felvennis, Cuslanus, Ihamnagalle Sqnnagalle. Felvennis scheint der höchste Gott der Räter gewesen und deshalb mit Jupiter verbunden worden zu sein.[3]) Ein anderer rätischer Gott wurde mit Saturn identifiziert, weshalb diesem auf rätischem Boden eine eifrigere Verehrung zu teil wurde, als anderwärts. Eine im Val Camonica auftretende Göttin „Alantedoba", ein „Revinus" am Gardasee und ein „Ducavavius" im Val di Non scheinen eher Lokalgottheiten, als allgemein rätische Götter gewesen zu sein. Gleich den Kelten und Germanen hatten die Räter ihre Seher und Wahrsager, die sie im Kriege mit sich führten.

Ihre Nahrungsquellen waren Viehzucht und Raub. Die Alten schildern sie übereinstimmend als ein wildes, tapferes Räubervolk, das mit seinen Nachbarn auf beständigem Kriegsfuss lebte und alle als Feinde behandelte, die mit ihm nicht im Bündnis standen, als ein unbezähmbares Geschlecht, das beständig die Streitaxt in der Hand hatte. Ihr Alpenland war die Hochburg, von der aus sie ihre Raubzüge nach allen Seiten unternahmen. Sie beunruhigten mit den Vindelikern zusammen die Sequaner, Helvetier, Bojer und Germanen unaufhörlich mit ihren Einfällen; besonders aber hatte Italien davon zu leiden. Zwischen den Rätern und den romanisierten Kelten im Poland bestand ein Verhältnis, wie ehedem zwischen Rothäuten und Weissen in Nordamerika, das eines erbarmungslosen Vertilgungskrieges. Wenn die Räter eine italienische Stadt erstürmten, töteten

---

ferner IV 6, 8 p. 206: „*οἱ μὲν οὖν Ῥαιτοὶ μέχρι τῆς Ἰταλίας καθήκουσι τῆς ὑπὲρ Οὐήρωνος καὶ Κώμου . . διατείνουσι δὲ καὶ μέχρι τῶν χωρίων, δι' ὧν ὁ Ῥῆνος φέρεται.* Plinius III, 135: „Raetorum Vennonenses Sarunetesque ortus Rheni accolunt." Ptolemäus II, 12, 2: *κατέχουσι δὲ τῆς Ῥαιτίας τὰ μὲν ἀρκτικώτερα Βριξάνται, τὰ δὲ νοτιώτερα Σουαυῆται καὶ Ῥιγοῦσκαι, τὰ δὲ μεταξὺ Καλούκωνες καὶ Οὐέννοντες.*

[1]) Strabo IV, 6, 8 und 9, p. 206. Dio Cass. 54, 22. Horaz Carm. IV, 14.

[2]) Plinius III, 133: omnes in multas civitates divisi. Dio Cass. 54, 22: *καὶ ταῦτα μὲν καὶ συνήθη πως τοῖς οὐκ ἐνσπόνδοις ποιεῖν ἐδόκουν.*

[3]) C. J. L. V p. 390. Nr. 3291/93; 3898, 3900, 3904, 3916, 3927; 4013; 4198; 4875; 4934; 5000; 5021/24, 5057, 5068/69.

sie nicht nur alle Männer, sondern auch alle Knaben, ja selbst die schwangeren Frauen, von denen ihre Wahrsager prophezeiten, dass sie männliche Kinder zur Welt bringen würden.[1])

Trotzdem hat der friedliche Handel schon frühe sich durch das ungastliche Land einen Weg gebahnt. Polybios, der erste, der die Räter überhaupt nennt, erwähnt als eine der vier grossen Alpenstrassen (neben dem Col di Tenda, dem Mont Genèvre und dem Kleinen St. Bernhard) diejenige durch das Land der Räter, worunter wohl der Brenner zu verstehen ist:[2]) dass aber auch die Bündnerpässe schon in prähistorischer Zeit begangen wurden, lehrt ein Blick auf die archäologische Karte. Strabo sagt, dass die Räter, weil sie an Lebensmitteln und anderem Mangel litten, zuweilen die Bewohner der Ebenen geschont hätten, um Lieferanten zu haben, und Cassius Dio, dass sie römische Kaufleute, die durch ihr Land des Weges gezogen seien, misshandelt hätten, was immerhin einen schon bestehenden Verkehr voraussetzt. Als Gegenwert für die eingetauschten Waren gaben sie Harz, Pech, Kienholz, Honig, Wachs und Käse, woran sie Überfluss hatten.

Mit der Unterwerfung der Veneter und der Kelten im Polande Ende des dritten und Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. wurden die Römer die Nachbarn der Räter. In unmittelbare Nähe der Stämme in Graubünden und Tessin rückten sie mit der Eroberung Comos und der übrigen 28 Festungen der Orumbovier oder Comenser im Jahre 196 v. Chr. Aber wiewohl alle die Städte am Fuss der rätischen Alpen: Como, Bergamo, Brescia, Verona und, wie es scheint, selbst Trient, nun in römischen Besitz übergegangen waren, dauerte es doch noch beinahe zwei Jahrhunderte, bis die Beherrscher Italiens sich an die Bezwingung des Alpenlandes selber wagten. In der Zwischenzeit fehlte es allerdings nicht an Razzias, die zur Züchtigung der räuberischen Bergstämme unternommen wurden. Im Jahre 118 rottete der Konsul Quintus Marcius die ligurischen Stöner im Sarcatale aus und im Jahre 95 liess der Konsul Lucius Crassus die Alpentäler weit und breit durchstöbern und die Einwohner niedermachen. Dafür wurde Como von den „darüber“ wohnenden Rätern, also wohl von den Lepontiern oder den Stämmen in Graubünden zerstört, so dass der Konsul Pompejus Strabo 89 v. Chr. die Stadt wieder herstellen und neu bevölkern musste. 44/43 v. Chr. erfocht der Gründer von Lyon und Augusta Raurica, Munatius Plancus, einen Sieg über die Räter und auch der Cäsarmörder Decimus Brutus schlug sich als Statthalter von Gallia Cisalpina mit den Alpenvölkern herum.[3]) Den Plan aber, das Alpengebiet systematisch zu unterwerfen und dadurch den Frieden Oberitaliens dauernd herzustellen, fasste erst Augustus.

Mit der Gründlichkeit, die das Wirken des Stifters des römischen Kaisertums kennzeichnet, führte er die wichtige Unternehmung aus. Der erste Feldzug im Jahre 25 v. Chr. brachte den Salassern im Aostatal den Untergang und den Völkerschaften im Wallis die Einfügung ins Reich.[4]) Dann kam die Reihe an die rätischen und euganeischen Bergstämme. Zunächst wurde im Jahre 16 v. Chr. eine Expedition gegen die Trumpiliner im Val Trompia, die Camunner im Val Camonica und Veltlin und die Venostes im Vinstgau ins Werk gesetzt. Der Konsular Publius

[1]) Strabo IV, 6, 8, p. 206. Dio Cass. 54, 22.

[2]) Strabo IV, 6, 12, p. 209. Wanka von Rodlow: Die Brennerstrasse im Altertum und Mittelalter (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft VII) S. 9.

[3]) Unter den Rätern des Munatius Plancus sind wahrscheinlich die Walliser zu verstehen; vgl. Heierli und Oechsli: Urgeschichte des Wallis, S. 164. Livius XXXIII, 36, 37, Epitome 62. C. J. L. I, p. 460. Cicero de invent. II, 37. Strabo V, 1, 6, p. 213. C. J. L. X, 6087. Cicero ad fam. XI, 4. Appian, Illyr. 19. Vgl. Mommsen: Röm. Geschichte, Buch IV C. 5 (Bd. II, 170 ff.).

[4]) Heierli und Oechsli: Urgeschichte des Wallis, S. 165.

Silius Nerva, Statthalter von Illyricum, der sich bereits auf der spanischen Halbinsel im Gebirgskrieg erprobt hatte, trieb diese Stämme zu Paaren, ohne dass wir näheres darüber erführen. Damals werden der Apricapass und der Umbrail den schweren Tritt der römischen Legionen kennen gelernt haben.[1])

Im folgenden Jahre 15 v. Chr. erhielt der 23jährige Drusus, der jüngere Stiefsohn des Kaisers, den Auftrag, sich von Trient aus, wo schon seit einiger Zeit eine Legion ihren Standort hatte, der rätischen Täler zu bemächtigen. Drusus bahnte sich in blutigen Kämpfen mit den Isarkern, Breunen und Genaunen den Weg durch das Eisacktal und über die Brennerhöhe ins Inntal. Nach dieser glücklichen Einleitung wurde ein kombinierter Feldzug unternommen, der die Unterwerfung des Nordabhanges des Gebirges bis zur Donau zum Ziele hatte. Während Drusus vom Inntal aus nach der vindelizischen Hochebene vordrang, operierte der ältere Bruder, der zum Statthalter Galliens ernannte Tiberius, von Helvetien aus gegen den Feind. Mittels einer Flotille machte sich der Kaiserssohn zum Herrn des Bodensees; eine der Inseln desselben, ungewiss welche, diente ihm als Stützpunkt bei seinen Seegefechten gegen die Vindeliker, und an dem Tage, der in Rom wegen der vor 15 Jahren erfolgten Einnahme Alexandriens und Selbstvernichtung des Antonius als Kaisertag gefeiert wurde, am 1. August, erfocht Tiberius einen entscheidenden Sieg über die Räter. Da die Tapferkeit der an den Bodensee angrenzenden Vennoneter von Strabo besonders hervorgehoben wird und auch die Siegesinschrift von Turbía sie an die Spitze der im Jahr 15 unterworfenen Stämme stellt, liegt die Vermutung nahe, dass der Sieg vom 1. August hauptsächlich über diesen Stamm erfochten worden ist.

Von allen Seiten drangen nun die römischen Kolonnen teils unter der persönlichen Führung der beiden Prinzen, teils unter derjenigen ihrer Unterführer in das Land der Räter und Vindeliker ein; von einer gemeinsamen Verteidigung war nicht die Rede, die einzelnen Stämme verbluteten sich im Verzweiflungskampfe, soweit sie den Nacken nicht freiwillig beugten. Ihre Städte und Burgen wurden erstürmt; dabei soll es vorgekommen sein, dass die rätischen Frauen ihre Kinder am Boden zerschmetterten und hernach den römischen Soldaten ins Gesicht schleuderten. Im übrigen entziehen sich die Einzelheiten des Krieges unserer Kenntnis. Wir kennen weder die Märsche der verschiedenen römischen Kolonnen, noch die Gegend, wo Drusus und Tiberius ihre Vereinigung vollzogen haben: alles, was darüber Genaueres gesagt wird, beruht auf unsicheren Hypothesen. Nur das Ergebnis liegt vor, die Unterwerfung all der alpinen und transalpinen Stämme, die unter dem rätischen und vindelizischen Namen zusammengefasst wurden: der Vennoneter im Rheintal, der Isarker an der Eisack, der Breunen am Brenner, der Genaunen und Fokunaten,

[1]) Dio Cass. 54, 20 spricht nur von den Camunnern und „Venioi". Dass unter den letzteren die Venostes zu verstehen sind und dass auch die Trumpilini beteiligt waren, lehrt die Inschrift von Turbia (Mommsen C. J. L. V. p. 907). Diese beginnt mit den Stämmen, die im Jahre 16 unterworfen wurden, den Trumpilinern, Camunnern und Venostes. Dann folgen die Vennonetes, hierauf die Isarci, Breuni, Genaunes und die übrigen im Jahre 15 bezwungenen Völker. Es frägt sich, ob die Vennonetes der ersten oder der zweiten Reihe beizuzählen sind. Der ersteren Annahme, dass die Vennonetes unter den Venioi mit zu verstehen seien, steht jedoch entgegen, dass ihre Unterwerfung im Feldzug vom Jahre 16 diejenige der südlichern Suanetes zur notwendigen Voraussetzung hätte; diese erscheinen aber erst in der zweiten Reihe neben den Ruguskern, Caluconen und Brixenetern, mithin gehören auch die Venonnetes zur zweiten Reihe. An die Spitze der letzteren sind sie gestellt, sei es wegen des Gleichklangs mit den vorausgehenden Venostes, sei es, weil sie eine besonders hervorragende Rolle im Kriege von 15 v. Chr. spielten. Über Publius Silius vgl. Gardthausen: Augustus und seine Zeit, Teil II, S. 377.

der vier Stämme der Vindeliker im engern Sinne, der Cosuaneter, Rucinaten, Catenaten, der Likaten am Lech, der Rugusker im Engadin, der Suaneten am Hinterrhein, der Caluconen, der Brigantier am Bodensee, der Estionen um Kempten usw. Horaz aber verewigte auf Wunsch des Augustus die rätisch-vindelizischen Lorbeeren der beiden Kaiserssöhne in zweien seiner Oden.

Unter den von Augustus bezwungenen Stämmen nennt die Siegesinschrift zwischen den rätischen Stämmen und denjenigen des Wallis auch die Lepontier, ohne dass wir sagen könnten, in welches Jahr ihre Unterwerfung fällt. Doch wird die Besitzergreifung des Tals von Domo d' Ossola und des Tessins eher in Verbindung mit derjenigen des Wallis, also im Jahr 25, als mit derjenigen Rätiens erfolgt sein.[1])

II. Graubünden in römischer Zeit.

Nach römischer Auffassung waren eroberte Völker rechtlos gegenüber dem römischen Staate, das Eigentum an ihrem Grund und Boden ging auf diesen über und auch mit den Personen konnte er nach Gutdünken verfahren. So waren die Salasser insgesamt als Sklaven versteigert worden, so scheinen die Trumpilini samt ihrem Grund und Boden an Brescia verkauft worden zu sein, so jedoch, dass sie fortbestanden und später zu besserer Rechtsstellung gelangen konnten. Von den Rätern im allgemeinen sagt Cassius Dio, dass Drusus und Tiberius den kräftigsten und grössern Teil ihrer Jungmannschaft aus dem übervölkerten Lande weggeführt, d. h. in die Sklaverei verkauft und nur so viele zurückgelassen hätten, als das Land bebauen, aber keine Unruhen mehr anfangen konnten. Auch Strabo berichtet, dass die rätischen Völklein zum Teil vertilgt worden seien. Über das besondere Schicksal der in Graubünden sesshaften Stämme erfahren wir nichts.

Bei der endgiltigen Ordnung der Dinge durch Augustus wurden die rätischen Alpentäler, die sich nach Süden öffneten, meist zu Italien geschlagen und damit ein starker Schnitt in das rätische Volkstum gemacht. Im Jahre 89 v. Chr. waren die Kelten oder Keltoligyer nördlich vom Po durch ein vom Konsul Pompejus Strabo eingebrachtes Gesetz nach italienischer Stadtverfassung organisiert worden: so waren der Stamm der Insubrer in den Stadtkanton Mailand, derjenige der Orumbovier in die Stadtkantone Como und Bergamo, der der Cenomanen in die Stadtkantone Brescia und Verona verwandelt worden. Beim Beginn des Bürgerkrieges, 49 v. Chr., hatte Cäsar diesen „Transpadanern" das volle römische Bürgerrecht verliehen, 42 v. Chr. waren sie definitiv mit Italien vereinigt und die Provinz Gallia Cisalpina aufgehoben worden. Seit Augustus bildete das transpadanische Gallien, die heutige Lombardei, die 11., Venetien die 10. Region Italiens. Mailand, Como, Bergamo, Brescia, Verona, Trient waren Römerstädte im vollen Sinn des Wortes

[1]) C. J. L. V, 7817. Dio Cass. 54, 22. Strabo IV, 6, 6 und 9 (p. 204, 206); VII, 1, 5 (p. 292). Horaz carm. IV, 4 und 14. Ovid, Tristia II, 226. IV, 2, 37 ff. Vellejus II, 39 und 95. Sueton: Augustus 21, Tiberius 9. Livius Epit. 136. Florus II, 22. Orosius VI, 21. Plinius III, 133 und 138; IV, 98. Appian Illyr. 29. Vgl. Gisi: Quellenbuch zur Schweizergeschichte, 337 ff. Mommsen: Römische Geschichte V, S. 14 ff., 179 ff. Schiller: Geschichte der römischen Kaiserzeit I, 1, S. 215. Gardthausen I, 707 ff. Zippel: Die römische Herrschaft in Illyrien. Oberziner: Le Guerre di Augusto contro i Popoli Alpini (Rom 1900), mit Karten. Kallee: Das rätisch-obergermanische Kriegstheater (Württembergische Vierteljahrshefte 1888) p. 85 ff.

geworden, die sich teils unter dem Titel von „Munizipien“ teils unter dem von „Kolonien“ durch einen (grossen) Stadtrat (curia, senatus) als beratende, durch „Zweimänner“ oder „Viermänner für die Rechtsprechung“ (duoviri und quattuorviri jure dicundo), durch Aedilen und Quästoren als verwaltende und richterliche Behörden selbst regierten. Ihre Bürger waren zugleich Bürger einer der 35 römischen Tribus, die Mailänder und Comenser der Oufentina, die von Bergamo der Voturia, die von Brescia der Fabia, die von Verona der Poblilia, die von Trient der Papiria. Bürger des Municipiums oder der Kolonie waren aber nicht bloss die Städter, die oppidani, sondern auch die Insassen der Landschaft, die plebs rustica. Der Bürgermeister von Como konnte ebensogut in einem Dorf am Luganersee zu Hause sein, wie in der Stadt.[1])

Diesen jungen Römerstädten oder Stadtkantonen wurden nun die rätisch-euganeischen Alpentäler auf dem Südabhang des Gebirges angegliedert, aber nicht auf dem Fusse der Gleichberechtigung, sondern als Untertanen; sie wurden ihnen, wie der römische Ausdruck lautet, „attribuiert“. So wurden die Anauner im Val di Non der Stadt Trient, die Camunner der Stadt Brescia, die Bergalei im Bergell der Stadt Como unterstellt. Der attribuierte Stamm blieb eine besondere Gemeinde mit eigenem Gebiet und einer gewissen Selbstverwaltung, er hatte einen Vorsteher (princeps) an der Spitze und konnte sogar mit der herrschenden Stadt Prozess führen; auch von Versammlungen der Gemeindegenossen hören wir, in denen die Mehrheit entscheidet. Aber in Betreff der Rechtspflege stand er unter den Magistraten der herrschenden Stadt; diese galt auch als Eigentümerin seines Gemeinlandes, für dessen Nutzniessung er ihr jährlich Zins zu entrichten hatte. Vor allem aber hatten die Angehörigen der attribuierten Gemeinde ein niedrigeres Personalrecht, als diejenigen der herrschenden, sie verhielten sich zu diesen, wie im ältesten Rom die Plebejer zu den Patriziern; sogar die Fähigkeit, mit den Bürgern der Stadt rechtsgültige Ehen einzugehen, das „Connubium“, scheint ihnen gemangelt zu haben. Während die Bürger der herrschenden Stadt zugleich römische Bürger waren, blieben sie entweder „Ausländer“ (peregrini), d. h. Reichsangehörige schlechtester Klasse, oder, wenn es gut ging, so erhielten sie das Latinerrecht, das halbe Bürgerrecht, vermöge dessen sie in Handel und Wandel den Vollbürgern gleich gestellt, aber von der Fähigkeit, Reichsämter zu bekleiden, ausgeschlossen blieben.[2])

Ein Hauptdokument, das uns über die Stellung der attribuierten Gemeinden belehrt, ist die 1869 zu Cles im Val di Non aufgefundene Erztafel mit einem Edikt des Kaisers Claudius vom 15. März 46 n. Chr. Wir erfahren daraus, dass schon zur Zeit des Kaisers Tiberius ein alter Prozess zwischen der Stadt Como und den Bergellern in Rom zur Verhandlung kam. Tiberius übertrug die Untersuchung der Sache einem gewissen Pinarius Apollinaris, dem aber weder von ihm noch von seinem Nachfolger Caligula Gelegenheit geboten wurde, Bericht zu erstatten, so dass der Handel liegen blieb. Unter Claudius wurde die Sache wieder aufgenommen, zumal ein gewisser Camurius Statutus dem Kaiser Anzeige machte, dass am Südabhang der rätischen Alpen ausgedehnte Landstrecken eigentlich Staatsdomänen, aber dem Staate widerrechtlich entzogen seien, eine Denunziation, die sich sowohl gegen Como, als insbesondere gegen die Stadt Trient gerichtet zu haben scheint. Leider erfahren wir aus der Erztafel nichts von dem Verlauf des Prozesses

---

[1]) Mommsen: Röm. Gesch. II, 243, III, 536. Die Einleitungen im C. J. Lat. V.

[2]) Über die Stellung der attribuierten Gemeinden vgl. Mommsen: Römisches Staatsrecht III[1], S. 765 ff. Jung: Über Rechtsstellung und Organisation der alpinen civitates in der römischen Kaiserzeit (Wiener Studien XII, S. 99 ff.).

zwischen Como und Bergell: ihr eigentlicher Gegenstand ist das Verhältnis Trients zu den Anaunern im Val di Non sowie zu zwei andern benachbarten Völklein, den Tuliassern und Sindunern, deren Sitze unbekannt sind. Der Kaiser beauftragte seinen „Freund und Reisebegleiter" Planta Julius[1]) mit der Untersuchung. Dabei stellte sich heraus, dass die drei Völklein sich seit langem das römische Bürgerrecht angemasst hatten, als ob sie Bürger von Trient wären, während sie dieser Stadt nur attribuiert, ja zum Teil nicht einmal attribuiert, also von Rechtswegen noch samt ihrem Boden erobertes Gut waren, über das der römische Staat noch nicht verfügt hatte, so dass der Kaiser mit ihnen nach Belieben hätte verfahren können. Da indessen die Anauner, Tuliasser, Sinduner sich durch Zwischenheiraten derart mit den Tridentinern vermischt hatten, dass eine Nichtigerklärung ihres Bürgerrechts für die letztern durch Annullierung von Ehen, Aufhebung des Erbrechts der Kinder usw. selber die schwersten Folgen nach sich gezogen hätte, verlieh Claudius aus Gnaden nachträglich den drei Völklein das römische Bürgerrecht mit rückwirkender Kraft, so dass ihre Angehörigen auch ihre usurpierten römischen Geschlechtsnamen behalten durften, während sonst die Nichtbürger im Reiche nicht befugt waren, sich solche beizulegen, und gerade Claudius das Verbot erneuerte.[2]) Auch die Isarker scheinen Trient attribuiert worden zu sein, so dass nun die Grenze Italiens im Eisacktal bis Klausen (unterhalb Brixen) und im Etschtal bis Partschins (oberhalb Meran) vorgeschoben war.[3])

Zwischen Como und den Bergellern wird ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Trient und den Anaunern bestanden haben, nur dass die Comenser im Unterschied zu den Tridentinern nicht damit einverstanden waren, dass ihre Untertanen sich ihr Bürgerrecht anmassten, und vielleicht daraus jener Prozess zur Zeit des Tiberius entstand.

Die Camunner erhielten bei oder bald nach ihrer Attribuierung an Brescia das Latinerrecht. Später erlangten auch sie das römische Vollbürgerrecht mit der Tribus Quirina, wurden aber als eigene Bürgergemeinde mit dem Hauptort Cividate (im Val Camonica) konstituiert, als deren Teile wir nach unsern frühern Ausführungen das Veltlin und Puschlav zu betrachten haben.[4])

Über das Schicksal der Lepontier bezw. des Misox fehlt uns jede direkte litterarische oder inschriftliche Kunde. Mommsen drückt sich mit gewohnter Vorsicht dahin aus, der ager Mediolanensis werde das Ostufer des Langensees und was darüber hinaus bis zur Grenze Italiens gelegen, umfasst haben; die seinem Inschriftenband beigegebene Karte aber scheint diese Grenze

---

[1]) Eine „Familie" Planta in Rom, die möglicherweise zur Ostgotenzeit nach Rätien übergesiedelt wäre (Chronik der Familie Planta S. 1 ff.), hat nicht existiert; wohl aber kommt das Cognomen Planta bei Angehörigen verschiedener Geschlechter an verschiedenen Orten vor. Der bekannteste ist C. Pompejus Planta, Präfekt von Aegypten unter Trajan (C. J. Lat. III suppl. II n. 14147[2], Plinius ad Trai. 7, 10). Auf einer stadtrömischen Inschrift wird ein L. Avillius Planta, auf einer veronesischen ein C. Valerius Planta, auf einer solchen im Val Policella L. Redonius Planta genannt (Mommsen im Hermes IV, 110; C. J. L. V., n. 3807, 3931). Dass zwischen diesen Juliern, Pompejern, Avilliern, Valeriern und Redoniern und dem ein Jahrtausend später auftauchenden Stammvater der bekannten Bündnerfamilie, dem 1244 zum ersten Mal erwähnten Andreas dictus Planta von Zuz, kein anderer Zusammenhang besteht, als derjenige einer zufälligen Übereinstimmung des Beinamens, ist bei der Entwicklung des Namenwesens seit der Völkerwanderung selbstverständlich.

[2]) C. J. L. V, 5050. Mommsen: Edikt des Kaisers Claudius über das römische Bürgerrecht der Anauner, Hermes IV, 99 ff. Jung a. a. O. 99 ff.

[3]) C. J. L. III, p. 707, V, 531.

[4]) C. J. L. V, p. 519 und 1082. Mommsen: Römisches Staatsrecht III[1], 768 n. 1, 769 n. 2.

am Gotthard zu suchen. Oberziner hält es für selbstverständlich, dass auch die Lepontier attribuiert worden seien, und nimmt an, dass man sie unter die drei Städte Novara, Mailand und Como verteilt habe.[1]) Die einzige Notiz, die uns über die Stellung des Gebietes nördlich vom Monte Cenere einigen Aufschluss gewährt, steht aber dieser Annahme entgegen. Ammianus Marcellinus berichtet zum Jahr 354, Kaiser Constantius sei nach Rätien in die Campi Canini gekommen, wo er Kriegsrat hielt. Die Campi Canini gehörten mithin zu Rätien; ihre Lage aber wird durch Gregor von Tours näher dahin bestimmt, dass Bellinzona sich darin befinde. Es ist also die Ebene vom oberen Ende des Lago Maggiore bis gegen Arbedo; noch am Schluss des Mittelalters war der Name für die Umgegend von Bellinzona gebräuchlich.[2]) Die Nordgrenze von Italien war mithin nicht der Gotthard, sondern der Monte Cenere; der ganze Sopracenere, d. h. der Stamm der Lepontier, wurde zu der Provinz Rätien geschlagen und bildete das Bindeglied zwischen dem eigentlichen Rätien und dem Wallis, das ebenfalls ein Bestandteil der neuen Provinz wurde.

Die römische Provinz Rätien, die nach der Eroberung gebildet wurde, war von dem alten Rätien nach Umfang und Bevölkerung sehr verschieden. Sie schweisste, was von den echträtischen Stämmen nicht zu Italien geschlagen worden war, die Venosten im Vinstgau, die Caluconen, Suaneten, Rugusker, Lepontier mit den illyrischen Breunen und Genaunen, mit den keltischen Venonnetern und Brigantiern, den Stämmen der vindelizischen Hochebene und des Wallis zu einem Verwaltungsbezirk zusammen, der gleich den übrigen Alpenprovinzen einem kaiserlichen Statthalter geringern Ranges, einem dem Senat nicht angehörigen Prokurator unterstellt wurde, dessen voller Titel „procurator et pro legato provinciæ Raetiae et Vindeliciae et Vallis Poeninae“ lautete.[3])

Gegen Osten grenzte die Provinz Rätien an Norikum, von dem sie der Inn von seinem Austritt aus dem Gebirge an bis zu seiner Einmündung in die Donau schied. Im Norden bildete anfänglich die Donau die Grenze, später wurde diese über den Strom vorgeschoben und durch den rätischen Grenzwall bezeichnet, der bei Lorch mit dem obergermanischen Grenzwall zusammenstiess. Die Westgrenze der rätischen Provinz gegen Gallia Belgica bezw. den zu dieser gehörigen Militärbezirk Obergermanien bildete nach Ptolemäus eine Linie von den Quellen der Donau zu denen des Rheins. Diese Linie überschritt westlich vom Untersee den Rhein, so dass Tasgätium, d. h. Eschenz, noch zu Rätien gehörte. Dann lief sie durch den Thurgau nach ad Fines, Pfyn, so dass noch ein Stück althelvetischen Gebietes der rätischen Provinz einverleibt wurde.[4]) Ihr weiterer

---

[1]) C. J. L. V, p. 635. Oberziner: Le Guerre 51.

[2]) Ammian XV, 4, 1: ad quem procinctum imperator egressus in Rætias camposque venit Caninos. Gregor von Tours X, 3: ad Bilitionem in Campis situm Caninis. Vgl. Boll. Stor. della Svizzera Italiana XI, 3.

[3]) C. J. L. V, 3936. Mommsen, Ephem. Epigraph. IV. S. 520.

[4]) Mommsen, Hermes XVI, 490 ff., hat den Versuch Bergks, die Ostgrenze von Obergermanien bis ins Rheintal vorzuschieben, mit guten Gründen zurückgewiesen, glaubt aber daraus, dass die Distanzzahl ad Fines—Arbor felix (XX im Itin. Ant., oder XXI in der Peutingerschen Karte) auf Millien bezogen, zu kurz bemessen ist, da sie in Wirklichkeit m. p. XXVII beträgt, dagegen eher auf gallische Leugen passen würde, schliessen zu sollen, die Leugengrenze habe sich nicht bei ad Fines, sondern bei Arbor felix befunden, welch letzteres daher noch zu Gallien gehört habe; die Bezeichnung ad Fines gelte mithin nicht in der Richtung nach Osten, sondern gegen Norden, gegen Tasgätium hin. Ich kann mich seinen scharfsinnigen Ausführungen aus folgenden Gründen nicht anschliessen: 1) ad Fines wird zweimal vom Itin. Anton., sowie von der Peutingerschen Tafel ausschliesslich als Station an der Strasse von Arbor nach Vitudurum genannt; es ist daher doch viel wahrscheinlicher, dass es seinen Namen als Grenzstation von der

Verlauf bis zum Adulas, den Berner Alpen, bleibt rein hypothetisch. Da Turicum Zollstation zwischen Gallien und Rätien war, könnte man annehmen, dass sie über Zürich gegangen wäre; allein Maienfeld war ebenfalls eine solche Zollstation und auch andere Beispiele lehren, dass die Zollstationen durchaus nicht immer mit den Punkten zusammenfielen, wo die Strassen die Zollgebietsgrenzen überschritten. Gewöhnlich lässt man die rätische Grenze zwischen Zürich- und Walensee durchgehen, da, wo die alte Bistumsgrenze zwischen Chur und Konstanz läuft. Ob die Urschweiz zu Rätien oder zu dem Obergermanien einverleibten Helvetien gehörte, lassen unsere Quellen völlig im Dunkel.

Über die innere Organisation der Provinz Rätien erfahren wir wenig. Nach Analogie des Wallis werden wir annehmen dürfen, dass man einstweilen jeden Stamm in altgewohnter Weise sich fortregieren liess, soweit sich das mit dem römischen Regiment vertrug.[1]) Ihrer Rechtsstellung nach waren die rätischen Provinzialen „Peregrinen", tributpflichtige „Ausländer", d. h. Reichsangehörige schlechtesten Rechtes,[2]) und scheinen es länger geblieben zu sein, als ihre Nachbarn, die Helvetier und Noriker: nur die Walliser erhielten, wahrscheinlich unter Claudius, das Latinerrecht. Während in Gallien und Noricum das römische Städtewesen rasch durchdrang, entfaltete es sich in Rätien nur langsam und unvollkommen. Selbst das vermutlich von Drusus gegründete Augusta Vindelicum, Augsburg, blieb, trotzdem der Ort rasch aufblühte, über ein Jahrhundert ein blosser Marktflecken, bis Hadrian ihm endlich Stadtrecht erteilte. Im 3. Jahrhundert erscheinen auch Campodunum (Kempten) und Brigantium als städtisch organisierte Gemeinwesen. Unter diese drei Städte wird das Gebiet der schwäbisch-bayrischen Hochebene aufgeteilt worden sein.[3])

Richtung der Hauptstrasse und nicht von einer den Itinerarien unbekannten Nebenstrasse erhalten hat. 2) lässt das Itin. Ant. ausdrücklich die Leugenrechnung zwischen Finibus und Vituduro, nicht aber schon zwischen Arbore Felice und Finibus beginnen. 3) Die Zahlen 20 und 21 stehen zwar der mutmasslichen Leugenzahl (18) näher, als der wirklichen Entfernung in Millien (27), aber sie fallen doch nicht mit ihr zusammen. 4) Bei den so oft konstatierten Ungenauigkeiten der Itinerarien ist die Zahlendifferenz kein ausreichend stichhaltiger Grund, um den so bestimmt bezeichneten Grenzpunkt aufzugeben, zumal Arbor felix in der Notitia dignitatum als rätisch erscheint. Weit näher liegt es, in den Itinerarien eine Verschreibung XXI für XXVI anzunehmen. 5) Strabo (VII, 1, 5, p. 292) lässt zwar das Gebiet der Helvetier bis an den Bodensee reichen; er spricht jedoch an der betreffenden Stelle von den alten Stammes- und Völkergrenzen, nicht von der römischen Verwaltungsgrenze, wie schon die Unterscheidung zwischen Rätern, Vindelikern und den illyrischen Breunen dartut. Dass aber ursprünglich helvetisches Gebiet zur rätischen Provinz geschlagen worden ist, beweist das Beispiel von Tasgätium, das nach seiner Lage auf dem Südufer des Rheines nicht anders als helvetisch gewesen sein kann. Wenn nun die Römer es für praktisch gefunden haben, das Südufer des Untersees von Helvetien zu trennen und zu Rätien zu schlagen, so gewiss noch viel mehr das Westufer des Bodensees, das mit dem rätisch-vindelizischen Gebiet in engerem Kontakt stand. Ich sehe auch, dass in der Karte zum C. J. L. III, supplem. II die Grenze nicht nach Mommsens Annahme gezogen ist.

[1]) Heierli und Oechsli: Urgeschichte des Wallis, S. 165 f.

[2]) Tacitus Hist. V, 25: respicerent Rætos Noricosque et ceterorum onera sociorum; sibi non tributa sed virtutem et viros indici.

[3]) Mommsen: Römische Geschichte V, 179. C. J. L. III, p. 708 ff. Von Augsburg, Kempten und Bregenz werden die Meilensteine gezählt. C. J. L. III, 5987 ff. Dafür dass Curia eine Stadt in römischem Sinne gewesen, hat sich bislang kein Beweis gefunden. Ob die „curiales" der Urkunde Bischof Tello's a. 766 als Rest der römischen Munizipalverfassung anzusehen sind, wie Planta (das a. Rätien S. 211) meint, ist doch sehr fraglich.

Auf gar keine Spur städtischer Entwickelung treffen wir dagegen im Gebirge; hier scheint die alte Stammes- oder Gauverfassung sich im wesentlichen durch die ganze Römerzeit hindurch behauptet zu haben.[1])

* * *

Eine der ersten und wohltätigsten Folgen der Eroberung war die Eröffnung von Strassen über die rätischen Alpen. Augustus, berichtet Strabo, habe mit der Vertilgung der Räuber im Gebirge die Gangbarmachung der Wege verbunden: früher seien deren nur wenige und höchst beschwerliche gewesen, jetzt gebe es solche an vielen Orten und gut zu gebrauchende, soweit die Natur sich besiegen lasse. Und Kaiser Claudius rühmt von seinem Vater Drusus, er habe die Alpen eröffnet und eine Strasse vom Po bis zur Donau 350 Millien (518 km) weit angelegt. Freilich scheint es sich zunächst nur um einen Saumpfad gehandelt zu haben, wie denn auch Strabo von den neuen Alpenstrassen sagt, sie seien so schmal, dass Fussgänger und selbst Lasttiere vom Schwindel ergriffen würden. Zur eigentlichen Strasse erweiterte erst Claudius den von Drusus gebahnten Weg, in den gleichen Jahren 46/47, da er den Pass über den Grossen St. Bernhard fahrbar machen liess. Diese Via Claudia ging das Etschtal hinauf, nicht ins Eisacktal über den Brenner, sondern, wie ein zu Rabland bei Meran gefundener Meilenstein zeigt, in den Vinstgau. Ein zweiter leider zerstörter Meilenstein wurde 1849 im oberen Vinstgau zwischen Laas und Eiers gefunden. Es ist also kein Zweifel, dass die Via Claudia am Münstertal vorbei durch die natürliche Einsenkung der Malserhaide und Reschenscheideck nach dem Inntal in die Gegend von Landeck lief. Zweifelhaft bleibt es, ob sie von hier über den Arlberg nach dem Rheintal und Bregenz oder über den nur 1210 m hohen Fernpass ins Lechtal nach Augsburg führte. Für die Arlbergroute spricht der allerdings erst in der Karolingerzeit auftauchende alte Name des Walgaus, Vallis Drusiana, Drususta l.[2])

Auffälligerweise wird diese Via Claudia in den Itinerarien der späteren Kaiserzeit in ihrem Mittelstück völlig ignoriert. Offenbar sank sie neben den kürzeren Strassen im Osten und Westen zur Nebenstrasse herab oder vielmehr, sie wurde dahin korrigiert, dass sie bei Bozen die Etsch verliess und das Eisacktal hinauf über den Brenner direkt nach Augsburg führte.[3]) Im Westen entstanden, ohne dass uns ein Meilenstein über die Zeit näher belehren würde, die in den Itinerarien des dritten und vierten Jahrhunderts verzeichneten Bündnerstrassen mit den Endpunkten Como und Bregenz.

Von Como führte der Weg 60 Millien (88,8 km) zu Schiff nach dem oberen Ende des Sees oder zu Land auf seinem rechten Ufer nach Summus lacus (Samolago) und Clavenna (Chiavenna), wo er sich gabelte. Die eine Strasse lief durch das Bergell über Murus (wahrscheinlich Castel-

[1]) Jung a. a. O., 110 ff. Den Beweis dafür leistet der Stamm der Breunen, die noch im 6. Jahrhundert als Breonen in ihren alten Sitzen erscheinen. Jäger: Über das rätische Alpenvolk der Breunen, Wiener Sitzungsberichte B. 42 (1863).

[2]) C. J. L. V, 8002, 8003. Mommsen: Römische Geschichte V, 19. Wanka von Rodlow: Die Brennerstrasse, S. 23 f. An den Arlberg denkt man auch, wenn Cäcina sich in Helvetien besinnt, ob er nicht über die Rätica juga nach Norikum eilen solle (Tac. Hist. I, 70). Der Name Vallis Drusiana findet sich in der Urkunde Karls III. vom 4. Januar 881 (Mohr: Cod. diplom. I, S. 47).

[3]) Immerhin beweist der in der Notitia dignit. erwähnte Præfectus legionis tertiæ Italicæ transvectioni specierum deputatæ zu Terioli (Tirol bei Meran), dass noch im Beginn des 5. Jahrhunderts Proviant auf dieser Strasse für das Heer nach Norden geschafft wurde. v. Rodlow a. a. O., S. 26.

mur) nach Tinnetio, Tinzen im Oberhalbstein, das noch im 11. Jahrhundert „Tinnazune“ hiess; sie überschritt also entweder den Septimer oder die Maloja und den Julier. Die Benutzung des Julier zur Römerzeit wird durch den schon im Mittelalter erwähnten „Marmelstein“ auf der Passhöhe, sowie durch die zahlreichen Münzfunde bezeugt; diejenige des Septimer ist neuerdings von Berger bestritten und der Nachweis erbracht worden, dass die mächtigen Reste der heute verlassenen Septimerstrasse nicht, wie man früher annahm, von den Römern, sondern von einem Strassenbau der Bergeller aus der Zeit des Sempacherkrieges herrühren. Doch macht die Bedeutung des Septimer als des Hauptpasses schon im frühen Mittelalter eine römische Anlage neben derjenigen über den Julier wahrscheinlich, wenn auch bis dahin die Bestätigung durch Funde fehlt. Leider sind die Angaben der Entfernungen gerade für diese Strasse so verdorben, dass sich daraus kein Schluss auf die eine oder andere Route ziehen lässt.[1]) Die Strecke Tinzen-Chur ist jedenfalls mit dem alten Strassenzug über die Lenzerheide identisch.

Die andere Strasse führte von Clavenna über Tarvessĕdum, Cunus Aureus und Lapidaria nach Curia (Chur). Damit ist wohl die Splügenroute bezeichnet. Dass Cunus Aureus die Passhöhe, bezw. die Gegend der heutigen Dogana war, ist um so weniger zu bezweifeln, als nach der Versicherung bündnerischer Forscher eine Lokalität unweit des Bergwirtshauses noch jetzt Cunno d' oro heisst. Tarvessedum muss also im St. Jakobstal in Campodolcino oder in Madesimo, wo die alte Strasse durchführte, ehe sie durch den Cardinell gezogen wurde, gesucht werden.[2]) Nach Pauli bedeutet Tarvessedum den Ort, wo die Stiere an den Wagen gespannt werden: hier hörte also die eigentliche Fahrstrasse auf und begann der über die Bergpässe gebräuchliche Ochsentransport.[3]) Jenseits des Passes kam man zur Station Lapidaria, die wahrscheinlich am Ausgang der Roffnaschlucht, in der Gegend des heutigen Andeer, lag. Über die Richtung der Römerstrasse im Schams und Domleschg lasse ich meinem Mitarbeiter das Wort.[4])

[1]) Das Itinerarium Antonini gibt: Curia — m. p. XX (29,60 km) — Tinnetione — m. p. XV (22,20 km) — Muro — m. p. XX (29.60 km) — Summo lacu — m. p. XV (22,20 km) — Como — m. p. XVIII (26,64 km) — Mediolanum. Die Entfernungen stimmen nirgends mit der Wirklichkeit. Von Chur bis Tinzen hat die Poststrasse über die Lenzerheide, die nicht gar viel länger als die Römerstrasse sein kann, 40,6 km statt 29,6. Die Julierroute von Tinzen bis Castelmur beträgt 64, die Septimerroute ca. 45 km statt 22, so dass die erstere dreimal, die letztere doppelt so lang ist, als die Distanz des Itinerars; wahrscheinlich ist zwischen „Tinnetione“ und „Muro“ die Passhöhe, auf die sich die m. p. XV einzig beziehen können, samt der Distanzzahl von der Passhöhe bis Muro ausgefallen. Die Entfernung Castelmur—Samolago beträgt bloss 19 km statt 29,6. Die Strecke auf dem See schätzt Cassiodor (Varia 11, 14) auf 60 statt 15 Millien und damit stimmt das Itinerar in seinen Angaben über die Splügenroute. Die Distanz Como—Mailand beträgt nach der richtigen Zahl der Peutingerschen Karte 35 statt 18 Millien. Sehen wir von den beiden letzten Strecken ab, wo die Verderbnis der überlieferten Zahlen offenkundig ist, so erhalten wir nach dem Itinerar für die ganze Strecke Chur—Samolago 55 Millien = 81,4 km, während die Septimerroute ca. 100, die Julierroute 123 km beträgt, so dass immerhin die Septimerroute eine weniger auffallende Abweichung aufweist. Über die Bündnerpässe vgl. Meyer: Die römischen Alpenstrassen in der Schweiz (Antiqu. Mitteil. Bd. XIII) S. 14 ff.; Öhlmann: Die Alpenpässe im Mittelalter (Jahrb. f. schweiz. Gesch. IV, 165 ff.); Brügger: Römische Münzen und Strassenspuren auf dem Julier (Anz. f. schweiz. Gesch. u. Altertumskde. 1860, S. 123 ff.); Berger: Die Septimerstrasse (Jahrb. f. schweiz. Gesch. XV, 1 ff.). Schulte, Geschichte des mittelalt. Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien.

[2]) Meyer: Die römischen Alpenstrassen, S. 21. Der 2280 m hohe Madesimopass, der durch das Val Emet ins Avers führt, kann wohl neben dem nur 2117 m hohen Splügen nicht in Frage kommen.

[3]) Pauli: Altital. Forschungen III, 124, zitiert bei Duhn, Heidelberger Jahrbücher II, 39. Holder I 1473.

[4]) Die Distanzangaben der Tab. Peut.: Curia — m. p. XXXII (47,36 km) — Lapidaria — m. p. XVII

Es scheinen aber auch noch andere Alpenstrassen über die Bündner Berge gebaut worden zu sein. Wenn Kaiser Constantius 354 seine Truppenführer in Rätien nach den Campi Cauini berufen und von dort aus den Feldzug gegen die Lentienser am Bodensee anordnen konnte, oder wenn umgekehrt die Alamannen 456 über die rätischen Alpen in die Campi Cauini hinuntersteigen, so setzt das eine direkte Verbindung zwischen Chur und Bellinzona voraus. Wirklich zeigt die Pentingersche Karte eine Strasse, die von Arbor felix nach Curia und von diesem an einen See, aus dem der Tessin fliesst, also an den Langensee, führt, leider ohne Angabe von Zwischenstationen. Diese Strasse kann über den Bernhardin durch das Misox oder über den Greina oder Lukmanier durch das Bleniotal geführt haben: doch hat die Bernhardinroute trotz römischer Funde auf dem Lukmanier und im Bleniotal die grössere Wahrscheinlichkeit für sich, weil das Stammstück der Strasse schon in der Splügenstrasse vorhanden war und auch im Mittelalter die Benutzung des „Vogelberges" (mons avium) sich viel früher nachweisen lässt, als die des Lukmanier.[1])

In Curia, Chur, trafen die verschiedenen Strassenzüge zusammen. Von hier lief die Strasse über Magia (Maienfeld) und über die Luzisteig nach Clunia (Altenstadt bei Feldkirch), wo vielleicht die Via Claudia in sie einmündete, und endete in Brigantium, Bregenz. In Magia wird sich die Seitenstrasse abgezweigt haben, die über den Rhein nach dem Walen- und Zürchersee ging. Dass diese Bündnerstrassen, wiewohl sie der Meilenzeiger entbehrt zu haben scheinen, Militär- und Poststrassen waren, lehrt ihre Aufnahme in das offizielle Reichskursbuch, in das unter Diokletian redigierte sogenannte Itinerarium Antoniui. Dass auch der Handel sie belebte, beweisen die Zollstationen Magia und Turicum. Auf dem Grabstein eines Mailänders heisst es stolz, dass er „Kaufmann diesseits und jenseits der Alpen" sowie Patron der Schifferzunft auf dem Comersee gewesen sei, ein Beweis, dass die Warenzüge dieses mailändischen Grosskaufmanns den Weg über die Bündnerpässe genommen haben.[2]) Trotzdem bot das Eldorado des heutigen Fremdenverkehrs vor anderthalb Jahrtausenden den Durchreisenden ein überaus ärmliches Bild. Der letzte Dichter

(25,16 km) — Cunu aureu — m. p. X (14,80 km) — Tarvessedo — m. p. XX (29,60 km) — Clavenna — m. p. XVIII (26.64 km), und des Itin. Anton.: Curia — m. p. LX (88,8 km) — Tarvesede — m. p. XV (22,20 km) — Clavenna — m. p. X (14.80 km) — ad lacum Comacenum — m. p. LX (88,8 km) per lacum — Comum stimmen für die Hauptstrecke Chur—Tarvessedum bis auf ein mille p. überein, so dass hier jedenfalls die echte Überlieferung vorliegt. Die jetzige Poststrasse Chur—Campodolcino ist 78,9 km lang statt 88,8. Die relativ geringe Differenz von 10 km erklärt sich leicht daraus, dass die alte Strasse zur Vermeidung der Viamala über die Höhen lief. Die römischen Zahlen dürfen mithin hier als zuverlässig gelten. Da Lapidaria 47,36 km von Chur entfernt war, kann es nicht Seissa oberhalb Tusis, das Chur viel zu nahe liegt, gewesen sein (Brügger, Anzeiger f. schweiz. Gesch. und Altertumskde. 1860, S. 123); auf der andern Seite ist Dorf Splügen von der Dogana nur 11,8 km entfernt, während die Distanz Cunus aureus — Lapidaria 25,16 km beträgt. Nehmen wir an, dass die alte Römerstrasse durch die Roffna gegangen sei, so kommen wir mit den 25 km genau nach Andeer. Die Differenz der Entfernung Andeers von Chur (38,2 km) von derjenigen Lapidaria—Chur (47,3 km) wird auf Rechnung der Umwege der Römerstrasse über die Höhen zu setzen sein. Die Distanz Cunus Aureus—Tarvessedum (14.8 km) stimmt genau mit derjenigen Dogana—Campodolcino (15 km), aber die Entfernung Tarvessedum—Clavenna, selbst wenn wir die kleinere Zahl des Itin. Anton. annehmen (22,2 km), nicht mit der Distanz Campodolcino—Chiavenna (13 km). Nimmt man Madesimo als Tarvessedum, so verringert sich die Differenz um ca. 5 km, und die XV m. p. erscheinen dann nur noch als etwas reichlich gemessen, wie auch die X m. p. für den Abstieg nach Madesimo.

[1]) Ammianus Marcell. XV, 4.1. Sidonius Apollinaris V, 370.

[2]) C. J. L. V, 5911.

des heidnischen Roms. Claudian, schildert die Schrecknisse eines rätischen Alpenpasses, den sein Gönner Stilicho im Dezember 401 überschritt, um vom Comersee an den Rhein zu gelangen. Kaum im Sommer gangbar, hat derselbe manchem den Tod durch Erfrieren gebracht, andere in tiefen Schneemassen verschlungen. Oft stürzen die Wagen samt den Stieren in den weissen Abgrund. Besondere Gefahren bereiten die beim warmen Süd sich lösenden Lawinen. Diese Gegenden, wo kein Becher Weines, kaum ein Stück Brot zu finden ist, durchreitet Stilicho, in den feuchtschweren Mantel gehüllt, zufrieden, unter den Waffen die zusammengerafften Speisen zu kosten, und spornt das frierende Pferd. Wenn die stockfinstere Nacht den Weg unsichtbar macht, nimmt kein weiches Lager den Müden auf: in einer Höhle sucht er Unterkunft oder schläft unter dem Dache einer Hirtenhütte, den Nacken auf den Schild gestützt, ein merkwürdiger Anblick für den bleichen Hirten und die Hirtin, die das edle Antlitz des unbekannten Gastes ihrem schmutzigen Kinde zeigt.[1])

* * *

Wie die übrigen Provinzialen, wurden auch die Räter schwerem Steuerdruck unterworfen.[2]) Zu den direkten Abgaben gesellten sich starke Binnenzölle. Das Reich, wiewohl eine politische Einheit, war von Zollschranken durchschnitten. So bildeten die drei gallischen Provinzen Lugdunensis, Aquitania und Belgica ein eigenes Zollgebiet, an dessen Grenze ein Eingangszoll von $2\,^1/_2\,\%$, der „gallische Vierzigstel" (quadragesima Galliarum), erhoben wurde; so waren auch Rätien, Noricum, Pannonien, Dalmatien, Mösien zu dem Zollbezirk Illyricum vereinigt, an dessen Grenze der „illyrische Zoll" (portorium Illyricum) bezahlt werden musste.[3]) Die gallisch-illyrische Zollgrenze ging mitten durch die Schweiz; im Westen war Acaunum (St. Maurice) eine Zollstätte für die Strasse über den Grossen St. Bernhard, im Osten Turicum eine solche für die Waren, die über den Walen- und Zürchersee nach Gallien geführt wurden. Später scheint die gallische Zollstätte von Zürich auf rätischen Boden nach Magia, Maienfeld, hinauf verlegt worden zu sein, wo die Strassen sich gabelten und es leichter war, den Schmuggel zu verhindern.[4])

Die direkten Abgaben des armen rätischen Gebirgslandes werden der Kasse des Kaisers schwerlich viel zugeführt haben. Dafür zog dieser die noch immer tapfern, kriegslustigen Räter

---

[1]) Claudian de bello Poll. 340 ff. Dass Stiere zum Transport von Fuhrwerken über die Alpen gebraucht wurden, berichtet auch Ammian XV, 10 vom Mont Genèvre.

[2]) Tacitus Hist. V, 25.

[3]) Marquardt: Römische Staatsverwaltung II, 272 f.

[4]) C. J. L. V, 5090: „In h(onorem) d(omus) d(ivinæ) sanct(issimæ) Dianæ aram cum signo Aetetus Aug(ustorum) n(ostrorum) lib(ertus) p(ræ) p(ositus) stat(ionis) Maiens(is) XXXX Gall(iarum) dedic(avit) id. Aug. Præsent(e) cos." Diese bei Partschins oberhalb Meran gefundene Inschrift vom Jahr 217 oder 246 kann sich nicht auf Mais bei Meran beziehen, weil dort keine Zollstätte für den gallischen Vierzigstel gestanden haben kann. Mommsen hat daher die Inschrift gewiss richtig dahin gedeutet, dass Aetetus Vorstand der illyrischen Zollstätte im Etschtal gewesen, dann aber nach der gallischen zu Magia, Maienfeld, versetzt worden sei und unmittelbar vor seinem Weggange noch ein früheres Gelübde erfüllt habe. Mommsen (Hermes 16, 494) vermutet, dass die statio Turicensis für die Walensee—Zürichseestrasse, die statio Maiensis dagegen für die grosse Hauptstrasse an den Bodensee bestimmt gewesen sei. Man sieht aber nicht ein, warum die Waren der ersteren nicht ebensogut in Maienfeld hätten verzollt werden können, da die Zollgrenze nach der Zürichseeseite viel weniger weit von Maienfeld entfernt war als nach der Bodenseeseite. Ich vermute daher, dass die beiden Stationen nicht gleichzeitig nebeneinander bestanden haben, sondern dass die statio Maiensis an die Stelle der statio Turicensis getreten ist.

in auffallend starkem Masse zum Kriegsdienst heran. Von den Legionen, dem „Bürgerheere", blieben sie zwar zunächst so gut wie ausgeschlossen: denn die Aufnahme in die Legionen setzte voraus, dass die Heimat des betreffenden Soldaten zum zivilisierten Reichsteil gehöre, dass sie nach italischem Muster als Stadtgemeinde organisiert sei. Desto stärker waren die Räter in dem zweiten Bestandteil des Reichsheeres vertreten, in den Auxilien, die aus den Gebieten latinischen oder peregrinischen Rechtes rekrutiert wurden. Während die zivilisierteren Noriker ziemlich viel Legionäre, aber nur eine Kohorte Infanterie und eine Ala Reiter bei den Auxilien aufweisen, lieferten die Räter mindestens acht Kohorten, die Vindeliker vier und die Walliser allein eine Ala zu denselben, Truppen, die zum Teil in der Heimat, zum grössern Teil aber in andern Provinzen, in Obergermanien, in Pannonien und selbst in Kappadokien Verwendung fanden.[1])

Neben dem stehenden Heere verwendeten die Römer in einigen Provinzen zur Sicherung der Grenzen, der Strassen und Kastelle auch Milizen, die nicht zu den Reichstruppen gerechnet wurden, sondern von der Gemeinde, der sie angehörten, besoldet werden oder auf eigene Kosten dienen mussten. Unter den Provinzen, die eine solche Milizorganisation besassen, tritt Rätien am meisten hervor. Eine Legion in das Gebiet der rätischen Provinz zu verlegen, wurde bis auf Mark Aurel für überflüssig befunden; dafür scheint die gesamte Jungmannschaft Rätiens regelrecht im Gebrauch der Waffen eingeübt worden zu sein, um die in der Provinz stationierenden wenigen Auxiliarkohorten und Reiterschwadronen im Notfall unterstützen zu können. Die rätischen Milizsoldaten empfingen gleich denjenigen der benachbarten Helvetier den altberühmten Namen der Gäsaten, der Spiessträger, und waren in Abteilungen, wie es scheint, zu 600 Mann gegliedert, deren Kommandanten der Statthalter der Provinz aus Veteranen, die ihr nach ihrer Abkunft fremd waren, bestellte.[2])

Die rätische Miliz spielte bei der Niederwerfung der Helvetier durch Cäcina 69 n. Ch. eine Rolle, aus der sich schliessen lässt, dass die alte Feindschaft zwischen Helvetiern und Rätern bis tief in die Kaiserzeit hinein fortdauerte. Um die Helvetier, die sich gegen die zu Vindonissa stationierte 21. Legion, die Rapax, erhoben hatten, im Rücken zu fassen, rief Cäcina nicht bloss die in Rätien liegenden Infanterie- und Kavallerieabteilungen des stehenden Heeres, sondern auch „die waffengewohnte und nach des Dienstes Regeln geübte Jungmannschaft der Räter selbst" herbei, und die letztere nahm an dem Gemetzel am Bötzberg reichlichen Anteil. Woher diese rätische Miliz in die Gaue der Helvetier einrückte, ob aus dem Rheintal und Graubünden, ob aus der vindelizischen Hochebene jenseits des Bodensees, müssen wir bei der Unbestimmtheit des taciteischen Berichtes dahingestellt sein lassen.[3]) Während anfänglich die Milizen lediglich zum örtlichen Dienst in der heimatlichen Provinz verwendet worden waren, wurden sie, namentlich die rätische, die offenbar am meisten bedeutete, seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mehr und mehr zum Reichsdienst herangezogen, womit allerdings der Unterschied zwischen der Miliz und den stehenden Truppen sich ausglich. Im Jahre 152 finden wir Gäsaten neben Flottensoldaten in Algerien

[1]) C. J. L. V, p. 708. Vgl. die wichtige Abhandlung von Mommsen: Die Konskriptionsordnung der römischen Kaiserzeit, Hermes XIX, p. 49, 51 f., 62 f., 215 f.

[2]) Mommsen: Die römischen Provinzialmilizen, Hermes XXII, 547 ff. So übernahm ein altgedienter, unter Verleihung des Bürgerrechts verabschiedeter Kavallerist aus der Saintonge auf die Aufforderung des Statthalters den Befehl über 600 rätische Gäsaten, welche die Besatzung eines (irgendwo in Rätien gelegenen) Castells Ircavium bildeten, wie eine in Saintes aufgefundene Inschrift aus der augusteischen Zeit uns belehrt. Über die Gäsaten der frühern Zeit vgl. Heierli und Oechsli. Urgeschichte des Wallis S. 154 ff.

[3]) Tacitus Hist. I, 68.

tätig: dann erscheinen rätische Gäsaten besonders häufig in Britannien, und im dritten Jahrhundert nehmen die Gäsaten und andere Provinzialmilizen im kaiserlichen Heere einen breiten Platz ein.[1])

Im Markomannenkrieg unter Mark Aurel fanden eingreifende Veränderungen in Rätien statt. Da die grosse Germanenflut an der Donau auch diese Provinz bedrohte, errichtete der Kaiser um 170 zu ihrem Schutze die dritte italische Legion und unterstellte sie samt dem Lande nunmehr einem Statthalter senatorischen Ranges, einem proprätorischen Legaten. Bei diesem Anlass scheint das Wallis von Rätien abgetrennt und mit Hochsavoyen zu einer eigenen kleinen Provinz vereinigt worden zu sein.[2]) Wieder eine Umgestaltung in der Organisation Rätiens fand im vierten Jahrhundert infolge der Neuordnung des Reiches durch Diokletian und Konstantin statt, wobei einerseits die Provinzen verkleinert, anderseits zu grösseren Einheiten, Diözesen, zusammengefasst wurden. Rätien wurde in zwei Provinzen, Rätia prima, das Gebirgsland, und Rätia secunda, die vindelizische Hochebene, geteilt und beide Rätien zur Diözese Italien gezogen. Es ist nicht sicher, aber wahrscheinlich, dass Curia, das nur die Itinerarien erwähnen, Sitz des Statthalters (Praeses) von Rätia prima war, da es 452 als Bischofssitz erscheint und die kirchliche Organisation in der Regel der politischen angepasst war.[3]) Fortan galt Rätien als ein Bestandteil Italiens und hat dessen Schicksale geteilt, bis es 536 von den Ostgoten an die Franken abgetreten wurde. Den kirchlichen Zusammenhang mit Italien hat Churrätien noch Jahrhunderte hindurch bewahrt; erst 843 wurde das Bistum Chur von dem Metropolitanverband mit Mailand gelöst und Mainz angeschlossen.

Rätien ist arm an römischen Inschriften und Kulturdenkmälern, und von den verschiedenen rätischen Gebieten sind wiederum die Täler Graubündens das allerärmste; ist doch bis heute noch keine römische Inschrift auf Bündnerboden zum Vorschein gekommen, nicht einmal in Chur.[4]) Mommsen glaubt den auffallenden Mangel an solchen Zeugnissen darauf zurückführen zu sollen, dass die Räter später als ihre Nachbarn im Osten und Westen römische Sprache und Kultur angenommen hätten; nach diesem Prinzip müssten die Stämme in Graubünden sie unter den Rätern wieder am spätesten angenommen haben. Um so zäher haben sie dann das, was von der römischen Kultur auf sie gelangte, bewahrt. Die häufigen Durchzüge der Alamannen und anderen Barbarenstämme, die seit den Zeiten des Gallienus über die Bündnerpässe in Italien einbrachen, haben gewiss namenloses Elend auch über die Hochtäler am obern Rhein und Inn gebracht, aber ihren römischen Charakter nicht anzutasten vermocht. Die romanisierten Suaneten, Rugusker und Vennoneter vermochten sich in den Stürmen der Völkerwanderung zu behaupten. In Chur waltete bis ins 8. Jahrhundert ein Präses, nur dass er nicht mehr vom römischen Kaiser, sondern vom König der Goten und nachher dem der Franken Befehle empfing. Römisches Recht galt in Churrätien und um die

[1]) Holder: Altkeltischer Sprachschatz (Artikel gaisata) I, 1515 und 1516.

[2]) Mommsen, C. J. L. III, p. 707, V. 757; Ephemeris epigr. IV, 516 ff.

[3]) Acta synodi Mediolanensis a. 452 (Mansi VI, 143): „Ego Abundantius episcopus ecclesiae Comensis .... pro me ac pro absente sancto fratre meo Asinione episcopo ecclesiae Curiensis primae Raetiae subscripsi". Im Veroneser Provinzenverzeichnis von 297 (Seek: Notitia dignitatum p. 250) erscheint Ractia noch als eine Provinz; aber schon Ammianus Marcellinus spricht stets von den Raetiae in der Mehrzahl (XV, 4, 1; XXI, 3, 1; 8, 3). Danach hat die Teilung in die zwei in der Notitia dignitatum vorkommenden Provinzen jedenfalls schon um 350 bestanden.

[4]) Der Töpferstempel „Firm Favor" auf einer 1898 entdeckten Reibschale ausgenommen (Anz. schweiz. Altert. 1899, S. 50).

Zeit, da die Karolinger die Merovinger enttlhronten, wurde in Chur noch ein römisches Gesetzbuch abgefasst, die lex Romana Curiensis. Gewiss war die römische Kultur in dem armen Gebirgsland niemals zu höherer Entfaltung gelangt, aber im Vergleich zu der den Barbaren anheimgefallenen Mittel- und Nordostschweiz war Rätien doch ein Kulturland geblieben. Churrätien lieferte dem rauhen Alamannien Priester und Bischöfe, in Chur holte der Gründer des Klosters St. Gallen, der Alamanne Otmar, seine Bildung. So wurde Graubünden dank der Kontinuität der römischen Bildung, die es bewahrte, gerade zu der Zeit, wo es am nötigsten war, ein Herd der Kultur für unser Land, und bis auf den heutigen Tag ist es das durch die Eroberungszüge des Drusus und Tiberius geschaffene räto-romanische Volkstum, was diesem Schweizer Kanton seine eigenartige Stellung in der Welt verleiht.

Tafel-Verzeichnis.

Tafel I.

Nr.		Fundort.	Besitzer.
1.	Bronzebeil	Valendas	Rät. Museum.
2.	„	Andeer	„
3.	„	Valendas	„
4.	„	Versam (Sculms)	„
5.	„	St. Moriz	„
6.	„	Ems	„
7.	„	Davos	„
8.	„	Parpan	„
9.	Hammer aus Bronze	Ems	„
10.	Messer „ „	Scanfs	Landesmuseum.
11.	Sichel „ „	Ems	Rät. Museum.
12.	Tonscherbe	Vals	—
13.	Speerspitze aus Bronze	Chur	Rät. Museum.
14.	Lanzenspitze „ „	Untervaz	„
15.	Dolch „ „	„	„
16.	Bronze-Schwert	Reichenau	Landesmuseum.

Tafel II.

1.	Fibula a grandi coste	Castaneda	Rät. Museum.
2.	Schlangenfibel	„	„
3.	Fibel mit geradem Fuss	„	„
4.	Sprossenfibel	„	„
5.	Certosa-Fibel	Schams	„
6.	La Tène-Fibel	Mesocco	„
7.	La Tène-Armbrustfibel	„	„
8.	Früh-La Tène-Fibel	„	„
9.	Menschenkopffibel	„	Landesmuseum.
10.	Sanguisuga-Fibel	Castaneda	Rät. Museum.

Nr.		Fundort.	Besitzer.
11.	La Tène-Fibel	Mesocco	Landesmuseum.
12.	„	„	„
13.	Misoxerfibel	„	„
14.	„	„	„
15.	La Tène-Fibel mit Inschrift	„	Rät. Museum.
16.	Bronzeringlein	Castaneda	„
17.	„	Mesocco	Landesmuseum.
18.	Bronzering	Castaneda	Rät. Museum.
19.	Spiralringlein	„	„
20.	Ohrring mit Bernstein-Gehänge	„	„
21.	Bronzering mit Bernstein-Gehänge	Mesocco	Landesmuseum.
22.	Bronzespange mit Gehänge	„	„

Tafel III.

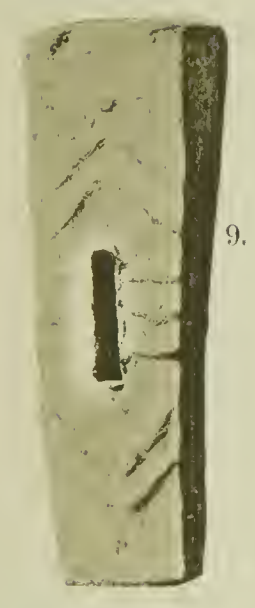
1—2.	Bernsteinperlen	Mesocco	Landesmuseum.
3—5.	„	Castaneda	Rät. Museum.
6.	Bronzeperle	„	„
7.	Bronzegehänge in Ringform	„	„
8.	„ „ Körbchenform	„	„
9.	„	„	„
10—11.	Bronzeringe mit Zapfen	„	„
12.	Brustschmuck aus Bronze	„	„
13.	Bronzegehänge mit Kettchen	„	„
14.	Gürtelhaken, getrieben	„	„
15.	„	„	„
16.	„	„	„
17.	Gürtelbeschläge aus Bronze	„	„
18.	Bronzetöpfchen	Soglio	„
19.	Situla	Castaneda	„

Tafel IV.

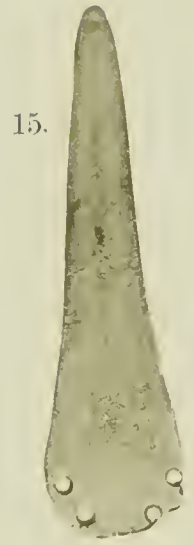
1.	Tonschale mit Verzierung	Mesocco	Landesmuseum
2.	„ „ „	„	„
3.	Topf	„	„
4.	Topf mit Reifen	„	„
5.	Gehenkeltes Töpfchen	„	„
6.	„	„	„
7.	Henkeltopf	Castaneda	„
8.	„ mit langer Ausgussröhre	Mesocco	„
9.	Henkelkrug	„	„
10.	„	„	„
11.	Tonkrug	„	„

Tafel V.

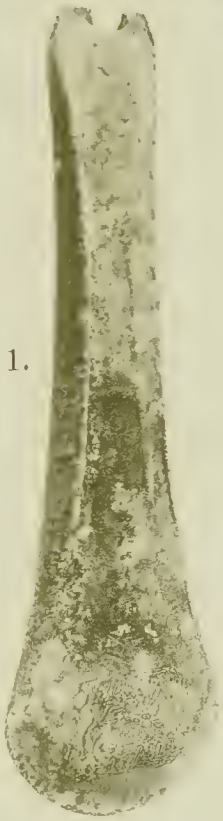
Nr.		Fundort.	Besitzer.
1.	Hakenfibel	Chur	Rät. Museum.
2.	Scharnierfibel (mit Inschrift)	Mesocco	„
3.	Ring mit Doppelknopf	„	„
4.	Eisenring	„	„
5.	Eisenstück	„	„
6—7.	Eisennägel	„	„
8.	Messer	„	Landesmuseum
9.	„ mit Flachgriff	„	„
10.	„ „ Ringgriff	„	„
11.	Lanze mit Tülle	„	„
12.	„ „ „	„	„
13.	„ „ langer Tülle	Lukmanier	Rät. Museum.
14.	Früh-La Tène-Schwert	Mesocco	Landesmuseum.
15.	Schwertscheide von Eisen	„	„
16.	Statuette aus Bronze	Schams	Rät. Museum.
17.	„ „ „	Chur	Landesmuseum.
18.	„ „ „	Arbon	„


9.

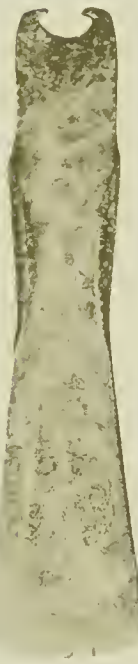
11.


15.

13.

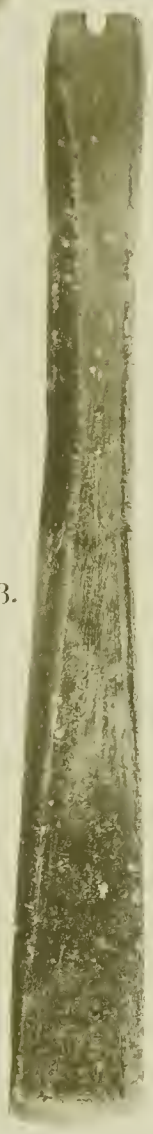

1.

12.


5.

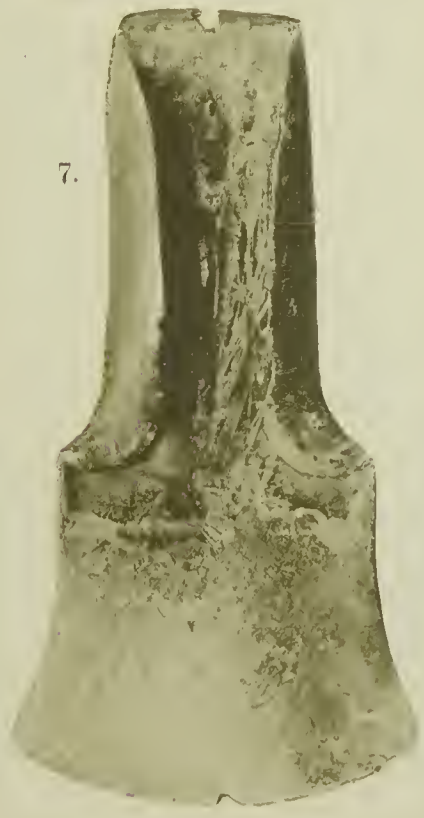
4.

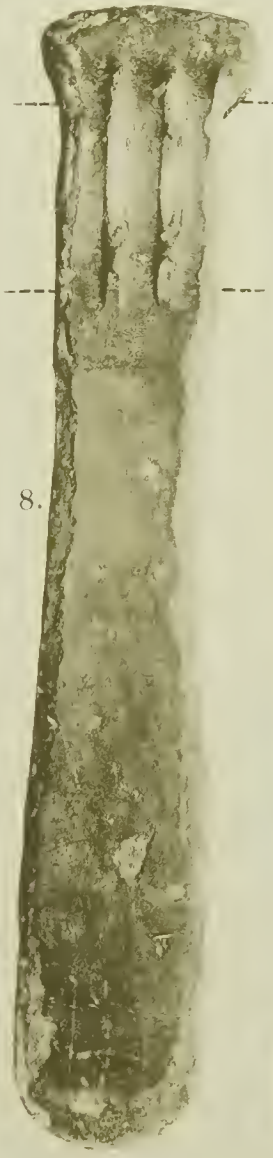
2.

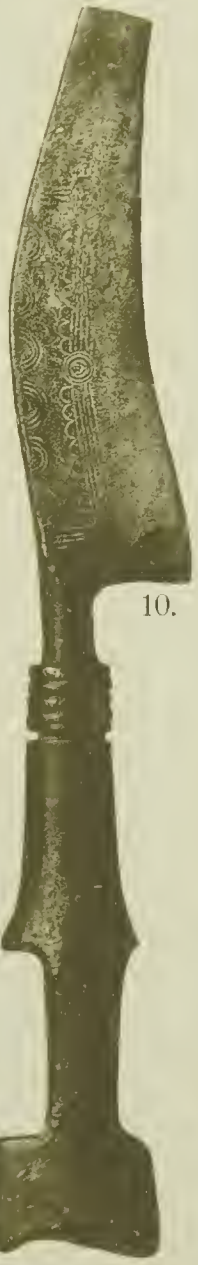

3.

16.

6.


7.

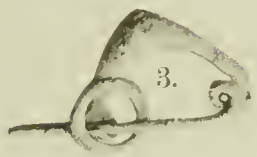

8.

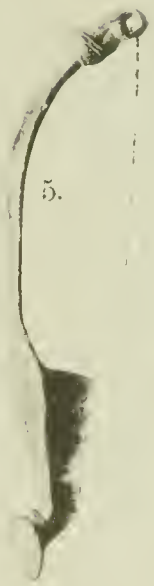

10.

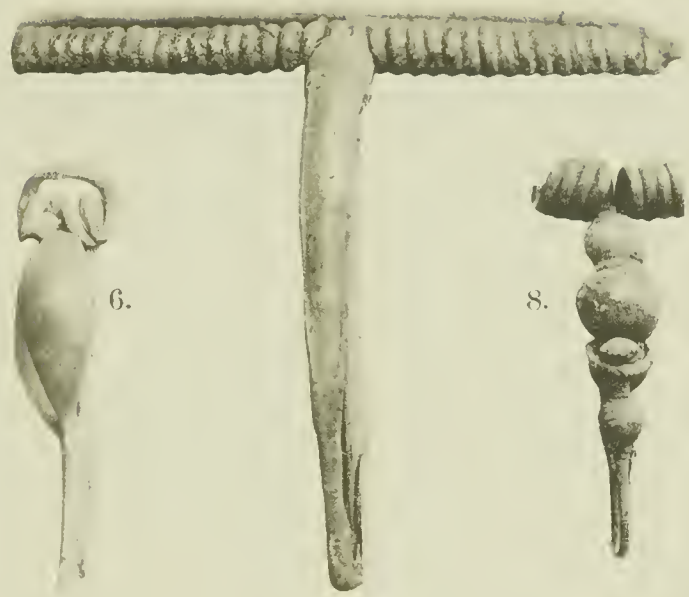
14.

Brunner & Co., Kunstanstalt, Zürich.

1.


3.

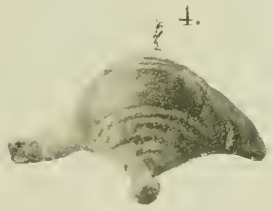

5.


7.

6.

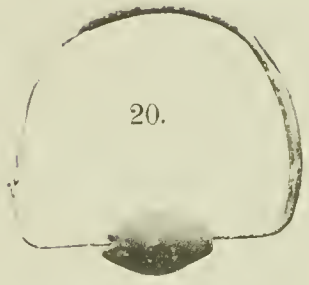
8.

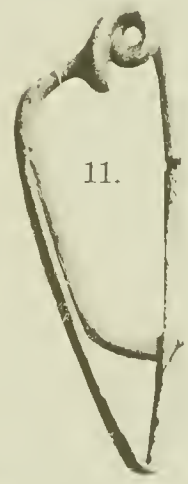
2.

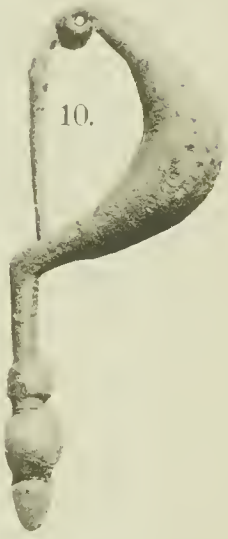

4.

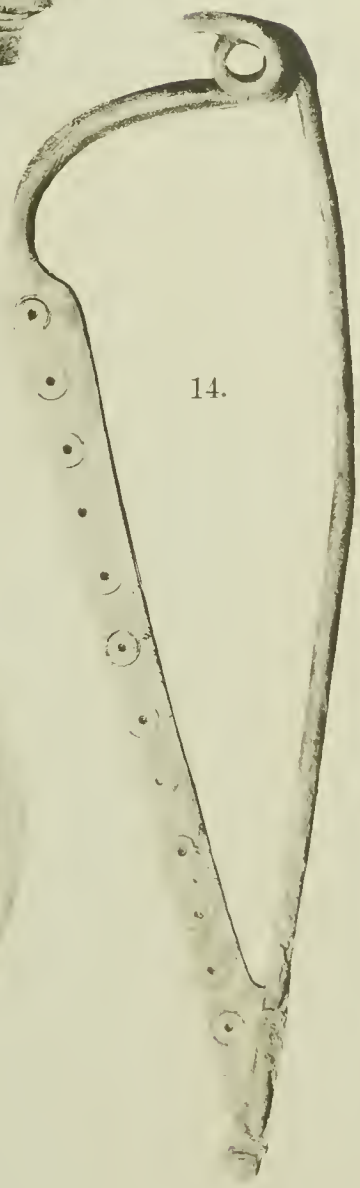
9.

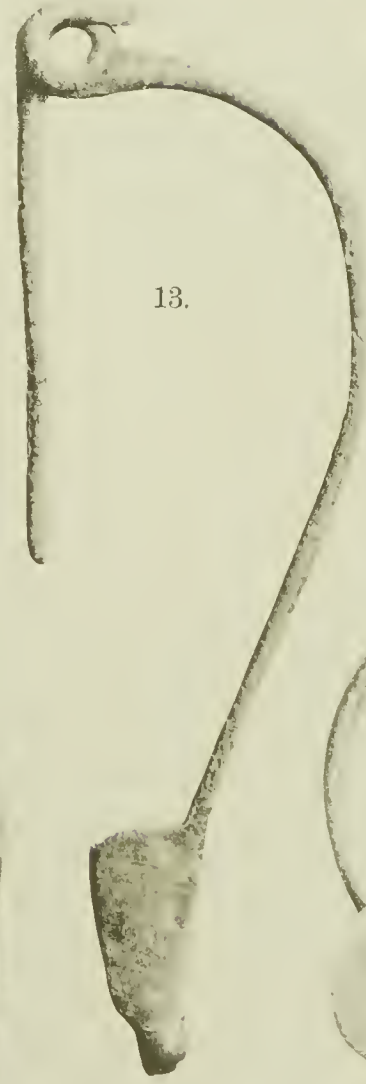
12.


20.

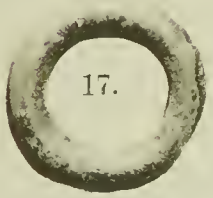

11.

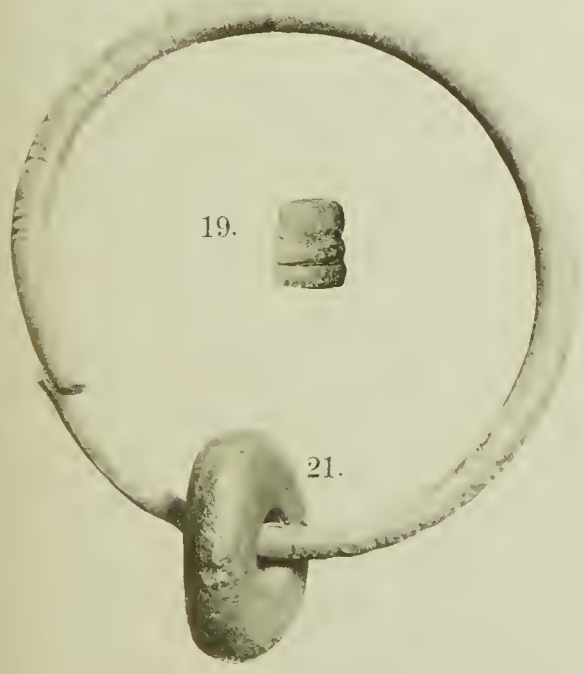

10.


14.

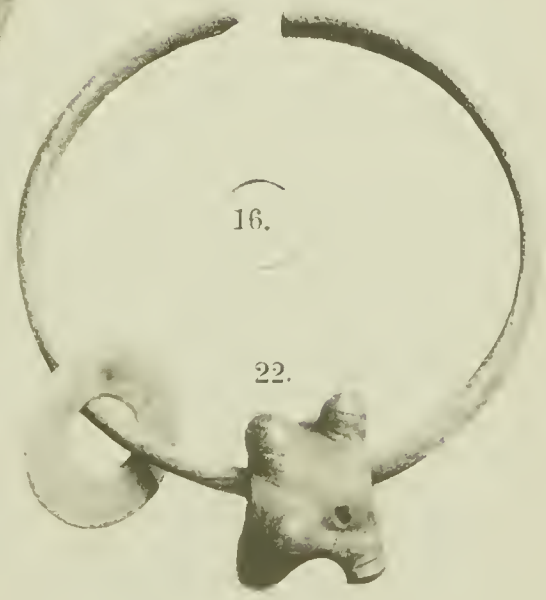

13.

18.


17.


19.
21.

15.


16.
22.

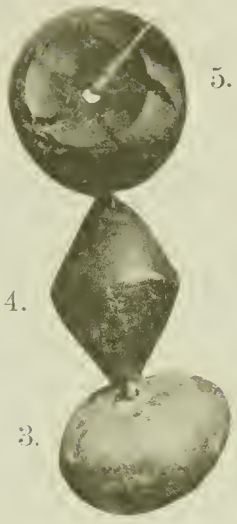
Brunner & Co., Kunstanstalt, Zürich.

8a.

8b.

9.

7.


5.
4.
3.

2.

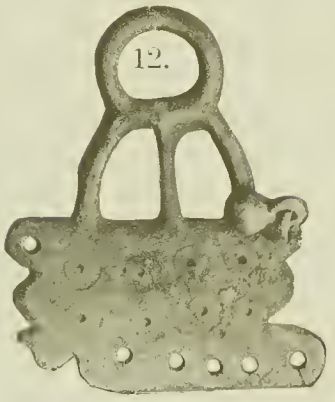
1.

17.

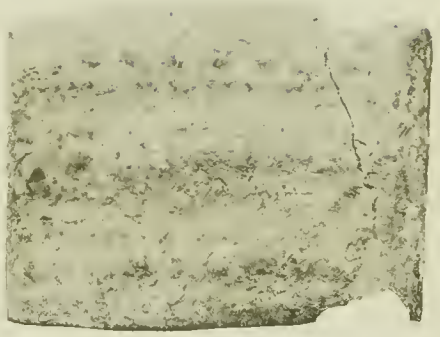
6.

10.

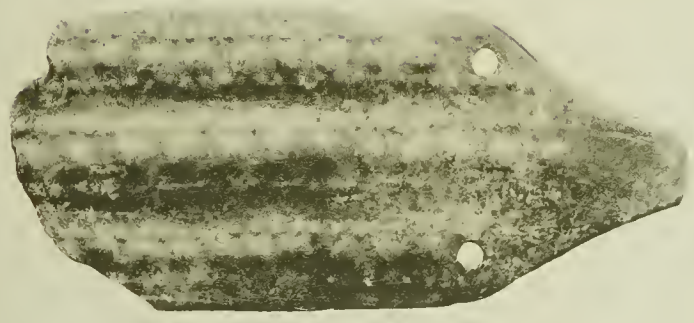
11.


12.

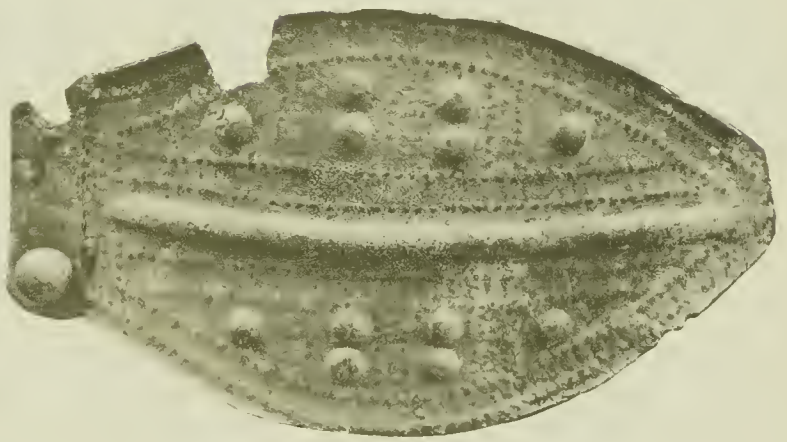
16.



15.



14.



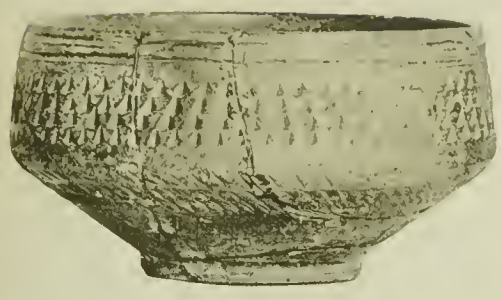
19.

13.

18.

Brunner & Co., Kunstanstalt, Zürich

1.

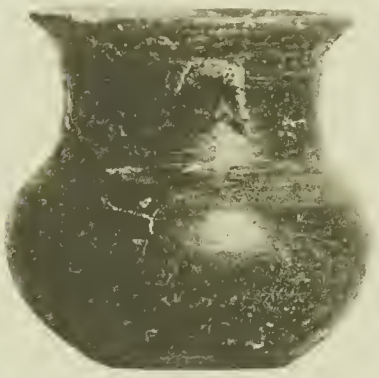


11.

2.

6.

5.



9.

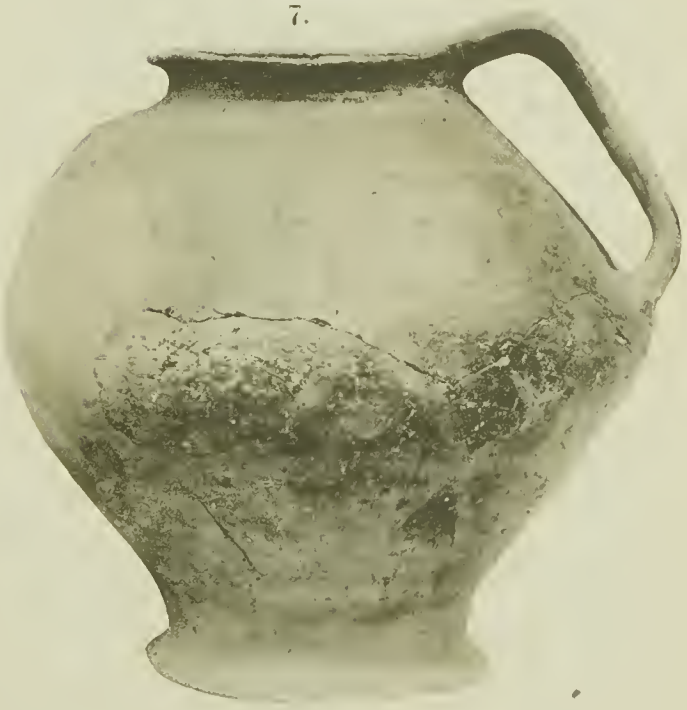
4

3

10.

8.

7.



Brunner & Co., Kunstanstalt. Zürich.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

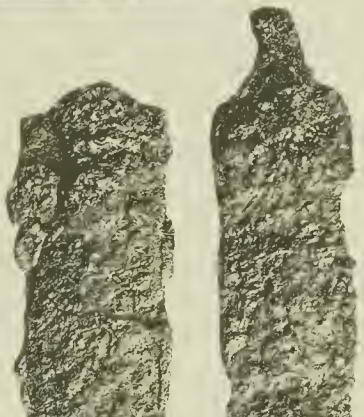
8.

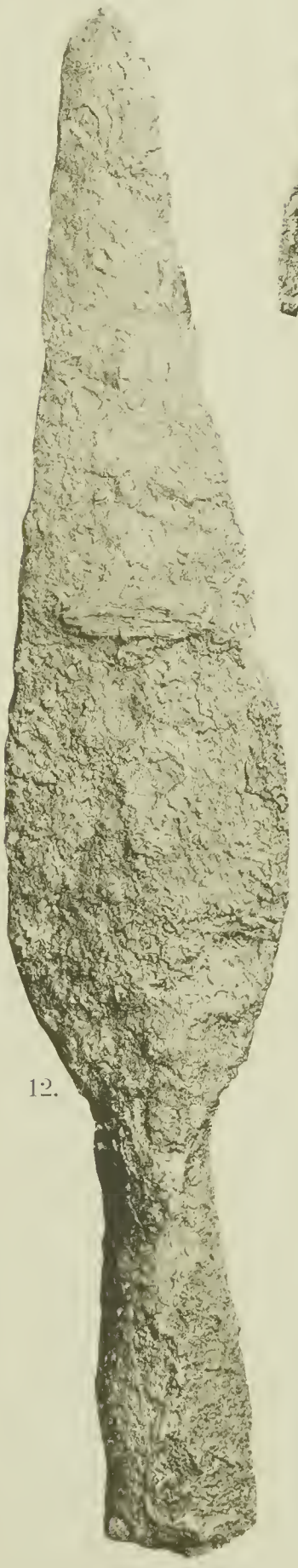
9.

16.

18.

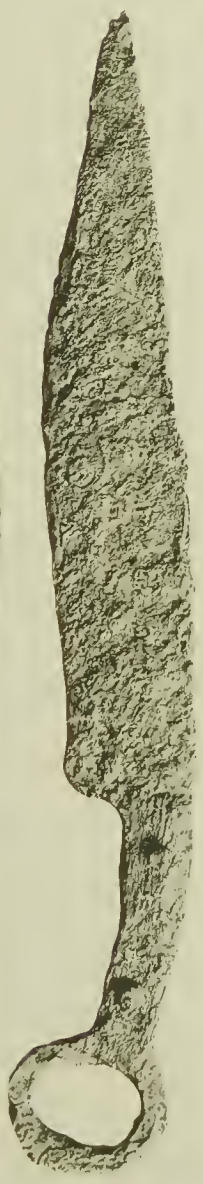
17.

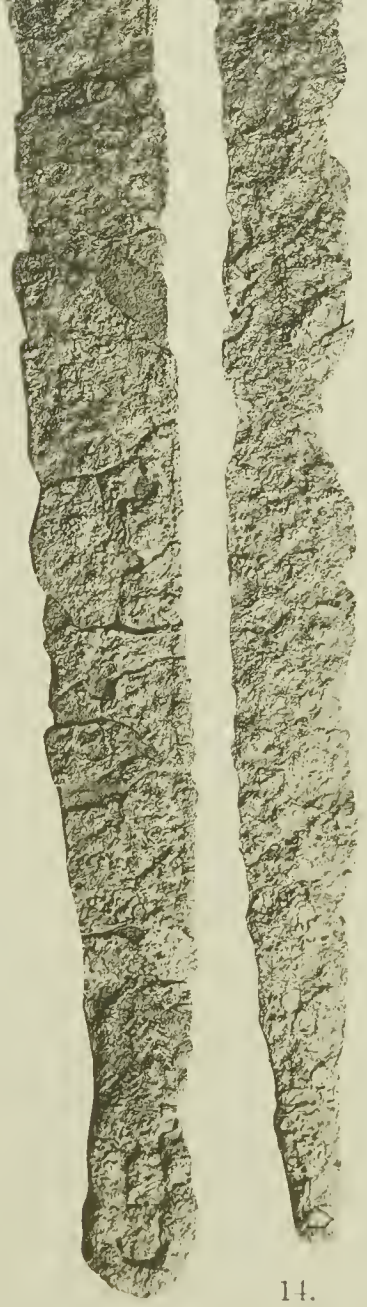

15


12.

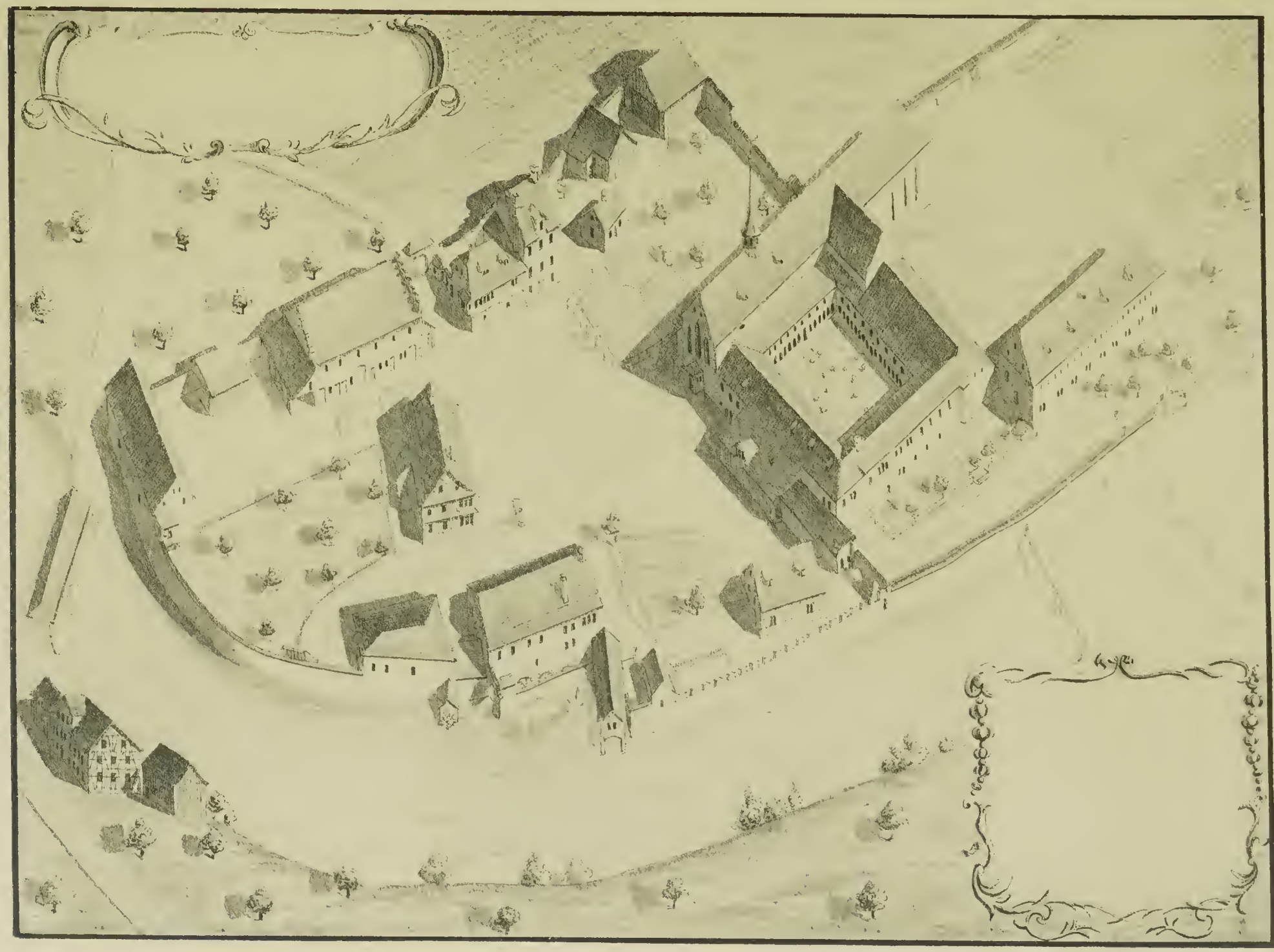
13.

11.


10.


14.

Brunner & Co., Kunstanstalt, Zürich.



KLOSTER TÖSS. NACH L. SCHULTHESS-KAUFMANN.

Das

Dominikanerinnenkloster Töss.

I. Teil. Geschichte.

Von

Heinrich Sulzer.

Mit 12 Textillustrationen und 4 Tafeln.

Zürich
In Kommission bei Fäsi & Beer,
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli
1903

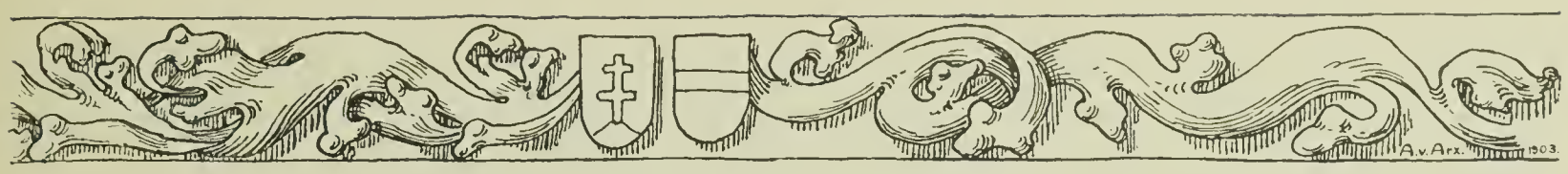


Fig. 1. Deckenbalken im Conventgebäude. L. Schulthess und J. C. Werdmüller.

Die vorliegende Arbeit erhebt keinen Anspruch auf erschöpfende Darstellung der Geschichte des Klosters und des Amtes Töss, sie will nur als historische Grundlage zu der nächstes Jahr erscheinenden Baubeschreibung des Klosters über alle Epochen orientieren, und die Ergebnisse der Nachforschungen in gedrängter Form klarlegen. Als Erweiterung einer frühern Arbeit des Unterzeichneten über denselben Gegenstand, wird sie jene (Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur 1903) ergänzen, aber nicht ersetzen.

Indem der Verfasser die Mitteilungen der Öffentlichkeit übergibt, dankt er insbesondere Herrn Prof. Dr. J. R. Rahn für die Illustration und die Durchsicht des Manuscriptes, als auch den Herren Prof. Dr. P. Schweizer, Dr. Häne und Dr. Hoppeler für gütigst zugewiesene Materialien des Staatsarchives, namentlich der von Herrn Dr. C. Escher angelegten Regesten der Urkunden des Klosters Töss, Herrn K. Hauser in Winterthur für Zuweisung von Urkunden des dortigen Archives, sowie den Stadtbibliotheken von Zürich und Winterthur für geliehene Materialien und erteilte Auskünfte. Der thurgauischen Kantonalbibliothek in Frauenfeld sei für die Bewilligung zur Reproduktion des Jäggli'schen Prospektes der beste Dank ausgesprochen, ebenso Frau Henriette Sulzer-Rieter in Aadorf und Herrn M. Rieter-Elmer in Töss, für die Förderung, die sie unserer Arbeit zu teil werden liessen.

Elgg, im November 1903.

Heinrich Sulzer.

Quellennachweise.

St. A. Akten Töss No.	Staatsarchiv Zürich, Akten Töss.
St. A. F I 192.	Staatsarchiv Zürich, Schriften des Amtes Töss.
St. A. Protokoll etc.	Staatsarchiv Zürich, Protokolle des Regierungsrates von 1833, 1853 und 1854.
A. in W. Abteil. Töss.	Archiv in Winterthur, Abteilung Töss.
Z. U. B. (I No.)	Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich von Escher u. Schweizer, Bd. I—V.
E. A. No.	Akten zur Zürcherreformation von Emil Egli. Zürich 1879.
Zürcher Taschenbuch 1889 pag.	Die Stiftung des Klosters Ötenbach und das Leben etc. Aus der Nürnbergerhandschrift, herausgegeben von H. Zeller-Werdmüller und J. Bächtold.
L. B. pag.	Chronik des Laurentius Bosshart, Chorherr auf dem Heiligenberg bei Winterthur. Auszugsweise abgedruckt in:
Hafner pag.	Hafner. Das Dominikanerinnenkloster Töss. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1879.
Stumpf, Bd. II, pag.	Stumpf, Schweizerchronik. Ausgabe von Froschauer. Zürich 1548.
Heinrich Murer,	Helvetia Sancta. Luzern 1648.
Placidus Murer,	Chronik des Klosters Töss. Manuscript 105 y der thurg. Kantonalbibliothek in Frauenfeld.
Hottinger,	Helvetische Kirchengeschichten Bd. II.
Bluntschli,	Memorabilia Tigurina. Zürich 1742.
Leu,	Lexikon Artikel Töss. Ausgabe von 1763.
v. Mülinen I pag.	von Mülinen: Helvetia sacra Bd. I und II.
Gerold Meyer v. Knonau.	Die den Städten Zürich und Winterthur etc. von Karolingern und römischen Königen und Kaisern von 843—1400 erteilten Urkunden. Archiv für Schweizergeschichte 1843.
Troll,	Geschichte der Stadt Winterthur. 1840—1850.
Greith, Mystik.	Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden. 1861.
Greith, Suso.	Greith, Heinrich Suso u. seine Schule etc. Katholische Schweizerblätter 1860.
Vetter, Mystikerpaar.	Vetter, Ferd. Ein Mystikerpaar des XIV. Jahrhunderts. Öffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz. Basel 1882.
Schiller: Das mystische Leben etc.	Schiller: Das mystische Leben der Ordensschwestern zu Töss. Inauguraldissertation 1903.
Wirz,	Etat des Zürcher Ministeriums. 1890.
Emil Egli:	Die zürcherische Kirchenpolitik von Waldmann bis Zwingli. Jahrbuch für Schweizergeschichte Band 21.
Schweizer,	Die Verwendung der zürcherischen Klostergüter zur Reformationszeit. Meili's Theol. Zeitschrift. Jahrg. II.
Morf,	Aus den Tagen unserer Urgrossväter. Winterthur 1896.
Becker,	Die erste Schlacht bei Zürich. (Aus: Vor hundert Jahren, Zürich, 1899.)
Stauber,	Schloss Kiburg. Töss, Selbstverlag 1902.
Hauser,	Die Freiherrn von Wart. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1897/98.
Hauser,	Winterthur zur Zeit der Appenzellerkriege. 1899.
Hauser,	Das Sondersiechenhaus St. Georgen bei Winterthur. Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur 1901.
Sulzer,	Bilder aus der Geschichte des Klosters Töss. Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur 1903.

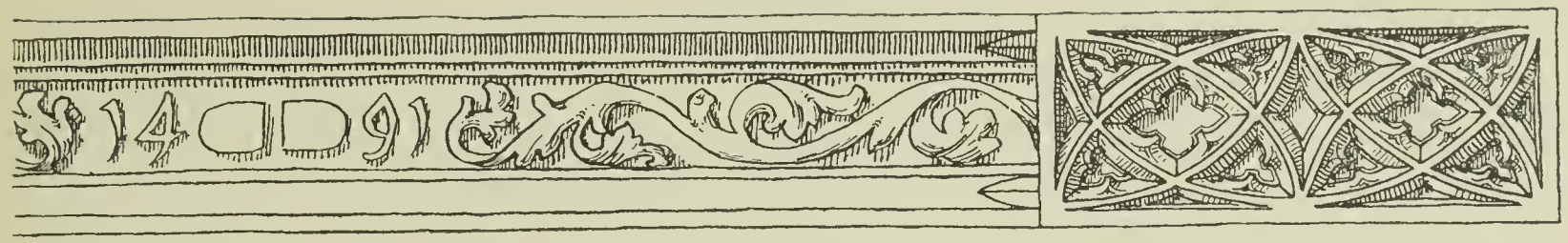


Fig. 2. Deckenbalken in der Prioratskapelle. L. Schulthess und J. C. Werdmüller.

Wer von Brütten kommend den Weiler Dättnau hinter sich lässt, gelangt um Weniges abseits vom Wege auf eine Stelle, wo sich der Ausblick auf Töss und das ferne Winterthur öffnet. — Grosse Gegensätze heben sich ab. Dort mit gedrängten Firsten und der zweitürmigen Kirche die alte Stadt, hier neue Ansiedelungen nach regelmässigem Plane gebaut und vorn im Bogen der Töss ein Bild der Industrie: Blanke Häuser, hoch und lang, mit nüchternen Fenstern und rauchenden Schloten; surrende Räder, Getriebe der Maschinen — Leben überall, aber mitten darin ein Bild, das auch hier an das Alte gemahnt. Das ist die ehemalige Kirche, die sich als solche durch ihre hohen Massen, den stumpfen Dachreiter und die dreifensterige Eingangseite kennzeichnet. Sie wurde 1233 auf 1234 gebaut, und sie erinnert als letztes Wahrzeichen an das Kloster, das vor bald 700 Jahren gestiftet worden ist.

A. Das Kloster Töss bis zur Reformation.

I. Die Gründung.

Der Anfang des Stiftes fällt in den Beginn des 13. Jahrhunderts, also noch in die Zeit, da die letzten Kreuzzüge das Ende einer verfehlten Politik besiegelten. Weltmacht und Kirche lagen in Zwiespalt, und während auf der einen Seite das religiöse Leben ermattete, flammte es auf einer andern verinnerlicht wieder auf, in Gemeinschaften, welche der Kirche teilweise sehr förderlich waren, teils aber auch in offenkundigem Gegensatz zu der herrschenden Strömung sich stellten. Diese Regungen haben die zu gleicher Zeit gegründeten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner bekämpft, und sie suchten in ihren Klöstern neue Zentralpunkte für die Kirche zu schaffen. Aus

solchen Bestrebungen ging Töss hervor. Schon um 1200 muss das religiöse Leben in der Umgebung von Winterthur starke Impulse gefunden haben, denn auf verschiedenen Punkten derselben entstanden religiöse Gemeinschaften als deren bedeutendste die Sammlung zu Töss erscheint. An der Tössbrücke soll schon um diese Zeit ein Schwesternhaus bestanden haben, wie solche sich damals auch mitten in der Stadt Zürich bildeten. Die älteste Nachricht hat hierüber die Biographin und hervorragendste Nonne des Klosters, Elsbeth Stagel [1]) verzeichnet. Sie wird bestätigt durch Laurentius Bosshart,[2]) der zur Zeit der Reformation seine Chronik schrieb. Auf die von Spätern aufgestellte Behauptung, Frau Euphemia von Herten [3]) habe das Schwesternhaus gegründet, treten wir nicht ein. Urkundlich stellt sich die Entstehung des Klosters als eine vollständige Neugründung dar, wobei indessen — mögen auch aktenmässige Berichte hierüber fehlen — die frühere Existenz eines Beghinenhauses nicht in Abrede gestellt werden soll.

Am 19. Dezember 1233 gestattete Bischof Heinrich von Konstanz den Grafen Hartmann, dem älteren und dem jüngeren von Kiburg, an der Tössbrücke ein Dominikanerinnenkloster zu bauen, und erteilte allen denjenigen, die zum Baue desselben beitragen würden einen Ablass von vierzig Tagen.[4]) Im folgenden Jahre waren bedeutende Teile der Klostergebäude aufgeführt, und die beiden Grafen schenkten der jungen Stiftung den Boden, auf dem es erbaut war, samt der daneben stehenden Mühle,[5]) dasselbe zu gleicher Zeit von jeden auf diesem Boden haftenden Zinsen und Steuern befreiend, so dass es unabhängig und frei wie ein Edler dastand. Eine Einsprache, wie Elsbeth Stagel berichtet, habe allein der Müller erhoben, der seine Existenz gefährdet glaubte und erst durch „menschliche Überredung und göttliche Erkenntnis bewogen", habe er — auch dann noch ungern — sein Haus verlassen.[6]) Nun vollzog sich die Entwicklung des Stiftes in ungehemmtem Verlauf. 1240 nahm Bischof Heinrich die von ihm geweihte Kirche zu Tössbrugg und die ganze Klosteranlage in seinen Schutz und erteilte den Nonnen die Rechte und Freiheiten, deren sich die Klöster damals erfreuten.[7])

Von den ersten Nonnen nennen wir eine, wohl die markanteste, da sich seit ihrem Eintritt das ganze Leben ihrer edlen Familie mit der Entwicklung des Klosters Töss verknüpfte, Bertha, die Witwe des Ritters Heinrich von Liebenberg. Im Banne hatte er das Zeitliche verlassen [8]) und in Trauer darüber war Bertha zu ihrer Mutter nach Burgund gezogen. Dort hatte sie Aquilus, einen der vornehmsten Prediger des Dominikanerordens, kennen gelernt, und durch ihn sich bestimmen lassen, mit ihrer Mutter und vier leiblichen Schwestern in das damals noch nicht fertig ge-

[1]) Greith. Suso pag- 141. Über Elsbeth Stagel siehe später.

[2]) Laurentius Bosshart war Bürger von Winterthur und Chorherr auf dem Heiligenberg daselbst. Er schrieb eine Chronik, die heute noch auf der Stadtbibliothek Zürich aufbewahrt liegt, und welche neben einem allgemeinen Teil einige Spezialdarstellungen über Heiligenberg, Töss und Beerenberg enthält. Er begann seine Chronik 1525 und starb sieben Jahre später. Seine Darstellung von Töss hat fast vollständige Aufnahme im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur pro 1879 gefunden, weshalb unsere Seitenzahlen sich auf dieses Neujahrsblatt beziehen.

[3]) Stumpf, Bd. II, pag. 106b; Hottinger, Helvetische Kirchengeschichte II, pag. 33; Bluntschli, Memorabilia Tigurina pag. 276 u. s. f. alle bis auf Hafner hinab.

[4]) Z. U. B. I 484 und 485.

[5]) Z. U. B. I 496 und Anmerkung 2 p. 367.

[6]) Greiht, Suso pag 140.

[7]) Z. U. B. II, No. 530.

[8]) Als Anhänger Kaiser Friedrich II.

baute Kloster einzutreten.[1]) 1241 wird Töss mit Lehen bedacht, die vorher die Liebenberger besessen hatten, sechs Jahre später verzichtete ein Konrad von Liebenberg auf seine Anpsrüche auf Zehnten und Güter innerhalb der Umzäunungen (sic!) des Klosters, während eine weitere Liebenbergische Besitzung in Ellikon 1262 durch Berthold von Liebenberg an Töss verkauft wurde. 1291 scheint Bertha von Liebenberg gestorben zu sein, denn Graf Hartmann von Habsburg genehmigte die Vergabungen seiner Ministerialin an das Kloster Töss, worunter sich Güter in Dorf, Waltalingen, Nussbaumen, Neunforn, Buttenhart, Loo und Bremilo befanden.[2]) So war Töss ins Leben getreten, zart aber entwicklungsfähig.

II. Die innere Organisation.

Töss war seit seiner Gründung ein Kloster des Predigerordens. In der schon zitierten Stiftungsurkunde war allerdings festgesetzt, dass nach der Regel des heiligen Augustinus und den besondern Statuten des Klosters St. Markus in Strassburg gelebt werden sollte. In Wirklichkeit aber waren diese dominikanisch, da sie der Regel von S. Sisto bei Rom entsprachen. Wie die Frauen von Ötenbach, hatten auch die von Töss zu Anbeginn den Mangel an Seelsorge zu empfinden. Es hing dies mit den Ansprüchen zusammen, welche die stets sich mehrenden Gründungen erhoben, so dass auf den Generalkapiteln alles Ernstes die Frage einer Entledigung der Frauenklöster erwogen wurde. Bald aber erkannten die Dominikaner, welche Machtmittel sie in diesen Stiftungen besassen, um so mehr als die Franziskaner Miene machten, sich der verwaisten Kongregationen anzunehmen. „Die andechtigen geistlichen swestern warent alwegen in der pflicht der erwirdigen geistlichen vetern und prüdern prediger ordens ze Zürich und das was inen der gröste trost, wann si hetten alle zeit gute und heilige lere von inen. Nun fügt es sich, dass in allen lenderen der cristenheit gar vil frawen clöster gestiftet wurden, die da nach prediger ordens gewonheit und unter ir meisterschaft und lere leben wölten und dar umb, dass der orden nit ze fast mit den frawen clöstern beswert würde, so verpot der erwirdig heilig Jordanus, der erst meister nach sant Dominicus, in dem grossen capitel general, dass kein pruder sich sölte unterwinden sölicher clöstern. Und dar umb so wolten die prediger von Zürich auch disen armen guten swestern weder peicht hören noch predigen und teten sich ir ab aller dingen. Hie umb waren si gar beswert, wann niemant wolt sich ir annemen. Und in dieser leidung warent si vil zeites. In disem zeit was ein fraw in der stat, hiess die von Kloten (Elisabeth von Kloten). Die het einen sun, der was ein frumer ritter und hetten ere und gut. Das liess diese fraw alles varen durch got und zoch sich von der welt und kam in dis clösterlein. Dise wittwe legten die parfusen an (um diese Witwe bemühten sich die Barfüsser), wann si was wol gefrennt, und predigten Sant Caren orden (Franziskanerinnen). wie man sich solte verhenken (verbinden) und andere ding, als ihr gewonheit was. Diß ward den predigern geseit, dass sich ir die parfussen wolten annehmen. Diß was inen leid und nament sich ir wider an und kament zu inen an des heiligen Creutzes obent ze herbsten, und von ostern unz ze

---

[1]) Greith, Suso 141 und Mystik pag. 366 und 67.

[2]) Z. U. B. II No. 561 und 705, III No. 1192, V No. 1806. Über weitere Beziehungen von Töss und Liebenberg vide territoriale Entwicklung, Abschnitt Korbas u. a.

herbst hetten si enkeinen prediger nie gesehen. Do wurdent si also fro, dass si von herzen weineten, wann alle ir begirde was, dass si in sant Dominicusorden beliben, der ein liecht ist aller cristenheit".[1]) So erzählt die Nürnbergerhandschrift mit Bezug auf Ötenbach und ähnlich dürften die Verhältnisse in Töss sich gestaltet haben. Es ist daher nicht richtig anzunehmen, dass diese Nonnen erst Augustinerinnen gewesen seien, vielmehr muss daran festgehalten werden, dass Töss und Ötenbach von Anfang an dominikanisch waren.[2]) Die oben zitierten Verhältnisse von Ötenbach sind übrigens auch darum bemerkenswert, weil sie zeigen, wie wichtig ein Kloster mit reichen Nonnen für die Bettelmönche war.

Von 1245 an hörte jedoch der Kummer um tüchtige Seelsorge ganz auf, denn Innocenz IV. stellte von Lyon aus am 2. und 5. September das Kloster Töss unter die Obhut der Prediger.[3]) Töss stand somit unter dem geistlichen Schutze des Papstes und des Bischofs von Konstanz. Es gehörte zur Ordensprovinz Teutonia und der Provinzialprior unterstellte das Kloster den Dominikanern zu Zürich. Diese schickten ihre Visitatoren, Beichtväter und Prediger nach Töss, doch fanden auch Ordensbrüder aus andern Klöstern in geistlicher Mission sich ein, wie z. B. Bruder Wolfram, der Provinzialprior Schwabens, Bruder Hugo von Stanfen, Lesemeister zu Konstanz, der längere Zeit das Amt eines Beichtvaters versah, und Heinrich Suso, der von Zürich und Konstanz aus in Töss schulte.[4]) Kleriker, die nicht zum Orden gehörten, lagen dem gewöhnlichen alltäglichen Kirchendienst ob, sie hausten gleichfalls im Kloster. Dann sprachen auch Mönche vom Heiligen Berg und Beerenberg im Kloster vor als Ratgeber der Religiosen, die sich in Konventualinnen und Laienschwestern schieden. Erstere hatten ein Gelübde auf Lebenszeit abgelegt, sie hiessen „frôw", während die Schwestern sich nur auf unbestimmte Zeit zum klösterlichen Leben verpflichteten, und in einfacherer Kleidung die niedrigen Arbeiten des Hauswesens besorgten. An der Spitze des Konventes stand die von den Frauen gewählte Priorin. Sie überwachte die Tätigkeit der Nonnen, und drückte ihr Siegel jeder rechtsgültigen Bescheinigung auf. Doch waren ihre Entscheidungen an den Konvent, die Gesamtheit der Frauen gebunden, der über die Aufnahme neuer Mitglieder und in allen wichtigeren geistlichen und weltlichen Angelegenheiten entschied. Zur Leitung der Güterwirtschaft wurden Hofmeister auch „bûwmeister"[5]) ernannt. Früher oft geistlichen Standes, amtierten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gewöhnlich drei weltliche Hofmeister, die unter zürcherischem Regimente nicht selten als Lehenträger für das Kloster erschienen, und jedenfalls einen erheblichen Einfluss auf dessen Ökonomie besassen. Wie die Verteilung der Arbeiten sich gestaltete, hat als Augenzeuge Laurentius Bosshart berichtet:[6]) „Die priorin und schaffnerin sind gewaltig gesin

[1]) Zürcher Taschenbuch 1889, pag. 222—224.

[2]) Verschiedene Darsteller, wie Nüscheler „Gotteshäuser der Schweiz", u. Hafner: Kloster Töss u. s. f. geben die Sache unrichtig an, während andere, wie z. B. Leu, Lexikon Art. Töss das Richtige treffen. Vgl. auch Suter: Die Dominikanerklöster auf dem Gebiete der heutigen deutschen Schweiz. Münchener Dissertation 1893.

[3]) Z. U. B. II No. 626 und 627. Schon 1235 (?) beauftragte Papst Gregor den Prior der Predigermönche in Zürich, bei den Nonnen in Tössebrugge entweder selbst oder durch einen andern geeigneten Mönch die Visitation, das Predigen und das Beichtehören zu besorgen, da jedoch die Urkunde St. A. Akten Töss No. 368 nicht genau datiert ist, beschränkten wir uns darauf, sie in der Anmerkung anzuführen.

[4]) Greith, Mystik pag. 376.

[5]) bûw = im Sinne von Bebauung des Landes. So erscheint in einem Zehntenkaufe von 1419 ein Hans Simler von Kiburg als „bûwmeister" des Klosters Töss. St. A. Akten Töss No. 434.

[6]) L. B. pag. 8.

mit yedermann ze rechnen, die kornfrow, die nam korn, kernen und haber in, liess dasselb den pûren messen, die Kellerin hat des wins acht im Keller, was sy an gelt lösen mocht nss win und brot, das antwurt sy den gewaltigen, ein frow nam die hüner jn, die ander nam die eyer in vnd gabent darnach rechnung. Ettlich warend custorin, die der Kilchen warten, sy zieren und acht han musstend, ettliche verordnet die jahrzit, so man täglich beging, ettliche versach dem volkh die better, dass die geschont und nit verderbt würdend, etliche ist der brüderschafft pflegerin gesin, ettliche Sant Bläsins pflegerin, vill frowen hand geflissen müssen bim gesang sin, all tag müsst man ze mettj. zun sieben ziten die gesungen wurdend, gan, by einer buss, so darnff stund . . . .“

Fig. 3. Convents- und Prioratssiegel.

Die Regel schrieb die sog. höhere Armut vor, d. h.: nur so viel sollte ein Kloster an weltlichen Gütern besitzen, als es zur Erhaltung seiner Glieder bedurfte, als aber 1425 Papst Martin V. das Verbot des Grundbesitzes für die Dominikaner aufhob, hatte Töss schon längst die einträglichsten Güter erworben. Eine andere Regel der Dominikaner verfügte auch Schweigen (schwiglichy) und wurde zur Zeit der Mystik wirklich befolgt. Ein weiteres Gebot war der vollständige Verzicht auf Fleischgerichte und strenges Fasten zwischen dem 14. Oktober und Ostern. An Milderung freilich gebrach es nicht. Da auf die Zeit nach Ostern 2 Kirchweihen und von da bis zum Herbst noch zahlreiche Feiertage folgten, die sich samt und sonders des Ablasses erfreuten,[1]) wurde das Fastengebot nicht eben zum Schärfsten befolgt. Die Kleidung der Nonnen bestand aus einem weisswollenen Rock mit schwarzem Skapulier, Mantel und Schleier.

III. Die territoriale Entwickelung.

Rasch mehrte sich der Grundbesitz des Klosters. Fast jede zweite Urkunde führt einen Ankauf oder eine Vergabung auf, wobei freilich in späterer Zeit, d. h. seit dem Übergang der Grafschaft Kiburg an Zürich, statt der Güter oft nur die darauf haftenden Zinse erworben, oder von Seiten des Konventes und wohl auch einzelner Nonnen das Geld auf die Güter selber ausgeliehen wurde. Indessen sei hier nur der wichtigsten Akte gedacht.

Zunächst gelangte Töss durch Schenkung in den Besitz der meisten Güter des kiburgischen Ministerialen Peter von Wornhausen.[2]) Sie bestanden aus drei Mansen auf der Kiburger Hoch-

[1]) Über die Ablässe und Festtage des Klosters Töss existiert im St. A. Akten Töss No. 365 ein ca. 20 Seiten umfasssendes lateinisches Verzeichnis ungefähr aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, dessen Benützung wir dem geehrten Bearbeiter des kunstgeschichtlichen Teiles überlassen.

[2]) Wornhausen war eine nunmehr verschollene Ansiedlung zwischen Kiburg und Brünggen, wo jetzt noch der Flurname Wornhauseräcker existiert.

ebene (1239), aus 18 Gütern, die teils Eigengüter, teils Lehen des Peter von Wornhausen gewesen (1260), und aus dem Zehnten zu Dorf, von welchem sich der Bischof von Konstanz einen Teil vorbehielt. Das sind die 20 Meierhöfe von denen von Mülinen und andere Historiographen von Töss berichten. Sie lagen in Luckkausen, Wolfgruben, Agasul, Otelvingin, Schönenberch, Langenmoose, in Eichholz, Nuvoron, in Gundelinkon, Torlikon et in Wrmenhusen, ferner in Rutelingin, Habichekke, in molendino Winterthur et in vinea Winterthur. Für diese Güter entrichtete das Stift einen Zins von jährlich 10 ℔ Wachs an den Bischof von Strassburg, denn Hartmann der ältere hatte einen Teil seiner Besitzungen an Strassburg geschenkt und von dort als Lehen wieder zurückempfangen.[1])

Noch wichtiger ist der Untergang des Freiherrengeschlechtes von Wart geworden, indem das Kloster fast sämtliche Besitztümer der unglücklichen Edeln an sich brachte. Die Beziehungen des Hauses Wart zum Kloster Töss hatten mit dem Eintritt der Witwe des 1245 verstorbenen Arnold II. einer A(nna) von Teufen (?) und deren Schwester Mechtild[2]) begonnen, die 1259—1274 mehrmals als Priorin, d. h. als zweite urkundlich beglaubigte erscheint. Annas Tochter war Mechtild, in zweiter Ehe mit Diethelm von Windegg, dem Meier des Tales Glarus vermählt. Aus dem Erbe ihres Bruders Jakob I. hatte sie Töss am 13. November 1265 den Kirchensatz zu Neunforn geschenkt, ein Jahr vor ihrem 1266 erfolgten Hinschiede sieben Höfe und Lehen zu Dorf, Neunforn, in Wylen und an der Fähre, sowie einen Weinberg, Ackerland, Hörige und Leibeigene zu Altikon und Thalheim vergabt. Dieses sind die einzigen Vergabungen der Wart an Töss, die wohl nur deshalb geschahen, weil Angehörige des Hauses im Kloster lebten. Rudolf III., der Königsmörder verkaufte 1299 eine Hube zu Dättlikon an Töss, sein Bruder, Jakob III, der Minnesänger, ein Jahr darauf eine Eigenhube zu Rorbas, dann 1303 abermals Rudolf den Kehlhof in Dättlikon, Jakob vier Jahre später den dortigen Meierhof und 1308 ein Gut in Rorbas. Nun brach das Verderben über das Geschlecht herein. Entsetzen und Schrecken durchfuhr das Land, Rudolf endete schmachvoll auf dem Rade, die Multburg ob Pfungen und das freundliche Wart loderten in Flammen auf. — 1316 hat Gertrud von Wart in Winterthur den Nonnen zu Töss den hintern Hof zu Dättlikon, eine Hube und einen Weingarten und Jakob zwei Jahre später viele Eigengüter in Dättlikon, darunter Reben und die Schuppos, in welche der Kirchensatz gehörte, an Töss verkauft. Ebenso gelangten bei dieser Gelegenheit mehr als dreissig Leibeigene unter die Herrschaft des Klosters, das 1319 auch noch Wart'sche Güter in Bebikon an sich zog. Trotzdem Töss schon 1318 im Besitze des Kirchensatzes war, wurde die Kirche Dättlikon erst 1344 dem Kloster incorporiert, und zwar durch Papst Clemens VI. auf Bitten des Klosters, das im Kriege zwischen Herzog Leopold von Österreich und Ludwig von Bayern grossen Schaden erlitten hatte.[3]) So sind die Wart'schen Güter an Töss gekommen, zumeist infolge der finanziellen Bedrängnisse dieses Hauses. Dass Österreich seine Hand hiebei nicht wesentlich mit im Spiele hatte, geht daraus hervor, dass gerade von 1308—1316 der Verkehr zwischen Töss und denen von Wart stockte und erst nach der Schlacht

[1]) Z. U. B. II No. 526, 824, Bd. III. No. 990. 991, 1001, 1002, 1111. 1115 und 1119.

[2]) Hauser, die Freiherren von Wart pag. 11.

[3]) Hauser, die Freiherren von Wart und Z. U. B. Bd. IV No. 1306, 1307, 1308, 1349, 1383, 1384 und 85, ferner St. A. Akten Töss No. 245.

am Morgarten, die Österreich noch auf viele Jahre hinaus lebhaft beschäftigte, wieder aufgenommen worden ist.[1])

Der Huld seiner Landesherren hatte sich Töss auch nach dem Tode Hartmanns des älteren von Kiburg zu erfreuen. Waren die Vergabungen auch seltener geworden, so blieben andere Vergünstigungen nicht aus: Bewilligung von Güterverkäufen durch Ministerialen, Gewährung von Rechtsvorteilen und Schutz. Als Stifter des Klosters waren die Grafen von Kiburg auch dessen Schirmvögte, aber gerade diese Stellung brachte es mit, dass in den eidgenössisch-österreichischen Fehden auch Töss geschädigt wurde. Um das Kloster für solche Einbussen zu entschädigen, schenkte ihm Herzog Rudolf von Österreich das Patronat über die Kirche in Veltheim, die Bischof Heinrich noch selbigen Jahres incorporierte, „um den Tisch der Frauen zu bessern, deren es damals meist gegen hundert gab" („continuo centum monniales vel circa"). Die Besoldung des Pfarrers bestimmte der Bischof auf 4 Saum Wein, den Zehnten von Hühnern, Eier und Vieh, sowie 1 Mütt Erbsen, 1 Fuder Heu und ein Fuder Stroh, dazu besass er den Ertrag des Widemgutes.[2]) Das Kloster erhielt dann immer noch jährlich 2 Mark Einkünfte und besass den Wald auf dem Wolfensberg, den zur Reformationszeit die Gemeinde Veltheim erwarb. Diese drei Kirchensätze bildeten den Kern der Güter, dessen Umfang das Stift zu dem grössten Grundherren in weiter Umgebung erhob. Die folgende Umschau zeigt, dass fast in jeder Gemeinde des heutigen Bezirkes Winterthur solche Besitzungen lagen.

In der nächsten Umgebung des Klosters reihten sich solche von Walahusen, Lüchental[3]) durch das Kruglental[4]) bis an den Fuss des Burghügels von Alt-Wülflingen am Brühlberg hinauf und wieder in die Ebene hinunter, welche Besitzungen abzurunden und zu ergänzen Töss stets bestrebt war.[5]) Insbesondere besass Töss auch das Dättnau, das es in drei Käufen von Ulrich von Adlikon (1272), Bilgeri von Wagenberg (1284) und Johann von Sehein (Seen) (1367) käuflich erworben hatte.[6]) Sodann gehörte der ganze Nägelsee[7]) dem Kloster Töss, wo zwei Güter lagen, von denen das eine Aussteuergut der Schwestern Katharina und Anna Zinser war.[8]) 1266 (oder 62) genehmigte Bischof Eberhard von Konstanz die früher geschehene Vergabung der Einkünfte der Kapelle

---

[1]) Aus diesem Grunde kann auch die Behauptung bei Greith Suso pag. 407 Anmerk. 3 nicht richtig sein.

[2]) St. A. Akten Töss No. 291 und 293. Ähnlich war die Besoldung des Pfarrherrn in Dättlikon, der 16 Mütt Kernen, 4 Malter Hafer, „10 Schillinge Pfennige", 6 Fuder Brennholz aus den Einnahmen der Kirche, neben den Oblationen (Opfern) und den Ertrag einer halben Juchart Reben erhielt. St. A. Akten Töss No. 243. Dazu fügte Bischof Ulrich 1346 noch 1 Fuder Heu und 1 Fuder Stroh. St. A. Akten Töss No. 247.

[3]) Heute verschwunden. Walahusen lag an der Steig bei Brütten, Lüchental in der Talmulde bei der Steig. Letzteres besass eine eigene Vogtei (von Töss 1273 um 41 Mark von Rudolf von Habsburg erworben, und ein Meyeramt das Töss 1277 von Ritter C. Meyer von Schaffhausen um 10 ℔ erkaufte. Vgl. Z. U. B. No. 1520, 1537, 1624, 1671 und St. A. Akten Töss No. 435.

[4]) Kruglental heisst heute nur noch der zwischen Zürcherstrasse, Kanalstrasse und dem Fluss liegende Teil des Dorfes Töss.

[5]) Hierüber existieren viele Urkunden. Z. U. B. No. 1675, St. A. Akten Töss No. 436 und A. in W. Abt. Töss.

[6]) Z. U. B. IV No. 1505 Bd. V No. 1895 und 1903 und St. A. Akten Töss No. 325, 327 und 328.

[7]) So heisst das linke Flussufer von der Brücke bis zur Talenge beim Schlosshof.

[8]) St. A. Akten Töss No. 279 und 280.

der längst zerstörten Burg Rossberg an das Stift, und durch Tausch mit Wettingen erhielt es auch den dortigen Hof 1446,[1])

In und um Winterthur nannten die Frauen an der Tössbrücke beträchtliche Güter ihr Eigen. Sie besassen ausser den schon erwähnten zwei Mansen, noch Güter am Brühlberg, in der Neuwiesen, am Lindberg und im Eschenberg, ferner die unter der Hochwacht gelegene Steigmühle, die Werdmühle, des Niezlismühle, später erwarben sie noch die Mühle vor dem Holdertor, die Obermühle und verschiedene Häuser innerhalb der Ringmauern.[2]) Dann gehörten auch vier Mühlen in Oberwinterthur zu Töss. Es hatte dieselben von Rudolf dem Meier von Neuburg (Wülflingen) und dem Grafen Berchtold von Heiligenberg-Werdenberg käuflich erworben. Doch waren es jedenfalls keine erstklassigen Betriebe, da das Mühlengeschirr der Untermühle in Oberwinterthur 1350 nur 3 ℔ gewertet wurde.[3]) In dem benachbarten Hegi gehörten zwei und in Reutlingen der ganze grosse und kleine Zehnten nach Töss. In ersterer Gemeinde war der eine Zehnten Aussteuergut der Elsbeth Zinser, in der letztern wurde derselbe erst 1506 definitiv erworben von dem Winterthurer Alt-Schultheissen Hans von Sal, dem das Stift hiefür 850 Gulden aushändigte.[4]) Doch besass ja Töss sozusagen seit seinen Anfängen Güter in Reutlingen.[5])

Über den Lindberg und das dem Kloster gehörige Gut Ackrat[6]) gelangen wir nach Veltheim und Wülflingen, wo wir abermals Klosterboden grüssen,[7]) und von da ins weingesegnete Neftenbach, wo Töss 1428 dem Heinrich Pfister, Leutpriester in Veltheim, einen Hof abkaufte. Am gleichen Tage aber hatte derselbe Priester das Kloster zu seinem Erben eingesetzt, wodurch es in den Besitz des Riethofes am Nordabhang des Taggenberges kam.[8])

Ein Zentralpunkt des Klosterbesitzes bildete jedoch der Irchel. In den Gemeinden Dättlikon, Rorbas, Berg, Gräslikon, Buch und dem Hofe Bebikon waren die Amtleute des Stiftes wohlbekannt. Vom Ritter Hans von Sal hatte es 1398 dessen Hube am Wartberg als österreichisches Lehen erhalten,[9]) Güter in Dättlikon hatte es von den Freiherren von Wart gekauft, den Rebberg Wanbrechtshalde[10]) hatten 1350 Rudolf Nägelis Kinder um 300 Gulden an Töss abgetreten, welches

[1]) Z. U. B. IV 1310 und St. A Akten Töss No. 487. Von dem Gebäude, in welchem noch die Mauerüberreste dieser Kapelle existieren, brannte vergangenes Jahr der Dachstuhl nieder, doch blieben die historischen Überbleibsel stehen.

[2]) Z. U. B. No. 1002, 1055, 1351, 1381, 1675, 1676, 1730, 1817, 1842 und 1935, ferner St. A. Akten Töss No. 639 und A. in W. Abteil. Töss.

[3]) Z. U. B. II und III No. 907 und 974 und St. A. Akten Töss No. 259.

[4]) St. A. Akten Töss No. 363, 524 über Hegi und St. A. Akten Töss No. 667, 721, 722 und 723, ferner A. in W. Abteil. Töss über Reutlingen.

[5]) Vgl. die Wornhausensche Schenkung. Z. U. B. II No. 1002.

[6]) St. A. Akten Töss No. 696.

[7]) Konrad von Herten, Konventbruder des Klosters Töss schenkte demselben 1367 Wiesen zu Wülflingen, von denen er für sich das Nutzungsrecht, und nach seinem Hinschiede ein Leibding von 4 Pfunden für die Nonne Adelheid von Winterthur vorbehielt. St. A. Akten Töss No. 333. Ein Frater Heinrich von Herten war 1284 Pfleger des Klosters; vgl. Z. U. B. V 1903

[8]) St. A. Akten Töss No. 447, 448, 612 und 704.

[9]) St. A. Akten Töss No. 387.

[10]) Heute Wurmetshalde 10 unterhalb dem Wartbad.

1523 seinen dortigen Hof an Heinrich Bretscher als Erblehen verlieh.[1]) In Rorbas spielten die Herren von Teufen eine ähnliche Rolle wie die Freiherren von Wart in Dättlikon, sie verkauften und schenkten Töss Güter in Rorbas und im Wyler, die teils Lehen, teils ihr Eigen waren. Schon 1272 konnte Töss mit dem Leutpriester in Rorbas „quatuor scopozas sitas in villa Rorbos“ gegen Pfrundgüter dieser Kirche in Gräslikon und Oberglatt tauschen, und zehn Jahre später verpflichtet es sich für von Hugo und Gerhard von Teufen geschenkte Lehengüter von Einsiedeln jährlich einen Vierdung Wachs an das berühmte Kloster zu entrichten. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts, also schon zur Zeit des Verfalls unseres Stiftes erhielt Hans Landolt das Gut im Wyler bei Rorbas, als Erblehen, sich zum Baue eines Hauses auf eigene Kosten verpflichtend.[2]) Auf der andern Seite des Irchels in Gräslikon besass Töss das Vogtrecht, das ihm der Schenke Kuno von Liebenberg um 4 Mark verkauft hatte, und eine Reihe Güter,[3]) während es in Berg[4]) und Buch noch Güter und in letzterer Ortschaft neben anderen Besitzungen noch fünf Schuppossen besass.[5]) Der Hof Bebikon, der so stolz auf der Anhöhe zwischen Neftenbach und Buch liegt, gehörte ebenfalls unserm Kloster, das ihn 1286 um 38 Mark von Dietrich von Buch gekauft hatte.[6])

Wenden wir uns von Bebikon dem Schlosse Goldenberg zu, so treffen wir in Dorf eine Gemeinde, die zum grössten Teil an Töss zehntenpflichtig war, und in welcher auch das Stift das Vogtrecht besass. 1247 hatte es hier Besitzungen des Ritters Heinrich von Randegg angekauft und von 1412—1417 dem Uli Wiler von Dorf den Zehnten überlassen, um auf diese Weise eine Schuld an ihn abzutragen. Von 1454—1478 kaufte jedoch unser Stift drei weitere Zehnten (darunter den Goldenbergerzehnten) um 308 und 120 rh. Gulden von Hans Heinrich zum Thor auf Teufen und Heinrich von Mandach, und als es 1495 mit dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen wegen des Neugrützehntens zu Dorf Streit erhielt und zu einem jährlichen Zins von 4 Mütt Kernen verpflichtet wurde, löste es diesen sofort mit 60 rh. Gulden ab.[7])

Durchstreifen wir nun die Dörfer Humlikon, Andelfingen, Adlikon, Henggart und Hettlingen, so finden wir auch hier altes Klostergut, und in letzterer Gemeinde zum Überflusse noch eine Mühle, womit die Zahl der uns bekannten Klostermühlen auf elf ansteigt. Auch das Mühlengut zu Hettlingen war eine Schenkung des Heinrich Zinser, der zur Blütezeit des Klosters zwei Töchter in demselben besass.[8])

In dem zwanzig Minuten von Hettlingen entfernten Rutschwil war Töss ähnlich begütert wie in Dorf. Es besass dort seit 1366 ein Gut bei der Linde, zu welchem es 1481 um 500 Gulden noch den Zehnten der Herren von Greifensee erwarb, und zu demselben bis 1511 einige weitere Zehnten hinzukaufte.[9]) In Oberwil, Niderwil, Dätwil, einigen Weilern an der Thur war Töss auch begütert. Die als Gründerin des Schwesternhauses genannte Euphemia von Herten besass auf Gütern

[1]) St. A. Akten Töss No. 262 und 774.
[2]) Z. U. B. IV und V No. 1493, 1494, 1502, 1529, 1573, 1609, 1826 und 1827 und St. A. Akten Töss No. 638.
[3]) Z. U. B. II, IV und V No. 900, 1530, 1609, 1625, 1854, 1855 und St. A. Akten Töss No. 738.
[4]) Z. U. B. II No. 539, 1032 und 1071.
[5]) Z. U. B. III und IV No. 1040, 1092, 1498 und 1518.
[6]) Z. U. B. II und V No. 610 und 1955 und 57.
[7]) Z. U. B. II 684 und St. A. Akten Töss No. 406, 415, 511, 597, 601, 673 und 674.
[8]) Z. U. B. II, III und IV No. 839, 1158, 1491, 1668 und St. A. Akten Töss No. 281, 569 und 744.
[9]) St. A. Akten Töss No. 322, 608, 613, 662 und 663, 735 und 768.

des Klosters im Schadenwiler ein Leibding,[1]) und der von verschiedenen Historiographen als Guttäter von Töss angeführte Ritter Rudolf von Adlikon schenkte dem Stift ein Gut zu Oberwil, weil dieses seine Tochter Elsbeth als Nonne aufgenommen hatte[2]) (1356).

Jenseits der Thur lagen die Besitzungen, welche mit der Kirche von Neunforn in Zusammenhang waren, und die wir als drittes Besitzzentrum des Klosters betrachten können. In verschiedenen Höfen, Weilern und Dörflein lagen sie zerstreut, und unser Stift zankte sich mit Schaffhausen, St. Gallen und anderen Grundherren dieser Gegend nicht selten herum, ohne dass es ihm gelungen wäre, namhaftere Rechte zu erwerben. Selbst die Kirche in Neunforn hatte infolge von Neugrüten einen Zins an die St. Gallen gehörige Kirche in Stammheim auszurichten, und die Klosterleute in Neunforn standen unter der Hoheit des dortigen Gerichtsherrn. Auch hier trat es durch Kauf in den Besitz von Lehensrechten der Edlen Hugo und Gerhard von Teufen, und kaufte 1419 und 1462 von Diessenhofer und Konstanzer Bürgern Zehnten für 532 und 230 rh. Gulden. In Fahr und Burg besass es Höfe, die noch vor der Reformation in Erblehen umgewandelt wurden.[3])

Kehren wir nun wieder ins zürcherische Gebiet zurück, so begegnen uns auch in Ellikon Besitzungen des Klosters,[4]) ferner in Dynhard[5]) und in dem Hofe Attikon an der Strasse von Winterthur nach Frauenfeld, wo Töss um 510 rh. Gulden den Zehnten erwarb.[6]) Im gleichen Jahre 1513 kaufte es auch den Zehnten in Gündlikon bei Elgg, wo es schon seit frühester Zeit Güter besass, gleichwie in dem ganz nahe gelegenen Liebensberg und dem ebenfalls nicht weit davon entfernten Hagenbuch, wo schon 1256 Güter der Freiherren von Regensberg an unser Stift übergingen.[7])

Im obern Tösstal scheint dagegen das Kloster fast keine Besitzungen gehabt zu haben, nur die Hub bei Ried (Wald) und der Wald Tösstock befanden sich vor 1381 im Besitze desselben,[8]) dagegen besass es noch grössere Güter in Wenzikon und Felsch, Dickbuch und Schottikon.[9])

Das wären die Besitzungen von Töss, hinreichend genug für die Bedürfnisse eines Konventes, der im Mittel nicht mehr als 40—60 Angehörige zählte. Die Übersicht zeigt, dass nur ein Teil davon Schenkungen waren, meistenteils sind diese Güter als Aussteuern der Nonnen und durch Kauf an das Kloster gekommen, und die Mittel zum Erwerbe haben die Erträgnisse von

---

[1]) Z. U. B. Bd. II No. 762 und 763.

[2]) St. A. Akten Töss No 283.

[3]) Z. U. B, II, IV und V No. 907, 1002, 1524, 1556, 1942, 1943 und St. A. Akten Töss No. 318, 347, 349, 434. 546, 550, 714, 730, 731 und 743. Sigfried von Griessen, Vogt zu Neunforn, verklagte 1473 die Untertanen des Klosters Töss zu Neunforn beim Thurgauer Landgericht, worauf dieselben verpflichtet wurden, dem Vogte zu schwören und Vogthühner zu liefern, so lange sie in dessen Gerichten sässen. St. A. Akten Töss No. 588. Ein ähnlicher Streit wickelte sich 1497 ab, worauf Töss an den Abt von St. Gallen und das Lehengericht appellierte, das aber im Juli 1500 entschied: „die Anwälte der Frauen hätten durch das verlesene Instrument (wahrscheinlich der Gnadenbrief des (siehe p. 105) Ritters Joh. von Bonstetten, Vogt auf Kiburg vom Jahre 1379) und auch der Notar“ „lut vorgangner urtel nichts uspracht.“

[4]) Z. U. B. III und IV No. 1015 und 1552.

[5]) St. A. Akten Töss No. 466 und 469.

[6]) St. A. Akten Töss No. 746/47.

[7]) Z. U. B, II, III, IV und V No, 903, 1002, 1245, 1639, 1865 und St. A. Akten Töss No. 748.

[8]) St. A. Akten Töss No. 373.

[9]) Z. U. B. II, III und V No. 832, 1219, 1670 und 1767, sowie St. A. Akten Töss No. 496 und 776, alles Weiler und Höfe in der Gegend von Elgg.

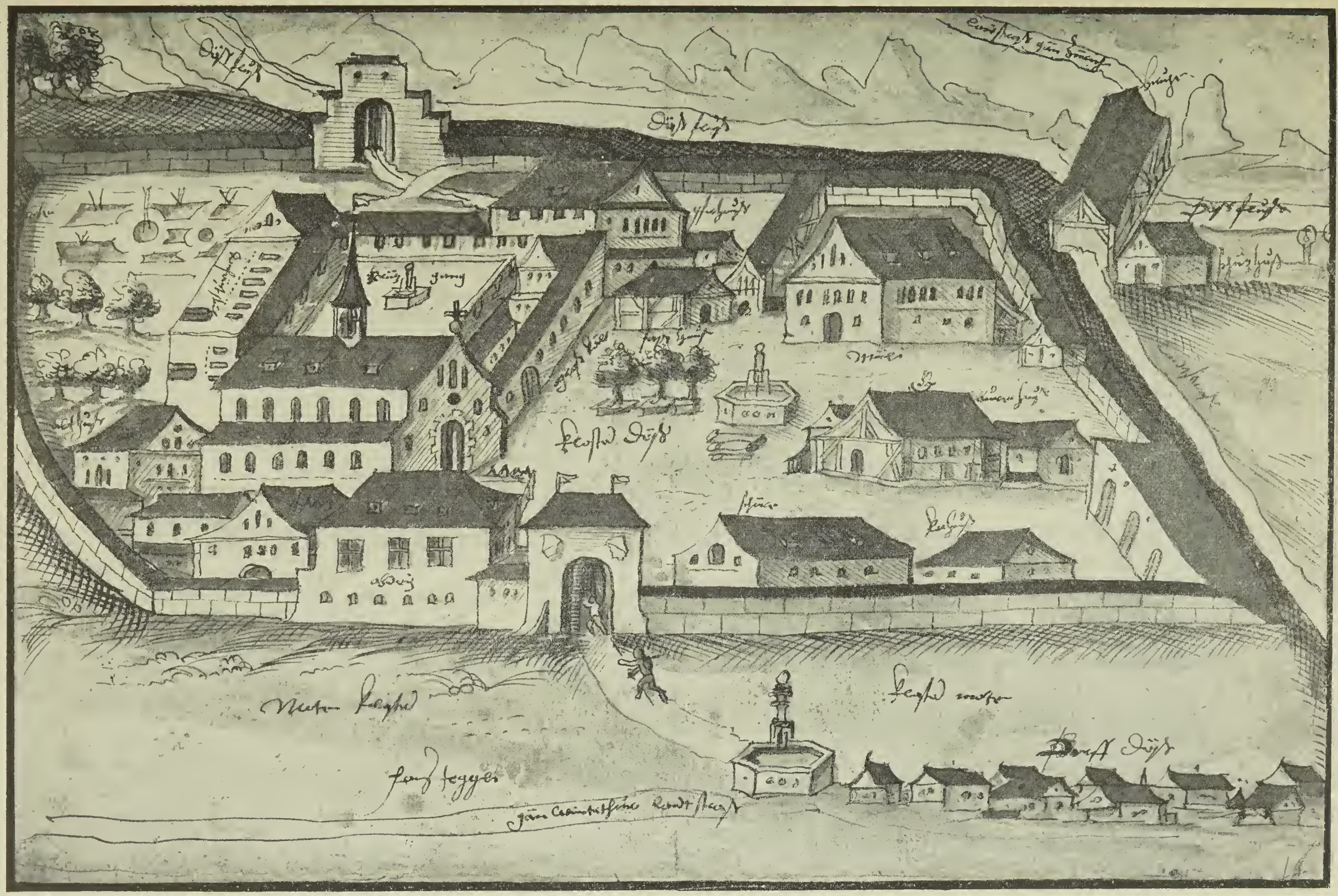


Fig. 4. Prospekt, gezeichnet von Hans Jeggli in Placidus Murers Chronik des Klosters Töss. Manuscript 105 Y der thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld.

Gütern, Einnahmen von Ablässen, Spenden von Gönnern und die Kirchensätze geliefert. Manche Besitzungen sind auch nur Zinsgüter gewesen. Als Guttäter dürfen vornehmlich die Grafen von Kiburg, einige Herzöge von Österreich und Glieder aus den Geschlechtern der Freiherren von Wart und Teufen, der Edlen von Wornhausen, Liebenberg und einige Bürgergeschlechter und Kleriker genannt werden, wie Rudolf und Heinrich Zinser von Winterthur und Heinrich Pfister, der Leutpriester von Veltheim.

Geistiges Leben zur Zeit der Blüte.

Das geistige Leben der Nonnen zu Töss zur Blütezeit des Klosters hat wohl von allen Partien der Klostergeschichte bis jetzt von Seiten der Forscher die gründlichste Behandlung erfahren. Auch der Verfasser hat diesen Abschnitt in einer Abhandlung berührt, vorwiegend mit Rücksicht auf die klösterliche Literatur.[1]) Hier sollen diese Betrachtungen erweitert werden, durch eine Parallele zwischen Töss und den Zürcher Dominikanerinnen im Kloster zu Ötenbach, wofür zwei annähernd gleichzeitige Quellen wegleitend sind.[2])

Das XIII. Jahrhundert, in welches die Entstehung des Stiftes fällt, ist eine Zeit zersetzender Bestrebungen gewesen, auf politischem und kirchlichem Gebiet und nicht zum mindesten in der heutigen Schweiz. Vom Reiche hatte sich die junge Eidgenossenschaft losgelöst, und als neues Element kräftig aufstrebend und selbstbewusst sich das Bürgertum zwischen Adel und Bauernstand eingefügt. Auf kirchlichem Boden kündigt sich eine neue Vertiefung an, die vielfach als Opposition gegen die herrschende Glaubensnorm erscheint. An äussern Mahnungen fehlte es nicht. Erdbeben, Teuerung und Hungersnot, Pest sind in den Annalen der folgenden Jahrzehnte verzeichnet. Vertiefte Religiosität und Zudrang zu den Klosterpforten waren die Folgen auf der einen, auf der andern Seite die rückhaltslose Hingabe an den ausgelassenen Lebensgenuss, und dann wieder Zerknirschung und Äusserungen der Busse, die sich bis zur rasenden Schwärmerei

[1]) Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur pro 1903, pag. 24—39.

[2]) Von dem mystischen Leben zu Töss weiss Laurentius Bosshart nichts mehr. Er und Hafner erwähnen nur kurz die grosse Frömmigkeit früherer Nonnen, dagegen benützte Murer (Helvetia sancta Luzern 1648) die Schriften der Elsbeth Stagel, und in Murers Chronik von Töss (Manuscript der thurgauischen Kantonalbibliothek 105 y), die teilweise eine Kompilation der Bosshartschen Aufzeichnungen ist, werden ebenfalls alle von Elsbeth Stagel aufgeführten Nonnen erwähnt. In neuerer Zeit hat Greith: *„Die deutsche Mystik im Predigerorden"* und derselbe in *„Heinrich Suso und seine Schule"*, das mystische Leben in Töss geschildert, während Prof. Ferdinand Vetter: *„Ein Mystikerpaar des XIV. Jahrhunderts,"* die Beziehungen zwischen Elsbeth Stagel und Heinrich Suso erläutert, und Ernst Schiller von Töss in seiner Inauguraldissertation: *Das mystische Leben der Ordensschwestern zu Töss bei Winterthur, 1903"* dieses neuerdings vom philosophischen Standpunkte aus behandelt. Diese Bernerdissertation stellt auch die baldige Herausgabe der „Vitæ" der St. Gallerhandschrift No. 603 in Aussicht. Mit den Schilderungen über Ötenbach, die wir hier vergleichsweise zu Rate ziehen, hat es dagegen folgende Bewandtnis. Sie sind unzweifelhaft in Zürich um das Jahr 1340 verfasst worden. Der Basler Predigermönch Johannes Meyer stellte sie in einem Band mit dem Leben der Nonnen zu Töss und zu St. Katharinental (Diessenhofen) zusammen, und dieses Buch wurde im St. Katharinenkloster zu Nürnberg leider nicht ganz vollständig abgeschrieben. So sind denn der „Wortschatz zürcherisch, die Vokalisation baslerisch und der Konsonantismus nach dem Nürnbergerdialekt gestaltet". Das Manuscript wurde 1889 von H. Zeller-Werdmüller und J. Bächtold im Zürcher Taschenbuch publiziert, und unsere Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

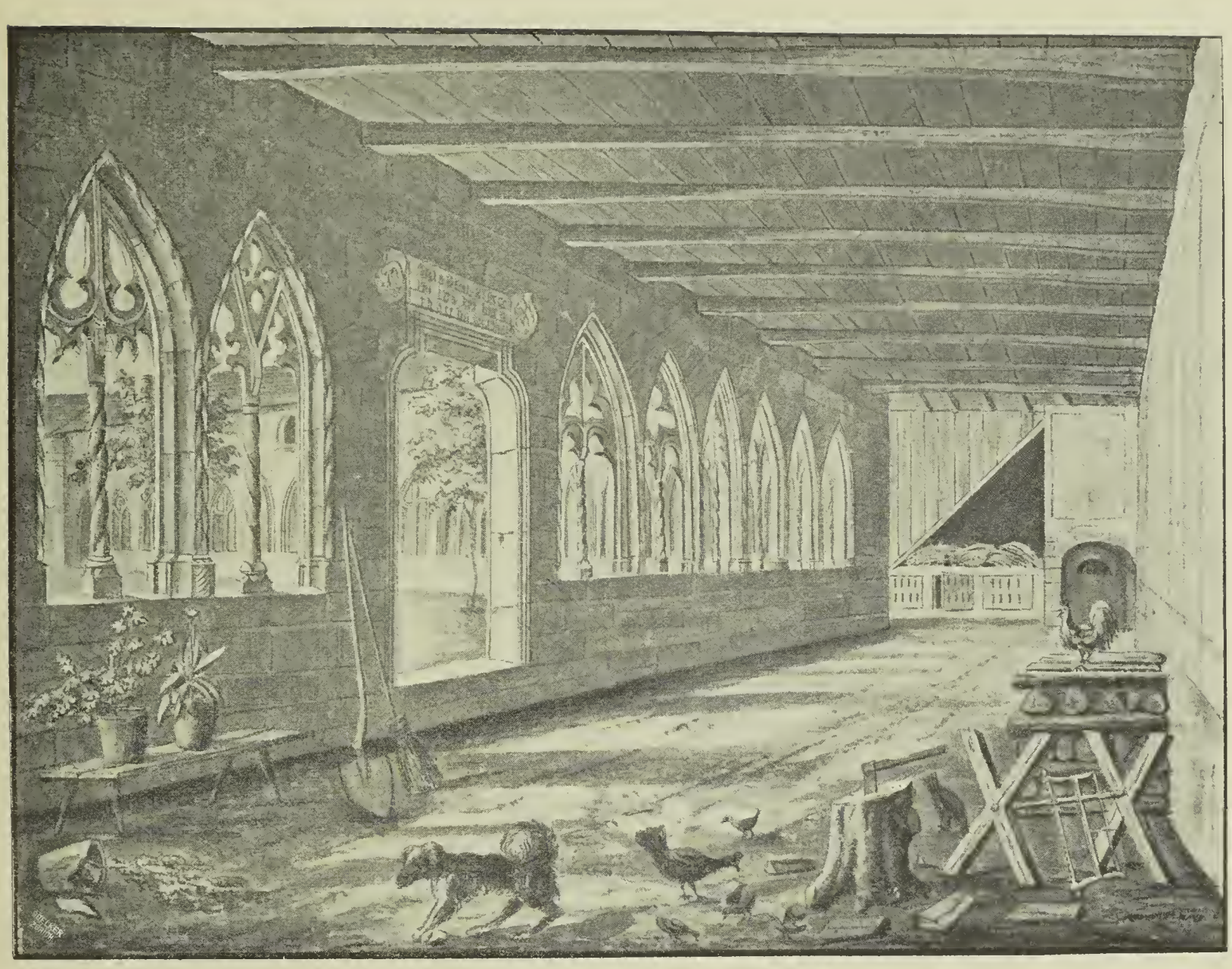


Fig. 5. Westflügel des Kreuzgangs. L. Schulthess.

verstiegen. Im Gegensatz zu diesen Extremen hat sich das Leben der Schwestern von Ötenbach und Töss in stiller Einkehr nach der Verbindung mit Gott bewegt, unter der Führung von Predigern, die den Mystizismus mit der ganzen Glut ihrer Seele vertraten.

Den Frauen von Töss hatte gräfliche Huld von Anfang an eine feste Heimat bereitet. Die Schwestern von Ötenbach sahen sich viermal innerhalb eines halben Jahrhunderts zur Umsiedlung gezwungen. Dieser langsamere mühevollere Entwicklungsgang, die interessantere Gründungsgeschichte kommt in der Nürnbergerhandschrift sehr lebendig zum Ausdruck, und bildet deren ersten Hauptteil, während Elsbeth Stagel über die Gründung von Töss nur sehr wenig sagen kann. Dass aber beiderorts die Zunahme der Zahl der Insassen nicht Schritt hielt mit dem Anwachsen des Reichtums, wissen wir aus Urkunden und aus den handschriftlichen Überlieferungen.[1]) Die Blütezeit beider Klöster ist aber nicht der Höhepunkt weltlicher Wohlfahrt, sondern eine frühere

[1]) Für Töss beweisen es uns die beiden Vergabungen der Kirchensätze von Dättlikon und Veltheim und Greith, Mystik pag. 386, für Ötenbach die Hs., pag. 227, 232, 235 etc. und wohl auch der Schutzbrief Karls IV. vom 10. Mai 1354, vide Archiv für Schweiz. Geschichte 1843.

Epoche, zu welcher die Einkünfte der Anstalt kaum den Bedürfnissen der hundert und mehr Nonnen genügen konnten, die damals in jedem der beiden Klöster weilten.[1]) Die Verpflegung war daher eine ärmliche, und Elsbeth Stagel, wie die Erzählerin aus Ötenbach berichten, dass die Nonnen damals oft Mangel an Speise und Trank litten.

In Bezug auf Eintritt und Lebensdauer ihrer Insassen stellen sich in beiden Klöstern die Verhältnisse gleich. Das Töchterlein Hugos von Werdenberg kam dreijährig ins Kloster Ötenbach, Elsbeth von Oye trat sechsjährig ein,[2]) während Willi von Konstanz 3, Margaretha Finkli 4, Elsbeth von Köllikon 6 und Elsbeth Bächlin 11 Jahre zählten, als sie in die Obhut von Töss gelangten. Daselbst sind Elsbeth von Köllikon 84, Margaretha Finkli 70 und Elsbeth Bächlin 62 Jahre geblieben,[3]) während Elsbeth von Beckenhofen, die 24jährig den Schleier in Ötenbach genommen hatte, 59 Jahre daselbst verlebte.[4])

Auch hinsichtlich der Bildung scheinen grosse Unterschiede zwischen den beiderseitigen Religiosinnen nicht bestanden zu haben. Mit Ita von Hohenfels waren in den Ötenbach drei Jungfrauen gekommen, von denen die eine schreiben, die andere malen, die dritte sticken konnte, so dass in der Ötenbacher Schreibstube, wo auch andere Nonnen schrieben, jährlich 10 Mark verdient werden konnten,[5]) während Elsbeth von Köllikon (oder Zellikon) in Töss aus ihrem Schreiberlohn das grosse Kruzifix im Kreuzgang zu bezahlen vermochte.[6]) Wieder heisst es von hier, dass Metzi von Klingenberg viel deutsche Texte, Willi von Konstanz viele Erbauungsbücher schrieb, und Anna von Klingnau, Beli von Winterthur, und die oben erwähnte Margaretha Finkli die lateinische Sprache beherrschten und lehrten.[7]) Eifrig überhaupt haben die Nonnen von Töss den gegenseitigen Unterricht und auch den gemeinsamen Gesang gepflegt. Keiner Lieder aus dem Ötenbach wird in der Nürnbergerhandschrift gedacht; in Töss ist viel gedichtet und mit poetischem Schwunge geschrieben worden.

„Du bist mîn vater und mîn muoter,
und mîn swester und mîn bruoder;
ach her, du bist mir alles, das ich wil,
und dîn muoter ist mîn gespil“

hat Adelheit von Lindau fast hundertjährig gedichtet und gesungen[8]) und Frau Metzi Sidwibrin ihr Flachsspinnen oft mit dem Liede begleitet:

„Wîses herze, flüch die minne,
die mit leide muoss zergan
und lâss dich in dem besten finden,
das mit fröuden mag bestân.
ob du falscher minn' bist: ir
tuo dich ab; gott leide s' dir!“[9])

[1]) 1281 hat Ötenbach 120 Nonnen und 1310 wird durch den Provinzialprior die Zahl auf 60 beschränkt. Töss hat 1358 meist mehr als 100 Nonnen.

[2]) Zürcher Taschenbuch pag. 234.

[3]) Greith, Suso pag. 142. Vetter schreibt „Zellikon“, Greith „Köllikon“.

[4]) Zürcher Taschenbuch pag. 260.

[5]) Zürcher Taschenbuch pag. 231.

[6]) Vetter, Mystikerpaar pag 15 und Greith, Suso pag. 144.

[7]) Greith, Suso pag. 143—144.

[8]) Vetter, Mystikerpaar pag. 16.

[9]) Vetter, Mystikerpaar pag. 16.

Das Stillschweigen (schwiglichy) preist eine andere:

Schweig gerne still, das ist dir gut
Und bringt dem Herz gar hohen Mut.
Zwing deinen Sinn zur Innigkeit,
Da schaust du Gott, das oberst Gut
In aller Süssigkeit.[1])

So wurde in Töss gesungen und Gott gepriesen. Zudem hatte Heinrich Suso seine Schülerinnen auch ein Gebet gelehrt, in welchem die süsslich empfindsame Mystik wohl einige der kecksten Blüten trieb, und das so begann: „O du allerschönste lichtreicheste ewige Weisheit, meine Seele hat heute Nacht nach dir verlanget, und nun an diesem Morgen früh bin ich in der Herzlichkeit meines Geistes zu dir mein Lieb erwacht, und bitte dich mein gnädiger Herr, dass deine begierliche Gegenwart . . die gnadelosen Winkel meines Herzens mit deiner sonderen Gnade reichlich durchgiesse und mein kaltes Herz in deiner göttlichen Minne inbrünstiglich entzünde.“ [2]) Dem gegenüber aber sei bemerkt, dass auch die Nürnbergerhandschrift, so schlicht sie im allgemeinen erzählt, gelegentlich Stellen von poetischem Schwung enthält, die an die Sprache Susos und Elsbeth's erinnern. Wie der Ordensvater Dominikus und andere Prediger gefeiert wurden, geht aus Elsbeth Stagels Einleitung zu den Vitæ hervor. Sie knüpft an die Worte: „Ihr sollt vollkommen sein wie euer himmlischer Vater vollkommen ist,“ eine Apotheose auf den Dominikanerorden, worin es heisst: „Dass er (Christus) aber das nicht allein in einer bloss v e r m ö g e n d e n Gewalt besitzt, sondern es auch o f f e n b a r gewirkt hat und noch allezeit wirket, das mag man offen schauen an dem brennenden Minnefeuer unseres allerheiligsten Vaters Dominikus, u. s. w. In diesem heiligen Orden hat die ewig lebendige Sonne, die da in seinem Herzen so kräftig brannte, so manigen edlen Wurzgarten gezweihet, in denen gestanden sind die edlen und hohen Bäume, die mit der Blüte der süssen himmlischen Lehre und mit iren vollkommenen hohen Werken der ganzen Christenheit einen kräftigen göttlichen Geschmack gaben, und noch allezeit geben, gleicherweise wie der fröhliche Mai alles Erdreich erneuert und fruchtbar macht.“ [3]) In der Vorrede zum Leben der Elsbeth von Oye dagegen heisst es: Flores apparuerunt, vineæ florentes odorem dederunt. Dise wörtlein stand geschrieben an der minne puch (Hohenlied Salomons) und sprechent ze teutsche also: die blumen sind erschinen, die plüenden weingarten hand irn schmack gegeben. Wann das menschlich gemüt seiget (sinkt) von natur in den schlaf der verdrossenheit, so bedarf es allezeit als ein sieche, dass man es wecke und ermünter zu dem ursprunge der ewikeit, da sein beginnen und sein lenden ist. . . . Dise ernewung hat auch got getun mit sant Dominicus und dem hohen lerer sant Thomas und andern lerern, die, als der morgensterne in der vinster diser welt hand geleuchtet und mit ir süssen lere hand manig versunken herze von dem tod erwecket und in dem geist erneweret.[4])

Drei Dinge: Arbeit, Disziplin- oder Tugendübungen standen in beiden Klöstern voran. Beim Bau des Klosters am Zürichhorn erzählt die Nürnbergerhandschrift: Do hetten si nit. den knechten ze lonen, die inen stein trugent. Das erparmet einen erberen man, der was bei inen

[1]) G r e i t h, Suso pag. 146.
[2]) V e t t e r. Mystikerpaar pag. 44.
[3]) G r e i t h, Suso pag. 139.
[4]) Zürcher Taschenbuch pag. 274—275.

gesessen, und hiess der Nusspaum. Der watt (spannte) si fur einen karen, als man rinder wattet, also zugent si (121 b) stein und andere ding zu, des si denn bedorften. Also machten si kor und reventer (Refektorium) und dormiter (Schlafsaal) und kapitelhaus und andere ding, des si bedorften in guter mass.“ [1]) Und aus Töss berichtet Elsbeth Stagel, dass die Prinzessin Elsbeth von Ungarn wie alle Schwestern gearbeitet und sich nicht gescheut habe, mangels anderer Kleidung in einem „gebüetzten und ganz gepletzten Rock“ einherzugehen.[2])

Kasteiungen bis zum Wahnsinn grenzend, werden hier und dort geübt. Ita von Hohenfels wollte in Ötenbach den Schleier nehmen; die Ihrigen suchten sie davon abzuhalten: Daz half an ir alles nit, wann sie het sölichen ernst, dass sie ein messer zu ihr nam und wolt ihr selber die nasen han abgeschnitten, darumb, dass si der welt widerzem (widerwärtig) würde.[3]) . . Si nam sich sunderlicher strankheit (sie befliss sich sonderlicher strenge) an mit vil wachen und vil mer ze nacht was si peten (betete sie) und venien (und lag auf den Knieen) und disciplin nemen, und des begnügt si nit; dann das si mit messern in sich selber schneid (schnitt) rechet unz in das gepein, dass ir daz fleisch von dem leib hanget und das plut also fast von ir flos, dass man sie spürt, wohin si gieng.[4]) Und aus Töss wird berichtet: „Sy nument och als fil starker disciplin um die gesatzten zit, das etwenn nach der metty licht ir zwelff sament nament disciplin, und schluogent denn als gar fast, das ain grusseliche (?) vor dem capitelhuss was. Etlich schluogent sich mit yssenen ketinen, etliche mit einer gaislen, etliche mit rekoltern“.[5]) Um ein Gottesurteil herauszufordern trug Ita Sulzer feurige Kohlen in der Hand und im Skapulier,[6]) und Margret Willin trug ein härenes Kleid, umgürtete sich mit eiserner Kette und schlief auf einer mit Steinen gefüllten Hurde.[7])

Aus solchen Übungen gingen die Verzückungen und Visionen hervor: die schon genannte Ita von Hohenfels wähnt sich in die Hölle versetzt und sieht die Qualen der Hölle. „Und was der pösen veind als vil, dass si umb si furent russen (summen), als (wie) fliegen und warent als greülich, dass es niemant mit leiplichen worten gesagen könde, noch möchte, und mochten ir doch nie kein leid getun.“ Sie selbst erduldete einen Augenblick höllische Pein, spürte darauf die himmlische Herrlichkeit, um dann die alles belebende Kraft Gottes zu schauen. Dann wurde sie abermals von hinnen geführt und sah den Leib vor ihr liegen, und als sie fühlte, dass der Geist wieder zu dem Leib geführt werde, „do schrai si in ir selber: waffen (Weh) und wê![8])“ Ein andermal bedrohte sie der Böse in Gestalt eines Wolfes mit gähnendem Rachen.[9])

---

[2]) Zürcher Taschenbuch pag. 226.

[3]) Greith, Suso pag. 403 und Oechsli, Quellenbuch Bd. II, pag. 254.

[3]) Zürcher Taschenbuch pag. 238.

[4]) Zürcher Taschenbuch pag. 239—40.

[5]) Schiller, Das mystische Leben etc. pag 35 und 36.

[6]) Sulzer, Bilder aus Töss pag. 32.

[7]) Schiller, Das mystische Leben etc. pag. 36.

[8]) Zürcher Taschenbuch pag. 240—241. Die ganze Vision erinnert stark an Dantes fast gleichzeitig verfasste „Göttliche Komödie“, während der Ausruf „Waffen“ an Suso erinnert, dessen Predigten er eigentümlich war.

[9]) Zürcher Taschenbuch pag. 246.

Auch in Töss ging er um. Als Trommler und Pfeifer erschien er der „minnewunden“ Mechtild von Stanz[1]) und der Ita von Tengen als ein fürchterlicher Geselle, der sie in die Fluten der Töss zu werfen drohte.[2])

Daneben werden von ihm auch harmlose Stücke erzählt: Wenn Ita von Hohenfels ihr Kopftuch nicht finden konnte, so trug der Böse Schuld daran.[3]) Der Ida Sulzer zu Töss nahm er oft „ir pater noster und zerbrach es alles, und warff ir die ringly under ihr bett, uns liess ain ringly nienen by den andren, und so zwang sy in denn, das er sy alle zesammen muost lessen, und ir sy in ir fenster legen.[4]) Elsbeth von Beggenhofen im Ötenbach hatte einmal folgende Vision: Si ward ze einer zeit gepeiniget pitterlichen und ward gezogen durch einen starken estrich und durch eine dicke tilen (Diele) und ward gefüret in den keler an die stat, do man den wein ein lat und ward do getrottet (gekeltert), als man den wein trottet. Und do sprach ein stimm: das hab do von, wann du dick lüstlichen (oft lüstern) getrunken hast!“[5])

Bei den Visionen einiger Nonnen sah man in Töss Lichter vom Himmel hernieder schweben[6]) und im Ötenbach wurde einer Nonne ihr Tod vorausgesagt.[7]) Krankheiten, die sich die Nonnen durch ihre Kasteiungen zugezogen hatten, wurden als Beweis der göttlichen Gnade betrachtet und rasche Heilungen hinwiederum als Wunder Gottes und der Heiligen gepriesen.[8]) Überhaupt wurde das Seelenleben dieser Frauen sehr oft durch Krankheitszustände spezifisch weiblicher Natur stark beeinflusst und durch Wechselwirkung dieser Zustand selbst wieder verschlimmert. So genügte denn oft ein Nachlassen der physischen Erregung zum Verschwinden der Visionen, wie auch eine psychische Beruhigung, meinetwegen eine Suggestion, die Heilung der körperlichen Krankheit herbeiführen konnte.[9])

Im Ötenbach hat Meister Eckhart die Elsbeth von Beckenhofen beruhigt,[10]) in Töss der Provinzialprior Bruder Wolfram die Mechild von Stanz geheilt,[11]) und Heinrich Suso die Elsbeth Stagel aus der Trübsal des Zweifels zur Klarheit des Glaubens geführt. In Susos Abwesenheit schrieb sie seine Gespräche nieder. Diese Aufzeichnungen wurden in einem Schächtelchen verwahrt und so ist durch sie die Biographie des liebetrauten Predigers entstanden. Susos Lehren hielt sie aber auch in ihrem Innern fest, während sie Eckhard nicht zu erfassen vermochte.[12]) Dass Suso nach Ötenbach, Eckhart nach Töss gekommen ist, kann als wahrscheinlich angenommen werden, trotzdem keine der beiden Handschriften dies meldet. Dass Bruder Wolfram an beiden Orten war, ist ge-

---

[1]) Vetter, Mystikerpaar pag. 13 und 17.
[2]) Vetter, Mystikerpaar pag. 13.
[3]) Zürcher Taschenbuch pag. 247.
[4]) Schiller, Das mystische Leben etc. pag. 70.
[5]) Zürcher Taschenbuch pag. 268.
[6]) Vetter, Mystikerpaar pag. 17.
[7]) Zürcher Taschenbuch pag. 246—47.
[8]) Zürcher Taschenbuch pag. 271.
[9]) Vgl. Schiller, Das mystische Leben etc. pag. 41 und 42.
[10]) Zürcher Taschenbuch pag. 263.
[11]) Schiller, Das mystische Leben etc. pag. 41. Diese wurde nach ihrem Ableben in Veltheim und Bülach noch als Heilige verehrt und vielfach zu ihr gebetet. Greith, Mystik pag. 456.
[12]) Vetter, Mystikerpaar pag. 25. Greith, Suso pag. 456.

wiss, und dass Eckhart in Diessenhofen und Ötenbach gewesen, ist ebenfalls bewiesen,[1]) wäre er nun nicht auch in Töss gewesen, so müssten wir annehmen, Elsbeth Stagel hätte seine Ideen durch Vermittlung anderer kennen gelernt.

Die Theorien der Mystik in Töss und Ötenbach sind auf den irdischen und himmlischen Verkehr zwischen Mensch und Gott, Seele und göttlichem Geist gebaut, während Meister Eckharts Spekulationen Gott selbst zum Gegenstande hatten. So weit verstieg sich der Geist unserer Nonnen nicht. Auf die „praktische Mystik" beschränkte sich ihr Gebiet, auf welchem eben auch die Frau sich zu beteiligen vermochte.

Äussere Verhältnisse.

Die äussern Verhältnisse von Töss waren vor allem bedingt durch die politische Lage, in der sich die Grafschaft Kiburg befand, und so lange das Stift die Gunst dieser Grafen und deren Erben besass, hatte es nicht nötig, anderseitigen Rechtsschutz zu suchen. So gibt es denn für Töss bis zum 15. Jahrhundert keinen königlichen Schirmbrief, keine kaiserliche Bestätigung seiner Rechte, während Ötenbach schon aus der Zeit zwischen 1251 und 1355 mehrere aufzuweisen hatte.[2]) Hinwiederum freilich hatte Töss auch nicht mit dem Groll einer mächtigen Bürgerschaft gegen die „tote Hand" zu rechnen, der im zürcherischen Richtebriefe zum Ausdruck gelangte.[3]) Zur Zeit des Interdiktes über Friedrich II. und dessen Anhänger hielten die Kiburger zum Papst, so dass die aus Zürich vertriebenen Mönche auf Heiligenberg und in Töss eine gastfreundliche Aufnahme fanden. Hier sollen einige dieser Exulanten sogar bestattet worden sein.[4])

Eifriger haben sich die Nonnen um päpstliche Anerkennungen, Absolutionen und Willfahrungen bemüht. Der Verleihung der Kirchensätze von Dättlikon und Veltheim wurde oben gedacht. 1374 gab Gregor XI. den Religiosen einen Freibrief für kirchliche Abgaben[5]) und Martin V. bestätigte ihnen ein halbes Jahrhundert später (1426) die empfangenen Privilegien und Exemptionen.[6]) Bedeutender war aber der Freibrief Eugens IV., der das Stift nicht nur von kirchlichen Steuern und Abgaben, sondern auch der Aufsicht durch die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, insbesondere des Bischofs von Konstanz enthob, und ihm den Genuss aller Freiheiten sicherte, welche der Orden besass, und die ihm zukünftig erteilt werden sollten. Diese am 14. Oktober 1437 ausgestellte Bulle[7]) stellte für Töss den höchsten Grad seiner kirchlichen Selbständigkeit fest, vielleicht aber hat sich daran auch schon der Beginn seines Verfalls geknüpft. Eine Konsequenz dieser neu erlangten Freiheiten mag es sein, dass Papst Paul II., in einem an und für sich unbedeutenden

---

[1]) Vetter, Mystikerpaar pag. 22. Zürcher Taschenbuch pag. 263.

[2]) Vgl. Gerold Meyer von Knonau. Die den Städten Zürich und Winterthur, den Klöstern im Kanton Zürich und einigen Edlen von Karolingern und Römischen Königen und Kaisern von 842—1400 erteilten Urkunden. Archiv für Schweizergergeschichte 1843.

[3]) Oechsli, Quellenbuch II pag. 241, Absatz 11, 12 und 13.

[4]) L. B. pag. 15.

[5]) St. A. Akten Töss No. 359.

[6]) St. A. Akten Töss No. 446.

[7]) St. A. Akten Töss No. 472.

Zinsenstreit in Oberneunforn einen Gelehrten der Diözese Konstanz zum Schiedsrichter ernannte (1472).[1]) Als päpstlicher Legat für Deutschland bestätigte Bartholomäus, Bischof von Città di Castello an Stelle Sixtus IV. die weltlichen und geistlichen Privilegien von Töss. und garantierte dem Stifte auch den Besitz seiner drei Pfarrkirchen (1483),[2]) Das nämliche tat Papst Julius II., als er nach dem siegreichen Pavierzug die Eidgenossen mit grossen Ruhmesworten und Geschenken überhäufte (1512).[3])

Nächst dem kam dem Kloster die grosse Sympathie weltlicher Kreise zugut. Dem Adel gehörten manche der 37 Nonnen an, deren Leben Elsbeth Stagel geschildert hat. Sie selber und andere Frauen waren bürgerlichen Geschlechtern in Zürich, Konstanz, Schaffhausen und Winterthur entsprossen. Die vornehmste Nonne in Töss ist Prinzessin Elsbeth von Ungarn gewesen, die Tochter König Andreas III. und seiner Gemahlin Fenna aus polnischem Herzogsgeschlecht. Sie muss zwischen 1292 und 1294 geboren sein, da sie als erstes Kind aus jener Ehe stammte, und Fenna 1295 an der Geburt einer zweiten Tochter gestorben ist. Wenige Monate später hat sich Andreas mit Agnes, der Tochter Herzog Albrechts vermählt, dann ist auch er im Jahre 1301 gestorben, worauf sich Agnes, nachdem der ungarische Adel mit Übergehung Elisabeths einen andern Prinzen zum Könige gewählt hatte, mit ihrer Stieftochter nach Wien begab. König Albrechts tragisches Ende ist die Veranlassung von Elisabeths Eintritt ins Kloster geworden. Als blühende Tochter kam sie 1309 nach Töss, fünf Monate später erhielt sie den Schleier, und so streng sie auch von ihrer Hofmeisterin einer Freiin von Bussnang gehalten wurde, [Elsbeth Stagel behauptet, „sie sei der Martyrer Genosse, durch die Leiden, die man ihr antat,“ [4])] es war vergebens, dass Herzog Heinrich sie stürmisch aus dem Kloster begehrte. Mit christlicher Demut, als ein Vorbild klösterlicher Tugend, hielt sie Stand, auch nachdem sie noch einmal mit fürstlichen Ehren gefeiert worden war. Dies war in Zürich geschehen, wo die infolge des dürftigen Daseins Erkrankte auf der Durchreise nach Baden sich aufgehalten hatte. Sie starb am 6. Mai 1337. Zu ihrem Begräbnis eilte auch Agnes, ihre Stiefmutter, aus Königsfelden herbei. Erst 30 Wochen nach ihrem Begräbnis soll die fürstliche Leiche in einem Steinsarg beigesetzt worden sein.[5])

Elisabeths Andenken lebte noch lange fort. Töss nahm das ungarische Wappen auf, und Österreich hat Jahrzeiten an ihrer Grabstätte gestiftet. Am 5. Mai 1351 verpflichtete sich das Kloster, aus dem Ertrag der Güter Marchrein bei Embrach und Wenzikon bei Elgg jährlich 43 Mütt Kernen zu opfern und Jahrzeitfeiern für einige österreichische Herzöge samt deren Familien zu begehen.[6]) Sieben Jahre später erfolgte die Vergabung des Kirchensatzes von Veltheim, wozu als besondere Vergünstigung die Schenkung der Einkünfte kam, welche Kiburg von der Kirche daselbst zu fordern

---

[1]) St. A. Akten Töss No. 572.

[2]) St. A. Akten Töss No. 621.

[3]) St. A. Akten Töss No. 725.

[4]) Greith, Suso pag. 402.

[5]) Wir folgen hier Greith, Suso pag. 399—409.

[6]) St. A. Akten Töss No. 265. Marchrein, heute noch Ober- und Unter-Marchten an der Strasse von Lufingen nach Kloten. Ein Hof zu Ober-Marchrein wurde schon 1403 von Töss an Hans Sigrist von Winterthur um 198 Gulden verkauft. St. A. Akten Töss. Der Hof Wenzikon war von der Äbtissin Engelburg von Magdenau 1277 erworben worden. Z. U. B. V No. 1670.

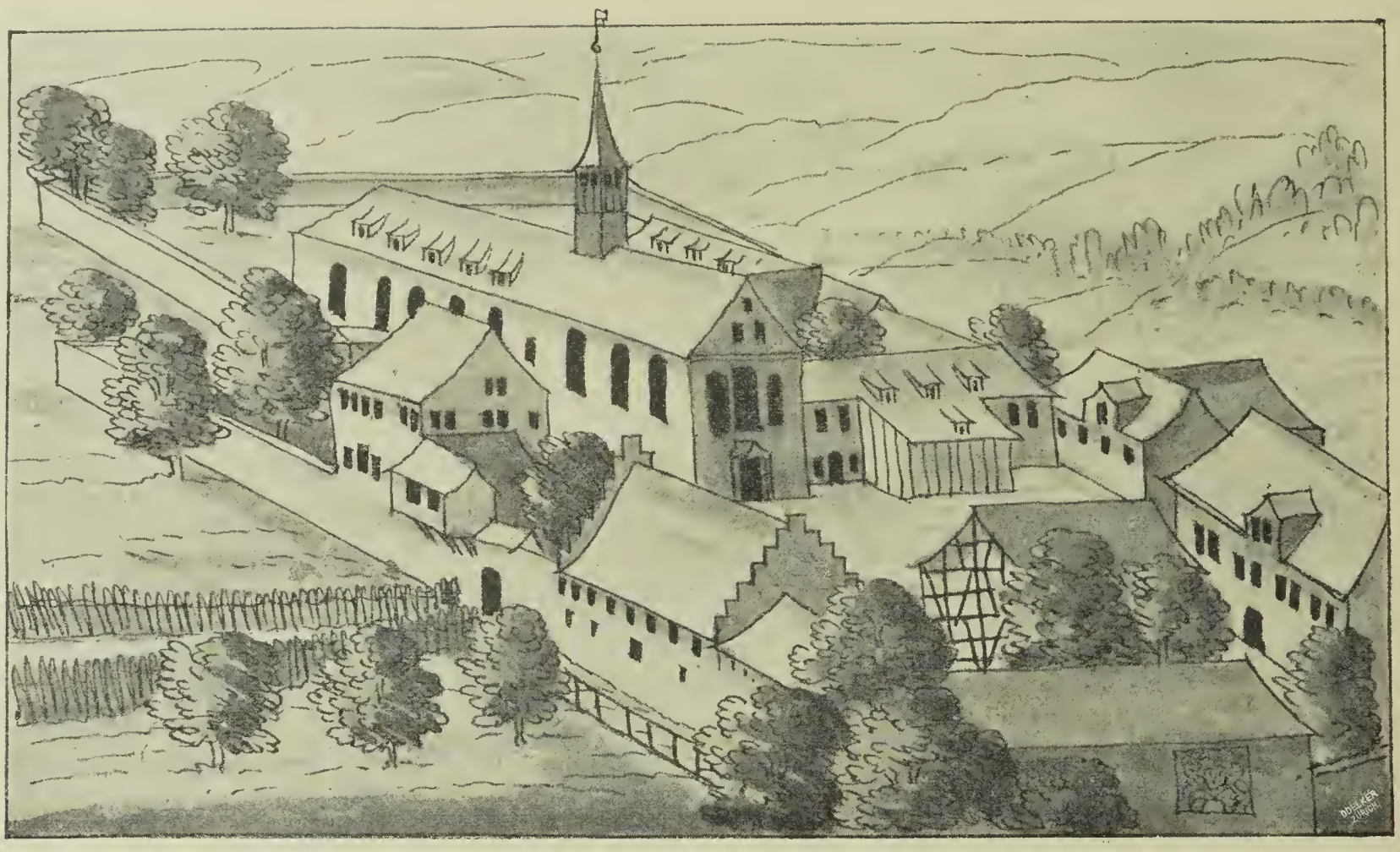


Fig. 6. Kloster Töss aus Manuscript E 59 pag. 113 der Stadtbibliothek Zürich.

hatte. Zu dieser 1360 allen Landvögten im Thurgau und den Vögten auf Kiburg selbst zur Kenntnis gebrachten Schenkung hatte Agnes ihren Vetter Rudolf bewogen. [1])

Die fernern Beziehungen zu dem Hause Österreich sind mit dem Geschicke der Grafschaft Kiburg verknüpft, so dass das Kloster in dem Masse als Habsburgs Macht, in den schweizerischen Landen sank, sich stets zu neuen Bewerbungen um Bestätigung seiner Rechte und Freiheiten veranlasst sah. So 1370, nachdem Kiburg ein Jahr zuvor zum erstenmale verpfändet worden war. Damals hat sich das Stift unter den besondern Schutz Herzog Leopolds und seines Bruders Albrecht gestellt, von denen es sechs Jahre später auf Bitten des Winterthurer Schultheissen Konrad von Sal, und mit Rücksicht auf das Seelenheil der beiden Herzöge, die Bewilligung zum Ankaufe österreichischer Lehengüter, deren Wert zehn Mark nicht überstieg, erhielt. [2]) Als sodann 1377 die Grafschaft pfandweise an Johann von Bonstetten kam, enthob dieser 1379 die zu Töss gehörigen Leute des Bannes Neunforn der Gerichtsbarkeit des Ritters Hans Schultheiss von Schaffhausen, insofern sie nicht in Neunforn selbst einen Frevel begingen. [3]) 1402 fand der Übergang an das gräfliche Haus Toggenburg statt, und auf der Kiburg hauste jetzt Wilhelm von Montfort als Gemahl der Kunigunde von Toggenburg. Auch sie waren dem Kloster günstig gesinnt, und stifteten

---

[1]) St. A. Akten Töss No. 298.

[2]) St. A. Akten Töss No. 345 und 261.

[3]) St. A. Akten Töss No. 464.

1407 Jahrzeiten für Frau Kunigunde und ihre verstorbene Schwester Menta.[1]) Da Graf Wilhelm aber kein Freund Zürichs und der Eidgenossen war, nahmen ihn achtzig Zürcher auf einer Saujagd im Eschenberg gefangen, und behielten ihn ein halbes Jahr in Haft.[2]) Kurze Zeit darauf fühlte sich das Stift veranlasst, gegen die Wegführung von Einem der Seinigen durch Wilhelm von Montfort zu protestieren,[3]) trotzdem ihm im gleichen Jahr 1412 durch Herzog Friedrich die Bestätigung der Rechte und Freiheiten, die es von dessen Vorfahren erhalten hatte, zuteil geworden.[4]) Dieser Schutzbrief war der letzte, den das Stift von Österreich erhielt. Am 1. Juni 1424 ritt Johannes Schwend von Zürich als Vogt auf Kiburg auf, und 1430 suchte Töss um kaiserliche Bekräftigung seiner Stellung nach, die ihm durch König Sigismund unterm 14. Dezember bereitwillig gewährt wurde. Dieser garantierte ihm seine Besitztümer, Gewohnheiten, und alle dem Stifte von den Grafen von Kiburg und deren Erben gewährleisteten Rechte und Befugnisse, und bestimmte namentlich, dass keine Stadt Leibeigene des Klosters als Bürger annehmen dürfe.[5]) Auch im alten Zürichkrieg, als Kiburg 1442 wieder für zehn Jahre an Österreich gekommen war, ist der Verkehr mit den frühern Guttätern unterblieben, die politische Lage beschäftigte das Fürstenhaus zu sehr. Mit dem endgültigen Übergang der Grafschaft an Zürich mochte sich Töss um so eher befriedigen, als der Verkehr mit den Predigern daselbst gewisse Beziehungen längst schon vorbereitet, und die neue Herrschaft sich überdies nur wenig in die Angelegenheiten des Klosters zu mischen hatte.

Was das Stift während des Plappartkrieges (1458) und der Belagerung Winterthurs durch die Eidgenossen (1460) erfuhr, ist unbekannt. Es verlautet nur, dass vom Gallustage (16. Okt.) 1458 bis zur Pfaffenfastnacht des folgenden Jahres der Wochenmarkt in Töss abgehalten wurde, weil die Winterthurer in Hinblick auf die kurz zuvor stattgehabte Besetzung Rapperswils durch die Eidgenossen den Leuten der Grafschaft Kiburg ihre Tore verschlossen.[6]) Die Mühlen, die Töss in Winterthur besass, waren teilweise im Bereiche der zürcherischen Geschütze gelegen, sie mochten deshalb von Freund und Gegner respektiert worden sein, so dass in dieser Hinsicht dem Kloster kein Schaden erwuchs.

Sigismunds Schutzbrief von 1430 scheint seine Spitze direkt gegen die Winterthurer gerichtet zu haben, die mit Töss um diese Zeit nicht eben zum Besten standen. In und ausserhalb der Stadt, mit der das Kloster verburgrechtet war, gehörten ihm mehrere Häuser und Mühlen mit Wasserrechten zu. Bei der Werdmühle führte ein Fussweg nach dem Heiligenberg, und der Rat der Stadt veranlasste 1398 das Kloster, respektive dessen Lehenmann, den Weg zu verbreitern, und das Eulachwuhr so breit anzulegen, dass man Vieh tränken und hinüberreiten könne.[7]) Nach der für

---

[1]) St. A. Akten Töss No. 405. L. B. berichtet pag. 6 von einer Grabplatte mit der Inschrift: Anno Domini 1282 pridie calendis starb frow Clementa ein gräfin von toggenburg. Töss muss also früher schon Beziehungen zu Toggenburg gepflegt haben.

[2]) Stauber, Schloss Kiburg pag. 18.

[3]) St. A. Akten Töss No. 416.

[4]) St. A. Akten Töss. Urkunde vom 27. Mai, 1412.

[5]) St. A. Akten Töss No. 458. Die in Überlingen abgefasste Urkunde besitzt kein Siegel, dennoch darf sie als echt genommen werden, da Töss noch einmal die Hülte Sigismunds in Anspruch nimmt, und er Entscheide fällt. welche dem Inhalt der Urkunde vollständig entsprechen.

[5]) Troll, Geschichte der Stadt Winterthur I pag. 27.

[6]) St. A. Akten Töss No. 388.

die Winterthurer verhängnisvollen Schlacht am Stoss (1405) wurde eine neue Harnischanleite vereinbart. Zwei Harnasche stehen für das Kloster verzeichnet, je einer für den Lehenmüller auf der Steig und am Werd, woraus erhellt, dass es ebenfalls zu städtischen Kriegsleistungen verpflichtet war.[1]) Nachdem es sodann (vor 1428) auch die Obermühle als Aussteuergut der Anna Müller bekommen hatte,[2]) war es in den Besitz des grössern Teils der Wasserrechte an der Eulach gelangt, nicht ohne Beeinträchtigung freilich, indem mehrere Bürger[3]) zum Schaden der Klostermühlen Sägen, Schleifen und „Bläuen“ an dem Flüsschen erbauten. Töss wurde klagbar, infolgedessen König Sigismund sechs Tage nach der Ausstellung des oben erwähnten Schutzbriefes dem Rate befahl, binnen zwei Monaten diese neuen Werke zu beseitigen und das Kloster überhaupt gegen jede Beeinträchtigung zu schützen.[4]) Indessen — ob es an Macht oder an Willen fehlte — liess die Behörde zwei Jahre über dieser Mahnung verstreichen, und die Eulachfrage blieb auch dann noch unerledigt, nachdem durch Schiedsgericht vom 24. Januar 1433 ein Vergleich zustande gekommen war.[5]) Er bestimmte nur, dass der Rat sie prüfen und eventuelle Anordnungen treffen sollte, im Übrigen habe es beim Herkommen zu verbleiben. Winterthur soll die Seinigen anhalten, die Waldungen des Klosters nicht zu verwüsten, aber Töss sie nicht hindern, auf nuschädliche Weise Brennholz zu nehmen. Zimmerholz darf dagegen jeder Teil aus dem Gebiete des andern nur nach Übereinkunft nehmen. Klagen des Klosters oder einzelner Nonnen gegen Winterthur dürfen, wenn geistlicher Natur, von einem geistlichen Gericht erledigt werden, sind sie dagegen weltlicher Art, so entscheidet der Schultheiss, und in Appellationsfällen der Rat. Klagen von Winterhur gegen Töss gehören vor das Stadtgericht. Endlich sollen die Stadt Winterthur und das mit ihr verburgrechtete Kloster einander als gute Freunde behandeln. Von diesem Zeitpunkte an scheinen sich die Verhältnisse gebessert zu haben, bis 1466 Heinrich Stapfer, der Vogt auf Kiburg, den Besitzern an der Eulach „die Verkümmerung dieses Wassers“ abermals verbieten musste, diesmal auf die gemeinsame Klage der Stadt Winterthur und des Gotteshauses Töss hin.[6]) 1476 hatte ein Hans Sirnacher die Werdmühle um 300 ℔ Haller gekauft;[7]) 11 Jahre später erwarb das Kloster von Frau Anna, der Witwe eines Heinrich Sirnacher, ein Vorder- und Hinterhaus an der Kirchgasse um den gleichen Preis. Ein bemerkenswertes Abkommen fand einige Wochen später statt. Gegen Entrichtung einer jährlichen Steuer von 6 Pfund wurde das Kloster von jeder Kriegssteuer befreit, und ihm zollfreie Ein- und Ausfuhr verschrieben. Dagegen wurden dem „Huswirt“, den Töss in sein Stadthaus zu setzen sich vorbehielt, die gleichen Pflichten wie den Bürgern auferlegt, und hatte das Kloster, wenn es in diesem Hause Wein vom Zapfen schenken wollte, das Umgelt zu entrichten.[8]) 1486 gab es Streit mit Heinrich von Rümlang zu Wülflingen. Er hatte daselbst einen Weiher angelegt, wodurch des Klosters Güter überschwemmt und geschädigt wurden.

[1]) Hauser, Winterthur zur Zeit der Appenzellerkriege, Beilage 2, pag. 112, 117 und 118.

[2]) St. A. Akten Töss No. 450.

[3]) Es waren: Hans Bůlant, Hans Obermüller Gösseler, Walter Pryen und Hans Müller in der obern Mühle. St. A. Akten Töss 458.

[4]) St. A. Akten Töss No. 458.

[5]) St. A. Akten Töss und A. in W., Urkunden vom 20. Christmonat 1430 und 24. Jannar 1433.

[6]) A. in W. Urkunde vom 10. Brachmonat 1466.

[7]) St. A. Akten Töss No. 592.

[8]) St. A. Akten Töss No. 592, 639 und 641 und A. in W., Urkunde und Kopie vom 28. Januar 1488.

Bürgermeister und Rat von Zürich verfügten infolgedessen, dass Der von Rümlang den Weiher auszubessern und Töss mit 50 Pfund zu entschädigen habe. Bald darauf setzte es neue Händel mit dem Sohne Heinrichs, dem Junker Hans Konrad ab. Der Entwurf zu einer Klageschrift, in der sich die Nonnen über Winterthur beschwerten, ist noch vorhanden.[1]) Er lautet:

Ist der span zwüschēt dem gotzhus || töss vnd der statt wintertur anno || domini m IIII iar.

Item so sind die frowe vō töss mit || jrem gotzhus burger zu wintertur || darumb hand sy brieff vnd sigel vō der || statt wintertur.

Item so ist dies nach geschriebne der frowē || von töss anklag über die vō winttur.

Item alss die frowe vō tös spenn vnd einen || schweren handel gehebt mit || Hansē Cůnrat vō růmlang vō unsern || herren (zu) zürich so hand diese frowe erbette || jre freund Hansen Hettlinger vō wintertur || der het zwo elich tochterē jm gotzh(us) töss || vnd Hansē gisler der het ein ehlich schwöster och jm gotzhus die sind || all dry gewilot Closterfrowē jm || gotzh(us) dass sy bed alss freund by jren || bottē zürich vo(r) rät stündint vnd jnē || (Neue Seite) alda hilfflich vnd rätlich werind || wan sy doch jr lib vnd gut jm gotzh(us) || hettind. Do hand die von wintertur || schultheiss vnd rat jren stattschriber || landenberg[2]) gen zürich geschikt. Der het sy bed ab gemanent by jren || eiden so sy dem schulthess vnd rat || geton hand dass sy den frowē vō || töss nach jrem bätten weder hilfflich || noch rätlich sjn sölten vnd soltē || der sach gantz müssig gon dass || beschah lut jr inamig.

Item nütz dester minder sind die von || wintertur vor vnd nachan etliche || ander wider die frowē und dass gotzhuss gestanden. (Neue Seite.)

Item der wisen vnd eignen gütern halb || so dass gotzhuss zu winterthur uff || den Nůwen wisen hat vnd der || frowē zinsent vnd haňtlechē sind || bekeňent die vō winttur für erb || lechen dass wider der Rechte vnd || alt herkomē ist vnd sind damit || grösslich beschwert.

Item der muline halb die der frowen vō || töss sind vnd an der ölach ligēt hand || die vō winttur den frowe holtz vss || dem wald verseit zum wur dass ist || wider den alten bruch vnd wider || die v(er)träg lut der brieffe.

Item. der limperg vnd das gůt akrat || git dem gotzhus töss zechen die an die || kilche geň velthan, vnd ein aker lit || och daselbst gibt dem gotzh(us) alle iar || VIII Mütt dass hand die vō wintertur || (Neue Seite) zu einer weid gemachet vnd || müsset die frowe zinss vnd zechenden mangeln vnd möchtint dan || durch zu langen zyten zinss vnd || zechenden verlieren.

Item die güter so die frowē selb buwēt || die sond keinē Zechen gen lut jr pullen.

Item das gotzh(us) het nie keinē zol gen || lenger denn nieman verdenken mag.[3])

Item. dass burgerrecht hand die vō wintertur || den frowe abkünt on vrsach vnd || wider jr eige brieff vnd sigel.

Item sy hand den frowē jren ziegler || abgestelt by verlierung sins burgerrechtz.

Item die frowe hand die (weid(?) in wisen || vnd wald genutzet die hand sy jnē genommē on erlütrung der ursach.

Item von des . . ? weg vnd der steig halb hand || die vō winterttur die leistung nit wellē || abstelle biss die frowē gen zürich möchte || geschriben vmb ein lutring jrer bekantnuss.

Item die vō wintertur hand die vō pfeffikon ab || gestellt, dass sy den frowē vō töss nit me visch || bringēt wie sy von alterher ton hand. das ist || wider der alten bruch.

Item die von winttur hand den hoffmeister Eichholtzer || vor rät botten vnd lassen suliche (?) dass sy jn wol hetten abgestellt.

---

[1]) St. A. Töss Akten No. 696.

[2]) Konrad von Landenberg, Winterthurer Stadtschreiber von 1483—1491, Troll Bd. 161 und 162 und Winterthurer Stadtbuch I. In diesem schwer lesbaren Stadtbuch fanden wir nichts von Differenzen gegen Töss. Es gab allerdings drei Landenberg, die um diese Epoche die Stadtschreiberstelle bekleideten, eine Publikation über die Winterthurer Stadtbücher und Stadtschreiber der ältern Epoche wäre vielleicht einmal angezeigt.

[3]) Vgl. den Vertrag zwischen Winterthur und Töss von 1887.

Item. Was den frowē vō töss wolkompt schlachē || die vō wintertur jnē ab vnd bruchē doch die || frowē bisher alle antwerch vō wintertur || vnd lond sy jr gelt vnd sy verdienen zu.

metzger	zimberlüt	becker	wagner
gerwer	kursiner (Kürschner)	kromer	kammacher.
schuhmacher	glaser	schlosser	
schnider	maler	sattler	
murer	schriber	seiler	

Vnd zu dem allem hand die frowē täglichē grossen costē denē vō w jre kind zu erziechen an der port."

Das Verhältnis des Klosters zu Winterthur stellt sich demnach als ein sehr gespanntes dar, und das Vorgehen des Stadtschreibers Konrad von Landenberg kam einer offenkundigen Benachteiligung des Stiftes gleich. Fügen wir bei, dass Töss in der Folge sich beinahe aller seiner Güter bei Winterthur entledigte. In einer Richtung jedoch dauerten die Beziehungen bis zur Aufhebung des Stiftes fort. Manche Nonnen hatten auch nach dem Eintritte in das Kloster ihr Vermögen bewahrt, und auf Zinsen angelegt, deren Auszahlung der Stadtgutsverwalter vermittelte, so dass das städtische Archiv von Winterthur noch etliche hundert Leibgedingquittungen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten und den ersten Dezennien des XVI. Jahrhunderts verwahrt.[1])

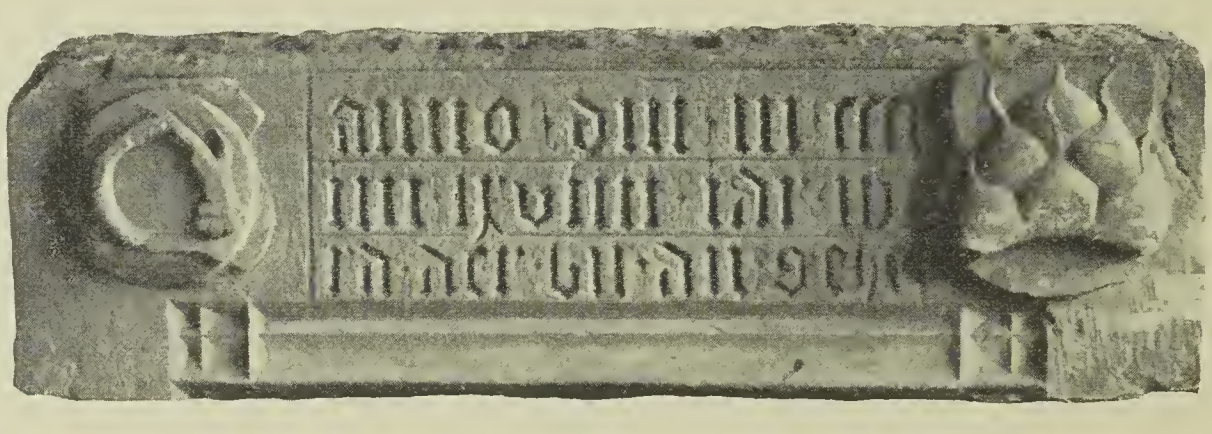


Fig. 7. Bauinschrift im Westflügel des Kreuzganges, jetzt im Schweizerischen Landesmuseum.

[1]) 1896 fanden wir daselbt noch 224 Stück, und eine Reihe anderer mögen früher aus dem Archiv verschwunden sein.

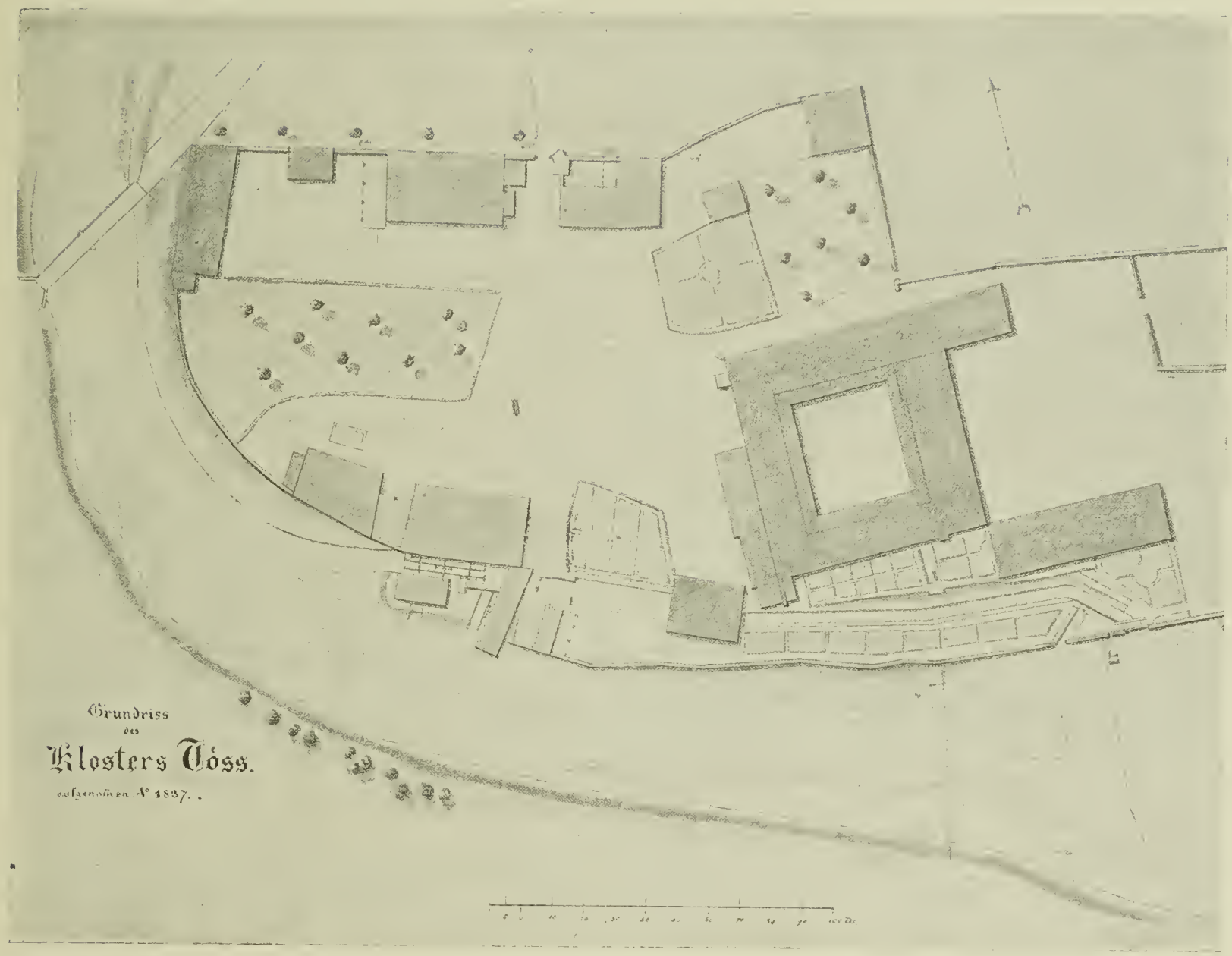


Fig. 8.

B. Töss zur Reformationszeit.

I. Der Verfall des Klosters.

Schon längst hatte die Mystik sich erschöpft und eine Ernüchterung Platz gegriffen. Äusserlichkeit in religiösen Dingen war herrschend geworden, und an Stelle der Entsagung der Zug zum Genusse getreten. Da Töss seit 1437 der Aufsicht durch den Bischof enthoben war, waren höchstens noch die Dominikaner zur Rüge von Missständen befugt, einem Weiteren kam in der Regel ein Appel bei der Curie zuvor.[1]) Auch was die Nähe bewegte, ein spiessbürgerlich frohes Leben der

[1]) Leu, Lexikon, Artikel Töss.

Winterthurer, und das Treiben der Prämonstratenser in dem nahen Beerenberg waren nicht dazu angetan, die klösterliche Stimmung im eigenen Hause zu heben. Von groben Verstössen zwar gegen Zucht und Sitte, die in andern Stiften vorkamen, wird aus Töss nicht berichtet, aber weltlicher Sinn nahm doch überhand.

Es gab Nonnen, die Wein für sich selber kauften,[1]) und andere, die sich ihr Dasein aus reichen Zinsen versüssten.[2]) Baden war auch in Töss bekannt, und Laurentius Bosshart, ein allerdings nicht stets unparteiisch urteilender Zeitgenosse, will wissen, die Klosterfrauen hätten auf der Fahrt dorthin unter der Ordenstracht Kleidungsstücke aus feinen Linnen getragen.[3]) Da der Konvent zum guten Teil aus reichen Frauen bestand, soll auch der Eintritt ins Kloster erschwert, und die Aufnahme keiner Nonne bewilligt worden sein, die nicht mindestens 100 Goldgulden Aussteuer brachte.[4]) Wirklich hat Anna Bosshart bei ihrem Eintritte 100 fl. bezahlt, und diese Summe nach der 1524 erfolgten Säkularisation zurückbekommen.[5]) Von den wohlhabenden Nonnen erwähnen wir eine Anna von Frauenfeld, die 1376 den Predigern in Zürich 50 Gulden für das Seelenheil ihrer Verwandten gab,[6]) eine Stüssi von Zürich, ferner Klara Eckhart, die 1450 um 80 ℔ einen Zins von Klosterwiesen ablöste und ihn dem „Heiltum“ schenkte, um Wachs daraus zu kaufen,[7]) und Anna von Adlikon, die 1471 ein Leibdingzins von 19 ℔ Haller empfing.[8]) Die im fünfzehnten Jahrhundert urkundlich beglaubigten Vorsteherinnen,[9]) Elsina Mangolt (1407), Anna von Adlikon (1449), Anna von Hofstetten (1462 und 1468), Verena Rüegger (1472 und 1478), Küngolt von Sal (1494) waren alle reich, und ebenso scheinen die vier letzten Priorinnen: Magdalena Blaarer, Afra von Landenberg, Ursula Gysler und Dorothea von Helmsdorf[10]) begütert gewesen zu sein. Bosshart schreibt: „Und sind vor ziten gar rich und mächtig an gut gesin, dass einer sy selten funden hätte on M (1000) Saum win's ein hübscher schaz von Korn, Kernen, haber und wess der Mensch geleben soll.“ [11])

Die Zeit seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ist auch eine Epoche reger Bautätigkeit gewesen. Unter der Priorin Anna von Hofstetten hat 1468 der Ban des Kreuzganges

---

[1]) St. A. Akten Töss No. 532 und 544.

[2]) Zum Beweise hiefür fügen wir Käufe an, welche die Frauen Anna und Elsbeth von Hofstetten machten. 1458 erhält Anna von ihrer Schwester Ita Meiss geb. von Hofstetten und deren Sohn einen jährlichen Zins ab dem Kehlhof in der niedern Vorstadt zu Winterthur. 1460 kaufen Anna und Elsbeth einen Zins, der in einem Saum Wein bestand, und 1468 eine Wiese bei Veltheim. 1472 kauft Anna von Hans von Castelberg eine Schuppos zu Winterthur und diverse Zinsen als Pfand der Herrschaft Österreich um 80 Gulden, und nur 1 Jahr später von Hans Gachnang, genannt Münch, weitere Zinsen auf den nämlichen Gütern um 40 Gulden. St. A. Akten Töss No. 525, 531, 566, 576 und 585.

[3]) L. B. pag. 8.

[4]) L. B. pag. 9.

[5]) St. A. Akten Töss No. 778.

[6]) St. A. Akten Töss No. 362.

[7]) St. A. Akten Töss No. 499.

[8]) A. in W. Abteilung Töss, Leibgedingquittungen.

[9]) v. Mülinen, Helvetia sacra und St. A. Akten Töss No. 496, 566, 579, 605 und A. in W. Abteilung Töss, Urkunde vom 21. Mai 1407.

[10]) Dorothea und Elsbeth von Helmsdorf übergaben am 12. April 1526 ihr Vermögen dem Rate von Winterthur, wofür ihnen ein Leibgeding von 40 Gulden zugesichert ward.

[11]) L. B. pag. 8.

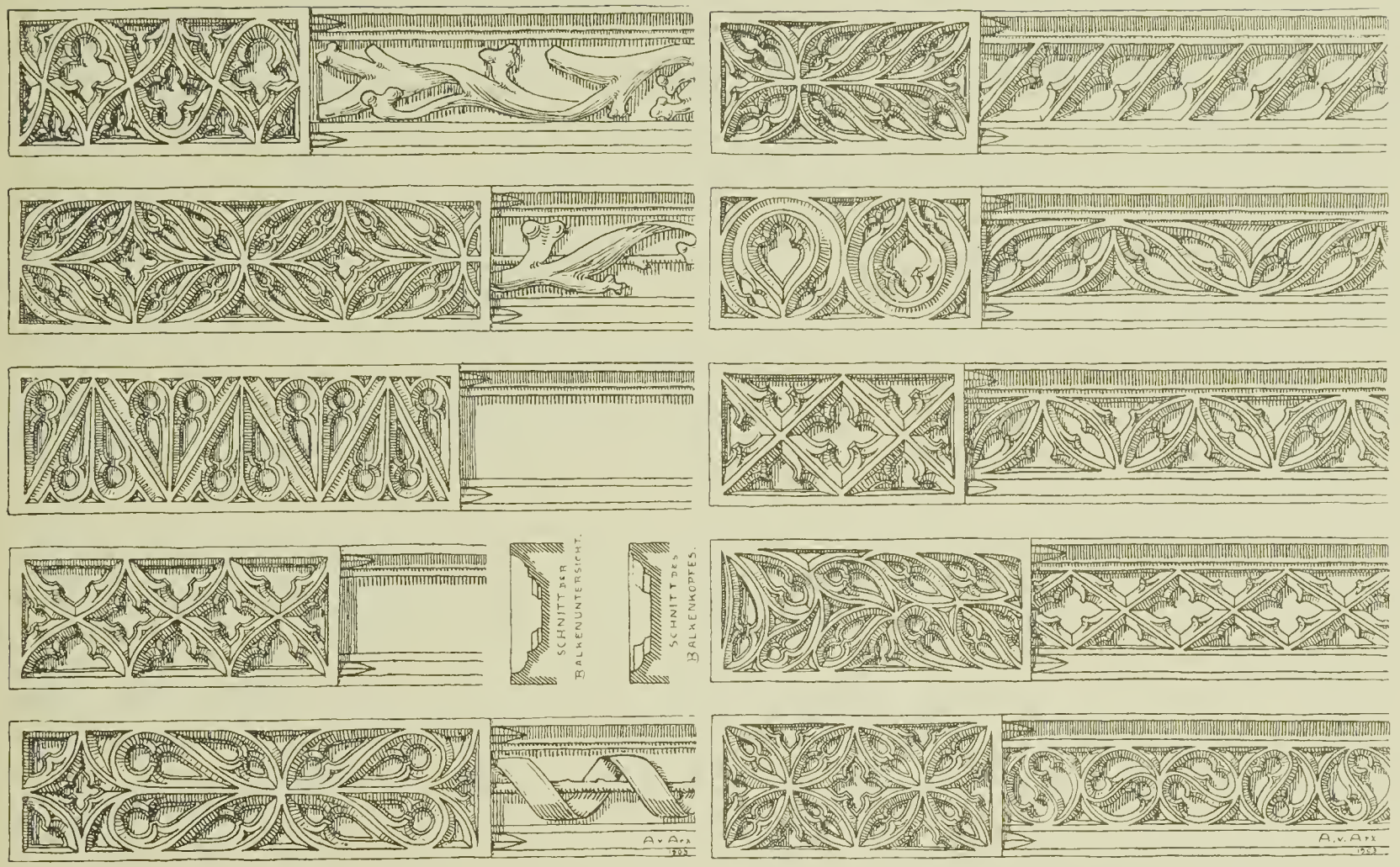


Fig. 9 und 10. Deckenbalken in den Conventgebäuden. Nach L. Schulthess und J. C. Werdmüller.

begonnen, dem die Errichtung anderer Teile mit hübscher Ausstattung folgte.[1]) Auch ausserhalb des Stiftes liessen die Frauen bauen. Im Dättnau wurde ein Fischweiher angelegt, dessen Bau grosse Kosten verursachte,[2]) und an der Töss wurde ein Wuhr mit „itel gehowenen steinen“ aufgeführt.[3]) Im Sommer 1507 ermächtigte ein Vertrag mit Hans Konrad von Rümlang auf Wülflingen das Stift am Wolfbühl[4]) Steine zu brechen, von wo es auch das Material zum Bau des Wuhres bezogen hatte.[5]) Dann wurden auch die Töss unterstellten Kirchen von der Bautätigkeit berührt, bis die Reformation, überall ändernd eingriff.

II. Die Reformation.

„Schon Jahrzehnte vor der Reformation“ schreibt Emil Egli „gewahren wir ein energisches Streben des zürcherischen Staates nach der Regierung über die Kirche des Landes“,[6]) dies war auch

[1]) Hafner pag. 19.
[2]) L. B. pag. 8.
[3]) L. B. p. 8.
[4]) Wolfbühl, der nordwestliche Abhang des Burghügels Alt-Wülflingen.
[5]) St. A. Akten Töss No. 725.
[6]) Emil Egli: Die zürch. Kirchenpolitik von Waldmann bis Zwingli. Jahrbuch für Schweizergeschichte Bd. 21.

in Töss der Fall. Bevor noch Zwingli auf einer zürcherischen Kanzel gepredigt hatte, sandte der Rat nach Töss eine Botschaft zur Untersuchung verschiedener Missstände und zur Prüfung der finanziellen Verhältnisse. 1518 waren Ratsboten ins Kloster gekommen um nachzufragen, „wer des Nachts also in das Kloster styge inen (den Nonnen) das ir(e) nem und ouch von inen rechnung erfordern, wie si hus habint, und das soll dann alls wider an min Herren langen.“ [1]) Auch in eine Wahlangelegenheit mischte der Rat sich ein, als sich ein Zwiespalt im Konvente über der Wahl der Frau Elsbeth Hettlinger zur Priorin erhoben hatte. Die Behörde ersuchte die alte Priorin (wahrscheinlich die Ursula Gysler) ihr Amt bis zum Jahresschlusse weiter zu führen.[2]) Inzwischen hatte Zwingli seine Tätigkeit begonnen. Es folgten die Fastenübertretungen von 1522, im Januar darauf die erste, und im Oktober die zweite Disputation in Zürich. Zunehmender Abfall, Austritte von Mönchen und Nonnen aus ihren Klöstern, Einsegnungen von Priesterehen, die jetzt öffentlich vollzogen wurden, die gewalttätigen Angriffe auf Bilder und Reliquien, alles trug dazu bei, auch in Töss die Disziplin zu lockern.

Ende 1523 traf wieder eine Ratsbotschaft ein. Frauen zweifelhaften Schlages waren zum Bade geladen worden. Nun wurde verfügt, dass die Badstube nur noch von Nonnen und solchen Personen benützt werden dürfe, denen die Erlaubnis dazu von der Priorin erteilt worden war. Auch der Einlass und Ausgang Fremder zu ungewöhnlichen Zeiten hatte übler Nachrede gerufen. Fürderhin durften nur noch nahe Verwandte der Konventfrauen und der Schwestern zur Nachtzeit im Kloster verweilen; Fremden blieb dies ohne Ausnahme untersagt. Ein strenges Verbot wurde gegen bisher eigenmächtig unternommene Badenfahrten der Nonnen und ihre sonstigen Reisen erlassen, und die Religiosinnen dazu verhalten, sich regelmässig fünf Uhr morgens zur Messe einzufinden. Der Messgesang aber wurde abgeschafft.[3])

Zu weiterem forderte der Vorgang im Ötenbach auf. Schon im Juni vorher hatten die Nonnen daselbst um Öffnung des Klosters nachgesucht, und dazu die Erlaubnis bekommen. Nun dehnte der Rat im August diesen Beschluss auch auf die Klöster der Landschaft aus,[4]) infolgedessen in Töss die Neigung zu weiteren Schritten wuchs. In einem nicht genau datierten Schreiben[5]) an den Rat von Zürich baten sie, dass ihre Pfründen aufgebessert würden, sie wünschten andere Tracht und Erleichterung ihrer gottesdienstlichen Funktionen, „diewyl sich jetzt doch uss rechter göttlicher geschrift erfinde, dass sollich singen, lesen und metti gan nüt syg“. Dann wünschen sie Anweisung von Beschäftigung, ferner „dass inen zuogelassen werde, dass si je zuo geschickten und togenlichen ziten hinus wandlen und gan mügint heim zuo den iren, als vater muoter und andern iren gefründten an (e) mänklichs sumen und intrag.“ Fünftens wollten sie aus ihrer Mitte eine Priorin wählen. Sodann baten sie „mine Herren si wellint si lassen bliben bi irer gegebnen urtel und si desshalb also fryg unzwungenlich im gottshus bliben lassen, der gestalt, dass die urtel nit uf ein halb jar oder ein jar gesetzt zit gestellt syge, sonders dass eine im gottshus bliben möge unz uf die zit und wil, (da) si sich wol zuo elichem stat oder sunst versechen müge.“ Endlich wurde um Abordnung eines weltlichen Prædicanten gebeten, und als solcher der Dekan auf dem Heiligenberg vorgeschlagen.[6])

---

[1]) u. [2]) E. A. No. 1. Leider ist dieser Streitfall nicht genau datiert, doch scheint er in die Zeit um 1520 zu fallen.

[3]) E. A. No. 476.

[4]) E. A. No. 366 und 390.

[5]) E. A. No. 475.

[6]) Wahrscheinlich der dortige Leutpriester Ulrich Graf. Neujahrsbl. d. Stadtbibl. Winterthur 1880 pag. 10.

KLOSTER TÖSS. KREUZGANG. NACH L. SCHULTHESS-KAUFMANN.

Diesem Begehren wurde nur halb entsprochen. Statt des genannten Dekans fand sich Gregorius Lüthi als Leutpriester ein.[1]) Die Nonnen setzten ihm Widerstand entgegen, und bis tief in das Jahr 1525 wurde Messe gelesen und „sibenzit“ gesungen, vermutlich auf Grund eines gefälschten Schreibens, wonach dies der Rat bis auf weiteres befohlen haben sollte.[2]) Endlich 1525 wurde Lüthi endgültig zum Praedicanten angenommen,[3]) er scheint an Anhang im Kloster gewonnen zu haben, und damit war der neue Gottesdienst eingeführt. Das Klosterleben freilich, meinten die Nonnen auch jetzt noch fortführen zu können, und weil die neue Lehre „das Wort Gottes“ manchen ein „Strûchstein“ war, glaubten sie den Rat um Wegleitung bitten zu sollen „damit einige von ihnen in jren conscienzen jren pflichten halb entlediget wûrdend.[4])“

Von den Frauen war die Behörde schon früher angegangen worden, das Kloster an sich zu nehmen und seine Insassen zu verpfründen.[5]) Indessen gingen noch andere Verhandlungen voraus, so die Einführung der zwinglischen Liturgie und die Entfernung der Bilder und Statuen der Heiligen aus der Kirche durch den Ratsabgeordneten Felix Schwend.[6]) Erst darauf trat die administrative Reorganisation in Kraft. Die zu Pfingsten 1525 in Töss zusammenströmenden Bauernhaufen waren die letzten, aber ungebetene Gäste des Stiftes, und nur der Umsicht und Ruhe der Ratsabgeordneten und schweren Kontributionen war es zu verdanken, dass die schlimmsten Konsequenzen abgewendet wurden.[7])

III. Die Säkularisation.

Die Umwandlung des Stiftes in das Amt Töss war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, mit dem Austrag rechtlicher Fragen, welche die Reformation aufgerollt hatte, und mit solchen lokaler Natur, in Hinsicht auf die vielen und weitzerstreuten Güter und die zahlreichen Insassen, die zu dem Kloster gehörten. Eine Woche nach der Bauernrevolte sprachen der Bürgermeister Röist und die Räte Ochsner und Kambli wiederum vor, um sich bei den Schwestern über die Art ihres Auskaufes zu erkundigen,[8]) und am 4. Oktober erhielten Felix Schwend, Meister Rudolf Stoll, Hans Usteri und der alte Kambli den Auftrag, in den drei Stiftern Heiligenberg, Töss

---

[1]) Die Ernennung eines andern Seelsorgers als des gewünschten geschah wohl mit Absicht, war doch den Predigermönchen in Zürich der Zutritt ins Kloster Ötenbach ebenfalls untersagt. E. A. No. 366.

[2]) E. A. No. 562 und zur Vergleichung No. 1269, sowie Wirz, Etat des zürch. Ministerium pag. 776.

[3]) L. B. pag. 9.

[4]) L. B. pag. 9.

[5]) E. A. No. 4 und 475.

[6]) L. B. pag. 10.

[7]) Eine sehr anschauliche Schilderung dieses Bauernauflaufes gibt L. B. in den Kapiteln „Von der ungehorsame der pûren ze Töss und „Wie sich die von Winterthur da gehalten habind“ pag. 12 und 13. Auf Grund dieser und der Bullingerschen Chronik, sowie diversen Akten haben wir unsre Darstellung in Bilder aus Töss pag. 52—55 verfasst. Mit der Lieferung von 30 Saum Wein, 18 Mütt Kernen, 30 Schafen und 2 Ochsen, so viel verzehrten die Bauern, war es aber nicht getan, denn Bosshart, pag. 13 meldet, ausserdem: „Man hat allenthalb uff dem land die selb nacht uff das Kloster zert, der vogt von Kiburg schickt vill brieffli gen Töss, um das gelt so man verzert hat“, ebenso hatten die Nonnen die Kosten der Verpflegung der Bauern in Winterthur zu tragen. E. A. No. 739.

[8]) E. A. No. 739.

und Beerenberg die Gülten und Zinse auszumitteln[1]) und nachzusehen „wie und was ir meinung (syg) und wie si sich halten wöllent, darmit ouch si zuo rouwen gepracht werdent". Die Ergebnisse dieser Nachfrage scheinen verloren zu sein, doch versprach der Rat um Martini 1525 den Nonnen 31 Stück (18 Mütt Kernen, 1 Malter Hafer, 8 ℔ Geld und 4 Saum Wein) zu geben.[2]) Das machte für 36 Konventualinnen ein ganz Beträchtliches aus, da hiezu ausserdem noch das Leibding von 21 Stücken für die 20 Laienschwestern kam.

Am 9. Dezember 1525 wurde Meister Hans Kambli der Alte zum ständigen Pfleger von Töss ernannt,[3]) und in seine Hand die Leitung dieses verwickelten und weitläufigen Betriebes gelegt. In Töss standen sich jetzt zwei Gewalten gegenüber, auf der einen Seite der Pfleger, auf der andern das Kollegium der Frauen, deren Reihen sich rasch lichteten.

Ein Verzeichnis von 1532[4]) zählt noch 38 Frauen, nämlich: 29 Konventualinnen und 9 Laienschwestern auf, ausserdem 6 Pfründer, darunter 3 Männer, die ehemaligen Hofmeister des Klosters. Ursula Gysler siedelte nach Ötenbach über, wohin sie 200 fl. in bar und ebensoviel an Mobilien und Schmuck zu bringen hatte.[5]) Solche, die sich anderswohin gewendet hatten, so Kiburga Göldli, Ursula Egger zu Bregenz und Agnes von Castelmaur im Domleschg wurden 1526 vom Rate aufgefordert, binnen acht Tagen ins Stift zurückzukehren, ansonst sie nur ihr ins Kloster gebrachtes Gut zurückerhalten, und jeglicher weitern Entschädigung verlustig gehen würden.[6]) Mehrere Nonnen haben nach ihrem Austritte Ehebündnisse eingegangen, die eine mit Heinrich Stoll, dem Abte von Fischingen[7]) und Agnes Keller mit dem letzten Prälaten von Allerheiligen in Schaffhausen, Michael Eggenstorfer,[8]) während die reiche Elsbeth von Helmsdorf auf einer Leibgedingsquittung aus dem Jahre 1534 sich „Peter Gylmanns (?) zu Zürich eheliche Hausfrau" nannte.[9]) Gregorius Lüthi hatte Katharina von Ulm zur Gattin erkoren, da ihn aber seine Magd Margaretha Hermann wegen Eheversprechen verklagte, kam er um seine Pfründe und hatte die Hermann überdies zu entschädigen.[10])

Ein anderer unerquicklicher Fall aus der Zeit des Überganges bildet der Leibgedinghandel, der sich volle acht Jahre hinzog, die Nonnen gegeneinander, den Staat gegen sie und diese gegen Zürich aufreizte. Zur Zeit des Bauernauflaufes sei der Klosterschatz nach Winterthur ins dortige Kirchengewölbe geflüchtet und erst nach Wochen wieder geholt worden, erzählt Laurentius Bosshart.[11]) Als nun zwischen den früher ausgetretenen Nonnen und denen, die im Kloster geblieben waren, um die Frage des Leibgedings ein Zank ausbrach, erfuhr der Rat, der jedenfalls den Kleinodienbesitz des Stiftes nie genau ermittelt hatte, dass diese Silberwerk und Perlen unter sich verteilt hätten. Daher wurde der Pfleger im Februar 1528 mit einer Untersuchung der Diebstähle beauftragt,[12]) wobei es sich

---

[1]) E. A. No. 829.

[2]) L. B. pag. 10. 1526 wurden die Schulden des Klosters insgesamt auf 1000 Gulden angeschlagen. E. A. 1099.

[3]) E. A. No. 881.

[4]) E. A. No. 1831 und St. A. F. I 192 pag. 25. Siehe auch Sulzer, Bilder aus Töss pag 56 und 57.

[5]) E. A. No. 993.

[6]) E. A. No. 1099.

[7]) v. Mülinen, I pag. 91, II pag. 196.

[8]) l. c. I pag. 121, II pag. 196.

[9]) A. in W. Abteilung Töss.

[10]) E. A. No. 1449, 1453, 1454 und 1462.

[11]) L. B. pag. 11.

[12]) E. A. No. 1870.

zeigte, dass fast alle Frauen daran beteiligt gewesen. Der Rat bestrafte sie durch eine sehr empfindliche Reduktion der Leibgedinge, und zahlte an die ausgetretenen Nonnen, durch deren Reklamation der Handel an den Tag gekommen war, aus Gutwilligkeit, und ohne der Massnahme Präzedenzkraft zu verleihen, je sechszehn Gulden.[1]) Am 24. Februar 1529 beschloss die Behörde, der Zins der 31 Stück, die den Frauen früher geschöpft wurden, solle gleichmässig unter die zehn ausgetretenen und die noch im Kloster weilenden Konventualinnen geteilt werden.[2])

Die Massregel war hart, und weil die Nonnen Mangel litten, trachteten sie darnach, ihre Aufhebung zu erwirken. Auf Fürbitte Schaffhausens und Winterthurs, sowie des Herrn von Sax erhielten sie 1532 ihr früheres grosses Leibgeding wieder ausbezahlt, und da die Laienschwestern baten, man möchte sie den Frauen gleichstellen, wurde auch ihnen gewährt, „die wyl doch die guoten laischwöstern mer dann die gewiloten frowen mit dem hus Töss unglück und unruow erlitten.“[3]) Weniger Glück hatten die drei Hofmeister. Ihre Pfründerbriefe wurden entwertet, und sie mussten das Kloster verlassen. Dafür gab man ihnen je 17 Mütt Kernen, 4 ℔ Heller und 4 Saum von der „Rennen“.[4])

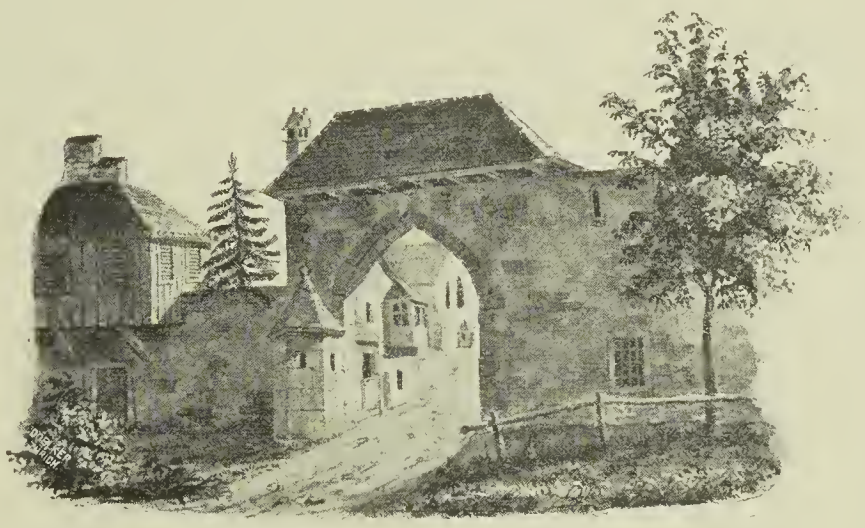


Fig. 11. Klostertor. L. Schulthess.

---

[1]) E. A. No. 1475.

[2]) E. A. No. 1547.

[3]) E. A. No. 1837. L. B. stellt den Leibgedinghandel etwas anders dar, dennoch gesteht auch er folgendes „Dazwischent hand die Frowen so ussgestüret, stets practiciret und eins nach dem andern angezeigt, dass mînen herren von Zürich i j c guldin vnd ein kelch von costenz überantwürt ist“ — — —.

[4]) E. A. No. 1592.

C. Das Amt Töss.

I. Die Umwandlung.

Die Einrichtung des Amtes war für Meister Kambli zu schwer, „dann niemand konnd eigentlich des closters güter an zins, zehenden vnd den brûch ermessen, dann es ein wild ding was.“ [1]) Schon 1528 hatten die Nonnen grollend über ihn an Meister Binder geschrieben, er halte „erbärmlich Hus“ [2]), und es scheint auch, dass Kambli zu grosse Auslagen machte. Die ihm zur Seite stehenden alten Hofmeister, an die frühere Klosterwirtschaft gewöhnt, waren der Kontrolle, wie der Staat sie fordern musste, nicht gewachsen, und da auch die Ausgaben sich mehrten, ging das Vermögen zurück. Kambli war amtsmüde geworden und wünschte den Rücktritt zu nehmen. Das war im August 1528.[3]) Am 14. November wurde er von seiner Stelle „gütlich“ entlassen,[4]) und am 16. des folgenden Monats trat sein Nachfolger Heinrich Brennwald an.[5])

Brennwald stammte aus Zürich[6]) und hatte dort, vielleicht in der gleichen Gasse — am Rindermarkt gewohnt, wo Elsbeth Stagels Vater Hausbesitzer gewesen war.[7]) Den Brennwald gehörte der Grimmenturm,[8]) der jetzt noch den Neumarkt beherrscht. Nachdem Propst und Kapitel von Embrach freiwillig ihr Stift dem Rate übergeben hatten, wurde Brennwald zum „obersten allmossner“ in Zürich ernannt.[9]) Er war deshalb wohl befähigt, das Amt in Töss zu übernehmen.[10])

Um die Mittel zum Auskauf der Nonnen zu gewinnen, und zur Vereinfachung des wirtschaftlichen Betriebes wurde beschlossen, einen Teil der Güter zu veräussern, und andere als Erblehen auszugeben.[11]) Die umliegenden Gemeinden achteten, wie begreiflich, darauf.

1528 beauftragte der Rat eine Abordnung „mit denen an der Strasse zu Töss auf ihre Bitten zu unterhandeln, wie sie den Hof Dätwyl (sollte heissen Dättnau) und andere Güter zu ihren Handen zu bringen vermeinen“. Der Kauf geschah ein Jahr darauf, das Amt behielt sich nur

---

[1]) L. B. pag. 11.
[2]) E. A. No. 1476.
[3]) F. A. No. 1479.
[4]) E. A. No. 1513.
[5]) E. A. No. 1523.
[6]) L. B. pag. 11.
[7]) Vetter, Mystikerpaar pag 52, Anmerkung 16.
[8]) L. B. pag. 11.
[9]) L. B. pag. 11.
[10]) Die Amtmannstafel von Töss, sowie das Amtmännerverzeichnis in Leu Lexikon Art. Töss bedürfen hier etwelcher Berichtigung.
[11]) E. A. No. 1488 und 1490.

Wegrechte vor.[1]) Auch die Besitzungen in Veltheim wurden verkauft, der Wolfensbergerwald, das sog. Kirchholz, an die Gemeinde.[2]) Den Frauen hatte der beständige Holzfrevel in diesem Gebiete viel Unannehmlichkeiten verursacht. Wieder als Käufer trat Neftenbach auf, das die erworbenen Zelgen an Paradies (Schaffhausen) verzinste.[3]) Ferner wurden noch Höfe in Humlikon, Adlikon, Hettlingen und Burg (bei Neunforn) verkauft.[4])

In Erblehenpacht wurden ausser den grossen Höfen Rossberg, Kämbleten und Winterberg das Bauerngut und die Mühle des Klosters gegeben, und letztere daher vom Amtssitze getrennt.[5])

Was die Stellung des Amtsmanns besonders erschwerte, waren die Rechtshändel mancherlei Art. Bedingungen, unter denen frühere Verpflichtungen eingegangen waren, fielen jetzt dahin, und es war fraglich, ob letztere überhaupt noch zu Recht bestanden? Zu alledem waren gerichtliche Entscheide durch die konfessionellen Spannungen erschwert. Späne mit St. Gallen[6]) und dem Bischof von Konstanz[7]) wurden zu Gunsten des Amtes erledigt. Junker Konrad von Ulm dagegen verweigerte die Bezahlung einer Schuld, weil in Töss nicht mehr gesungen und Messe gelesen wurde, und er liess sich erst zur Zahlung herbei, nachdem auch das Reichskammergericht zu Gunsten des Amtes entschieden hatte.[8])

Ein Jahr vorher (1532) war Brennwald in Zürich wegen schlechten Haushaltes verdächtigt worden. Die Rechtfertigung fiel aber so gründlich und überzeugend aus, dass die Behörde, obschon er zum Rücktritt entschlossen war, seine Amtsführung bis Ende des Jahres erbat, und ihm, als er im Oktober sein Entlassungsgesuch in aller Form wiederholte, zu nochmaligem Ausharren nötigte.[9]) 1537 löste ihn Hans Rudolf Stucki ab. Bei der Umwandlung des Klosters in ein Almosenamt hat Brennwald das grösste Verdienst.

II. Die ökonomische Verwaltung.

Trotz der bedeutenden Einnahmen des Amtes Töss konnte bei der grossen Zahl der Leibgedinge in den ersten Jahren noch nicht viel für die Armen getan werden. Die Rechnung von 1532[10]) schloss fast mit einem Defizit ab, da insbesondere die Weinernte dürftig ausgefallen war, und die armen Leute, denen Brennwald Zinsaufschub und Darlehen gewährt hatte, nun „nüt zuo bezahlen ja nüt mit iren kindern zuo essen“ hatten. Aus den Dörfern, Weilern und Höfen Adlikon, Altikon, Bläsihof, Veltheim, Dorf, Hackab, Grässlikon, Gündlikon, Rutschweil, Reutlingen, Talheim, Dättlikon, Ober-

---

[1]) E. A. No. 1508. L. B. pag. 11 und Grimm, Weistümer Bd. I pag. 128—130 Offnung von Töss.

[2]) St. A. Akten Töss No. 729, 762, 793 und 794, sowie E. A. No. 1739.

[3]) St. A. Akten Töss No. 834.

[4]) St. A. F. I 192. (Dieser Band, den wir in der Folge noch oft zitieren werden, enthält leider nur unvollständige Paginierung, weshalb die Angabe der Seitenzahlen nicht gut möglich ist).

[5]) St. A. Akten Töss Ne. 828, 830, 831, 832 und L. B. pag. 11.

[6]) St. A. Akten Töss No. 826.

[7]) St. A. Akten Töss No. 788 und 790.

[8]) St. A. Akten Töss No. 821, 822, 823, 824 und E. A. No. 1183 und 1942.

[9]) E. A. No. 1893.

[10]) E. A. No. 1893.

und Niederneunforn, Burg, Fahr und Wylen flossen die Zehnten in die Amtsscheune zu Töss[1]) und ein Verzeichnis aus dem Jahre 1589[2]) führt in 24 Gemeinden 47 Höfe auf, deren gesamter Zinsertrag sich auf 390 Mütt 2 Vierling Kernen, 193 Malter 2 Vierling Hafer und 60 ℔ 9 Schilling 3 Heller Geld belief, während der Zehntenertrag bei jährlichen Schwankungen im Mittel 590—600 Mütt brachte.[3]) Dazu kam noch der kleine Zehnten, der 1769 auf 6142 Eier und 409 Hühner geschätzt wurde.[4]) Noch 1784 wurde Zehnten aus 1406 Jucharten Land erhoben.[5])

Doch diese Beträge gingen nicht immer pünktlich ein. Klagen über grosse Restanzen waren an der Tagesordnung und es gab keinen Amtmann, der sich ihretwillen nicht vor den Rechenherren zu verantworten hatte. Im August 1574 ordneten Bürgermeister und Rat den Rudolf Escher und Heinrich Kölliker nach Töss ab, damit ihnen der Amtmann Hartmann Schwarzenbach die Restanzen vorweise. Ein Jahr darauf wurde ihm ein Ratsmitglied beigegeben, das bei Eintreibung restierender Summen behülflich sein sollte, und 1576 wurde es abermals nötig, die Behörde über verfallene Guthaben aufzuklären. Drei Jahre später erhielt der Pfleger Cunrat Brennwald den Auftrag, die Gülten des Klosters streng einzuziehen, namentlich da, wo Schuldner in „Wirtshüsern schlemmen und trinken". 1581 kam eine ähnliche Mahnung mit der Aufforderung zu pfänden, und trotzdem zeigte das Zinsenverzeichnis vom Dezember 1589 eine Restanzensumme, die an Kernen und Hafer das zwei-, an Geld das zehnfache des damaligen Jahreszinses der Pflichtigen überstieg.[6])

Gleichwohl war Töss eine vorzügliche Domäne, und die oft gegen die Reformation erhobenen Vorwürfe, dass die Kirchengüter unrecht verwendet und vergeudet worden seien, muss hier angesichts der ausgiebigen Wohltätigkeit verstummen.[7]) Im Jahre 1550 betrugen die Ausgaben 4800 ℔, davon 300 für Leibgedinge.[8]) Aus dem Reste wurden die Besoldungen der Pfarrer von Töss, Veltheim, Dättlikon und Neunforn, sowie das Almosen bestritten. Ausserdem fiel Töss auch ein Teil der Brotspenden zu, welche das Almosenamt in Zürich an die Pfarrämter entrichtete, so 1692 für 41 Gemeinden der Grafschaft Kiburg.[9])

Eine Verminderung der Ausgaben war allerdings schon 1612 beschlossen worden.[10])

---

[1]) Wir folgen hier einem Verzeichnis aus dem achtzehnten Jahrhundert. St. A. F I 192.

[2]) St. A. F I 192.

[3]) 1532 Jahresdurchschnitt 456 Mütt Kernen 80 Malter Hafer 1775, 78, 81, 84 und 87 593 Mütt. E. A. No. 1893 und St. A. F I 192.

[4]) Hafner pag. 17.

[5]) St. A. F I 192.

[6]) St. A. F I 192. Die Restanzen von 1589 betrugen 798 Mütt Kernen, 239 Malter 2 Vierling Hafer und 671 ℔ 17 Schilling 10 Heller.

[7]) Vgl. Dr. P. Schweizer „Die Behandlung der zürcherischen Klostergüter in der Reformationszeit", wo solche Anklagen gründlich widerlegt werden.

[8]) Dr. P. Schweizer a. a. O. Beilagen.

[9]) H. M. (Dr. H. Morf, Verfasser der Pestalozzibiographie). Aus den Tagen unserer Urgrossväter pag. 7. Nach derselben Quelle pag. 23 und 29 spendete Töss an Rorbas 44, an Schlatt bei Elgg 65 „Mütschli" (einpfündige Brote) wöchentlich. Insgesamt gab das Amt schon 1589 wöchentlich 20 Mütt Kernen, den Mütt zu 100 „Mütschli" gerechnet, jährlich 1040 Mütt, oder 104,000 Brote an die Armen der Grafschaft Kiburg. St. A. F I 192, Zinsrodel und Budget pro 1590 (datiert Dezember 1589).

[10]) St. A. F. I 192, Bericht der Rechenherren vom 7. und 8. Juni 1612.

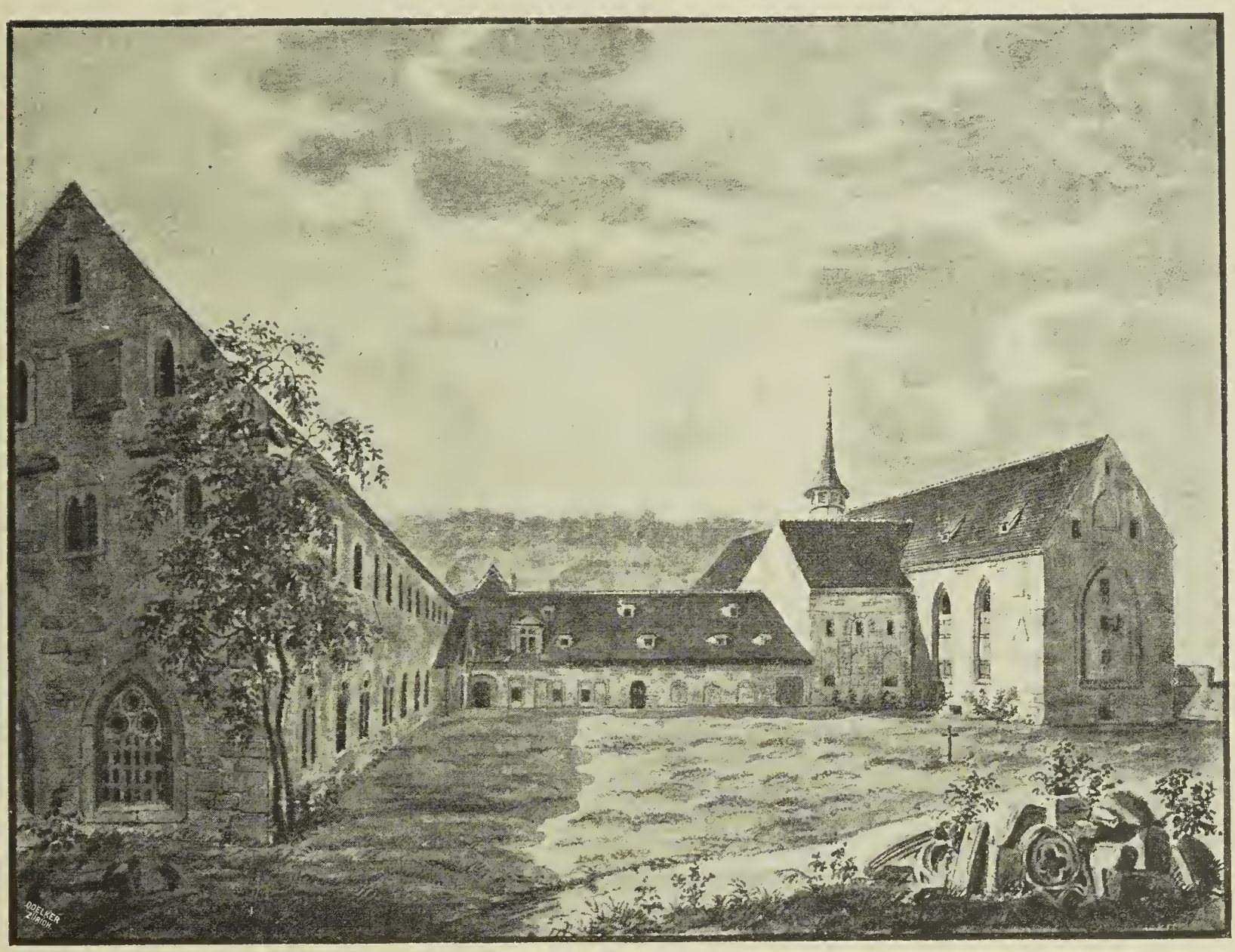


Fig. 12. Kloster Töss. L. Schulthess 1837.

Den Sondersiechen am Feld bei Winterthur[1]) wurde ihr Almosen gestrichen, „als die gar Rych und habent, und jr ynkommen by wytem nit verbruchent“, desgleichen dem Förster zu Kiburg, „diewyl aber syn Dienst das ampt nützit angadt und er sunst anoch ein trüloser tropff ist.“ Auch der Kempthüter, und die Boten der Gemeinden, welche das Almosen holten, sollten in Zukunft nichts mehr erhalten, ebenso die „bettlern und die Herren Prädikanten“. Dagegen bezogen die geschworenen Reiter und Läufer, die Zehntenmannen, Handwerker und Küfer des Amtes, die Holzfuhrleute, Holzspalter und Wächter, die Totengräber, die Hebamme und die Vorgängerin aus dem Bruderhaus ihre Almosen fort und blieb die Sitte, den Wöchnerinnen im Dorfe Töss ein paar „Mütschli“, ein Napf Mehl nebst zwei Maas Wein zu verabreichen und Neuvermählten Mehl und Gemüse zu spenden. Den Torwächtern in Winterthur wurde für jede Nachtfuhre ein Paar Mütschli gegeben, „da man sonst für jedes Ross im Zuge einen Schilling bezahlen müsste.“

---

[1]) Vgl. hierüber: Hauser, Das Sondersiechenhaus bei St. Georg zu Winterthur 1287—1828.

Der Wein des Amtes wurde teils zu Besoldungen und für besondere Anlässe wie Pfarreinsätze[1]) verwendet, teils verkauft oder nach Zürich geliefert. Der Landvogt auf Kiburg bezog seinen Wein aus dem ehemaligen Klosterkeller,[2]) an den Spital in Zürich wurden 1630 94 Saum, an das Sondersiechenamt daselbst 20 Saum abgeliefert.[3]) Die Trottmeister wurden bei ihren Stellen vereidet.[4]) und der Amtmann hatte strenge Weinkontrolle zu führen.

Was der Amtmann nicht für die Verwaltung, für Bauten,[5]) Gratifikationen u. dergl. auszugeben hatte, wurde an den Obmann gemeiner Klöster zu Zürich abgeliefert, 1797 beispielsweise 5500 Gulden.[6])

III. Die Stellung und Bedeutung der Amtmänner.

Die Stellung der Regierung von Zürich gegen Töss war eine durchaus herrschaftliche. Sie nannten sich „Kastvögte, Schirmherren und Verwalter ihres Klosters zu Töss,“[7]) und der Amtmann daselbst war eine sehr einflussreiche Persönlichkeit, er konnte neben dem von Winterthur als rechte Hand des Landvogts auf Kiburg gelten. Auch seine Besoldung war im Laufe der Zeit eine ansehnliche geworden. Sie betrug 1769: 76 Mütt Kernen, 20 Malter Hafer, 41 Saum Wein, zirka 2000 ℔ Geld und 157 ℔ Hanf, wozu noch die Nutzniessung des kleinen Amtshofes (2 Juchart Reben, 6 Mannwerk Wiesen) und die Gefälle an Hühnern und Eiern kamen. Dafür waren der Zunft 20 ℔ und dem Kriegsfond 100 ℔ zu verabfolgen.[8]) Er war je auf die Dauer von 6 Jahren vom Rate gewählt, und in seinen Massnahmen hauptsächlich vom Rechenhofe abhängig. Als Gerichtsherr übte er in Dättlikon die niedere Gerichtsbarkeit aus, und vom Landvogt war er zu einer Art Fremdenpolizei auf seinem Gebiete ermächtigt.[9]) Von 1525—1790 haben insgesamt 47 Zürcher Bürger als Amtmänner zu Töss gesessen.[10]) Nur ein Mitglied des Rates konnte zu dieser Stelle berufen werden, und mehrere Amtmänner sind nachmals Bürgermeister geworden, so zwei Bräm, Johannes und Heinrich, und Hans Heinrich Rahn.[11])

---

[1]) So erhielt 1584 Amtmann Bräm den Auftrag, dem neu angenommenen Pfarrherrn zu Bassersdorf, Johann Jakob Schneider 2 Saum Wein als Haussteuer zu verabfolgen, und dann in die Amtsrechnung zu bringen. St. A. F I 192.

[2]) St. A. F I 192. Bericht der Rechenherren vom 24. September 1588.

[3]) St. A. F I 191 Weinrechnung von 1630, Amtmann Bräm.

[4]) St. A. F I 192. Beschluss der Rechenherren vom 12. September 1583.

[5]) So trug Töss 1635 mit der Grafschaft zusammen die Baukosten an das Pfarrhaus in Lindau, im Betrage von 104 ℔ 2 Schilling. St. A. F I 192. Gebaut wurde in Töss fast immer, bald gab es Reparaturen an den Amtsgebäuden, bald auf den Lehenhöfen und Pfarrhäusern. Von Amtmann Kaspar Wüst gibt es ein mehrseitiges Bautenverzeichnis aus dem Jahre 1591. St. A. F I 192.

[6]) Dr. P. Schweizer. l. c. Beilage.

[7]) St. A. E I 192 Lehenbrief an Kleinhans Herter über das Höfli des Klosters Töss zu Hettlingen von 1584.

[8]) Hafner pag. 7.

[9]) St. A. F I 192. 1585 erhielt er Befehl, Landstreicher und Gesindel gefänglich einzuziehen und dem Landvogte zuzusenden.

[10]) Die Amtmannstafel wurde 1873 bei Abbruch des Amtshauses nach Zürich gebracht. Sie ist jetzt im Schweizerischen Landesmuseum aufgestellt. Ein Amtsmännerverzeichnis ist abgedruckt in Leu Lexikon „Artikel Töss“ und Hafner pag. 16.

[11]) Amtmannstafel. Rahn verkaufte auch gleich bei seinem Antritt zu Rorbas gelegene Güter des Amtes an Hans Landolt daselbst. F I 192.

Im allgemeinen verlief die fernere Entwicklung des Amtes so ruhig, wie die zürcherische Geschichte seit der Reformation. Besonders auffallende Ereignisse kamen nicht vor. Gleichwohl ist etlicher Anstände zu gedenken. 1554 wurde der Pfarrer in Töss, Rudolf Hüsli, durch den Landvogt auf Kiburg unter Beihülfe des Amtmanns Lienhard Meyer mitten in der Nacht als Gefangener nach Zürich geführt, weil er von der Kanzel aus die Obrigkeit angegriffen und geschmäht hatte. Nach kurzer Haft wurde er als Pfarrer nach Weiach versetzt.[1]) Einem ernstern Handel hatte das Verhalten des Winterthurer Schultheissen Steiner gerufen. Da die Obrigkeit, die gegen ihn ungerechterweise argwöhnte, ein grosses Aufsehen vermeiden wollte, und sein Verhör in Winterthur nicht möglich gewesen wäre, verständigte sie den Landvogt auf Kiburg und die Amtmänner in Winterthur und Töss, dass Steiner in des letztern Haus gelockt, dort einvernommen und dann nach Zürich geführt werden sollte. Dass Steiner so arglos in die Falle ging, ist wohl nur erklärlich, weil die Amtsstube zu Töss ein beliebter Ort für die Zusammenkünfte der in der Umgebung sesshaften Vertreter des Regimentes war. Der Fabrikstreit zwischen Zürich und Winterthur hatte in dieser Angelegenheit noch einmal seine Wellen geschlagen, und der Argwohn einer misstrauischen Regierung aufs Neue die Erbitterung und Abneigung zwischen zwei Bürgerschaften geschärft.[2])

---

[1]) Wirz, „Etat des Zürcher Ministeriums", pag. 176.

[2]) Troll, Geschichte der Stadt Winterthur. Bd. V pag. 113—132.

D. Schluss.

Auch über die Schweiz waren die Stürme der Revolution hereingebrochen. Mit Beginn der Helvetik hatte die Stellung von Töss als die eines Amtes aufgehört, es war zur Domäne herabgesunken. Als 1799 Masséna's Armee, nachdem sie auf ihrem Rückzuge bei Frauenfeld und Winterthur geschlagen worden war, noch einmal auf den Anhöhen von Brütten Stellung nahm, sah das Amt den tollkühnen Angriff und die Vernichtung eines Luzernerbataillons (durch Kroaten), das von den Höhen der Steig abermals über die Töss vorgedrungen war, während zu beiden Seiten der Tössbrücke das Bataillon Bodmer die Reste der zersprengten Luzernermilizen aufnahm.[1]) Noch nie während ihres sechshundertjährigen Bestandes hatten Kloster und Amt den Krieg so nahe und so blutig gesehen wie jetzt. Doch die Franzosen und die helvetische Armee mit ihnen zogen sich zurück, ihre Stellung war durch die Ereignisse bei Pfungen unhaltbar geworden, und so entging Töss weiterer Kriegsgefahr. Die Amtsgebäude standen leer, ein untergeordneter Beamter zog seit 1815 die Gefälle ein, bis 1833 der Verkauf der Domäne beschlossen wurde.

Eine Steigerung, die der Bezirksrat ausgeschrieben hatte, trug Angebote in der Summe von 102,942 Franken, das Doppelte der Schatzung von ca. 49,500 Fr. ein, infolgedessen der Regierungsrat am 17. August des gleichen Jahres den Verkauf realisierte.[2])

Eigentümer der Gebäude, mit Ausnahme der Kirche und des Pfarrhauses, das jetzt als Pfarrwohnung diente, wurde Herr Johann Jakob Rieter aus Winterthur, der den Grund zu dem blühenden Etablissement von heute legte. Nachdem auch die Mühle dem neuen Besitzer zugeschlagen worden war, wurde dem Kanal, der bisher das klösterliche Gehege durchflossen hatte, eine neue Richtung gegeben, und mehr und mehr erweiterte sich die Fabrik gegen die Kirche zu. Bis 1853 hatten der südliche Teil des Klosters, das ehemalige Refektorium und der Chor als Kornspeicher gedient, während im Schiff der Kirche noch regelmässig Gottesdienst gehalten wurde. Im Sommer dieses Jahres begann auch die Beseitigung des Kreuzganges, der bis auf die letzte Spur abgebrochen wurde, und während der Bau einer neuen Kirche aus Mitteln des Staates und der Gemeinde, und unter kräftiger finanzieller Mithülfe der Fabrikherren 1854 auf 1855 von statten ging, zog in die alte Kirche die Industrie ein.

---

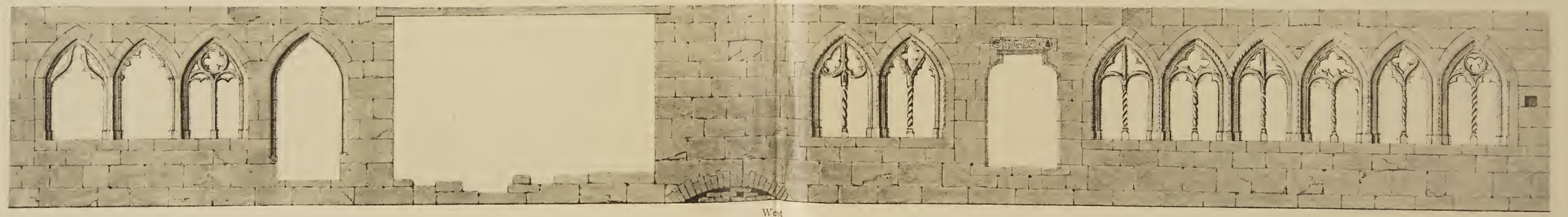
[1]) Becker: Die erste Schlacht bei Zürich, 4. Juni 1799 pag. 50.

[2]) Protokoll des Regierungsrates vom 17. August 1833. Nach diesem war das Ergebnis der Gant folgendes:

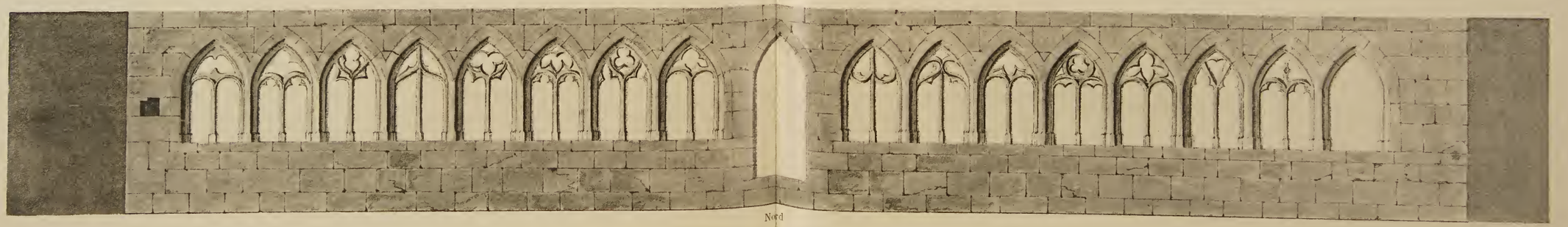
I.	Auf den sog. Amtshof (mit Ausschluss der für den Staat vorbehaltenen Gebäulichkeiten), von Herrn Rieter z. Glocke, Winterthur	Meistgebot Fr. 76,000. —
II.	Auf die Steinbrechwiesen, von Herrn Ernst, Kronenwirt, und Johann Wylenmann, Friedensrichter, Töss	„ 8,350. —
III.	Auf die Hagenwiesen, von Herrn Geilinger z. Arch in Winterthur	„ 7,600. —
IV.	Auf den Hagenpüntacker, von Herrn Präsident Wylenmann, Töss	„ 2,306. —
V.	Auf den Acker Hinter-Pünten von 6 verschiedenen Käufern	„ 2.074. —
VI	Auf den Dettnauer-Weyer, von Rudolf Wylenmann in Töss, Namens der Gemeinde . .	„ 2.950. —
VII.	Auf die Brunnenwinkelpünten von 29 verschiedenen Käufern	„ 3.447.
VIII.	Auf die Pfrundpünt, von Herrn Seckelmeister Locmann, Namens der Gemeinde . . .	„ 215. —
		Summa Fr. 102,942, —

Ost

Süd



West



Nord

KLOSTER TÖSS. KREUZGANG. NACH L. SCHULTHESS-KAUFMANN.

Das

Dominikanerinnenkloster Töss.

II. Teil. Seine Bauten und Wandgemälde.

Von

J. R. Rahn.

Mit 7 Textillustrationen und 14 Tafeln.

Zürich.
In Kommission bei Fäsi & Beer,
Druck von Fritz Amberger, vorm. David Bürkli
1904

Selten sind klösterliche Anlagen, die ihren mittelalterlichen Charakter bewahrten. Was die Stürme in der Reformationszeit verschonten, ist der Baulust späterer Generationen verfallen. Im Zeichen des 17. und 18. Jahrhunderts hat sich beinahe die gesamte klösterliche Architektur verjüngt, und fehlten die Mittel, von Grund aus zu bauen, so ist doch im einzelnen erweitert, geschmückt und für neue Bedürfnisse geschaltet worden. Von Stiftern, die bis ins 19. Jahrhundert im Wesen blieben, haben die von Hauterive, Muri, Wettingen und Rheinau ihre Kreuzgänge und anderweitige Bestandteile aus dem Mittelalter bewahrt. Fast wie sie der Bauplan des 15. Jahrhunderts bestimmte, ist die Anlage von Mariaberg bei Rorschach erhalten, und ebenso stellte Töss, so lange dessen Bauten bestanden, das Bild einer mittelalterlichen Anlage dar.

In den Jahren 1851—1853 ist ihr Abbruch erfolgt[1]), der nur die Umfassungsmauern der Kirche und des „grossen Reffentals" übrig liess, und selbst an Nachbildungen würde es fehlen, hätten nicht 16 Jahre früher zwei zürcherische Altertumsfreunde dafür gesorgt. Unbeirrt durch mitleidige Urteile, die ihre Bestrebungen für Schrullen hielten, legten die Zwillingsbrüder Ludwig und Emil Schulthess eine Sammlung an, die besonders für die zürcherische Altertumskunde von grossem Werte ist[2]). Ihre Tätigkeit fiel in eine Zeit, die grosse Lücken in dem Bestande der geschichtlichen Denkmäler hinterliess. Es war nicht nur die Unkenntnis von ihrem Werte, sondern teilweise auch ein ausgesprochener Antagonismus, der gegen den Nachlass aus früheren Zeiten herrschte, wozu noch kam, dass neue Bedürfnisse überall ins Weite strebten. Was damals gezeichnet, gemalt und gemessen wurde, ist lauter Rettung gewesen.

Die Schulthess'sche Sammlung, deren namhafteste Bestände der Familie gehören, während andere, Duplikate zum Teil, sich im Besitz der Antiquarischen Gesellschaft und der Kunstgesellschaft in Zürich befinden, zählt an die Hunderte von Blättern, und darunter nicht wenige, die das einzige Bild von seither verschwundenen Denkmälern geben. Nur noch aus einer Zeichnung Ludwigs ist das Bild des Kapitelsaales von Wettingen mit seinen Grabsteinen bekannt. Er hat die Aufnahme der zürcherichen Landkirchen besorgt; aus gemeinsamer Arbeit der Brüder ging eine Sammlung von Burgen, die vollständige Serie von Ansichten der zürcherischen Schanzen hervor, und wieder so sind Ludwig die Bilder zu verdanken, die zwar nicht die einzigen, wohl aber die sichersten und einlässlichsten Aufschlüsse über die Anlage von Töss und ihre Zierden geben.

---

[1]) A. Hafner, Das ehemalige Kloster des Dominikanerordens an der Tössbrücke. — Neujahrsblatt von der Stadtbibliothek in Winterthur auf das Jahr 1879, S. 3. Schriftliche Mitteilungen des Malers und Dichters August Corrodi. — Nach Sulzer, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft, Bd. XXVI, Heft 2, S. 122 (42), hätte der südliche Teil des Klostervierecks mit dem Refektorium noch 1853 bestanden.

[2]) Vgl. auch C. Escher in der Zeitschrift „Die Schweiz", Bd. IV (1900), S. 34.

Was Ältere hinterlassen haben, ist auf Lagepläne und etliche Ansichten beschränkt. Die ersteren, die sich im Besitze der Firma Rieter in Töss und im Staatsarchiv Zürich [1]) befinden, bieten keinerlei Aufschlüsse über die Beschaffenheit der einzelnen Teile dar. Wohl die älteste Ansicht, aus der Vogelperspektive gezeichnet, enthält eine Handschrift des Karthäusers Heinrich Murer [2]) in der Kantonsbibliothek von Frauenfeld. Als Verfertiger hat sich Hans Jeggli unterschrieben, vermutlich der Glasmaler, der 1635 seiner Kunst zu Ehren in den Rat von Winterthur gewählt worden ist [3]).

Ein Meisterwerk ist diese Ansicht nicht und wohl nur aus der Erinnerung gezeichnet. Mit gleichzeitigen Prospekten [4]) hat sie die Eigentümlichkeit gemein, dass ausgiebigster Anschaulichkeit zuliebe der Ostflügel mit der Konventstube umgelegt, d. h. seine Rückseite nach oben gekehrt und wieder mit der Fensterfronte des Westflügels so verfahren worden ist, dass sie als ein zwischen der Hinterwand dieses Ganges und der Aussenmauer befindlicher Einbau erscheint. Nur die Beischriften verleihen diesem Blatte etwelchen Wert; alles Einzelne hat der Zeichner so sorglos gegeben, dass nicht einmal die richtige Stellung der Bauten, so des Refektoriums, beachtet worden ist und die Kirche als eine dreischiffige Anlage erscheint.

Das Original einer Ansicht von Südwesten, die der Zürcher Kupferstecher Conrad Meyer (1618—1689) gezeichnet hat, ist verschollen. Eine Kopie hat Ludwig Schulthess dem Exemplare der „Ansichten der Kloster-Gebäude zu Töss“ beigegeben, das sich im Besitze der Antiquarischen Gesellschaft befindet.

Das Kloster, von Nordwesten gesehen, stellt eine wahrscheinlich aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammende Zeichnung vor, die sich in dem Manuskriptenband E 59 der Stadtbibliothek Zürich befindet und auf S. 104 (26) des vorigen Heftes steht. Ausserdem kommen verschiedene Stiche aus dem 18. und dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in Betracht [5]).

Die Schulthess'sche Sammlung ist in zwei Exemplaren vertreten, deren eines der Familie, das andere der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich gehört. Mehrere Blätter sind 1837 datiert, die architektonischen Zeichnungen mit Sepia laviert, einige Detailblätter und die Wandgemälde bunt koloriert. Über die letzteren ist später zu handeln; jene, in beiden Sammlungen die gleichen, sind auf 27 bezw. 14 Blättern enthalten [6]) und sämtliche mit gütiger Erlaubnis der Familie

---

[1]) Pläne, Schrank VI, Lade 7. Nach einem Vermerk wahrscheinlich von 1728.

[2]) Manuskript Y 105 nicht Placidus Murers, wie unter der Wiedergabe dieses Prospektes Fig. 4, S. 15, des vorigen Heftes steht. Eine abgeschliffene Kopie dieses Originals befindet sich in den Manuscripta R. P. Joannis Henrici Mureri 1784. Bibl. Rhenow. Kantonsbibliothek Zürich. Hist. 17.

[3]) Neujahrsblatt von der Bürgerbibliothek in Winterthur 1872, S. 17. Dass Jeggli und nicht Feggli, wie im „Geschichtsfreund“ (Bd. LV, S. 26) und in der „Schweizerischen Rundschau“ (IV. Jahrg., Heft 4, S. 292) steht, gelesen werden muss, geht aus einem angehefteten Blättchen in der Frauenfelder Handschrift hervor, das den Vermerk enthält: „Des klosters döß Patronen sind S. Kunraduß der Bischoff vnd S. Katrina in einem alten wapen sta(ht) in unßre Kirchen ist gemacht worden im 1514 ward dermolen abdißin eine von Hogenlandenberg · Hans Jegli, glaffmaler.“

[4]) Vergl. Rahn, Die mittelalterlichen Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau: Katharinenthal S. 221. Tänikon S. 365.

[5]) Hans Heinrich Bluntschli, Memorabilia Tigurina. Zürich 1742. — David Herrliberger, Vorstellung lobl. Standts Zürich, sog. äussere Amthäuser. Zürich 1741. Desselben Neue Topographie der Eydgnosschaft 1754—73. — Neujahrsblatt der Bürgerbibliothek Winterthur 1820.

[6]) Zwei weitere Blätter, die auf Tafel 1 des vorigen Heftes wiederholte Ansicht aus der Vogelschau und die Vignette mit dem Aussentore, ebendaselbst Fig. 11, S. 115 (35), sind nur in dem der Familie gehörigen Exemplare vertreten.

Schulthess nach dem in ihrem Besitze befindlichen Exemplare in dem vorhergehenden Hefte reproduziert. Die meisten stellen Ansichten des Innern und Äussern der verschiedenen Bauten dar. Geometrische Aufrisse liegen von dem Kreuzgange vor.

Von Johann Conrad Werdmüller[1]) sodann rühren eine Anzahl baulicher Skizzen her, welche die Sammlung des Historisch-antiquarischen Vereins in Winterthur besitzt[2]), und befinden sich ebendaselbst in der Zahl von 30 teilweise zweiseitig bezeichneten Blättern die Skizzen des Malers und Dichters August Corrodi, der als Sohn des Pfarrers zu Töss seine Jugendjahre in dem Kloster verlebte.

Im Bogen der Töss, südlich und westlich dem Laufe des Flusses folgend, schloss die Klostermauer den gesamten Komplex der Gebäude ein[3]). Ihr nördlicher Zug, hinter der Brücke beginnend, war geradlinig bis zu dem Punkte geführt, wo ein ausspringender Winkel mit seinem Ostschenkel bis hart an den Chor der Kirche reichte, um hierauf, parallel mit der Südmauer und mit ihr durch die Ostmauer verbunden, einen hinter dem Kloster gelegenen Plan zu begrenzen. In dem grossen Hofe, der sich vor der Westseite des Klosters erstreckte, waren die wirtschaftlichen Gebäude gelegen: Mühle und Säge über dem Auslauf des Kanales, der innerhalb des Beringes der Südmauer folgte. Näher gegen das Kloster zu hat Jegglis Prospekt das „Faßhaus“ (Küferei) verzeichnet und bei dem Brunnen in der Mitte des Hofes das „Bauern-Hauß“. Von zwei grossen Scheunen war die eine im Westen und die zweite mit dem „Kuhuß“ an der Nordmauer gelegen. Dann folgte die Pforte und neben ihr das Amthaus, das Jegglis Prospekt als „Abdey“ bezeichnet[4]). Weiter bei dem eben genannten Gebäude stehen die Pfisterei und das Waschhaus[5]). Endlich vor der Ostseite der Kirche steht ein als „Althuß“ bezeichneter Bau, der in der Folge abgetragen worden sein muss, da er schon auf den Plänen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts nicht mehr figuriert. Bei Jeggli, wie auf der Ansicht in dem Manuskripte E 59 der Stadtbibliothek Zürich, erscheint die Pforte als ein Mauertor, auf dem ein Walmdach sitzt. Es ist mithin der Auslug, der bis zuletzt in Form eines polygonen Ausbaues der Feldseite sich anschloss, erst nachher enstanden[6]).

1233 hatten die Nonnen sich angesiedelt und im gleichen Jahre von dem Bischof von Konstanz einen Ablass zu Gunsten derer bekommen, die zum Bau des Klosters beitragen würden[7]).

---

[1]) Vgl. über ihn S. 135 (13) unten.

[2]) Auch dieser Stelle, von welcher die Erlaubnis zur freien Benutzung der genannten Blätter erteilt worden ist, sei verbindlichst gedankt.

[3]) Vgl. den Lageplan S. 109 (29) des vorigen Heftes.

[4]) Verschrieben für „Amtei“, „Ambthauß“, wie dieser Bau auf den Plänen im Staatsarchiv Zürich heisst.

[5]) Letzteres als solches bezeichnet auf den obigen Plänen.

[6]) Dieses Thor wurde erst im Sommer 1899 abgebrochen. — Sulzer, Bilder aus der Geschichte des Klosters Töss. Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft in Winterthur 1903, S. 42.

[7]) Zürcher Urkundenbuch I, S. 359, Nr. 485.

Schon 1240 war die Kirche geweiht[1]; doch ist diese erste Anlage wohl nur ein Notbau gewesen; „da ward angang ein Hauss und cappel gebauwen", berichtet Laurentius Bosshard[2]; ausserdem wird schon 75 Jahre später — 1315 am 1. Oktober — von einer abermaligen Weihe berichtet, welche Chor und Kirche, dort den Hochaltar und hier drei Altäre betraf, worauf am 26. Juni gleichen Jahres die Konsekration eines fünften „in capella" folgte[3]. Vermutlich also ist kurz vorher die Kirche errichtet worden, deren Umfassungsmauern noch heute bestehen, allerdings nur diese; denn bald nach der Reformation (1525) ist der Chor in einen Kornspeicher verwandelt und nur noch das Schiff zum Gottesdienste gebraucht worden. Aufnahmen gibt es nicht, auch keine Ansichten des Inneren, wie es vor der Installation des Fabrikbetriebes war. Aus Veduten allein und den sparsamen Anhaltspunkten, die stete Veränderungen an den Gebäuden übrig gelassen haben, ist es möglich, einen ungefähren Rückschluss auf die frühere Einrichtung zu ziehen.

Chor und Langhaus bildeten ohne sichtbare Trennung am Äussern ein Rechteck von 66,87 m innerer Länge und 10,20 m Breite. Beide Teile waren einschiffig, von gleicher Breite und mutmasslich in gleicher Höhe, mit einer flachen Holzdiele bedeckt[4]. Ein breites und hohes Spitzbogenfenster, dessen Scheitel bis zum Beginn des Giebels reichte, nahm die geradlinige Schlusswand des Chores ein. Der Pfosten und Masswerke war es schon längst beraubt. Drei viereckige Öffnungen an der Basis und im Scheitel des Giebels waren zur Lüftung des Dachbodens bestimmt. In einer Spitzbogenblende, die sich dazwischen über dem Fenster befand, wollen Corrodi und Hafner die Spuren eines Madonnenbildes wahrgenommen haben. Südlich war nur der über das Klostervierеck vorspringende Teil des Chores mit zwei Fenstern versehen; auf acht wird die Zahl der gegenüber am Chor und Schiff befindlichen angegeben. Ihre Gliederungen haben nur die an der Westfronte befindlichen bewahrt, zwei einsprossige Fenster von einem dreiteiligen Mittelfenster überragt und alle drei auf gleicher Höhe, 4,70 m über dem äussern Boden gelegen. Mit der Bauzeit, deren mutmasslichen Abschluss die 1315 stattgehabte Weihe bezeichnet, stimmt die Bildung dieser Fenster überein. Die Leibungen der seitlichen sind einfach geschrägt, aus Kehle und Plättchen die Pfosten, wie die nasenlosen Teilbögen und Masswerke gebildet. Diese letzteren sind ungleich; in dem einen Fenster ein Kreis, die Füllung des andern dagegen ist fischblasenartig von dem Hauptbogen auf die Scheitel der Teilbögen geschweift. Etwas reicher, aussen gefast und innen in einem Zuge von einem Rundstab begleitet, ist die Leibung des Mittelfensters. Das Masswerk, von gleicher Beschaffenheit wie das der seitlichen Fenster, besteht aus einem Kreise, der zwischen zwei Lanzettbögen auf dem Scheitel eines vollen Spitzbogens sitzt. Zwei schmale viereckige Lucken

---

[1]) A. a. O. II, S. 31, Nr. 530.

[2]) Hafner S. 4. S. 18 will er — gewiss mit Unrecht — den südlichen Anbau neben dem Chore für dieses erste Gotteshaus gehalten wissen.

[3]) Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, Heft II, 1. Abteilung, S. 268 (nach dem im Staatsarchiv Zürich Akten Töss Nr. 365 befindlichen Verzeichnis der Altarstiftungen und Altarweihen). Ein sechster Altar — altare inferius in ecclesia versus claustrum — wurde am 17. April 1325 geweiht, und etwas später verzeichnet dasselbe Dokument (s. Anhang) einen Ablass von 40 Tagen, den Bischof Heinrich I. von Konstanz (1233—1248) facientibus elemosinam pro fabrica monasterii sororum in Toesse erteilte.

[4]) Unrichtig hat Nüscheler die a. a. O. zitierte Inschrift mit der Jahreszahl 1491 in die Kirche versetzt; sie hatte vielmehr, wie ein Vermerk zu ihrer Abbildung in der Schulthessischen Sammlung (Exemplar der Familie Taf. 13) bestätigt, in einem Zimmer gestanden.

mit einfach gefastem Profil und ein kleines Rundfenster stehen im Dreieck darüber. Ein diagonal ausspringender Strebepfeiler mit schräger Verdachung steigt in einem Zuge an der Nordwestkante empor. Die Türe ist wie alle übrigen Eingänge erneuert. Ein hölzerner Dachreiter mit schlankem Spitzhelm hatte etwas westwärts von der Mitte auf dem First gestanden. Die Mauern sind Bruchsteinwerk und es musste das Äussere, auch als die Fenster noch ihre Gliederungen hatten, den Anblick einer Bettelordenskirche von dürftigster Haltung dargeboten haben.

Eine Quermauer teilt das Innere in zwei Hälften ab, deren westliche bis 1854 als Gemeindekirche diente [1]). Ihre Länge — 22,50 m — kommt ungefähr der Hälfte des östlichen Abschnittes gleich und wohl stimmt diese Teilung mit der ursprünglichen überein. An Stelle der Mauer hatte der Lettner gestanden, eine mit Durchgängen versehene Querbühne, die den Chor von der Laienkirche trennte. Einen so langen Chor hatte übrigens nicht Töss allein; auch andere Kirchen von Frauenklöstern Dominikanerordens, die um diese Zeit erbaut worden sind, zeichnen sich dadurch aus: die von Klingental in Kleinbasel [2]) und Ötenbach in Zürich [3]), jene 1293 geweiht und diese um 1317 vollendet; und wieder so scheint ein ähnliches Verhältnis zwischen Chor und Schiff vor dem Bau der jetzigen Kirche von Katharinenthal bei Diessenhofen bestanden zu haben [4]). Es wird dies auch erklärlich, wenn man weiss, wie gross die Konvente waren. 1281 hat der von Ötenbach 120 Nonnen gezählt, während Töss um 1358 deren meistens gegen 100 beherbergte [5]). Die Weihenachrichten erwähnen den Hochaltar (majus altare) im Chor und vier Altäre im Schiff (in ecclesia), nämlich die oberen und unteren gegen das Kloster (Süd) und gegen die Strasse (Nord). Drei dieser letzteren samt dem Hochaltare wurden 1315, der vierte (altare inferius in ecclesia versus claustrum) dagegen erst 1325 geweiht [6]).

Unbekannt wie die übrige Einrichtung und Ausstattung der Kirche ist auch ihr Verhältnis zu der etwas niedrigeren Kapelle, die an die Südseite des Chores stiess. Die Schulthess'schen Ansichten [7]) stellen sie als einen querschiffartigen Anbau von annähernd quadratischem Grundrisse dar, und Hafner (S. 18) will sie für den ältesten Teil der Kirche gehalten wissen. Tatsache ist, dass drei Fenster an der Ostseite, ein beträchtlich höheres in der Mitte, den Rundbogen zeigten [8]) und ausgeschlossen ist wenigstens die Annahme nicht, dass diese Kapelle vor der jetzigen Kirche erbaut worden sein möchte. Einer schriftlichen Mitteilung Corrodi's zufolge war sie mit einem Kreuzgewölbe bedeckt, wozu kommt, dass die Westfront, wo sich nach dem Kreuzgang eine leicht gekehlte Spitzbogentüre öffnete, beiderseits von einem Strebpfeiler begleitet war [9]). Über die

---

[1]) Hafner S. 18.

[2]) Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Altertümer in Basel. VIII. Basel 1860.

[3]) Vergl. den Grundriss im Zürcher Taschenbuch für 1889, S. 233.

[4]) Rahn, Die mittelalterlichen Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, S. 219.

[5]) S. voriges Heft S. 98 (18), Note 1, und Sulzer, Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Winterthur 1903, S. 16.

[6]) Vgl. den Anhang.

[7]) Fig. 12 auf Seite 119 (39) des vorigen Heftes.

[8]) Diese Fenster sind später vermauert, die seitlichen auf zwei untere Lucken, das mittlere auf ein oberes Fensterchen reduziert und daneben zwei neue ausgebrochen worden. Wahrscheinlich geschah dies, als die Kapelle durch die auf Taf. XII, Fig. 46 sichtbare Balkendiele in zwei Geschosse geteilt wurde.

[9]) Vgl. Taf. XII u. XIII, Fig. 46 und 51. Unerklärt bleibt die Dreiviertelssäule, die auf Taf. XII, Fig. 45 in dem einspringenden Winkel zwischen Kirche und Kapelle erscheint. Ihre attische Basis ist mit einem prismatischen Klötzchen besetzt, das über dem kubischen Postamente vorspringt.

Beschaffenheit des Innern sind keine Aufschlüsse überliefert ausser der Nachricht des Laurentius Bosshardt, der von mehreren Grabsteinen meldet, die hier gestanden haben sollen: „Item in der capell nebent dem Kor zu töss ist ein erhaben grab gesin, daruuf was ein stein mit habspurger, kyburger vnd eim schilt mit eim adler, da was gar kein geschrift me, an eim anderen grab davor über stund uff dem grabstein geschrieben: anno domini 1282, pridie kalendis martii starb frow Clementa, ein gräfin von toggenburg. Es liegent auch in derselben capell ettlich münchen, die uff dem heilligen berg vnd ze Töss gestorben sind, do die von Zürich in bann warend, und die prediger münch von Zürich uff den heilligen berg gewichen und dem bapst gehorsam wolltend syn[1])." Vermutlich ist diese Kapelle identisch mit der 1315 erwähnten, in welcher damals von Johannes episcopus Valaniensis ein Altar geweiht worden ist und mit der „capella beati Dominici", deren ein Ablass desselben Bischofs gedenkt[2]). Ein gleicher Anbau hatte neben dem Chor von Klingental bestanden und zwei seitliche Kapellen waren neben dem der Ötenbacherkirche gelegen.

Es ist zu bedauern, dass vor dem Abbruche der Klostergebäude kein Zeuge sich fand, der es der Mühe wert gehalten hätte, auch nur ein flüchtiges Bild ihrer Teilung und Ausstattung zu entwerfen, oder aufzuzeichnen, wass Ältere gewiss noch von den einzelnen Stücken und ihrer ehemaligen Bestimmung zu berichten wussten. Es gilt dies von dem grossen Gebäude, das hart vor der Südostkante des Klostervierecks parallel mit der Südfronte sich ostwärts erstreckte[3]). Auch davon ist nichts bekannt ausser den Ansichten, welche die Schulthess'sche Sammlung enthält (Taf. I und Fig. 12, S. 119 (39) des vorigen Heftes). Zu einem flüchtigen Plänchen, das August Corrodi 1875 für den Verfasser entworfen hat, ist vermerkt, dass in „Nischen", d. h. den Fensterkammern (welches Stockes?) „Spuren von Bildern satirischen Inhaltes" sichtbar gewesen, und der gleiche Berichterstatter meint, dass hier die Gäste des Klosters beherbergt worden seien. Dem widerspricht aber die Lage dieses Gebäudes, das parallel mit dem Chore einen von dem Verkehre abgeschlossenen Garten oder Wiesenplan, den nachmaligen Friedhof, begrenzte, und die Auszeichnung des Erdgeschosses, das östlich und nördlich mit spitzbogigen Masswerkfenstern frühgotischen Stiles geöffnet war. Schmälere Lichter, ebenfalls spitzbogig, aber leer und zu zweien gruppiert, waren an der Südseite und einfache im oberen Stocke verteilt. Viel näher liegt es daher, auf intimere Bestimmung zu raten und diesen Bau mit dem „grossen reffental" (Refektorium) zu indentifizieren, von welchem Bosshard berichtet, dass Amtmann Brennwald (seit 1528) die darauf befindlichen Zellen habe abbrechen und an ihrer Stelle „eine hübsche Kornschütti" machen lassen[4]). Unbekannt bleibt, welche Verbindung mit dem Kloster bestanden habe, da beide Teile ein kurzer Abstand trennte.

Ein vollständiger Neubau des Klosters fing 1469 an: „anno · dñi · m · cccc · im · lxviiii · iar · ward · der · bu · an · gehept", lautet die jetzt im Schweizerischen Landesmuseum befindliche Inschrift, die an

[1]) Hafner S. 6.

[2]) Akten Töss Nr. 365. Johannes episcopus Valaniensis dat omnibus visitantibus altaria, videlicet capelle beati dominici, sanctorum apostolorum et sancti Nicolai in ecclesia sororum in Thoesse in festo dedicationis eorundem pro quolibet ipsorum XL dies.

[3]) Auf den Lageplänen im Staatsarchiv als „alte Schüti" bezeichnet.

[4]) Hafner S. 11. Unrichtig ist die Angabe S. 19 a. a. O., dass Brennwald das ganze Gebäude habe niederreissen lassen.

der Fensterfronte des westlichen Kreuzgangflügels über einer Tür stand[1]). Hinsichtlich der Abmessungen des Kreuzganges (Taf. III und IV des vorigen Heftes) stimmen die älteren Pläne mit dem Schulthessischen nicht überein; doch hat letzterer, da von gleicher Hand die geometrischen Aufrisse der Fensterfronten stammen und zudem Verschiedenes auf genaue Beobachtung deutet, als zuverlässig zu gelten, und war demnach die Längenachse des Kreuzgartens von Nord nach Süd gerichtet. Symmetrisch waren die Fenster nur im Nordflügel verteilt, je 8 zu Seiten einer mittleren Türe, 19 Fenster hatte der östliche Flügel, wo die einzige Pforte südwärts zwischen dem 14. und 15. lag. Eine Türe in der Mitte und die andere am Ostende waren im südlichen und wiederum deren zwei in zufälliger Anordnung im Westgange geöffnet, wo eine von regelrechten Kanten begrenzte Lücke auf das ehemalige Vorhandensein eines Ausbaues wies[2]).

Die Gänge waren mit roh gezimmerten Balkendielen bedeckt und die Vorderfronten aus Quadern gemauert. Wechselnd von Fenster zu Fenster, aber keineswegs mustergültig, waren die Masswerke geformt, teils nüchtern, teils barock und zudem die Bögen gedrückt und unschön geführt. Am reichsten war das Fensterwerk in der südlichen Hälfte des Westflügels gebildet, wo die Stelle des Mittelpfostens ein spiralförmig gekehltes Säulchen versah und zwei gewundene Stäbchen die Fronte der Zwischenpfeiler begleiteten. Auch an der Vorderkante des Hauptbogens setzte dieser Taustab sich fort, aber nur bis zum viertletzten Fenster, wo bereits der eine Schenkel dieser Gliederung entbehrte, und gleiches war im Südflügel der Fall[3]) Über der Türe zwischen den reichsten Fenstern des Westganges hatte jene Inschrift gestanden. Das deutet darauf, dass hier der Bau begonnen und ein Teil der Werkstücke zum voraus beschafft worden sei, worauf, vermutlich nach längerer Unterbrechung, eine Ebbe in der Baukasse zur Vereinfachung des Werkes führte.

Gleiche Profile der Wandungen und Bögen sind zwar durchwegs wiederholt in Form einer Kehle, die zwei Fasen begrenzen, auf glatten Postamenten, die ihren obern Abschluss durch einen leichten Einzug erhalten. Nach zwei verschiedenen Gruppen teilen sich dagegen die Masswerke ab. Einen ganz fremdartigen Charakter tragen die der älteren Fenster. Jene tauförmigen Gliederungen und die gewundenen Teilsäulchen auf ihren kubischen Postamentchen, die Zackenbögen und Pässe, die mit ihren massiven Nasen als einfach ausgeschnittene Platten erscheinen, sind hierzulande fremd; sie haben viel mehr mit italienischer Spätgotik gemein. Abweichend von den landesüblichen Formen sind auch die Masswerke gebildet, die oft wie ein Gitterwerk aus geraden Stäben bestehen und sich zu ebenso seltsamen Formen bei geschwungener Führung verbinden. Im Gegensatze hierzu wiesen die Fenster im östlichen und nördlichen Gange und die anstossenden des westlichen Flügels die Formen auf, die den heimischen Werkmeistern seit Ende des 15. Jahrhunderts

---

[1]) Diese in Fig. 7, S. 108 (28) des vorigen Heftes abgebildete Inschrift wurde im Frühling 1898 von der Firma Rieter in Töss dem Landesmuseum geschenkt (vergl. Jahresbericht 1898 und 1899, S. 52). Deutlich 1469 und nicht 1468, wie bei Hafner (S. 21, Note 1) steht, lautet die Jahreszahl. Die seitlichen Wappen sind unbekannt. Das zur Rechten hat Hafner a. a. O. fälschlich für das Goldenbergsche ausgegeben. Es ist auch keines der beiden das derer von Hofstetten, welchem Hause die damalige Priorin Anna angehörte.

[2]) Eine flachbogige Nische, die sich im östlichen Teil des Südganges zu ebener Erde befand, ist wahrscheinlich später entstanden, worauf die teilweise Zerstörung der Gemälde deutet. Hafner berichtet S. 32 von einer Sage, der zufolge daselbst ein Gerippe gefunden worden sei.

[3]) Die Kopie, im Besitze der Antiquarischen Gesellschaft, hat diese Unterschiede zwischen den Fenstern des Westflügels nicht wiedergegeben.

geläufig waren. Von den Türen waren die meisten spitzbogig und einfach profiliert; nur einmal, im Ostflügel, kam der Korbbogen vor.

Wie der Hochbau über den Gängen und die rückwärts anstossenden Räume waren, geht nur lückenhaft aus dürftigen Notizen und den Schulthess'schen Zeichnungen hervor. Jener, auf ein niedriges Stockwerk beschränkt, zu dem eine Holztreppe am Westende des Südflügels hinaufführte, war auf allen vier Seiten herumgeführt[1]) und gegen den Kreuzgarten mit niedrigen, aber ziemlich breiten Rundbogenfenstern geöffnet. Ein einziger Gang mochte der Kirche entlang die Verbindung zwischen der Klausur und dem Chore vermittelt und seine Fortsetzung in den hüben und drüben anstossenden Flügeln gefunden haben, wo rückwärts, nach aussen zu, die Zellen lagen. Im Ostflügel war zu ebener Erde neben der Kapelle das Kapitel gelegen. Das ist sein üblicher Standort und auch die spezifische Auszeichnung dieses Raumes geben die Ansichten wieder: zwei Doppelgruppen von Fenstern zu Seiten einer gleichfalls rundbogigen Türe, die sich nach dem Kreuzgange öffneten Taf. XIV) und drei Masswerkfenster, die sich gegenüber an der Ostwand befanden (Fig. 12, S. 119 [39] des vorigen Heftes). Ein beiderseits mit Rundbogentüren geöffneter Durchgang schied das Kapitel von dem südlich folgenden Teile, dessen Bestimmung unbekannt ist.

Im Südflügel, der bis zum Abbruch des Klosters als Pfarrhaus diente, hatte die Priorin gehaust, und Hafner (S. 19) will von einer „reich dekorierten Kapelle“ wissen, die in diesem Teile gelegen habe. Weitere Belege für diese Meldung gibt es nicht, denn die Bezeichnung „Prioratskapelle“ unter dem nach einer Werdmüller'schen Skizze im vorigen Hefte Fig. 2, S. 85 (5) abgebildeten Deckenbalken ist von fremder Hand geschrieben. Werdmüller hat dem Verfasser gegenüber nur von einem „Gemache“ berichtet, wo sich im Erdgeschoss des Südflügels eine geschnitzte Decke mit der Jahreszahl 1491 befand. Die übrigen Schnitzbalken[2]) sind von ihm eigenhändig als solche von Zimmerdecken bezeichnet. Ausser Werdmüller hat auch Ludwig Schulthess einige Zeichnungen hinterlassen, welche Details von Deckenbalken und Stützen wiedergeben. Als den Standort eines Unterzuges gibt er das Refektorium an, ohne freilich zu bemerken, wo dieses gelegen hatte. Da die Zahl der Frauen in der Folge sich verringert hatte — 1525 hatten ausser 18 Laienschwestern deren noch 35 im Kloster gelebt[3]), — mochte das „grosse Refental“ entbehrlich und für die Mahlzeiten ein kleinerer Raum im Südflügel hinreichend geworden sein. Auf eine Änderung in diesem Sinne deutet auch eine Nachricht Bosshards hin: „Anno Domini 1496 ward die Kuchj ze Töss im Kloster mit gewelb vnd Kämi gemacht.“ [4]) Andere Räume waren schon vorher eingerichtet worden. Zweimal an Balkendielen war die Jahreszahl 1491 angebracht, in dem einen Gemache mit dem Schilde des Klosters, dem österreichischen Bindenschilde und der Minuskelinschrift: der · frid · sig · difem · hus · vnd allen · den · die darin · wonen · find · M · CCCC · LXXXXI ward gemacht. †ihs.[5]) Den Zeichnungen zufolge war der Schmuck der Räume mit nicht gewöhnlichem Fleisse geschaffen. Nicht nur die Köpfe der Balken, sondern auch ihre Untersichten in ganzer Länge waren teils mit Mass-

[1]) Die tiefe Lage des Daches, das an der Rückseite des Ostflügels bis auf das Erdgeschoss hinunter reichte (Fig. 12, S. 119 (39) des vorigen Heftes), rührte ohne Zweifel von einem spätern Umbau her.

[2]) Fig. 1, S. 30, und Fig. 9 und 10, S. 111 (31) des vorigen Heftes.

[3]) Vergl. das Verzeichnis bei Hafner S. 7.

[4]) Sulzer, Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Winterthur 1903, S. 41.

[5]) Zeichnung von Ludwig Schulthess.

werk, teils mit Ranken in Relief geschmückt, das sich in der Naturfarbe des Holzes von blauen, gelben und roten Unterlagen abhob. In gleicher Weise waren die Wangen des Sattelholzes geschmückt, das im Refektorium auf einem Holzpfeiler ruhte. Eine andere Stütze war in Stein gemeisselt und, mit eleganten Profilen gegliedert, auf eine doppelt aufgeschrägte Basis auf kubischem Postamente gestellt. Keinerlei Berichte und Nachbildungen sind dagegen von Wandgemälden bekannt, obgleich solche gewiss auch hier nicht fehlten. Sie mochten schon früh beseitigt oder bei späteren Umbauten zerstört worden sein.

Den Einblick in den mittlern Durchgang des Westflügels eröffnet die Ansicht auf Taf. VIII. Sie zeigt ihn mit einer Balkendiele bedeckt, und das wird auch in den seitlichen Räumen der Fall gewesen sein. Die spärlichen Lucken, mit denen sie sich nach dem Kreuzgange öffneten, deuten darauf, dass hier Keller und Vorratsräume und neben dem Durchgang die „Pforte“ und etwa ein Sprechzimmer gelegen hatten.

„Es hand auch Graffen, Fryen und vill Edellüt jr begrebd ze Töss gehan“, schreibt Laurentius Bosshard[1]). Der Grabmäler in der Kapelle ist oben gedacht; andere mochten im Kreuzgang, im Kapitel und in der Kirche gelegen haben; aber nur eines ist erhalten und auch dieses von seinem ursprünglichen Standorte entfernt. Einige wollen diesen Stein für das Grabmonument der 1337 in Töss verstorbenen Prinzessin Elisabeth von Ungarn, andere für ein Kenotaphium ihrer Mutter, der Königin Agnes, gehalten wissen. Tatsächlich fehlen jegliche Anhaltspunkte zur Bestimmung der Persönlichkeit, an welche dieses Denkmal erinnern sollte. Über seine wechselvollen Schicksale ist folgendes bekannt: 1598 (wo?) wieder aufgefunden, wurde es 1602, nach einem andern Berichte 1608, im Chor der Kirche auf vier hölzerne Säulchen gestellt[2]), dann aber 1703 bei Anlass eines Umbaues unter die Kanzel versetzt[3]). 1775 hat Müller diesen Stein im III. Teile seiner „Merkwürdige Überbleibseln“ abgebildet und ebendaselbst über den fruchtlosen Verlauf einer Ausgrabung berichtet, die fünf Jahre vorher in Gegenwart des Abtes von St. Blasien auf dem damaligen Standorte stattgefunden hatte. Dann ist er abermals verschollen und erst in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, unter dem Fussboden der Kirche vergraben[4]), wieder aufgefunden worden, worauf ihn der Besitzer, Herr Oberst Rieter in Töss, in den Garten seiner Villa bei Winterthur versetzen liess[5]). Von da endlich ist er im Frühling 1898 in das Schweizerische Landesmuseum gelangt, wo er als Deckel eines ad hoc geschaffenen Sarkophages in dem Raume Nr. IX steht.

Von Elisabeth von Ungarn schreibt Bosshard: „starb im closter, ward begraben nebend dem fronaltar im Kor ze töss in eim erhaben grab, darauff stund geschriben . . “[6]) Das Weitere fehlt in dem Manuskripte und der vorhandene Stein trägt ausser den Namen der Evangelisten keine Inschrift. Möglich indessen, dass eine solche dennoch dazu gehörte. In diesem Falle hätte sie, da der Stein aller Wahrscheinlichkeit zufolge zu einem Tischgrab gehörte, auf der darunter liegenden Platte gestanden. Dass nicht nur die Ober-, sondern auch die Fussplatten von Tischgräbern Bild-

[1]) Hafner S. 7.

[2]) J. Müller, Merkwürdige Überbleibseln von Alter-Thümmeren der Schweitz. III. Teil. Zürich 1775, S. 7.

[3]) Johann Conrad Vögelin, Geschichte der Stadt Zürich, II. Teil B. Stadtbibliothek Zürich MS. W 65, fol. 395 b.

[4]) Mündliche Mitteilung des Herrn Max Rieter-Elmer in Töss.

[5]) Hafner S. 6, Note 3.

[6]) A. a. O. S. 6.

Fig. 13. Madonna. Anbetung der Könige. (Nr. 51.)
Originalpause von A. Corrodi.

werk und Inschriften hatten, beweisen Vadians Bericht von dem Grabmale des Abtes Ulrich Rösch in St. Gallen und Bero's Kenotaphium in der Stiftskirche von Beromünster. Für Elisabeths Grabmal spricht der besondere Umstand, dass die beiden darauf befindlichen Schilde das ungarische Wappen zeigen. Immerhin ist auch die Meinung Älterer nicht ohne weiteres zu verwerfen, dass dieses Denkmal als Kenotaphium der Mutter gestiftet worden sei, zum Dank für die Wohltaten, die sie dem Kloster erwiesen hatte. Anzeichen an der Unterseite[1]) und seine kleinen Dimensionen deuten darauf, dass der Stein kein Sarkophagdeckel, sondern die Platte eines Tischgrabes gewesen sei[2]). Er ist bloss 1,715 m lang und 0,66 m breit, der Rand mit einer von Fasen begrenzten Kehle profiliert, auf den eine Schräge mit wellenförmigen Blattranken folgt. An den Schmalseiten sind diese Gliederungen leicht giebelförmig aufgeschweift und die Fronten darunter mit Blattwerk geschmückt. Dieselbe Form hat die Oberfläche. Ihre beiden Hälften sind mit Blumen- und Blattranken geschmückt, die mit ihren äussersten Windungen die Zeichen der Evangelisten umschliessen, mit Bandrollen, auf denen in Majuskeln die Namen stehen. Zwischen den Ranken sind schräg überkant zwei Spitzschilde angebracht, die beide das ungarische Wappen weisen, der eine achtmal quer geteilt, der andere mit dem Patriarchenkreuz, das ohne Dreiberg und Krone frei aufrecht steht. Alle Einzelheiten sind lebendig und mit eingehendem Fleisse behandelt.

Das Vornehmste, was Töss besass, sind die Wandgemälde gewesen, die in ununterbrochener Folge die Rückwände des Kreuzganges schmückten Sie mochten in der Schweiz zu den grössten und auch am besten erhaltenen Bilderreihen aus dem Mittelalter gerechnet worden sein. Aber alles ist untergegangen und nichts gerettet ausser vereinzelten Nachbildungen und zwei vollständigen Serien, die aus dem Schulthess'schen Nachlasse stammen[3]). Die eine, das Original, das

[1]) Müller und Vögelin a. a. O.

[2]) Mea culpa wurde der Stein im Landesmuseum nicht auf Freistützen, sondern auf einen Sarkophag gelegt, der dem Habsburger Kenotaphium im Schiff der Klosterkirche von Königsfelden nachgebildet ist.

[3]) Die Lichtdrucktafeln stammen aus dem Atelier des Herrn Alfred Ditisheim, Nachfolger von Henri Besson in Basel.

den Nachkommen gehört, besteht aus 27 Tafeln[1]). Sie sind 1838 datiert[2]) und ihr Verfertiger ist der nachmalige Professor am eidgenössischen Polytechnikum, Johann Conrad Werdmüller als angehender, erst neunzehnjähriger Künstler gewesen. So erklärt sich, dass hier die Schulung und stilistische Korrektheit fehlt, die seine späteren Arbeiten belegen. Eine bestimmte Zeichnung lässt keines der Gesichter erkennen; die Verhältnisse der Figuren und ihre Bewegungen sind unsicher; Trachten u. dgl. sind in der Hauptsache wohl richtig vorgeführt, aber doch nicht so, dass sie Verlass im Einzelnen böten. Die Bemalung scheint vielfach nach Gutdünken ergänzt zu sein. Die Wappen endlich sind in Zeichnung und Farben so gegeben, dass nur wenige sich bestimmen lassen. Auch an Missverständnissen fehlt es nicht und an Verstössen, die zeigen, dass der Kopist mit der mittelalterlichen Ikonographie sehr wenig oder gar nicht vertraut gewesen ist. Bei der Dornenkrönung, wo der Heiland sonst nur mit Lendenschurz und dem Purpurmantel erscheint, hat ihn der Künstler mit einer Art Tunika und auf dem folgenden Bilde des Ecce homo gar mit einem Lendner bekleidet. Möglich ferner, dass Christus bei der Taufe im Jordan und der Hochzeit zu Kana als Jüngling erschien; schlechterdings undenkbar ist dagegen, dass ihn der Maler auf den folgenden Bildern und vollends bei den Passionsszenen mit bartlosem Antlitz dargestellt habe.

Die zweite Folge ist Kopie der vorigen, die vielleicht Ludwigs Bruder, Emil, gemalt oder ebenfalls durch Werdmüller hatte anfertigen lassen. Durch letztwillige Verfügung eines Verwandten ist sie in den Besitz der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich gelangt. Die Blätter — 14 an der Zahl — sind etwas kleiner und noch flauer gezeichnet als die Originale, die Inschriften mehrfach weggelassen und bei einzelnen Szenen ist sogar die Zahl der Figuren reduziert[3]). Endlich weichen auch öfters die Farben der Gewänder von den Originalkopien ab.

Weitere Nachbildungen besitzt die Sammlung des Historisch-antiquarischen Vereins in Winterthur: zwei Blätter mit Figuren, die Werdmüller der Kostüme wegen kopierte, aber so schwach wie die vorher genannten Bilder. Vier andere, nach den Aufschriften zu schliessen, von Corodis Hand, stellen ganze und halbe Figuren und einige Köpfe vor. Sie sind mit Bleistift glatt und Ellenriederisch gezeichnet, im Originalzusammenhange kaum wieder zu finden und somit augenscheinlich aus dem Eigenen verjüngt. Um so wertvoller sind dagegen die Fig. 13—17 abgebildeten Köpfe, in Pausen überliefert, die Corodi allerdings auch nicht ohne Retouchen nach den Originalien gezeichnet hat.

Von diesen meldet schon ein Bericht aus dem 18. Jahrhundert: „ist fast alles verbliechen, dass mans schier nit mehr sehen noch lesen kann“[4]), und Johann Conrad Vögelin (1815) zählt nur zwölf erhaltene Bilder auf; die übrigen, fügt er bei, sind längst verblichen[5]). So schlimm indessen muss doch ihr Befund nicht gewesen sein, sonst hätte Werdmüller nicht so viel zeichnen können. Als besonders gut erhaltene hebt Hafner[6]) die Bilder an der Nord- und Westwand hervor.

---

[1]) Ihre ungefähre Grösse zeigt der Lichtdruck auf Taf. VI.

[2]) Diese Jahreszahl steht der Taf. 13 beigeschrieben.

[3]) So bei dem Sturm auf Jerusalem, Taf. IX, Nr. 33.

[4]) Junker Hans Conrad Escher zum Steinernen Erggel, 1705 bis 1786 (siehe dessen Lebensbeschreibung von Gessner im Helvetischen Almanach für 1787), Aufschriften zu Stadt und Land. Stadtbibliothek Zürich Ms. J 422, S. 78.

[5]) S. 396 a des S. 11, Note 3 oben zitierten Manuskriptes.

[6]) S. 20.

Fig. 14. Christus und die Ehebrecherin? (Nr. 61.)
Originalpause von A. Corrodi.

Durch alle vier Flügel ging der gleiche Schmuck des Sockels hindurch und nur im südlichen Korridore waren die Grössenverhältnisse der Bilder und ihre Umrahmungen von denen der anderen verschieden. Hier waren es gelbe Rundstäbe, welche die Feldungen trennten. Braune, nach oben zugeschrägte Postamente trugen die runden, aufgekehlten Basen; ähnlich wie diese, als niedrige Kelche, waren die Kapitäle gebildet, deren einzelne mit sitzenden Figürchen bekrönt gewesen sind. Alle übrigen Gemälde dagegen sowie die Fenster und Türen[1]) waren von dünnen Streifen rot oder gelb umrahmt. Über dem Fussboden zog sich ein unverputzter Mauerstreifen hin. Dann folgte als Brüstung ein „Umbehänge“ von Teppichen, die der Breite der Bilder entsprachen, durch Streifen getrennt, die oben stumpfwinkelig ausbogen, wodurch die Illusion einer unter den Bildern vorspringenden Bank entstand Diese Abschnitte wie ihre Aufsichten waren in zufälligem Wechsel verschieden geschmückt, mit Damastmustern von anderer Farbe als die des Grundes, bald einheitlich weiss, blau oder rot, bisweilen auch mit einfachen Linien quadriert, und die goldig[2]) oder gelb besäumten Zwischentreifen wagrecht rot und schwarz geteilt. Die meisten Teppiche hatten heraldischen Schmuck mit Vollwappen, die zu zweien bis vier an der Zahl nebeneinander standen. Einfache Schilde von bürgerlichen Donatoren kamen nur fünfmal vor. Ab und zu war auf den Teppichen eine goldene Inschrift gemalt, welche den Inhaber des Wappens nannte.

Die Serie bestand aus 79 Bildern. Den Anfang am Südende des Westflügels machten zwei Darstellungen von Heiligen; dann folgten 34 Szenen aus dem Alten Bunde. Ungefähr in der Mitte des Nordganges, an der Kirchenmauer also, fingen die neutestamentlichen Bilder an mit solchen aus der Geschichte des Täufers Johannes, den Vorgeschichten von Joachim und Anna und den Jugenderlebnissen der Jungfrau Maria. Den Ostflügel nahm von der Verkündigung bis zur Belehrung der Söhne Zebedäi die Geschichte des Heilandes, und den Südflügel, mit dem Einzuge in Jerusalem beginnend, die Folge der Passionsszenen bis zur Auferstehung ein.

Es scheint, dass die ganze Folge binnen nicht zu langer Zeit, vielleicht sogar in einem Zuge, geschaffen worden ist; denn erhebliche Unterschiede zwischen dem Stil der einzelnen Bilder, sowie in der Wiedergabe von Trachten, Baulichkeiten usw. sind auf Grund der meisten Kopien

---

[1]) Nur über der Türe des Refektoriums (Südflügel) war der Scheitel mit einer Kreuzblume besetzt und auf ihrem Sockel das Kreuz mit Speer und Ysop gemalt.

[2]) Hafner S. 26.

Fig. 15. Heimsuchung? (Nr. 48.)
Originalpause von A. Corrodi.

nicht wahrzunehmen. Auf technische Kriterien lassen die Nachbildungen keinen Rückschluss zu; denn die Wiedergabe von Schraffierungen auf den einen und ihr Mangel auf anderen Bildern ist eben einfach aus dem ungleichen Zustande ihrer Erhaltung zu erklären.

Durch besondere Merkmale hebt sich nur eine Gruppe, die der Passionsbilder im Südflügel, hervor: durch den Massstab der Figuren, die etwas grösser als die der übrigen Bilder sind, durch andere Gliederungen, welche die Feldungen trennen, und die Gewänder, die in Wurf und Mode an Bilder aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erinnern. Auch andere Erscheinungen fallen auf: die Zerstreutheit der Kompositionen, seltsame Stellungen und energielose Bewegungen der Figuren; die flaue Behandlung des Landschaftlichen, die besonderen Details der Architekturen und die Fernblicke, die sich durch dieselben öffnen. Ist daraus auf frühere Entstehung dieser Serie zu folgern, oder sind die rückständigen Erscheinungen nur so zu erklären, dass hier noch ein altertümlich Geschulter sich betätigt hat? Als Initialen seines Namens möchten die Buchstaben N V auf einer Fahne im Bilde des Ecce homo zu deuten sein.

Anhaltspunkte für die Datierung der übrigen Bilder sind mehrere gegeben. Unter der Darstellung Christi und der Samariterin stund die Jahreszahl 1504, und eine zweite — 1510 — will Werdmüller gesehen haben. Es stimmt dazu, dass unter den Namen derer, die einzelne Bilder gestiftet haben, auch die von Konventualinnen figurieren, die zu den letzten Insassen des Klosters gehörten [1]).

Auf den Anfang des 16. Jahrhunderts weisen auch Einzelheiten der Tracht und Bewaffnung hin: bei Männern, wo die öfters mit Pelz gefütterte Schaube die Stelle des „Tappert“ vertritt,

[1]) J. C. Vögelin a. a. O. S. 396a führt folgende Namen an, die unter den Bildern stunden: Sibylla Suterin (kommt in den Verzeichnissen der Klosterfrauen von 1525 bei Hafner S. 7 und von 1531 bei Egli, Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, Nr. 1831, S. 789, nicht vor); Beatrix von Goldenberg und Vren, ihre Schwester (beide 1525 noch unter den Laienschwestern und Vrena 1532 unter den Konventualinnen); Hans Jakob Blaarer und Magdalena sin Frow (ihre Töchter? Magdalena, ehedem Priorin, und ihre Schwester Barbel 1525 und noch „zwo schwösteren, die blaarerin von Costenz“ 1525, Dorothea noch 1532); Jakob von Helmstadt (recte Helmstorf), Walpurg Mundpratin sin Husfrow (Klosterfrauen dieses Geschlechts: Elisabeth 1524—1533; Dorothea 1525 und 1532 Priorin); Laurentius Meyer. — Der unter Nr. 59 durch ihr Wappen vertretenen Familie Gysler von Winterthur gehörten Ursula, 1525 als ehemalige Priorin erwähnt, Gret 1500, 1525 und Elsbeth 1500, 1525 und 1532 an. Der Stifter des Bildes Nr. 73, Sigmund Kruiziger (al. Kriuzer) erscheint 1498 als Dompropst zu Konstanz, als Domherr zu Regensburg, Passau und Propst zu Rheinfelden (?) (Josua Eiselein, Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz. Konstanz 1851, S. 249).

Fig. 16. Hochzeit zu Cana. (Nr. 57.)
Originalpause von A. Corrodi.

Puffärmel mit Schlitzen und Beinkleider, die solche sogar an den Hüften zeigen. Nur einmal noch kommen die langen Spitzschuhe vor[1]), öfters dagegen die sogenannten „Kuhmäuler", wobei nach der Mode, die erst im Verlaufe des zweiten Jahrzehnts aufgekommen sein soll[2]), das Schuhwerk nur den äussersten Rand des Fusses umschliesst. Erst kurz vor Beginn des 16. Jahrhunderts fing auch die Mode an, dass Männer ihren Bart wieder wachsen liessen[3]). Ebenso bezeichnend ist die Schutzbewaffnung, deren einzelne Teile durchwegs mehr rundlich als eckig sind. Der burgundische Helm (Taf. VI, Fig. 11; Taf. VIII, Fig. 26) und auch die Halbrüstung (Taf. VI, Fig. 11; Taf. IX, Fig. 33) kommen vor, und der faltige Schoss, der vom Brustharnisch bis zu den Knien reicht (Taf. VIII, Fig. 26)[4]). An Frauen endlich fallen als modisch die aufgelösten, lang herabfallenden Haare[5]), die Puffärmel und eine neue Form des Brustausschnittes (Taf. VI, Fig. 12; Taf. VII, Fig. 16) auf. Nicht zu bestreiten ist übrigens das Hineinragen der ältern Tracht.

Ein Urteil über die Art der Ausführung, die feineren Merkmale des Stiles und somit auch eine Antwort auf die Frage, ob verschiedene Meister an dem Werke betätigt gewesen seien, gestatten die Nachbildungen nicht. Nur aus einzelnen Proben geht hervor, dass die Maler keine Schilder gewöhnlichen Schlages gewesen sind. Korrektheit der Zeichnung, Sicherheit und einfache Schönheit der Linienführung, eine stille Anmut und Tiefe des Ausdruckes sind den Köpfen gemein, die Corrodi auf den Originalien durchgezeichnet hat (Fig. 13—17).

Eine weitere Auszeichnung liegt in der Darstellung der Trachten, die selbst unter der Voraussetzung, dass die Mehrzahl der Bilder erst aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, einen bemerkenswerten Fortschritt belegt. Endlich gibt es Erscheinungen, die beweisen, dass auch hinsichtlich der Ausführung und der Wahl der dazu verwendeten Mittel ein nicht gewöhnlicher Aufwand entfaltet worden ist: die eingehende Modellierung, die stellenweise, wie es scheint, durch Kreuzlagen geschah, und das auf gleichzeitigen Bildern seltene Vorkommen des Goldes, das nicht nur für die Bordüren der Umbehänge, sondern auch für Waffen, Schmuck, Gerätschaften und etwa noch zur Musterung der Teppiche und der Gewänder verwendet worden ist[6]).

[1]) Pilatus trägt solche auf dem Bilde der Handwaschung, Nr. 73.
[2]) H. Weiss, Kostümkunde, II. Abteilung (3b), S. 618.
[3]) A. a. O. 619.
[4]) A. a. O. 747.
[5]) A. a. O. 625.
[6]) Mitteilung des † Herrn August Corrodi; Hafner S. 21 und 26.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Darstellungen biblischen Inhaltes. Gelegentlich hat der Künstler auch an die neutestamentlichen Apokryphen angeknüpft Gegenüberstellungen oder Parallelen im Sinne der damals beliebten Konkordanzen, der Biblia pauperum, des Speculum humanae salvationis u. dgl. sind nicht versucht. In ruhig erzählender Weise entrollt sich der Gang der Geschichten, wobei es nur einmal auffällt, wie in die Erlebnisse Mosis die Darstellung Hiobs sich fügt. Einer Auffassung entsprechend, die noch weit über das Mittelalter hinab ihre Geltung bewahrte, herrscht die synchronistische Darstellungsweise vor, derart, dass auf einem Bilde verschiedene durch Zeit und Ort getrennte Hergänge geschildert sind. Oft in die weiteste Ferne sind Episoden verlegt, die zum Beginn oder Verlauf der Geschichten gehören.

Es ist nicht undenkbar, dass einmal der Nachweis von Vorlagen gelingt, zu denen ältere oder gleichzeitige Bilder benutzt worden sind[1]). Zweimal ist die Anlehnung an solche gewiss. So bestimmt wie möglich ist im Hintergrunde des Bildes Nr. 33 die Omar-Moschee in Jerusalem gezeichnet, und das kann nur auf Grund einer Darstellung geschehen sein, wie solche schon im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts für Pilgerbücher geschaffen worden sind[2]). Ebenso wenig dürfte der Rundtempel auf dem Bild Nr. 13 von dem Maler erfunden worden sein. Hinwiederum freilich schliesst das nicht aus, dass die Phantasie nach anderer Richtung sich frei bewegte. Die starke Betonung des Landschaftlichen spricht dafür, dass zudem, die Zuverlässigkeit der Kopien vorausgesetzt, eine auffallend feine und selbständige Beobachtung des Räumlichen und Formellen belegt. Die Gesetze der Perspektive scheint der Künstler nicht bloss vom Hörensagen gekannt zu haben. Nicht nur dass die Figuren in richtigem Verhältnisse zu den Bauten und ihrer weitern Umgebung stehen, sondern es fällt auch auf, wie korrekt die ersteren sich verkürzen, wie die Pläne sich sondern und je nach der Tiefe die Farben sich abtönen und die Vereinfachung der Massen und Linien sich steigert. Hierbei herrscht in der Regel eine natürliche Auffassung vor. Phantastische Konfigurationen, die auf gleichzeitigen Bildern die Menge erscheinen, sind selten und, wo dies geschah, mit Absicht verwendet. In die Ferne sind Städte mit Türmen und Ringmauern versetzt, zumeist wohl frei erfunden; aber einmal ist auch ein wirkliches Stadtbild, das von Winterthur (Nr. 16), gezeichnet, dessen Wahrzeichen, die zweitürmige Kirche mit dem geraden Chorschluss und seinen Rundbogenfenstern, deutlich erscheint

Selten auch weisen die Architekturen im Vordergrunde auf Selbstgeschautes hin. Der Turm von Babel (Nr. 10) und die Tore auf den beiden folgenden Bildern sind Erfindungen, wie sie auf Tafelgemälden und Holzschnitten aus dieser Zeit erscheinen, und gleiches gilt von den Binnenräumen, wo nur Einzelheiten der Konstruktion und der dekorativen Ausstattung an Bekanntes erinnern. Von einer Bekanntschaft mit der Renaissance herrschte noch keine Spur. Alle Baulichkeiten sind gotisch, bald trauliche Zimmer und Stübchen mit flacher oder gewölbter Holzdiele (Nr. 19, 38, 50, 66), bald Kapellen mit Rippengewölben, die von Konsolen oder dünnen Wandsäulen getragen werden, die Rippen von schwarzen Perlsäumen begleitet, die Wände mit „Umbehängen“ geschmückt und die Masswerkfenster mit Butzenscheiben verglast (Nr.40, 52, 57, 61, 70). Wie gemeiniglich auf Archi-

[1]) Daniel Burckhardt hält dafür, dass der Künstler den Strassburger Holzschnitt gekannt habe und konstatiert eine gewisse Verwandtschaft mit den Holzschnittwerken Urs Grafs. (Briefliche Mitteilung.)

[2]) Wie genau schon damals solche Veduten gezeichnet worden sind, zeigt die Gegenüberstellung einer Ansicht der Heiliggrabkirche in der Beschreibung der Pilgerfahrt des Dominikaners Felix Schmid (Felix Fabri) 1483—1484 mit einer Photographie des jetzigen Bestandes bei (K. Furrer) Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1899, S. 30 und 31.)

Fig. 17.
Originalpause von A. Corrodi.

tekturbildern aus dem 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts ist ohne Ausnahme der Rundbogen verwendet; auch die schlanke Bildung der Säulen und ihre glatten Kelchkapitäle mit dem runden Abakus, auf dem zuweilen Figürchen sitzen (Nr. 70 und 71), sind stilistische Merkmale aus dieser Zeit. Mitunter sind diese Architekturen mit originellem Geschmacke erfunden, so der zweigeschossige Aufbau des Saales, wo der Henker das abgeschlagene Haupt des Täufers Johannes überreicht und auf dem erhöhten Plan in der Tiefe die Tafelnden sitzen (Nr. 39); der Vordergrund mit der Doppeltreppe auf dem Bilde, das den Tempelgang des Mägdleins Maria darstellt (Nr. 43), und die weite Tempelhalle, in welcher Christus mit der Ehebrecherin erscheint (Nr. 61).

Eine grosse Schwäche offenbart sich dagegen in der Gruppierung der Figuren. Wirkliche Kompositionen, wofern nicht ältere Vorlagen mit herkömmlichen Vorstellungen zur Verfügung stunden [1]), sind selten gebaut. Meist sind die Figuren ganz zufällig neben- und hintereinander gestellt, bald in wirrem Haufen, bald verzettelt, bald auf die dürftigste Zahl beschränkt, auch da, wo die Handlung einen grössern Aufwand gefordert hätte. Mit drei Figuren ist der bethlehemische Kindermord (Nr. 54) und gar nur mit zweien der Einzug Christi in Jerusalem (Nr. 65) abgetan. Die Handlung ist gespannt; Haltung und Stellungen sind lahm, die Bewegungen steif oder zaghaft, auch bei erregten Auftritten. Eine Mitte, von der sich die Reflexe der Handlung ausbreiten, ist selten betont. Nur die Schilderung des Anmutigen, der Verehrung und stiller Freude ist dem Künstler gelungen in Erscheinungen, deren einzelne in der Tat Beachtung verdienen. Was endlich die Einzelheiten der Figuren betrifft, so geht aus zwei augenscheinlich jüngeren Skizzen Werdmüllers (Fig. 18 und 19) hervor, dass die Zeichnung der Körperformen bestimmter und fester und der Wurf der Gewandungen ein grösserer und flüssigerer war, als dies die Kopien in der Schulthess'schen Sammlung erraten lassen.

Über die Herkunft des Künstlers oder der Künstler ist nur mutmasslich zu folgern. Herr Dr. Paul Ganz weist auf Analogien mit Werken der Bodenseeschule hin: „Das stark erzählende Moment, das Fehlen jedwelcher Dramatisierung der Vorgänge und die weiten Ausblicke in die fluss- und seenreiche Landschaft, begrenzt von blauen Bergen und eingebuchtet in der altertümlich ansteigenden Terrainformation. Fast jedes Bild in Donaueschingen zeigt Ähnlichkeiten." Diese Ansicht erhält eine Unterstützung durch die öfters vorkommenden seltsamen Bergformen, die in ihren schroffen isolierten Erhebungen und bisweilen mit Burgen darauf (Nr. 31, 51, 53) an die Kuppen des Höhgaues erinnern, und durch den Umstand, dass unter den Donatoren ein Dompropst von Konstanz (Nr. 73) und Angehörige von daselbst sesshaft gewesenen Geschlechtern erscheinen [2]).

[1]) No. 5, 19, 44, 47, 49, 51, 56, 67, 76–79.

[2]) Die Mundprat, Blarer, Reischach (?) und Reichlin-Meldegg (?).

Die Bilder.

I. Westflügel.

Die Ansicht Fig. 5 auf Seite 17 des vorhergehenden Heftes zeigt in der Südwestecke des Kreuzganges einen Einbau. An die eine Seite desselben lehnte sich die Treppe, die vom Südflügel in das obere Stockwerk führte; die andere war mit einer Nische geöffnet, in deren Tiefe sich unter der Wölbung ein Fensterchen befand, und beide Fronten waren mit Bildern geschmückt.

1. Das auf der Ostseite unter der Treppe befindliche Bild stellte S. Christoph vor, der, auf einen Baum gestützt, das segnende Christusknäblein durch das Wasser trägt. An dem jenseitigen Ufer steht eine Kapelle und unter der offenen Pforte ein Einsiedler, der dem Riesen mit der Laterne leuchtet [1]).

2. Die Mitte über der Nische nimmt S. Martin ein, der, auf einem Schimmel reitend, mit dem zu Füssen knieenden Bettler seinen Mantel teilt. Zu Seiten stehen drei Heilige; der zur Linken ist mit der Tiara bekrönt, hält aber statt des Patriarchenkreuzes einen Krummstab; die beiden gegenüber will Hafner für SS. Nikolaus und Antonius gehalten wissen. Dem widerspricht aber das Benediktinergewand, in dem sie erscheinen. Der eine barhaupt, hält das Pedum und in der Linken einen Gegenstand, nach dem ein Tier begehrt, vermutlich der Bär, der von S. Gallus ein Brot oder einen Wecken bekommt, während der Infulierte mit dem Fässchen, der zweite Patron von S. Gallen, der hl. Othmar ist [2]).

A. Altes Testament.

3. Scheidung des Lichtes und der Finsternis. Inmitten der Wolken schwebt die gekrönte Halbfigur Gott Vaters, der die Rechte erhoben und in der Linken das Szepter hält. Unter dem Bilde ein nicht mehr erkennbares Wappen.

4. Erschaffung des Himmels und der Erde. Über dem Universum thront die kleine Figur des Schöpfers, von schwebenden Engelchen und Wolken umgeben.

5. Erschaffung des ersten Menschenpaares. Vorn steht Gott Vater, barhaupt mit Nimbus. Er wendet sich mit ausgebreiteten Armen zu dem vor ihm kauernden oder sitzenden Adam, aus dem der Kopist eine Gewandfigur gemacht hat. Im Mittelgrunde die Erschaffung Evas.

6. Unter der Pforte des Paradieses, wo Adam und Eva neben dem Baum der Erkenntnis stehen, vertreibt ein Engel mit erhobenem Schwert die Sündhaften, die im Hintergrunde ihre Arbeit verrichten, Adam mit der Hacke und Eva, indem sie ihre Kinder pflegt.

---

[1]) Eine auf Christophorusbildern oft wiederholte Darstellung. Zur Legende vgl. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. XXI, Heft 1, S. 12. S. Christophorus wird 1315 als einer der Patrone des altare in capella erwähnt (vgl. den Anhang).

[2]) Gallus und Othmar gehörten zu den Patronen des obern gegen die Strasse gelegenen Altares im Schiffe. Von Päpsten, auf deren Festtage die Besucher der Kirche von Töss einen Ablass erhielten, figurieren in dem Verzeichnis der Altarstiftungen und Altarweihen (vgl. den Anhang) die hl. Gregor und Silvester, die — was die Beigabe des bischöflichen Krummstabes an Stelle des päpstlichen Patriarchenstabes erklärte — auf mittelalterlichen Bildern auch als Bischöfe erscheinen.

7. Kain und Abel knien vor dem Altar, einem steinernen Tische, auf dem gleichmässig die beiden Opferflammen lodern. Zu Seiten der Bergkuppe, die sich im Mittelgrunde erhebt, die Brüder auf dem Felde und links die Ermordung Abels.

8. Auf den Wogen, aus denen im Vordergrunde ein Felszacken, der Gipfel des Berges Ararat, ragt, treibt die Arche, ein Giebelhaus mit gotischen Fenstern und Strebepfeilern auf gewölbtem Unterbau; darüber schwebt die Taube mit dem Ölzweig.

9. Noah's Schande. Unter dem Weinstock, dessen Stamm ein kletternder Ziegenbock benagt, liegt der trunkene Erzvater. Sem deckt den Halbentblössten mit einem Gewande, daneben steht Japhet, während Ham mit verhaltener Nase sich abwendet.

10. Turmbau von Babel. Über dem mit Zinnen bekrönten Torbogen tritt ein gotisches Fenstergeschoss zurück; der folgende Stock ist unvollendet; Werkleute darauf machen sich mit Kran und Steinzange zu schaffen, andere am Fusse des Turmes bereiten den Kalk. Jenseits des Euphrat steht ein König, der in Gegenwart seines Gefolges das Werk betrachtet.

11. Nach Hafner S. 13 „Abrahams Grossmut". Wahrscheinlicher indessen ist, der historischen Abfolge gemäss I Moses Kap. 14, 17 u. f. geschildert, wie Melchisedech den vom Feldzuge zurückkehrenden Abraham segnet. Aus dem Tore Salems tritt der König hervor. Die Umgebung seiner Rechten war zerstört und fälschlich hat der Kopist statt des dargebotenen Brotes und Weines ein Schwert gezeichnet. Gegenüber naht sich Abraham an der Spitze seiner Reisigen, deren Panner einen einköpfigen schwarzen Adler in gelbem Felde weist. In der Ferne tobt die Schlacht.

12. Lots Weib ist zur Bildsäule erstarrt. Das Stadttor, unter dem sie steht, zeigt einen ähnlichen Aufbau wie der Turm von Babel. Über den Zinnen dahinter lodern Flammen empor. Rechts zieht Lot mit seinen Töchtern unter dem Geleite eines Engels von dannen. In der Ferne fällt das himmlische Feuer auf Sodom und Gomorra herab.

13. Hafner erkennt in dieser Szene die Bewirtung der Engel durch Abraham. Eher ist an I Moses XXII, 4 bis 6 zu denken: Der Vater begibt sich mit Isaak auf den Weg nach dem Lande Morija. Hinter den beiden einer der „Knaben", die Abraham entlässt; in der Ferne Isaak mit der Bürde (?) und die Knienden zum Opfer bereit. Die Aufschrift darüber ist von den Kopisten sinnlos wiedergegeben und von Hafner S. 23 willkürlich ergänzt.

14. Auch diese Überschrift ist entstellt. Ich lese: (Jakob) von Jſaak ſyn Vater den ſegen . . . . wil Eſau ſin bruder uff dem gjit w(as).

Im Freien steht der greise Isaak, der in Gegenwart Rebekkas Jakobs Hände betastet. Im Hintergrunde jagt Esau einen Hirschen und Jakob erblickt im Traum die Himmelsleiter.

15. (J)oſeph die frōedt empfing zu . . .
dornach in den brunnen ge . . ,

Ist auf I Moses 37 zu raten? Vorne Jakob, der den vor ihm knienden Joseph mit dem bunten Rocke beschenkt; im Mittelgrund die reisenden Midianiter; links in der Tiefe die Versenkung in den Brunnen und eine unbekannte Szene.

16. (P)haraonis dochter ein Kind im
namen Moyſes . . .

Am Ufer steht die Prinzessin mit ihrem Gefolge. Eine Dienerin hebt das Kästchen mit dem Moseskindlein empor. Neben der fernen Stadt am Flusse, den eine Palissade durchzieht, erschlägt Moses den Ägypter.

17. Von der Überschrift waren nur noch die Worte zu lesen: grimen vnd groſſeſ vnweter.

Hiob Kap. 1 und 2. Neben einem Baumstumpfe sitzt der fromme Dulder nackt auf dem Boden und vor ihm steht seine lästernde Frau. Ein nackter Jüngling, der sich an Hiobs Rücken oder Schulter zu schaffen macht, ist nicht zu deuten. Ist es ein Knecht, der ihn mit Scherben schabt, was die Bibel Hiob selber verrichten lässt, oder Satan, der ihn mit Krankheit schlägt? Ganz ferne fällt das himmlische Feuer auf eine Stadt; an das Tor stösst der Wind, dass es sinkend die „Knaben" erschlägt. Vorn liegen Tote und ein verendetes Tier und zur Linken flieht die von den Chaldäern geraubte Herde.

18. II Moses 3. und 4. Moses steht im Begriffe, die Schuhe von den Füssen zu lösen. Zum zweiten Male mit dem Stab in der Hand kniet er vor dem Dornbusch, über dem in Flammen die Halbfigur Gott Vaters erscheint. Unter den weidenden Tieren stossen sich zwei Böcke.

19. Passah (II Mos. 12). Unter dem Zinnenkranze öffnet sich der Einblick in ein Gemach mit flachgewölbter Diele. Hinter dem gedeckten Tische scheinen Moses und Aron zu sitzen, umgeben von Männern, die, zum Auszuge gerüstet, ihre Stäbe halten.

20. Durchgang durch das Rote Meer (II Mos. 14). Eine Landschaft mit bizarren Bergen begrenzt das Meer, wo die Reisigen in die Fluten waten und näher dem Ufer Ertrinkende treiben in Gegenwart der Israeliten, die in zwei Haufen weiterziehen. Unter dem Bilde ein vom Kopisten entstelltes Wappen, das Hafner S. 24 fälschlich als das der v. Mandach bezeichnet.

21. Bis auf wenige Teile war dieses Bild zerstört, und seine Wiedergabe durch den Kopisten (die Pompierhelme und zwei gekreuzte Degen!) schliesst vollends die Möglichkeit einer Deutung aus. An Hafners Versuche möchte als neuer der Hinweis auf die IV Mos. Kap. 1 erwähnte Zählung der streitbaren Männer sich reihen.

22. „Die Eifertat des Pinehas" IV Moses 25, 6—8 (Hafner). Unter der Zeltöffnung kniet ein flehendes Weib, vor dem ein landsknechtisch Gekleideter ein zweites umarmt.

23. Bis auf ein Zeltpaar und zwei Tote oder Sterbende zerstört. IV Moses 11, 1—3 oder 16, 47 u. f.?

24. IV Mos. 20 und 21. In der Mitte steht das Kreuz mit der Schlange, die der Künstler nicht als eherne, sondern in ihrem natürlichen Gewande gemalt hat. Hinter Moses sinkt ein Sterbender, gegenüber liegt mit dem Angesicht nach unten ein Toter. Ein Mann und eine Frau knien zu Seiten des Kreuzes. Jener ist durch sein zeitgenössisches Kostüm so hervorgehoben, dass er für die Porträtgestalt des Donators gehalten werden möchte[1]). In der Tiefe der Mosesbrunnen und rechts ein Reiter, vielleicht Bileam (IV Mos. 22).

25. Josua 6. Um die noch aufrechte Stadt Jericho bewegt sich der Zug der Streiter und in ihrem Gefolge die Prozession mit der Bundeslade, die drei Priester unter Vorantritt der Posaunenbläser tragen. Ganz in der Ferne ein Kampf zwischen Reitern.

26. Richter 6 u. f. Während jenseits des Flusses nach der Art ihres Trinkens die Verzagten und Mutigen sich scheiden, kniet Gideon, zu einer himmlischen Erscheinung betend, vor dem Fell, aus dem der Tau in blauen Strömen fliesst.

[1]) Von dem darunter auf dem Teppich gemalten Wappen war nur noch der Helm erhalten.

II. Nordflügel (Kirchenmauer).

27. Simson, der rittlings auf einem Löwen sitzt, führt in der Rechten einen Gegenstand, der seiner Waffe im Kampf mit den Philistern, dem Eselskinnbacken, gleicht („und hatte doch gar nichts in der Hand" heisst es im Gegensatze hiezu Richter XIV, 6). Im Vordergrunde steht ein Sarkophag.

28. Zerstört bis auf eine Figur zur Rechten. Diese nackte Gestalt mit scheinbar auf den Rücken gebundenen Armen könnte Simson sein, den Delila den Philistern verriet. Darunter stunden zwei Wappen. Das eine war zerstört; die Deutung Hafners, der in dem zweiten das derer von Altikon vermutete, ist sehr gewagt.

29. Unbekannte Szene. Hafners Meinung, dass ihr Held der Prophet Elias sei, entbehrt der Begründung.

30. II Könige 2; 11–13. Elias, der in dem feurigen Wagen gen Himmel fährt, lässt seinen Mantel fallen.

31. Unbekannt.

32. Geschichte des Tobias. Der junge Tobias verabschiedet sich von seinen Eltern und heilt, zurückgekehrt, den erblindeten Vater in Gegenwart des Engels und einer Gruppe von Zeugen. Über der Baumkulisse, die den Mittelgrund schliesst, sind die im 8. Kapitel erwähnten Vorgänge geschildert: der Engel Raphael verbannt den bösen Geist und neben der Hütte, in der das Brautlager steht, lauschen Sara's Eltern und die Magd.

33. Die Stadt, welche die Stürmenden auf Leitern berennen, ist durch das deutliche Bild der Omar-Moschee als Jerusalem gekennzeichnet. Auf dem Turm zur Linken ist eine Schleudermaschine in Aktion. Vermutlich ist die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar (II Könige 25) dargestellt.

34. Reisige mit zwei Pannern geleiten einen Gefangenen, wahrscheinlich Ezechiel (Ezechiel 1, 1 u. f). Er trägt turbanartige Kopfbedeckung, ein langes gelbbraunes Gewand und hat die Hände auf den Rücken gebunden. Über den grünen Hügel vorne fliehen zwei Füchse mit Anspielung auf Ezechiel 13, 4: „O Israel, deine Propheten sind wie die Füchse in den Wüsten" u. s. w.

35. Judith übergibt ihrer Magd das Haupt des Holofernes. In der Ferne die Stadt Bethulia und das Lager der Assyrer.

36. Geschichte der Esther. Nach den Kopien zu schliessen, war diese Darstellung ausnahmsweise gut erhalten. Vor dem Könige Ahasverus kniet die anmutige Esther in blauem Mantel mit Hermelinkragen und schon gekrönt. In respektvoller Entfernung harrt ihr jungfräuliches Gefolge. Der Raum, in dem sich diese Szene vollzieht, ist durch Teppichschranken gegen das Freie abgeschlossen, wo sich hinter dem Könige drei Männer unterhalten und in der Ferne Haman am Galgen hängt. Von zwei unter dem Bilde befindlichen Wappen war nur noch das eine erhalten, nicht das Lavater'sche, denn nur die untere Hälfte des weissen Schildes ist durch blaue Schrägbalken geteilt [1]).

37. Der luftige Tabernakel stellt einen Tempel vor. In der Tiefe steht eine Säule mit dem Götzenbild und vor dem Altar, auf dem die Opferflamme lodert, knien zwei Juden, als solche durch ihre spitzen Kopfbedeckungen gezeichnet. Ein dritter, den sein Türkensäbel als Heiden charakterisiert, holt zum Todesstreiche auf die Betenden aus. Hafner rät auf eine Episode aus der Makkabäerzeit.

[1]) Ausserdem datiert der Lavater'sche Wappenbrief erst von 1545.

B. Neues Testament.

38. Geburt des Täufers Johannes. Eine Heilige versieht die Wöchnerin mit Speise; eine Wärterin trägt den Neugebornen zur Mutter. Zu Füssen des Lagers wird das Knäblein gebadet, eine Dienerin hält Zuguss bereit. Rechts schreibt Zacharias den Namen seines Sohnes nieder. Darunter drei Wappen: zwei sind unbekannt; das dritte mit missverstandener Helmzier und falscher Tinktur ist das der Blarer von Wartensee [1]).

39. Die Tochter des Herodias empfängt das Haupt des Täufers. Auf dem erhöhten Plan im Hintergrunde des Saales sitzt Herodes zwischen Philippi Weib und ihrer Tochter (Matth. XIV) an der Tafel. Die Überschrift lautet:

Johannes ſeiet herodio die warheit,
Dorum ward jm ſin houpt uiber tiſch treit [2]).

Auf dem Umbehänge zwei unbekannte Wappen.

Die fünf folgenden Szenen sind der Legenda aurea oder den apokryphen Evangelien entnommen.

40. Das Opfer des kinderlosen Joachim wird von dem „Schreiber im Tempel“ von dem Altare zurückgewiesen [3]).

41. Im Gebirge, wo Joachim seine Herde weidet, verheisst ihm ein Engel die Geburt der Maria. Sein Wiedersehen mit der Gattin Anna unter der goldenen Pforte schildert die Szene im Vordergrunde, wo links, mit Anspielung auf die Legende, der Lorbeerbaum steht [4]). Vier unbekannte Wappen.

42. Mariä Geburt. Bis auf wenige Teile zerstört. Rechts eine Frau mit der Wiege beschäftigt; daneben ein Zuber mit dem Badetuch und etwas höher, ohne sichtbaren Zusammenhang mit anderen Figuren, das nackte Kindlein.

43. Ihr Mägdlein Maria, das dem Dienste des Tempels geweiht werden soll, hatten die Eltern nach Jerusalem gebracht und, im Begriffe, sich festlich zu schmücken, die erst Dreijährige an den Fuss der Tempeltreppe gestellt, worauf sie zu männiglichem Erstaunen ohne jegliche Hilfe die fünfzehn Stufen erstieg [5]).

44. Im Tempel wird Maria dem kahlköpfigen Joseph angetraut. Ein zurückgewiesener Freier wendet sich von der Szene ab. Drei Wappen, die seitlichen zerstört, das mittlere ein Geviertschild mit unbekannten Zeichen, darüber Spuren einer Inful, unter dem Schilde das Stabende eines Pedum [6]).

---

[1]) In den Jahren 1525–1532 erscheinen vier Angehörige dieses Geschlechtes als Konventualinen von Töss.

[2]) Nach Aug. Corrodi, Skizzen im Besitz des Hist. antiquar. Vereins Winterthur. Auf den Werdmüller'schen Blättern erscheint diese Inschrift nicht.

[3]) K. F. Borberg, Die apokryphischen Evangelien. Stuttgart 1841. Das Evangelium von der Geburt der Maria, S. 216 u. f. Die Geschichte von der Geburt der Maria und von der Kindheit des Heilandes S. 241 u. f.

[4]) A. a. O. S. 243.

[5]) Evangelium von der Geburt u. s. w. a. a. O. S. 225.

[6]) Den Fisch führt Rheinau. Unter diesem Bilde aber ist er in anderen, auch heraldisch falschen Farben gelb oder braun auf weiss gemalt, und die männliche Figur in den roten Feldern 2 und 3 kommt auf keinem Rheinauischen Abtswappen aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts vor.

45. Dieser letzten Darstellung aus dem Marienleben folgten, durch einen kahlen Zwischenraum getrennt, die Figuren zweier Heiligen, eines männlichen und einer Frau. Wen letztere vorstellte, ist nicht zu bestimmen; in dem Jüngling mit dem Kelche, den er segnet, ist der Evangelist Johannes zu erkennen [1]). Das Wappen ist unbekannt.

III. Ostflügel.

Die Folge von Darstellungen aus dem Leben Jesu eröffnet:

46. die des Schmerzensmannes. Sie hat als Hinweisung auf Christi Erlösungswerk zu gelten. Der gewöhnlichen Auffassung entgegen ist neben dem Gemarterten die Mutter Maria dargestellt. Christus steht vor dem Kreuze. Zu Füssen liegt sein Rock mit den Würfeln darauf und zu Seiten beider Figuren sind auf rotem Grund die Passionszeichen gemalt. Unten ein unbekanntes Wappen.

47. Mariä Verkündigung ist in herkömmlicher Weise geschildert. In dem steinernen Gemach, wo ein grüner Vorhang das Lager verhüllt, nimmt Maria am Betpulte kniend die himmlische Botschaft entgegen. Auf dem Boden steht die typische Vase mit dem Lilienstrauss. Über Maria schwebt die Taube des hl. Geistes. Vielleicht war über dem Engel die Halbfigur Gott Vaters gemalt; darauf deutet der Lichtstrahl, der von oben herunterfällt, aus dem aber der Kopist einen gelben Balken machte. Das Wappen links ist missverstanden in Zeichen und Farbe, das rechts vom Beschauer befindliche könnte das v. Hallwyl'sche sein [2]).

48. Heimsuchung. Der mit hellbraunem Rock und weissem Schleiermantel bekleideten Madonna tritt als jugendliche Gestalt S. Elisabetha entgegen. Beide reichen sich die Rechte und tragen auf dem Leib ein Zeichen, das wieder die mangelhafte Vertrautheit des Kopisten mit mittelalterlichen Darstellungen belegt. Keine Scheiben oder Besätze sollten diese Kreise sein, sondern Öffnungen, welche die Frucht des Leibes erblicken liessen [3]). Wappen von Arberg (?) und ein unbekanntes.

49. Christi Geburt. Herkömmliche Auffassung. Über der Hütte, vor welcher Ochs und Esel stehen, das Gloria in excelsis. Zwei Hirten schauen nach vorn, wo die Eltern vor dem winzigsten Kindlein knien. In der Ferne die Stadt Bethlehem.

50. Beschneidung. Auch hier wie auf den folgenden Bildern fällt die puppenhafte Kleinheit des Knäbleins auf. Hinter der Szene stehen Joseph (ohne Nimbus), dem der Kopist eine Kugel statt der Tauben in die Linke gegeben hat [4]), die betende Maria und ihre Mutter S. Anna. Unten die Wappen v. Reischach (?) und Reichlin-Meldegg (?).

[1]) Das Wort „ewig", das auf seinem Gesichte steht, rührt von einer später aufgemalten Inschrift her.

[2]) Jedenfalls nicht das der v. Altikon, wie bei Hafner S. 28 steht.

[3]) Diese Darstellung, wie der künftige Erlöser und sein Verkündiger als nackte betende Kindlein in einer Pforte erscheinen, die sich im Leibe der Frauen öffnet, wurde auf Bildern der Heimsuchung oft wiederholt. Beispiele: Wandgemälde in S. Georg bei Bonaduz; Speculum humanae salvationis in Muri-Gries (Cod. 5, 8, Fol. 45); Altarflügel im Chor von S. Johann bei Altendorf (Schwyz); Altar von S. Maria-Calanca im Histor. Museum in Basel; Wandgemälde aus der Zeit um 1560 in Mariaberg bei Rorschach etc.

[4]) Die Arme sind dermassen verzeichnet, dass Joseph deren drei zu haben scheint.

51. Die Anbetung der Magier ist teilweise auf einen schräg vorspringenden Strebepfeiler gemalt. Links der Stall mit Ochs und Esel. In Gegenwart des hinter ihr stehenden Josephs nimmt die gekrönte Gottesmutter die Geschenke entgegen. Auf ihrem Schosse steht das Knäblein, das sie wie ein Spielzeug hält und das Kästchen öffnen lässt, welches der kniende König ihm schenkte. Diesem Greisen folgen seine Gefährten, nach üblicher Auffassung der eine mit einem Stauf oder Becher und Balthasar mit dem als Aufsatz gefassten Horn. Ein Page, der hinter ihm kniet, scheint den Schuh am rechten Fusse zu nesteln. Von weither kommt der Tross mit Pferden und Kamelen gezogen. Wappen unbekannt.

52. Darbringung im Tempel (Lukas II). Der Hohepriester nimmt von der Mutter das Kindlein entgegen. Ein Mädchen hält, vor dem Altare kniend, die Opfergabe bereit. Maria gegenüber steht mit verehrender Gebärde die Prophetin Hanna. Wappen unbekannt[1]).

53. Flucht nach Ägypten. Vielleicht nach Schongauer. Auf einem hohen Fels mit doppelter Kuppe steht eine Burg. Joseph wendet sich zurück, um mit dem Stocke eine Frucht von dem Palmbaume herunterzuschlagen, unter welchem die Madonna mit dem Kindlein vorüberreitet[2]). Wappen links undeutlich, das zweite erloschen.

54. Der bethlehemitische Kindermord. Ein einziger Scherge vollzieht vor Herodes den grausamen Befehl, indem er ein zappelndes Kind der Länge nach durchhaut. Im Vordergrunde knien zwei Mütter. Die eine (zerstört) vor dem zu Füssen liegenden Kind, die andere birgt den Liebling in ihren Armen.

55. Der Christusknabe lehrt im Tempel. Ebenso lahm und geistlos wie das vorige Bild. Vier Schriftgelehrte sitzen paarweise mit steifer Gebärde einander gegenüber. Auf dem erhöhten Throne lehrt der Heiland, in Weiss gekleidet, aus einem Buche. Seitwärts öffnet sich durch einen weiten Bogen der Ausblick ins Freie, wo Joseph mit dem Knäblein wandelt.

56. Taufe im Jordan. Nicht im Wasser, sondern am Rande des Flusses kniet der Heiland betend und mit einem weissen Lendenschurze bekleidet. Johannes, ebenfalls kniend, erhebt segnend die Rechte. Ihm gegenüber steht ein Engel im Diakonengewand; er hält das Trockentuch für den Täufling bereit. Über der fernen Felsgruppe schwebt die Taube des heiligen Geistes. Wappen links vom Beschauer v. Muntprat, das zweite undeutlich.

57. Hochzeit zu Kana. In einem Saal mit Kreuzgewölben und Masswerkfenstern sitzen an der gedeckten Tafel Christus zwischen Maria und der Brautmutter und neben der letztern das hübsche Hochzeitspaar, Braut und Bräutigam in der Zeittracht wie der jugendliche Aufwärter und sein Geselle, der die Weinkrüge aus einem Fässchen füllt. Wappen von Reischach (?) und Muntprat.

58. Christus und die Samariterin am Brunnen. Ersterer trägt violettes Gewand, die Samariterin die Zeittracht. In der Ferne die Jünger und rechts eine Stadt, aus welcher zwei Paare und ein Reiter kommen. Unten ein blauer Schild mit gelber Heugabel, darüber eine Bandrolle mit der Aufschrift: 1504 LAVRENTIVS (MEY)ER.

59. Die Speisung des Volkes. Der segnende Heiland trägt eine violette Tunika; vor ihm stehen zwei Jünger, der eine mit einem Brot, der andere hält einen Fisch empor. Am Fusse des

---

[1]) Das zur Rechten des Beschauers zeigt einen schwarzen Löwen auf Gelb und den Helm mit zwei gelben Hirschhörnern, der des zweiten ist mit zwei weissen oder blauen Flügen besetzt.

[2]) Dieses Motiv, das Pflücken der Palmfrucht, ist schon auf den Deckenbildern von Zillis vorgebildet.

Hügels, neben dem sich der See von Genezareth erstreckt, lagert das Volk. Im Mittelgrunde werden die übrig gebliebenen Brocken gesammelt. Der Schild mit dem blauen Zeichen auf Weiss ist nach Hafner S. 30 derjenige der Gysler von Winterthur.

60. Verklärung Christi. Ferne eine Stadt am See. Auf dem Berge Tabor in der Mitte des Bildes steht Christus in weissem Gewande, von einer Glorie umgeben[1]), neben welcher die Halbfiguren Mosis und Elias schweben. Unten die apostolischen Zeugen Petrus, Johannes und Jakobus. Zwei unbekannte Wappen; das zur Rechten ist zerstört[2]).

61. Christus und die Ehebrecherin. Das Tempelinnere ist eine tiefe Halle, in welcher die Gläubigen ab und zu gehen; andere verlassen den Tempel auf der Treppe, die zu der hochgelegenen Pforte führt, oder sie ergehen sich diskutierend im Freien. Zwei Männer haben die Schultern der Fehlbaren gefasst, die in stattlichem Aufzuge mit gestickter Haube und einem langen, grünen Rock mit Puffärmeln vor dem Heilande kniet. Dieser, wie auf den vorhergehenden und den drei folgenden Bildern mit violettem Rocke bekleidet, kniet ihr gegenüber, mit dem Gestus der Linken die Worte begleitend, welche die Rechte auf den Boden geschrieben hat. Unten ein Schild mit unbestimmbarem Wappen, daneben die Figur des knienden Stifters mit einer Bandrolle, die der Kopist in eine rote Fahne verwandelt hat.

62. Heilung eines Blinden, wahrscheinlich Zusammenfassung von Markus VIII, 22 bis 26 und Johannes IX, 1 u. f. An der Spitze seiner Jünger beugt sich der Heiland zu dem vor ihm knienden Blinden, um dessen Augen zu berühren. Im Mittelgrunde erscheint Jesus wieder hinter einem, dessen Haupt ein Nimbus umgibt. Vermutlich aber ist diese Auszeichnung von dem Kopisten ersonnen und Christus dargestellt, der dem Geheilten zu schweigen befiehlt. Zum drittenmal sieht man den letztern, wie er sich am Teiche Siloah wascht. Rätselhaft ist der Pavillon zur Rechten, in dem eine Gruppe von Männern steht. Unten die Figur des Stifters in faltigem Gewande, vor ihm sein Schild mit unverständlichem Zeichen in rotem Felde und darüber eine Bandrolle mit erloschener Schrift.

63. Auferweckung des Lazarus. Auf Christi Geheiss hat ein Jünger den Stein von der Grufttüre gehoben, unter der sich Lazarus von seiner weissen Umhüllung befreit. Die Jünger und des Auferweckten Geschwister schauen dem Wunder zu. Dahinter eine Stadt und ein tiefer Plan, auf dem sich Männer ergehen.

64. Der Vorgang spielt auf einem Plan, den Flechthecken und ein steinernes Tor begrenzen. Links die Türme einer Stadt und innerhalb des Zaunes ein spitzer Fels. Christus sitzt auf einer Rasenbank; er erhebt belehrend die Rechte und wendet sich zwei Jüngern zu, die an der Spitze der übrigen stehen. Hafner denkt an die Weissagung von dem Untergange des Tempels; näher liegt, auf die Belehrung zu schliessen, die Christus (Markus X, 35) auf die Bitte der Söhne Zebedäi erteilte.

Den Rest der Ostwand neben diesem Bilde nahmen an Stelle untergegangener Bilder drei mit Rollwerk umrahmte Tafeln ein, auf denen vielleicht die von Junker Hans Conrad Escher überlieferten Verse standen[3]).

[1]) Ihre schwarze Farbe ist Zersetzung von Gold oder Gelb.

[2]) Wappen links: wagrecht geteilter Schild, untere Hälfte blau, oben auf Gelb ein schwarzes Horn. Auf dem gekrönten Helm das gleiche Zeichen (oder ein Geck?).

[3]) Stadtbibliothek Zürich, Mskr. J 422, S. 78 u. f.

IV. Südflügel.

65. Am dürftigsten ist der Einzug in Jerusalem geschildert. Ein einziger Jüngling hat sich eingefunden, um sein Gewand unter die Füsse des Palmesels zu legen, und nur einer ist, um Zweige zu schneiden, auf den Baum geklettert, der hinter dem Tore steht. Christus trägt graublaues Gewand. Drei unbekannte Wappen, das äusserste links vielleicht das der Krieg von Bellikon (?)

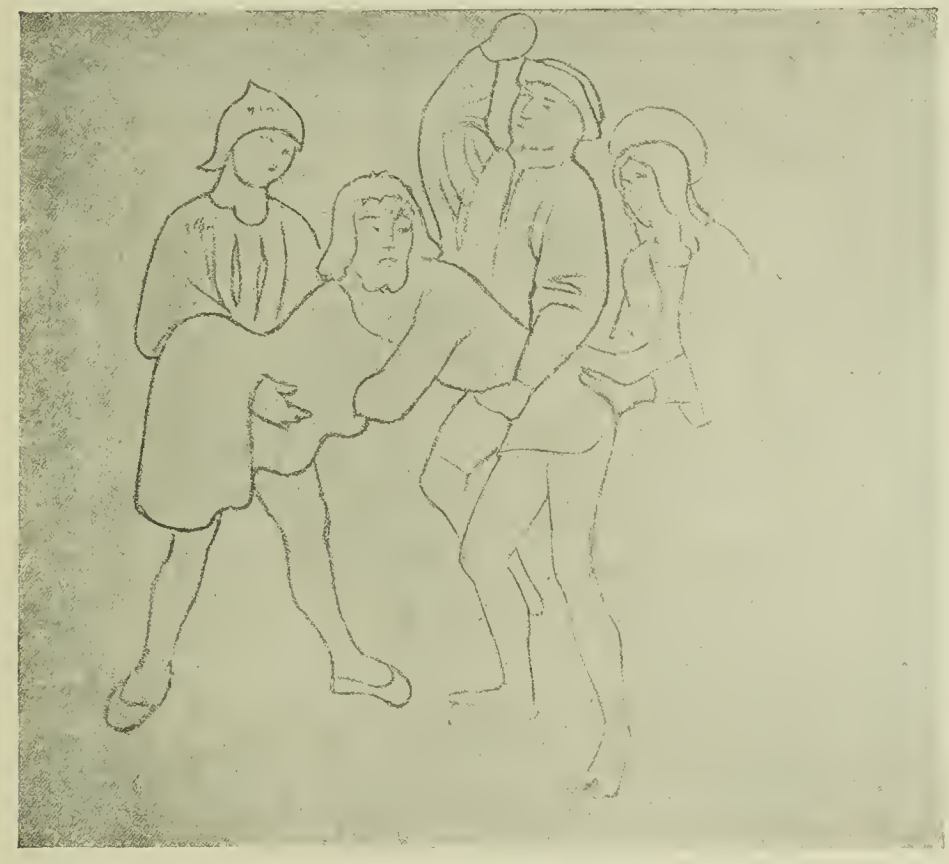


Fig. 18. Gruppe auf dem Bilde Nr. 74.
J. C. Werdmüller.

66. Abendmahl. In einem Stübchen drängt sich die Schar der Apostel um ihren Meister, an den sich der Lieblingsjünger Johannes schmiegt. Die Tafel fehlt. Dem Verräter, der, nach herkömmlicher Auffassung gelb gekleidet, vorn in der Mitte kniet, reicht Christus den Bissen dar. Eine kleine Figur in schwarzbraunem Gewand, die rechts unten kniet, stellt die Stifterin des Bildes, eine Nonne, vor.

67. Gethsemane. Christus in rötlichviolettem Gewand, kniet vor dem Fels, auf dem der Kelch des Leidens steht. Aus den Wolken schwebt ein Engel mit dem Kreuz hernieder. Vorne liegen und kauern drei Jünger. Durch die ferne Pforte tritt Judas mit den Häschern ein. Die von Hafner S. 31 zitierte Inschrift: HANS WASSER BVRGER ZV SVIRICH zeigen weder das Original noch die Kopie der Werdmüller'schen Aufnahmen, und der Schild mit dem Schrägbalken ist auch nicht das Waser'sche Wappen.

68. Gefangennahme. Ein Getümmel von Kriegsleuten und Juden umgibt den Heiland, den der gelbgekleidete Judas umarmt. Zu Füssen Petri, der sein Schwert in die Scheide steckt, kauert die kleine Figur des Malchus. Die auf Werdmüllers Blätter fehlende Aufschrift lautete nach Hafner: LAVRA GESLER. ADELHAID HVSER. V. W (von Winterthur)[1]).

69. Christus vor Pilatus (Johannes XVIII, 28—40). Bis auf die Köpfe der Figuren durch eine später ausgebrochene Türe zerstört.

70. Geisselung. Mit rückwärts gebundenen Armen steht Christus wie ein heiliger Sebastian vor der Säule, welche die Mitte des Gewölbes stüzt. In lässiger Haltung schaut ein Zeuge der Peinigung zu, die ein junger Geselle vollzieht. Eine Rute ist schon verbraucht, eine neue bindet der Scherge, der hinter dem Heilande kniet.

[1]) Vermutlich Anverwandte von Konventualinnen, da in den Verzeichnissen der Angehörigen des Klosters von 1525 (Hafner S. 7) und 1532 (Egli, Aktensammlung Nr. 1831, S. 789 u. f.) weder die eine noch die andere dieser Frauen erscheint.

Fig. 19. Kreuzigung Nr. 75. Grablegung Nr. 78.
J. C. Werdmüller.

71. Die Dornenkrönung ist ein geradezu elendes Bild. Mit gekreuzten Stäben pressen zwei Büttel dem Heiland die Dornenkrone auf; ein dritter, der hinter ihm steht, holt zum Faustschlage aus; ein vierter, bis auf den Kopf zerstört, scheint kniend den Dulder zu verspotten oder ihn anzuspucken.

72. Christus wird dem Volke gezeigt (Johannes XIX, 5). Wie auf dem vorigen Bilde hat der Kopist den nackten Körper des Heilandes übersehen und ihn mit einem lendnerartigen Wamse dargestellt. Pilatus trägt weissen Talar mit Hermelinkragen und blaues Barett mit aufgeschlagener Krempe von roter Farbe, das gleiche Kostüm, das sich auf den Bildern Nr. 69 und 73 wiederholt. Zwei Männer, von einem Speerträger gefolgt, scheinen Pilatus zu bestürmen. Über der hintern Reihe flattern zwei Wimpel. Auf dem einen stehen die Buchstaben N V, der andere, wohl ein Spruchband, aus dem der Kopist eine Fahne machte, enthält die Minuskelinschrift: Ecce homo . . .

73. Matth. XXVII, 24. Der Prokurator wendet sich von dem Verurteilten ab, um sich die Hände zu waschen. Ein Diener giesst Wasser zu, ein zweiter hält Handtuch und Becken vor. Christus, wie auf dem folgenden Bilde, mit einem grauen Rocke bekleidet, wird im Beisein des Volkes von zwei Schergen abgeführt. Über der Menge flattert eine gelbe Fahne mit einem liegenden Z und G darauf. Vor den Stufen des Thrones ist die kleine Figur des knienden Stifters gemalt, der ein schwarzes Barett und den Chorherrenpelz trägt [1]). Zu Füssen ein erloschener Schild mit der Inful darauf und das Ende eines Spruchbandes. Über dem Umbehänge stand auf dem braunen Rahmenstreifen": „SIGMUND KRVIZIGER DVOMPROPST ZV COSTENS" [2]).

74. Vor dem Tore neben dem zwei Berittene erscheinen, hält ein Mann die Madonna und ihre Begleiterinnen zurück. Christus, der noch aufrecht unter der Last des Kreuzes geht, hat um den Leib ein Seil geschlungen, an dem ihn ein Krieger vorwärts zieht; ein anderer haut mit dem Stock auf ihn ein, ein dritter stösst ihn mit dem Speere, ein Büblein wirft Steine nach ihm. Missverstanden von dem Kopisten ist die Bewegung des Landsknechtes, der über dem Kreuzstamm seine Rechte auf den Griff des Schwertes stützt. Diesem Gesellen folgt der kleine Simon von Kyrene, der den Stamm des Kreuzes ergreift (Matth. XXVII, 32).

[1]) Diese Stücke sind auf der Kopie deutlicher als auf der Originalaufnahme dargestellt.
[2]) Hafner, S. 33. Auf der Werdmüller'schen Aufnahme fehlt diese Inschrift.

Auf dem gleichen Plane, auf dem sich der Zug bewegt, wird der Heiland seines Rockes beraubt (vergl. die spätere Skizze Werdmüllers Fig. 18). Um den Faustschlag des Büttels zu wehren, drängt sich ein Jünger, vermutlich Johannes, herzu.

75. Das Kreuz liegt bereit, um aufgerichtet zu werden, sobald die Vorbereitungen beendigt sind. Einer schreibt den Zettel, der zu Häupten Christi geheftet werden soll; ein anderer, so klein, als ob er in weiter Ferne kniete, treibt den letzten Nagel ein. Juden und Krieger, rechts ein Häuflein Reisiger mit einem Reiter an der Spitze und die Gruppe der Jünger und Frauen in der Mitte, sehen dem Vorgange zu.

76. Der Gekreuzigte zwischen Maria, Johannes und zwei anderen Zeugen. Auf dem grünen Plan vor der fernen Stadt kniet die Stifterin des Bildes, wie es scheint, eine Nonne. Das über ihr schwebende Spruchband mit der Minuskelinschrift „O herr gott . . . . din gnad . . . .“ ist fälschlich wieder zur Fahne gemacht.

77. Kreuzabnahme. Ein armseliges Häuflein drängt sich um den Leichnam, der in ungeschickter Lage, von der Mutter am Arme gehalten, auf die Erde gebettet wird. Der Mann in der Zeittracht, der das Kopfende des Leichentuches hält, ist Joseph von Arimathia.

78. Ebenso leblos und dürftig ist die Grablegung geschildert (vergl. die allerdings bessere Darstellung Fig. 19). Der Leichnam ist schon versenkt und wird mit Linnen bedeckt, die Zweie am Kopfende und zu Füssen der gotischen Tumba halten. Kaninchen, die am Sarkophage spielen, sind wohl Zusätze von fremder Hand.

79. In einen roten Mantel gehüllt, der die Arme und den nackten Oberkörper sichtbar lässt, ist der Heiland auferstanden; die Rechte erhebend, in der Linken die Siegesfahne haltend. Ein turmähnliches Gebäude kann nicht das Grabmal sein. Zu Seiten Christi sitzen zwei Wächter, ein dritter steht vorn auf die Lanze gestützt.

Anhang.

Die Kenntnis der folgenden auf die Baugeschichte bezüglichen Stellen in der aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Beschreibung von Altarstiftungen und Altarweihen im Staatsarchiv Zürich, Akten Töss Nr. 365 Pgmt. verdanke ich der Güte meines verehrten Kollegen, Herrn Professor Dr. Paul Schweizer's.

Anno 1233, a receptione ordinis praedicatorum in Thurego anno 4, in die sancti Marci (dieser Tag auf Rasur!) inchoatum est monasterium sororum in Thoesse a Domina Eufemia de Herten per collationem areae a domino Hartmanno seniore de Kiburg (nach der Urkunde erfolgte die bischöfliche Erlaubnis erst am 19. Dezember, die Vergabung der Hofstatt durch den Grafen erst 1234. Der dies sancti Marci ist vielleicht eine Verwechslung mit den in der Urkunde genannten Constitutiones sororum sancti Marci in Argentino.

Anno 1315, 1. Oktober, consecratum est[1] majus altare cum choro et ecclesia a Johanne episcopo Valaniensi in honore virginis Marie, Michaelis et s. Elisabethe, cujus dedicatio celebratur dominica secunda post octavas pasche; eodem die consecratum est[2] altare superius in ecclesia versus claustrum a predicto Johanne in hon. s. Petri Martyris, Augustini episcopi et Dominici confessoris;[3] altare superius versus stratam in hon. Joh. Bapt. et ss. Petri et Pauli, Joh. evangel., Jacobi minoris et omnium apostol. — Eodem die consecratum[4] altare inferius in ecclesia versus stratam in hon. Petri et Andree, Vincencii, Felicis et Regule, Nicolai, Remigii, Cunradi et Udalrici episcopor., Galli et Othmari confessorum. Anno eodem in die ss. Joh. et Pauli consecratum est[5] altare in capella a prefato Johanne in hon. Bartholomei, Blasii, Sebastiani, Georgii, decem milium martirum, Christophori et Mauritii, Remigii ep. Antonii et Judoci conf., Mar. Magdalene, Marthe, Agnetis, Agathe, Margarethe, Cecilie, Katherine virginum.

1325. XV, Kal. Maii consecratum:[6] altare inferius in ecclesia versus claustrum a Johanne episcopo Recreensi in hon. ss. Luce ev., Stephani, Laurentii et Oswaldi martyrum, Ambrosii, Remigii et Arbogasti episcoporum, Leonardi et Jodoci confessorum.

Seite 2 folgen Indulgenzen, welche des cimiterium erwähnen und serotina pulsatio campanae secundum modum curiae Romanae, beide von Guillielmus Antibarensis archiepiscopus; dann Ablässe für die einzelnen oben genannten Altäre und Heiligenfeste; daneben auch einige bei der Altarweihe nicht direkt vorkommende Heilige und Tage wie translatio beati Dominici confessoris, Barnabas apost.; Philippus et Jacobus apost.; Matthei apost. Jeronimi confessoris, 11 000 virgines; Symon et Juda, Loonardus conf.; Andreas apost.; Barbara; Nicolaus ep.; Lucia virgo; Thomas apost. Bischof H. de Tanne (Heinrich I, Bischof von Konstanz, 1233 bis 1248) relaxat facientibus elemosinam pro fabrica monasterii sororum in Toesse XL dies.

In festo dedicationis altarium minorum Johannes episcopus Valaniensis (um 1315?) dat omnibus visitantibus altaria, videlicet capelle beati Dominici, sanctorum apostolorum et sancti Nicolai in ecclesia sororum in Thoesse in festo dedicationis eorundem pro quolibet ipsorum XL dies.

Joh. episcopus Recrehensis dat omnibus visitantibus altare sancti Remigii in festo dedicationis XL dies.

Gegen den Schluss werden die vorher vielen Heiligen geweihten Altäre einzelnen Patronen zugeschrieben: altare Remigii in Thoesse[1]); altare s. apostolorum[2]); altare capelle in Thoesse zu verschiedenen Tagen: Antonii, Sebastiani, Agnetis, Blasii, Agathe[3]); altare s. Nicolai[4]); altare s. Dominici[5]).

[1]) Welcher von den dreien, unter deren Patronen S. Remigius erscheint? Vielleicht das altare inferius versus claustrum, da die drei übrigen in der Kirche befindlichen durch nachfolgend verzeichnete Patronen repräsentiert sind.

[2]) Wohl das altare superius versus stratam.

[3]) Das waren fünf von den 16 Heiligen, die ausser den zehntausend Märtyrern anlässlich der 1315 stattgehabten Weihe als Patrone dieses Altares erscheinen.

[4]) Wohl altare inferius versus stratam.

[5]) Mutmasslich altare superius versus claustrum.

Verzeichnis der Abbildungen in Heft 2 und 3.

1. Tafeln.

I. Ansicht des Klosters aus der Vogelperspektive. Ludwig Schulthess-Kaufmann.

II. Ansicht des Kreuzganges. Nord- und Ostflügel. Derselbe.

III und IV. Fensterfronten des Kreuzganges von innen gesehen. Derselbe.

V—XVIII. Wandgemälde im Kreuzgang nach J. C. Werdmüller's Originalaufnahmen im Besitz der Familie Schulthess.

2. Textbilder.

Fig. 1. S. 83 (3). Deckenbalken. Nach Vermerk auf der Zeichnung Werdmüller's im Besitz des Historisch-antiquarischen Vereins Winterthur, von einer Zimmerdecke herrührend.

Fig. 2. S. 85 (5). Deckenbalken. Die Bezeichnung „Prioratskapelle" auf der ebendaselbst befindlichen Skizze Werdmüller's stammt aus fremder Hand.

Fig. 3. S. 89 (9). Siegel des Konvents und der Priorin von Töss.

Fig. 4. S. 95 (15). Prospekt. gezeichnet von Hans Jeggli, in Heinrich Murer's Chronik des Klosters Töss. Manuskript Y 105 der thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld.

Fig. 5. S. 97 (17). Westflügel des Kreuzganges. L. Schulthess.

Fig. 6. S. 104 (24). Kloster Töss, aus Manuskript E 59, pag. 113 der Stadtbibliothek Zürich.

Fig. 7. S. 108 (28). Bauinschrift im Westflügel des Kreuzganges, jetzt im Schweizerischen Landesmuseum.

Fig. 8. S. 109 (29). Lageplan. L. Schulthess.

Fig. 9 und 10. S. 111 (31). Deckenbalken. Nach L. Schulthess und J C. Werdmüller. Laut Werdmüller's Vermerk zu seinen Zeichnungen im Besitze des Historisch-antiquarischen Vereins Winterthur sind die vier oberen Bestandteile von Zimmerdecken gewesen.

Fig. 11. S. 115 (35). Klostertor. L. Schulthess.

Fig. 12. S. 119 (39). Ansicht des Klosters von Osten. L. Schulthess 1837.

Fig. 13. S. 134 (12). Madonna. Anbetung der Könige (Nr. 51).

Fig. 14. S. 136 (14). Christus und die Ehebrecherin (?) (Nr. 61).

Fig. 15. S. 137 (15). Heimsuchung (?) (Nr. 48).

Fig. 16. S. 138 (16). Hochzeit zu Kana (Nr. 57).

Fig. 17. S. 140 (18). Unbekannt aus welchem Bilde.

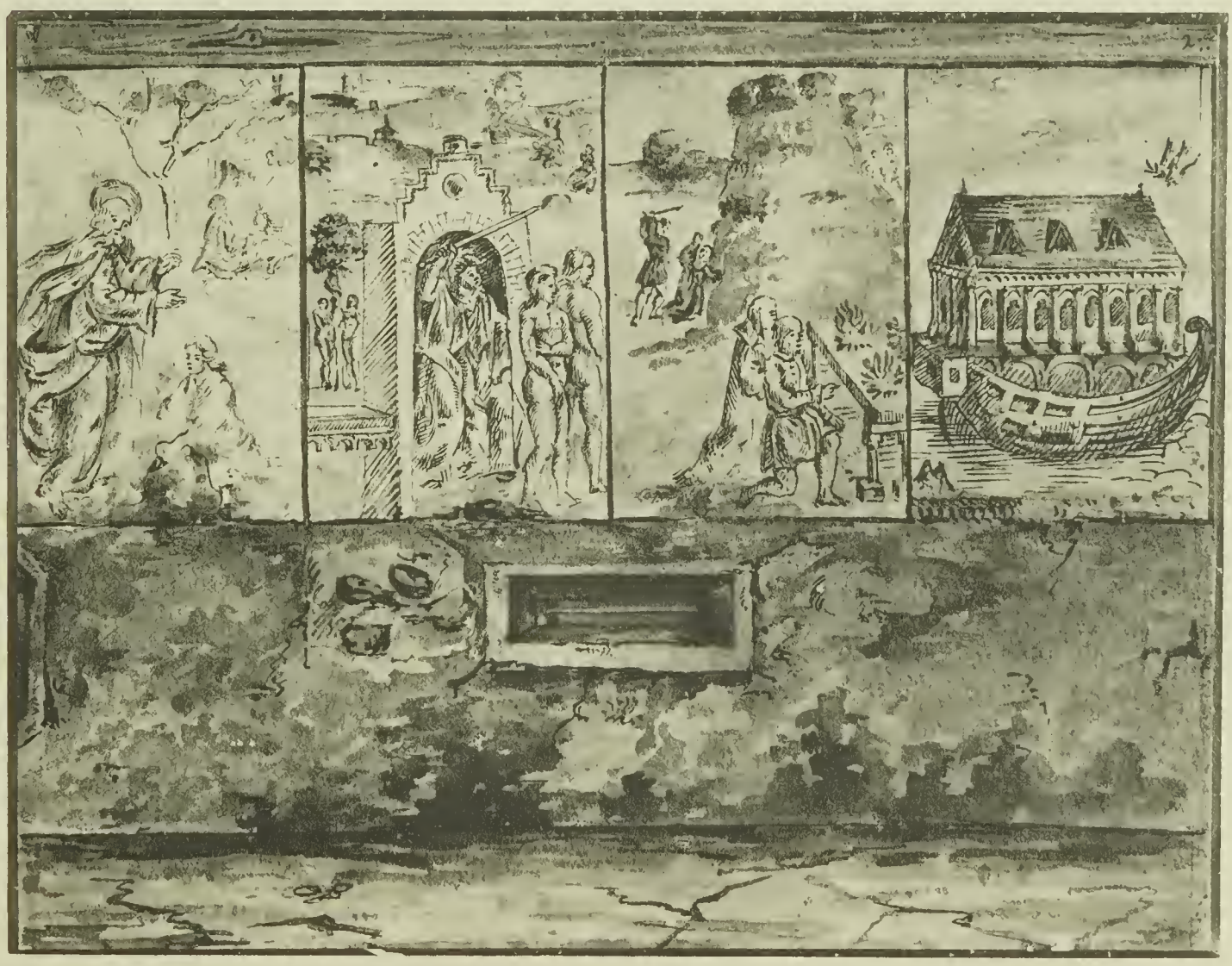
Fig. 13 bis 17 nach Originalpausen von August Corrodi, im Besitz des Historisch-antiquarischen Vereins Winterthur.

Fig. 18. S. 149 (27). Gruppe auf dem Bilde Nr. 74. J. C. Werdmüller. Historisch-Antiquarischer Verein Winterthur.

Fig. 19. S. 150 (28). Kreuzigung (Nr. 75). Grablegung (Nr. 78), J. C. Werdmüller. Ebendaselbst.

1 2 3 4

5 6 7 8



KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

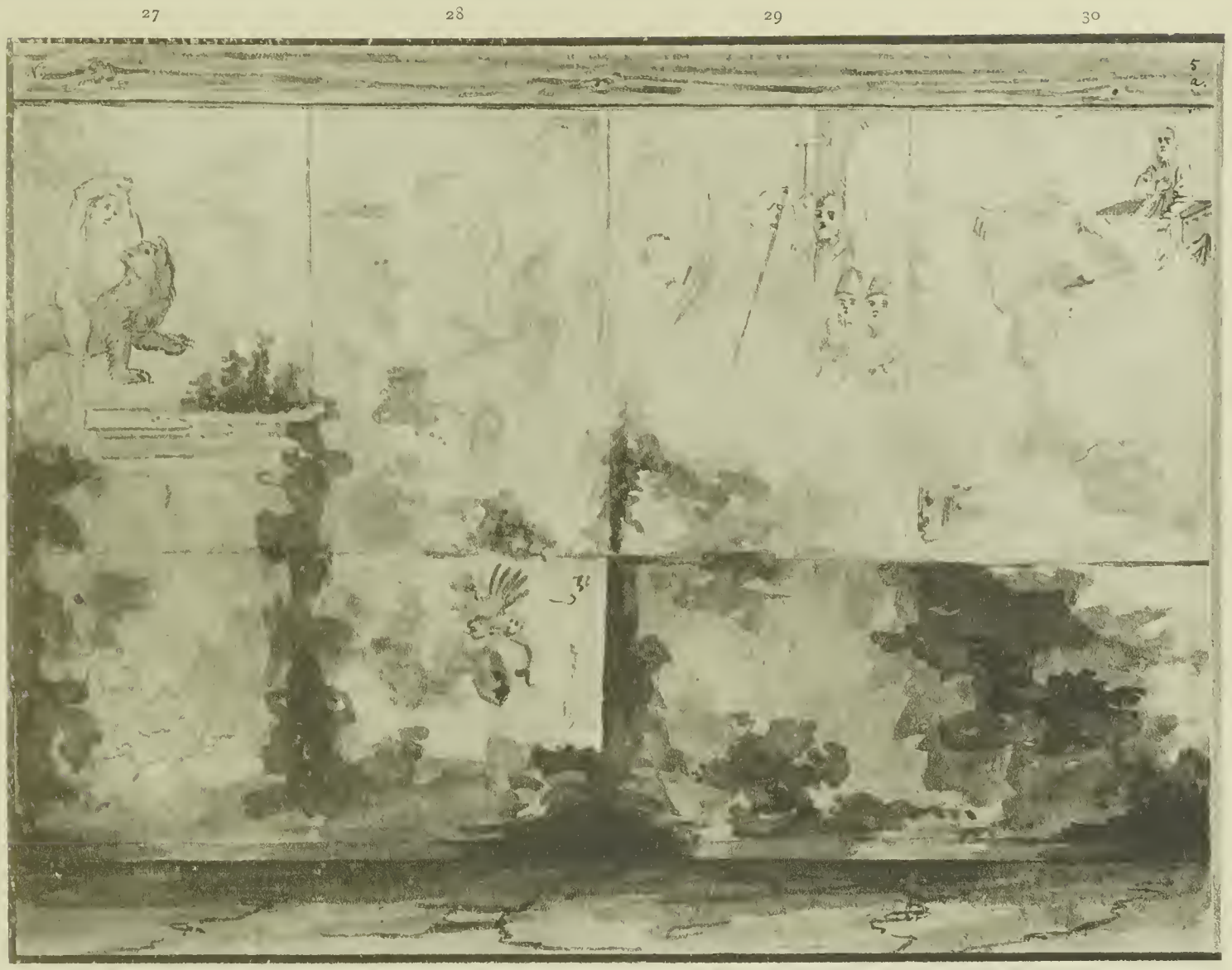
KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

13 14 15 16

17 18 19 20

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

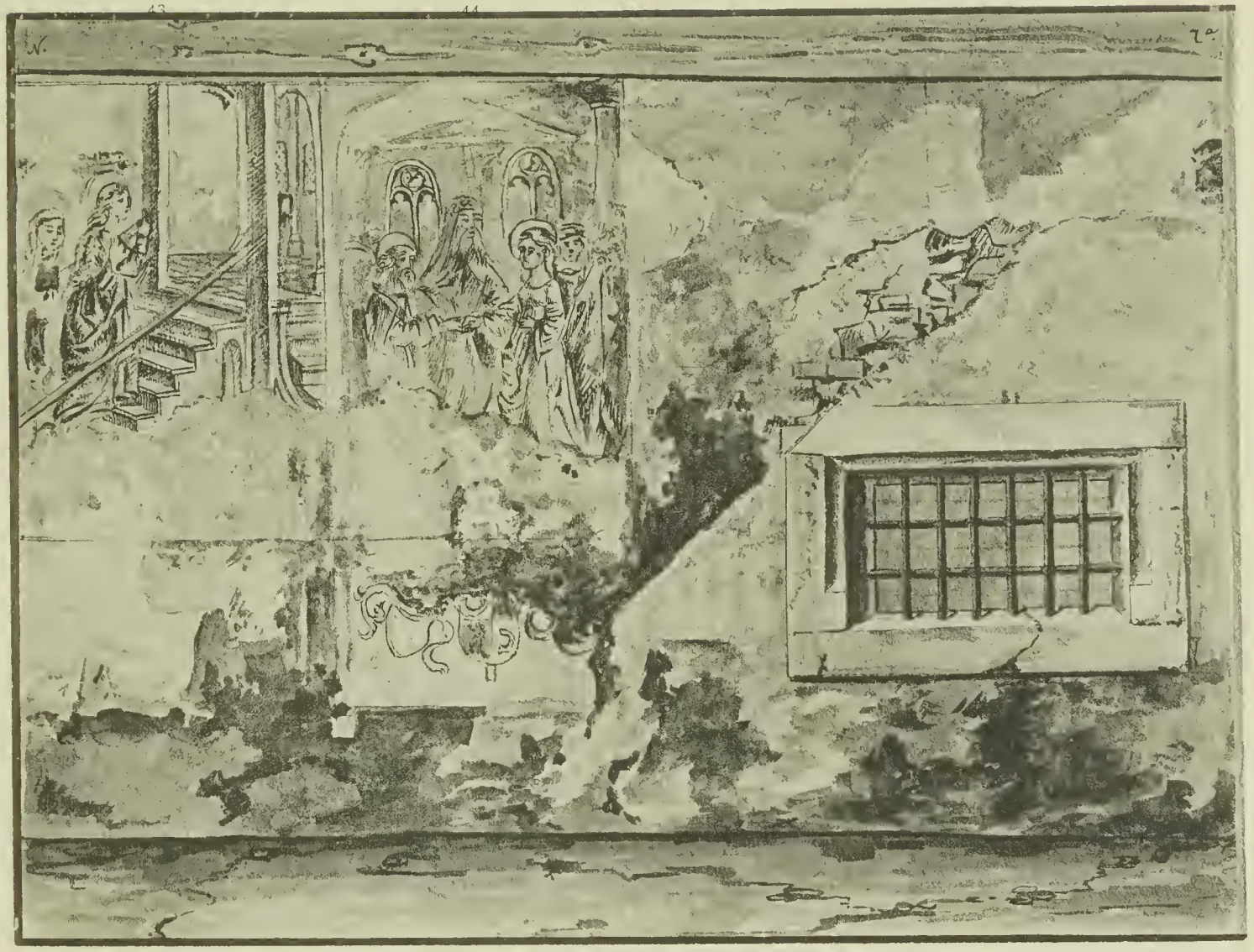


KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

35 36 37 38

39 40 41 42

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.



KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

58 59

60 61

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

62 63

64

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

65

66 67 68 69

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

70 71 72

73 74

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

75 76

77 78 79

KLOSTER TÖSS. WANDGEMÄLDE IM KREUZGANG. NACH J. C. WERDMÜLLER.

Zur
Geschichte der Glasmalerei
in der Schweiz.

I. Teil:
Ihre Entwicklung bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts.

Von

Hans Lehmann.

Mit 32 Textillustrationen und 8 Tafeln.

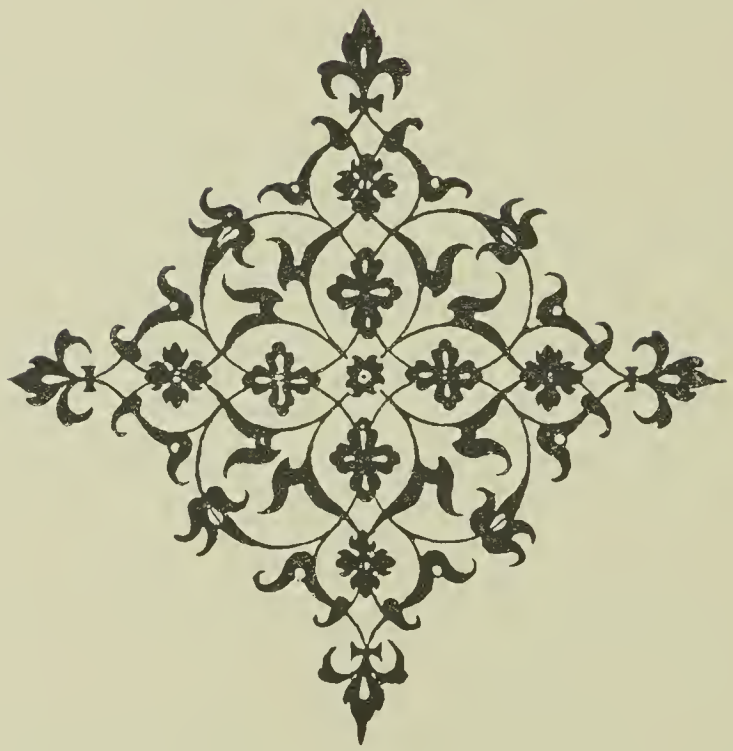
Zürich.
In Kommission bei Fäsi & Beer.
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli 8081
1906

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVI, Heft 4.

Vorwort.

Als der Verfasser dieser Arbeit vom Vorstande der Antiquarischen Gesellschaft ersucht wurde, das Neujahrsblatt für 1906 zu schreiben, glaubte er, als dessen Inhalt eine Übersicht über die Entwicklung der sogenannten Kabinet-Glasmalerei in der Stadt Zürich und deren Gebiet in Aussicht stellen zu können, und zwar gestützt auf die noch erhaltenen Werke. Es sollte damit eine Ergänzung zu dem verdienstvollen Buche von Hermann Meyer geschaffen werden, welches uns, ausschliesslich auf Grund des archivalischen Materials, die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom 15. bis zum 17. Jahrhundert schildert und daran eine Übersicht über die Zürcher Glasmalerei, ihr Arbeitsfeld und ihre Werke reiht, soweit dies die handschriftlichen Aufzeichnungen ermöglichen. Allein bald erwuchsen der Ausführung dieses Vorhabens Schwierigkeiten, die teils nicht vorausgesehen werden konnten, teils unterschätzt worden waren.

Während Hermann Meyer die Grenzen nach rückwärts durch das vorhandene Archivmaterial gezogen wurden, führten den Kunsthistoriker die Anfänge der sogenannten Kabinet-Glasmalerei bis zu den frühesten erhaltenen Werken der Glasmalerei. Dabei zeigte sich sehr bald, dass die wenigen, bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Stadt Zürich erhalten gebliebenen Arbeiten kein genügendes Material bieten, um daran eine Entwicklung dieses Kunstzweiges demonstrieren zu können, und dass die ebenso spärlichen schriftlichen Aufzeichnungen eine Würdigung von dessen kulturgeschichtlicher Bedeutung nicht ermöglichen. Infolge dessen war der Verfasser genötigt, das ganze auf dem Boden der alten Eidgenossenschaft, ihrer Untertanenländer und Verbündeten noch erhaltene Material in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen, soweit es überhaupt zur Zeit benutzbar ist. Er hielt dies um so mehr für erlaubt, als später, wo die Quellen eher bestimmte Schlüsse gestatten, sowohl die Entwicklung der Glasmalerei als auch die der Sitte der Fenster- und Wappenschenkung auf diesem kleinen Ländergebiete überall eine gleichartige ist. Wurden schon dadurch die Untersuchungen auf eine breitere Basis gestellt, so geschah dies noch mehr durch die Erwägung, dass die Glasmalerei eine importierte Kunst ist. Für die älteste Zeit wird man, in Anbetracht der wenigen, uns erhalten gebliebenen monumentalen Arbeiten, sich stets auf die Untersuchung beschränken müssen, an welche ausländischen Werke sie sich am engsten anlehnen, und darum nur zu unfertigen Resultaten gelangen. Für die Darstellung der Entwicklung der Kabinet-Glasmalerei innerhalb der Gebiete der alten Eidgenossenschaft sind sie jedoch darum von ganz untergeordneter Natur, weil zur Zeit, als diese zu einer hohen nationalen Blüte



I. Die Anfänge der Glasmalerei.

Wie weit sich die Kunst der Glasbereitung aus den Trümmern des antiken Handwerkes auf die germanischen Stämme vererbte, lässt sich im einzelnen nicht nachweisen. Was uns die ältesten Aufzeichnungen über die Glasfenster in den Kirchen ihrer Zeitgenossen berichten, haben neuerdings H. Oidtmann und F. Geiges in ihren verdienstvollen Werken über die Glasmalerei zusammengestellt[1]). Da beide Autoren namentlich die technische Entwicklung der Glasmalerkunst, die an keine politischen Gebietsgrenzen gebunden war, in erschöpfender Weise behandeln, so dürfen wir an dieser Stelle um so mehr das Hauptgewicht unserer Ausführungen auf die Darlegung ihres kulturgeschichtlichen und künstlerischen Werdeganges innerhalb unserer heutigen Landesmarken legen.

Eine klare Vorstellung über das Aussehen der ältesten Fensterverglasungen und ihre Verwandtschaft zu denen, welche wir heute als Glasmalereien bezeichnen, vermögen diese schriftlichen Überlieferungen nicht zu geben. Nur soviel ist sicher, dass ihre farbige Lichtwirkung den Zeitgenossen als etwas aussergewöhnlich Prächtiges erschien. Wenn dabei die Kirchen Frankreichs und Italiens in erster Linie als Besitzerinnen eines derartigen Schmuckes gerühmt werden, und schon Gregor von Tours von Glasfenstern wie von einer gebräuchlichen Einrichtuug spricht, so kann das insofern nicht befremden, als wir die Glasbereitung auf ihrer natürlichen Wanderung aus der alten Welt ins Mittelalter treffen[2]). Auf deutschem Boden führt uns die älteste Aufzeichnung in die engere Heimat: nach dem Kloster St. Gallen. Sie ist längst bekannt, aber darum nicht weniger wichtig; denn sie macht uns nicht nur mit einem Glaser, einem Hörigen der Abtei, dem Ludwig der Fromme (814—840) seine Kleider schenkte, bekannt[3]), sondern nennt auch seinen Namen Stracholfus. Ein Mönch dieses Klosters, Ratpert, schildert uns in einem Gedichte die Pracht der farbenstrahlenden Fenster im Gotteshause der Fraumünsterabtei zu Zürich[4]), dessen Einweihung er im

[1]) Dr. H. Oidtmann, Die Glasmalerei. II. Teil: Die Geschichte der Glasmalerei. I. Bd.: Die Frühzeit bis zum Jahre 1400, S. 31 ff. Fritz Geiges, Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters in „Schau ins Land", Jahrlauf 28 u. f. Freiburg i. Br. Separat-Ausgabe unter gleichem Titel in 5 Lieferungen, wovon bis jetzt 3 erschienen sind. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

[2]) Das Quellenmaterial seit dem 4. Jahrhundert findet sich zusammengestellt bei Oidtmann, a. a. O. S. 33 ff. Für die Karolingische Zeit vergl. auch J. von Schlosser, Schriftquellen zur Geschichte der Karolingischen Kunst, Wien 1892, S. 411 ff. und das Glossarium technischer Ausdrücke, S. 482 unter vitrea, vitreus, vitrum.

[3]) Monachus Sangall. Gesta Karoli lib. II, 21.

[4]) v. Wyss, Geschichte der Abtei Zürich. Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft Bd. VIII, S. 17 ff. Beilage Nr. 9, S. 11. J. R. Rahn, Das Fraumünster zu Zürich, a. a. O. Bd. XXV, Heft 1, S. 6/7 und Heft 2, S. 41. Sepp, Ursprung der Glasmalerkunst im Kloster Tegernsee, S. 41 und 52, der die Karolingische Prinzessin zur Glasmalerin macht. Dagegen wendet sich mit Recht Oidtmann, a. a. O. S. 51 ff. F. Geiges, a. a. O. Jahrlauf 28, S. 96. S. A. S. 32. Ob es Glasmalereien waren, ist überhaupt fraglich.

Jahre 874, vielleicht als Bürger der Stadt, selbst beigewohnt hatte[5]). Unbestimmter lautet eine Erwähnung von Glasfenstern in der Stiftskirche zu Zurzach, deren Abfassung zwischen die Jahre 917 und 926 fällt[6]). Ganz unhaltbar aber ist die Ansicht Otte's, wenn er die fenestellae rotundae, mit welchen Abt Luithar auf der Reichenau (934—949) sein Gotteshaus zieren liess, als Butzenscheiben erklärt, da es sich hier nicht um Verglasungen irgendwelcher Art, sondern lediglich um den Durchbruch jener kleinen, runden Fensteröffnungen handelt, welche für die Landkirchen zu jener Zeit typisch sind[7]). Dagegen erfahren wir aus der humorvollen Erzählung Ekkehardts IV. von der Züchtigung des bösen Sindulf, dass im 11. Jahrhundert das klösterliche Scriptorium zu St. Gallen sich gläserner Fenster als eines willkommenen Schutzes gegen Unwetter und Kälte erfreute und dadurch den fleissigen Mönchen die mühevolle Ausübung der Schreibkunst gestattete, wenn in andern Klöstern die Kälte ihren Bewohnern die sonst schon ungelenken Finger erstarren machte[8]). Von da an fehlen uns schriftliche Aufzeichnungen mit Bezug auf die Verglasung der Fenster in der Schweiz auf lange Zeit.

Zu untersuchen, welchem Lande das Verdienst zukommt, zuerst die Herstellung von Glasbildern betrieben zu haben, ist nach unserer Ansicht ein unnützes Unterfangen, schon aus dem Grunde, weil bei Überlieferung des noch vorhandenen Quellenmaterials der Zufall eine zu grosse Rolle spielte. Ebensowenig lässt sich zur Zeit konstatieren, in welchem Zeitpunkte und wie sich aus dieser ihrem Wesen nach unbekannten Glasmosaik das Glasbild resp. das sogenannte Glasgemälde entwickelte. Denn wenn Abt Gozbert von Tegernsee in einem um das Jahr 1000 verfassten, berühmt gewordenen Schreiben dem Grafen Arnold von Vogaburg für die Beschaffung gemalter Fenster als Ersatz für die alten Teppiche dankt und diese Kunstwerke als etwas bis dahin nie Gesehenes rühmt, so darf daraus nur gefolgert werden, dass sie für die Bewohner dieses Klosters etwas Neues waren, an andern Orten aber schon bestanden. Auch kann es die blosse Wertschätzung eines Glasverschlusses für Kirchenfenster, gleichgültig welcher Art, gewesen sein, die einer unter Gozberts Nachfolger in Tegernsee gegründeten Glashütte so viele

[5]) Auch der mit Zieraten in Erz, Silber und Gold geschmückten Wände wird bei diesem Anlasse gedacht. In der Tat haben die Grabungen, welche im Jahre 1900 unter dem Kirchenchore vorgenommen wurden, nicht nur die Grundmauern des ursprünglichen Gebäudes blossgelegt, sondern auch eine Menge Fragmente von bemaltem Wandbelag zutage gefördert und daneben einige kleine Stücke aus vergoldetem Kupferblech. Da diese auf eine reiche Ausstattung der Wände hinweisen, so scheint Ratperts poetischer Schilderung ein realer Untergrund nicht zu fehlen, und es gewinnt darum auch seine Aussage über die Fenster an Wahrscheinlichkeit.

[6]) Mirac. S. Verenae, bei Pertz, Monumenta Germ. hist. IV. 457 ff. Vgl. auch W. Lübke, Die alten Glasgemälde in der Schweiz. Als selbständige Monographie herausgegeben bei Schabelitz in Zürich; abgedruckt und erweitert in den „Kunsthistorischen Studien", Stuttgart, 1869, S. 393 ff. J. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 587 ff.

[7]) Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters, Leipzig 1883, Bd. I, S. 89/90, Darstellungen der ältesten Fensterverschlüsse bei F. Geiges, a. a. O., Jahrlauf 28, S. 92 f. S. A. S. 28 ff. Die kleinen, runden, gewöhnlich unter dem Dachrande angebrachten Öffnungen, spendeten an Stelle der früheren Dunkelheit wenigstens einiges Licht. Vrgl. auch Anmerkung 15 und 16. F. X. Kraus, Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden, Bd. I, S. 329, spricht ebenfalls irrtümlich von Fenstern aus Glas.

[8]) Ekkehard, Casus S. Galli III, 36. Die Chronik des Klosters Fontanelle (Gesta abbat. Fontanell. cap. 17, bei Pertz, Mon. Germ. hist. Script. Bd. II. S. 296) in der Diöcese Rouen berichtet von Glasfenstern in dem dortigen Dormitorium, welche Abt Ansegis (807—833) anbringen liess, und auch im Kloster von Jumièges in der Normandie soll schon der um 687 verstorbene Abt Aichardus das Dormitorium mit Glasfenstern versehen haben, J. R. Rahn, Gesch. der bild. Künste in der Schweiz, S. 588.

Aufträge zuführte, dass man sie nicht mehr zu befriedigen imstande war. Ungefähr um die gleiche Zeit wird auch der Glaser und Maler am Hofe des Bischofs von Hildesheim gedacht. Zu Köln war schon in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts der Kustos des Domes verpflichtet, für Instandhaltung respektive Reparatur der Fenster zu sorgen, sowie das notwendige Glas, Blei und Eisen zu liefern[9]) und zu Saint-Denis fiel diese Aufgabe einem besonderen ministerialis magister zu[10]).

Die ältesten, in benachbarten deutschen Landen erhalten gebliebenen Glasmalereien im Dome zu Augsburg[11]) und in der Kirche Peter und Paul zu Neuweiler im Elsass[12]) werden an den Schluss des 11. Jahrhunderts gesetzt. Allein diese Datierungen sind in Ermanglung jeglicher urkundlicher Stützpunkte unsicher und darum in jüngster Zeit auf Grund von stilkritischen Erwägungen in den Anfang des 12. Jahrhunderts vorgeschoben worden. Darnach bleiben sie immer noch um wenigstens zwei Menschenalter von den schriftlichen Aufzeichnungen getrennt, die man zum Ausgangspunkte der Glasmalerei machen wollte.

In Frankreich hielt man von den erhalten gebliebenen Glasgemälden, die von Abt Sugerius zwischen 1142 und 1151 in Saint-Denis gestifteten, welche leider nur noch in wenigen Überresten vorhanden sind, für die frühesten Erzeugnisse dieses Kunsthandwerkes. Dieser Vorrang ist ihnen aber durch einige Fragmente aus Châlons-sur-Marne und in der Kathedrale von Le-Mans streitig gemacht worden. Schriftliche Aufzeichnungen setzen schon im 9. Jahrhundert verschiedene Kirchen in den Besitz von einfachen und farbigen Glasfenstern[13]) und aus dem Jahre 969 überliefert sogar eine Chronik die Kunde, wonach der neugewählte Erzbischof Adalbert von Reims seine Kirche mit Fenstern schmücken liess, auf denen verschiedene Geschichten gemalt waren[14].)

Im allgemeinen war die romanische Baukunst der Entwicklung der Glasmalerei nicht günstig, denn sie kannte wenig Rücksichten für die Anbringung bunter Glasbilder in den Fenstern. Den dekorativen Schmuck des Innern besorgten Bildercyklen und Einzelfiguren auf Decken, Wänden, Pfeilern und selbst in den Fenstergewänden. Da alter Tradition zufolge das Innere der Kirche dunkel sein sollte[15]), so kamen diese Malereien erst dann zu einiger Wirkung, wenn sie vom Glanze der Altarkerzen beleuchtet wurden, während die Glasgemälde wenigstens bis zum Einbruche der Dämmerung, so weit es die Umstände gestatten, im Glanze ihrer Farbenpracht erstrahlten. Und da das Mittel-

[9]) L. Ennen, Der Dom zu Köln, S. 10 ff.

[10]) W. Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei, Leipzig 1855, S. 151, Anmerkung 204.

[11]) Theodor Herberger, Die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg. Augsburg 1860.

[12]) Rob. Bruck, Die Elsässische Glasmalerei vom Beginne des 12. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. S. 26 ff. Tafeln 3 und 3A. Vgl. auch Geiges, a. a. O. S. 123, Anmerkung 13. S. A. S. 59, Anmerkung 13. Weitere Beispiele aus Deutschland bei Geiges a. a. O., S. 99 ff. S. A. S. 33 ff.

[13]) So berichtet u. a. Flodoard (Flodoardi Presbyt. ecc. Remensis historiarum lib. III, cap. V), dass bei einer Renovation die Kirche Notre-Dame in Reims durch Bischof Hincmar (845—882) mit Glasfenstern versehen worden sei. (Ipsumque templum pictis decoravit cameris, fenestris etiam illustravit vitreis, pavimentas quoque stravit marmoreis.) Durch den hl. Odo von Clugny (879—942) erfahren wir, dass die Kirche von St. Martin zu Tours Fenster, die mit blauen Glasstücken verziert waren, besass (vitreis saphiro subornatis) und schon im Jahre 1009 sollen sich im Kloster Tarve 160 Glasfenster befunden haben. Oidtmann, a. a O. S. 41, S. 323, Anmerkung 2.

[14]) „fenestris diversas continentibus historias." Richerus, Monachus S. Remigii historiarum libri IV. Bei Pertz, Mon. Germ. Scr. III, 22 und 23. J. R. Rahn, a. a. O. S. 590.

[15]) Vgl. J. Kreuser, Der christliche Kirchenbau, Regensburg, 1860, S. 746. Otte, a. a. O. Bd. I, S. 87 ff.

alter nichts Schöneres als sprühende Farben kannte, begreifen wir die jubelnde Begeisterung, mit welcher ein solcher Kirchenschmuck von den Zeitgenossen begrüsst wurde.

In den Domen boten die Fensteröffnungen genügend Raum für eine Entfaltung grösserer Kompositionen. Trotzdem ist ihre Wirkung zufolge der kleinen Glasstücke, mit denen man sich behelfen musste, eine unruhige, selbst dann, wenn sie sich auf die Darstellung von einzelnen Figuren in ornamentaler Umrahmung beschränken. In den Fenstern des Chores mochte das weniger unangenehm empfunden werden, als in den hoch oben angebrachten der Schiffe, wo die Malereien nur in starker Untersicht betrachtet werden können und man deswegen oft Mühe hat, aus dem bunten Gewirre farbiger Glasstücklein die Linienführung herauszufinden. In den kleineren Kirchen zu Stadt und Land mit ihren wenigen kreisförmigen oder mit Rundbogen abgeschlossenen rechteckigen, hoch oben im dicken Mauerwerk scheinbar willkürlich angebrachten Lichtöffnungen war von der Wirkung einer farbigen Verglasung schon darum noch weniger zu erwarten, weil sie zufolge des kräftigen Schlagschattens, den die tiefen Fensterbrüstungen auf die Glasfläche warfen, stark beeinträchtigt wurde[16]). Die Kreuzgänge aber mit ihren einfachen oder gekuppelten Säulenstellungen schlossen geradezu eine Verglasung aus, und wie sich der Profanbau dieser Erfindung gegenüber verhielt, entzieht sich in Ermanglung jeglicher Anhaltspunkte vollständig unserer Beurteilung. Wir sehen daraus, dass die Aussichten, mit denen die Glasmalerei sich ihre Daseinsberechtigung erringen musste, keine günstigen waren, und es ist fraglich, ob sie nicht wieder abgestorben wäre, wenn ihr nicht infolge der Wandlung der Bauart schon sehr bald eine viel grössere Aufgabe zugewiesen worden wäre.

Die dienende Stellung, in welcher die Glasmalerei geboren wurde, verleugnet sie nicht. Denn kein einziges Motiv, das wir in den erhalten gebliebenen Werken kennen lernen, gehört ihr als individuelles Eigentum an. Dabei scheint es, als ob sie sich in Frankreich und in Deutschland verschiedene Vorbilder als Ausgangspunkte gewählt habe. Da sie zunächst die Tücher ersetzen sollte, mit denen man die Fenster verhängte und Wände schmückte, kann es nicht befremden, wenn sie zuweilen die Textilkunst in ihren dekorativen Motiven nachahmte und so gleichsam zum Glasteppich wurde. Und da auch die Textilien sich nicht immer mit rein ornamentalen Formen begnügten, so brauchte es die Glasmalerei um so weniger zu tun, als ihr die Miniatur- und die Wandmalerei genügende figürliche Vorbilder zur Verfügung stellten. Auf diesem Wege begegnen wir ihr vorzugsweise in Frankreich, von dessen ältesten Glasgemälden manche als bunte Teppiche gedacht sind, auf welchen Medaillons mit den Symbolen der Evangelisten, den Brustbildern von Heiligen, Stiftern und figürlichen Darstellungen in reizvollem Wechsel einander ablösen. Anders in Deutschland. Hier erblickte man im Glasfenster nicht einen Ersatz für den Teppich, sondern eine durchsichtige Wandfläche und setzte darum auf ihr die Darstellungen jener ernsten, aus einer fremden Welt zu uns hinüberblickenden, schematisch gezeichneten Heiligengestalten fort, wie sie auch das Innere der Kirche zierten. Dabei begnügte man sich mit einer rein ornamentalen Umrahmung, wie sie in Plastik und Malerei üblich war, und setzte den Hintergrund meistens aus einfarbigen Glasstücken zusammen. Aber schon zu Ende des 13. Jahrhunderts hatten sich diese nationalen Bevorzugungen auf beiden Seiten des Rheines ausgeglichen.

[16]) Als Typus eines Gotteshauses im schweizerischen Hügellande aus dem frühen Mittelalter dürfte die frühere Anlage der Kirche von Pfyn (Thurgau) angesprochen werden. Vgl. J. R. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Neue Folge Bd. III, S. 36 ff. In den Bergen, und namentlich im Kt. Graubünden, haben sich frühromanische Kirchen in fast unveränderter Anlage bis auf unsere Tage erhalten. Ihre Schiffe zeigen auf der Nordseite bisweilen gar keine Fenster, wie in Zillis, Müstail u. a.

Diese Dekorationsarten waren aber nicht die einzigen und können es schon darum nicht gewesen sein, weil uns in diesem Falle die natürlichen Bindeglieder fehlten, welche von der rein musivischen Glastechnik zu dieser, für ihre Zeit schon hochentwickelten, hinüberleiteten. Ein solches darf man in den einfarbigen Glasfenstern erblicken, von denen die ältesten bekannten in der Kirche zu Bonlieu (Departement Creuse) nicht über das Jahr 1141 zurückdatieren. Man war darum geneigt, ihre Herstellung als eine Folge der Verbote zu erklären, welche der Orden der Cisterzienser gegen die Anbringung farbiger Glasfenster erliess[17]). Dazu haben wir keinen Grund. Denn diese Technik, welche darin bestand, dass man die einzelnen Glasstücke zu mosaikartigen Ornamenten zusammensetzte, wobei die bindenden dunkeln Bleistäbe die Linienführung übernahmen, schliesst sich aufs innigste an die älteste bunte Fensterverglasung an, und wenn uns das früheste Beispiel in einer Cisterzienserkirche erhalten blieb, geht daraus nur hervor, dass der Orden sich dieser Ver-

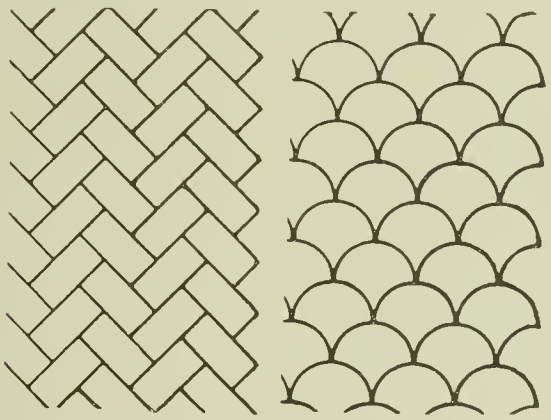


Fig. 1. Einfarbige Fensterverglasungen in der Kirche N. D. de Valère ob Sitten. 13. Jahrhundert.

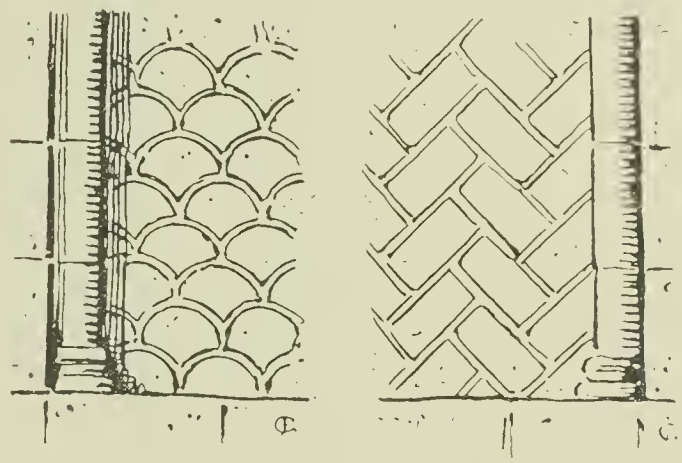


Fig. 2. Blendwerk der Fensterfüllungen am Glockenturme der Kirche zu Gargilesse (Frankreich).

glasungsart bediente, was um so begreiflicher ist, als sie mit seinen Vorschriften über die Befensterung der Kirchen im Einklange stand[18]).

Von Frankreich aus kam diese Verglasungsart u. a. auch nach dem Wallis, wo wir ihr in einigen Fenstern der *Notre Dame de Valère ob Sitten* (Fig. 1) begegnen, deren Entstehungszeit noch in das 13. Jahrhundert fällt[19]). Die hier zur Verwendung kommenden Motive sind der Backstein-Architektur entlehnt[20]). Sie stimmen genau überein mit dem Blendmauerwerk der Fensterfüllungen am Glockenturme der Kirche zu Gargilesse (Fig. 2).

[17]) R. Dome, Die Kirchen des Cisterzienserordens in Deutschland während des Mittelalters. Leipzig 1869, S. 29.

[18]) Weitere Beispiele aus dem XII. Jahrhundert finden sich in Frankreich in den Kirchen zu Obasine (Dep. Corrèze), 1142 geweiht, und Pontigny, 1150 vollendet. Dome, a. a. O. S. 30 und Abbé Texier, Origine de la peinture sur verre in Didron, Annales archéologiques, Vol. X, p. 81, 89.

[19]) J. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. S. 614. Nachbildungen davon befinden sich im schweiz. Landesmuseum, Raum IV.

[20]) Sie sind sehr alt und fanden schon in der römischen Backsteintechnik Verwendung, sei es als Bodenbelag, Ziermauerwerk oder als Füllungen zu verschiedenen Zwecken, wahrscheinlich auch von Fensteröffnungen. Das eine stellt die Stirnflächen aufeinander gelegter Hohlziegel dar und kommt noch heute zur Verwendung.

Seltener findet man sie in Deutschland. Erhalten blieben uns nur die Fenster an der Kirche von Marienstadt[21]).

Tritt uns schon in den Motiven der alten Walliser Bischofskirche die grösste Einfachheit entgegen, so mag die Verglasung der Land- und Klosterkirchen noch schlichter gewesen sein, dafür aber während Jahrhunderten anspruchslosen Bedürfnissen genügt haben. Sie verschwand, hier früher, dort später mit der zunehmenden Billigkeit besserer Glasprodukte und ist nur da noch durch Zufall in wenigen Fenstern erhalten geblieben, wo man zu deren Renovation auch bescheidene Mittel nicht zur Verfügung hatte oder nicht verwenden wollte[22]).

Eine gewisse künstlerische Wirkung entstand bei dieser Verglasungsart schon durch die verschiedene Struktur der Gläser, von denen keines wie das andere im Brande herauskam und die auch weder durchsichtig noch ganz farblos waren. Sie wurde vermehrt durch die Bleieinfassung, welche den ornamentalen Schmuck darstellte und ziemlich hohe technische Anforderungen stellte. Diese mögen schon frühe einem Ersatz der Zeichnung in Blei durch eine verwandte in schwarzer Farbe auf den Gläsern gerufen und in der Folge zur Erfindung der Grisaillemalerei geführt haben, deren Entwicklung die Verbote, welche der zu jener Zeit in höchstem Ansehen stehende Orden der Cisterzienser gegen die Anbringung farbiger Glasgemälde in seinen Kirchen erliess, eine sehr wirksame Unterstützung leistete.

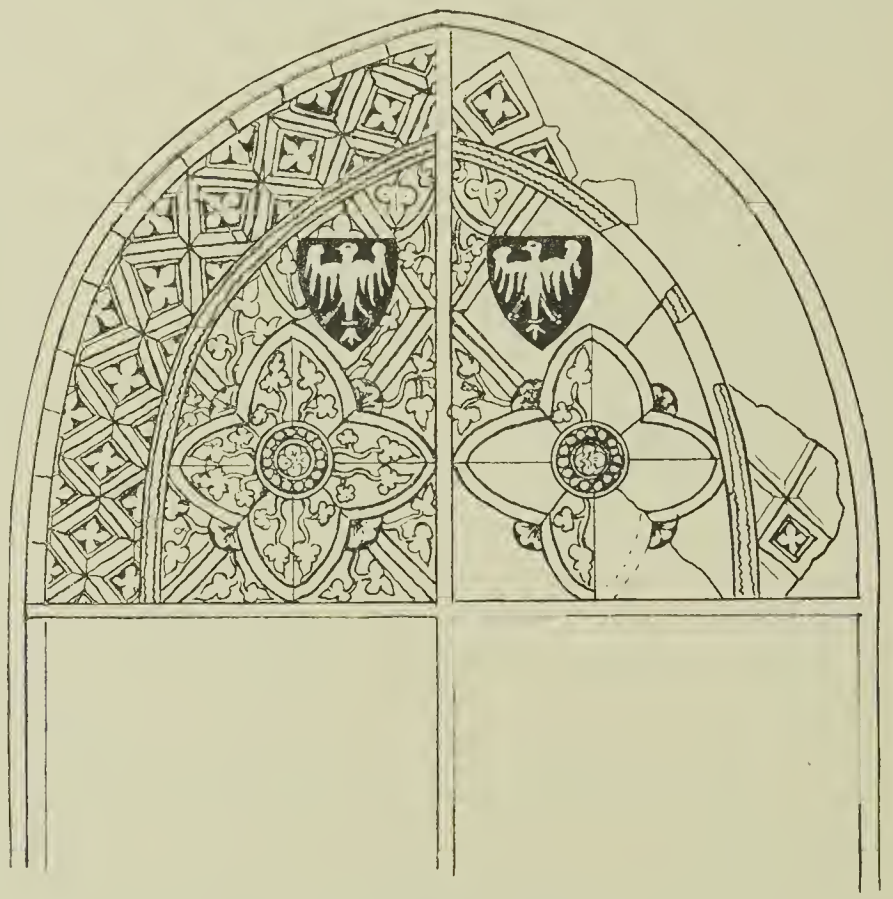


Fig. 3. Grisaillefenster mit Wappen Heinrich II. von Raron (1273—1274) in der Kirche N. D. de Valère ob Sitten.
Nach R. A. Nüscheler.

Es liegt ein eigentümlicher Widerspruch in dem Umstande, dass der Orden von Cisterz, dessen Mönche die Apostel der Gotik genannt werden, sich öffentlich als Feind der farbigen Glasmalerei erklärte. Schon ein Kapitelbeschluss vom Jahre 1134 setzte fest, dass die Fenstergläser ohne Kreuze und unbemalt sein müssen (vitreae albae fiant sine crucibus et picturis). Da dieser Verordnung aber wenig nachgelebt worden zu sein scheint, erfolgte im Jahre 1182 der schärfere Befehl, dass man innerhalb zweier Jahre sämtliche etwa vorhandene gemalte Fenster aus den Kirchen zu entfernen habe, und wo dies nicht geschehe, der Abt, Prior und Kellermeister solange bei Wasser und Brot gehalten

[21]) R. Goerz, Die Abteikirche zu Marienstadt, Wiesbaden 1867, S. 4. Nachbildungen davon sind die Fenster in der Waffenhalle des schweiz. Landesmuseums.

[22]) Eine grössere Sammlung von Verglasungsmotiven dieser Art hat Henri Carot in seinem „Carnet de dessins de tous styles pour vitrerie d'appartement, Paris 1886", herausgegeben.

werden sollen, bis die betreffenden Bilder weggenommen seien. Aber selbst dieser strenge Befehl fruchtete wenig. Denn der neue Baustil war mit der bunten Glasmalerei zu enge verschwistert, als dass er sich von ihr auf die Dauer hätte trennen lassen. Darum halfen alle Verbote der Cisterzienser-Kapitel nichts, nachdem einmal diese innige Zusammengehörigkeit im künstlerischen Empfinden der Zeitgenossen Wurzeln gefasst hatte. Ein neues Verbot vom Jahre 1256 machte bereits eine Ausnahme, nach welcher Kirchen, die bei der Besitzergreifung durch den Orden schon farbige Glasmalereien hatten, sie behalten durften. Dass man sich kurze Zeit später überhaupt nicht mehr an diese Vorschriften hielt, beweisen die Glasgemälde im Kreuzgange zu Wettingen und in den Cisterzienser - Kirchen zu Kappel und Hauterive.

In ähnlicher Weise verpflichteten sich im Jahre 1260 auch die Franziskaner, nur das Hauptfenster hinter dem Altare, und dieses nur mit den Bildern Christi, der Maria, des hl. Franziscus und des hl. Antonius zu schmücken.[23])

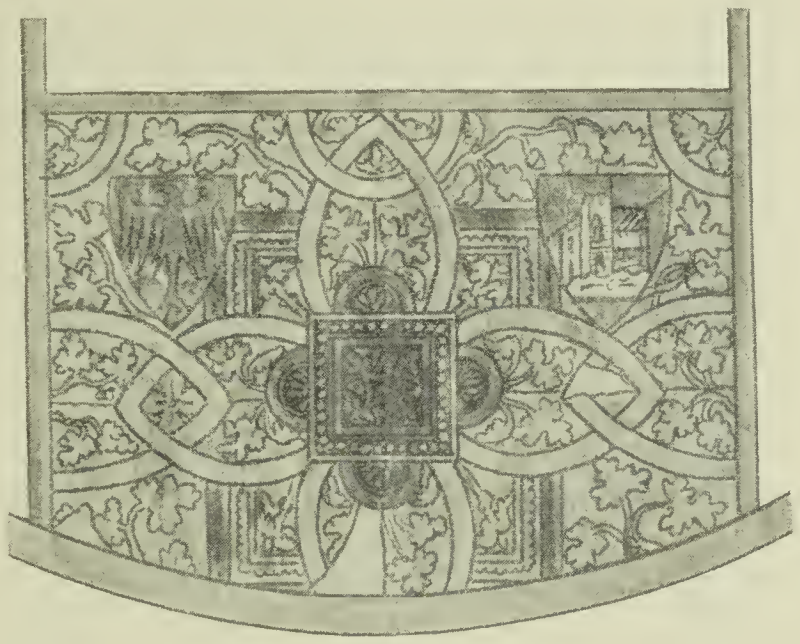


Fig. 4. Grisaillefragment aus der Fensterrose über der Eingangstüre der N. D. de Valère ob Sitten mit den Wappen von Raron und dem des Domkapitels, II. Hälfte 13. Jahrhunderts.

Nach R. A. Nüscheler.

Leider sind unserem Lande keine derartigen Kirchenmalereien erhalten geblieben[24]). Wie hoch die stilistische Entwicklung der Grisaillemalerei schon am Ende des XII. Jahrhunderts fortgeschritten war, beweisen an vollendeten Beispielen romanischer Ornamentik die Fenster in der Cisterzienserabtei Heiligenkreuz in Österreich[25]), und welche Bedeutung dieser Graumalerei, namentlich in Verbindung mit dem seit Anfang des 14. Jahrhunderts zu häufigerer Verwendung gelangenden Silbergelb[26]), für die Förderung der Kleinmalerei zukommt, werden wir später sehen.

Daneben aber entwickelte sich auch das farbige Teppichfenster schon aus dem Grunde weiter, weil das Ornament als unentbehrliches Füllungsmotiv im Masswerke und zwischen den Medaillons der Figurenfenster Verwendung fand.

[23]) Wackernagel, a. a. O., S. 41.

[24]) Die früher in die Chorfenster der Kirche zu Königsfelden verflickten Fragmente (Fig. 28), erste Reihe Nr. 1 und 2; zweite Reihe Nr. 1, ursprünglich den Fenstern im Schiffe angehörend, und einige Masswerkfüllungen im Kreuzgange zu Wettingen (Fig. 9), dürfen nicht als eigentliche Grisaillemalereien angesehen werden, ebensowenig wie die weiss-schwarzen, rautenförmigen Damasthintergründe auf farbigen Figurenfenstern.

[25]) Albert Camesina, Glasgemälde aus dem 12. Jahrhundert im Kreuzgange des Cisterzienserstiftes Heiligenkreuz. Wien, 1859. G. Heider, R. v. Eitelberger und J. Hieser, „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates", Stuttgart, 1856, S. 52, Taf. VI; Oidtmann, a. a. O. S. 213/14. Beispiele einfacher Art aus der Abteikirche zu Altenburg in der „Zeitschrift für christliche Kunst", herausgegeben von Alex. Schnütgen, Domkapitular zu Köln, 1898, S. 51 u. 52. Eine hübsche Zusammenstellung von deutschen, französischen und englischen Grisailles des 12. und 13. Jahrhunderts, aus welcher der verschiedene Charakter derselben deutlich ersichtbar ist, gibt uns Geiges, a. a. O. 28. Jahrlauf, S. 114—116. S. A. S. 50 ff.

[26]) Oidtmann, a. a. O., S. 118 ff.

Als eine Art Bindeglied zwischen dem bunten Teppichfenster und der reinen Grisaille darf eine besondere Art von Glasmalerei gelten, welche die in einem grauen Lokaltone gehaltenen Ornamente durch wenige farbige Glieder und sogar bunte Wappenschilde belebte, wie sie uns in einigen Fenster-Fragmenten in der *Notre Dame de Valère ob Sitten* aus den 70er Jahren des 13. Jahrhunderts erhalten blieb (Fig. 3 und 4). Ihr Charakter ist durchaus französisch und klingt enge an den der Grisaillefenster von Chartres an (Fig. 5)[27]).

Die Meister, von denen diese ältesten Glasmalereien herrühren, waren Mönche, Laienbrüder oder Hörige, die Kunststätten die Klöster. Darauf weist nicht nur der Umstand, dass dieses Kunsthandwerk, so weit wir es beurteilen können, sozusagen ausschliesslich kirchlichen Zwecken diente, sondern auch der, dass die Glasmaler, deren Namen uns überliefert werden, entweder Geistliche waren oder doch im Dienste der Kirche standen; allen voran jener berühmte Mönch, Rogkerus, der unter dem Pseudonym Theophilus zu Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts, vermutlich als Mitglied des Benediktinerkonventes im Kloster Helmershausen, uns in seinen „Schedula diversarum artium" eine Anleitung zur Ausübung verschiedener Kunsthandwerke, vor allem auch der Glasmalerei, von unvergänglichem Werte hinterlassen hat[28]).

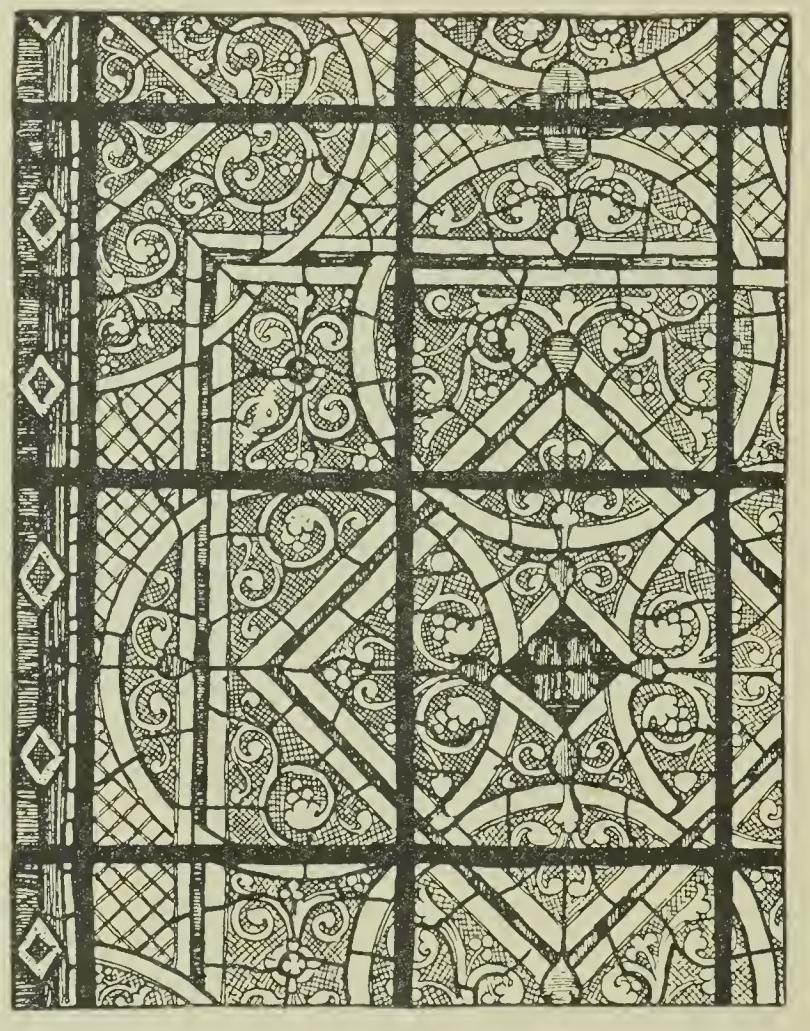


Fig. 5. Fragment aus einem Grisaillefenster in der Kathedrale von Chartres. Nach Day. (13. Jahrhundert.)

Dass zu dieser Zeit schon Schulen oder doch grössere Werkstätten bestanden, von denen auf Bestellungen hin Glasmalereien geliefert wurden liegt nicht ausserhalb der Möglichkeit, um so weniger, als, wie wir gesehen haben, auch nach dem Kloster Tegernsee die ersten als Geschenke von auswärts kamen. Sie werden da eingerichtet worden sein, wo die leichte Beschaffung des Rohmaterials und die Ausübung älterer, verwandter Techniken eine raschere Entwicklung der neuen Erfindung förderten. Für unsere einheimischen Verhältnisse treffen diese günstigen Umstände nicht zu. Denn wenn selbst bei der viel häufiger betriebenen Miniaturmalerei nicht von eigentlichen Schulen gesprochen werden kann, sondern fast ausnahmslos ein einziges Individuum in der Ausübung dieser Kunst dem Bedarf seines

[27]) Wir verdanken die Kopien für diese Illustrationen der Güte von Architekt Th. van Muyden in Lausanne.

[28]) Herausgegeben von A. Ilg in den Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters, Wien 1874, Bd. VII. Lat.-englische Ausgabe von R. Hendric, London, J. Murray 1847. Abgedruckt und mit französischer Übersetzung und Noten ediert von Abbé Bourassé im Dictionaire d'archéologie sacrée. S. P. Migne, editeur 1862. Vgl. auch Oidtmann, a. a. O. S. 76 ff, wo sich die weitere Literatur verzeichnet findet.

Klosters vollkommen genügte[29]), so muss umsomehr angenommen werden, dass für gewöhnlich nur ein Mönch oder Laienbruder auf einem bestimmten Kunstzweige nicht nur die Bedürfnisse seiner Abtei, sondern als willkommener Gast auch diejenigen befreundeter in weitem Umkreise zu befriedigen imstande war. Derartige Beispiele aus dem früheren Mittelalter sind nicht selten[30]).

[29]) Vgl. R. Durrer, Die Maler- und Schreiberschule von Engelberg (Anz. f. schweiz. Altertskde. N. F., Bd. III, S. 42 ff.).

[30]) Beispiele bei Ilg in der Vorrede zu seiner Theophilus-Ausgabe (s. Anmkg. 28). Nach der gütigen Mitteilung von Prof. Dr. W. Oechsli findet sich in der Reichenauer Formelsammlung, welche um das Jahr 840 zusammengestellt wurde (Mon. Germ. legum V, Formulae Merovingici et Karolini aevi ed. Zeumer, S. 370, Nr. 13), in einem Briefe folgende Stelle: „Dum flegitamus largam benivolentiam vestram, ut sic ullo modo fieri valeat, cum gerulo presentis pittacioli Matheum vitrearium nobis transmittatis quatenus ad basilicam sancti Viti martyris summe fenestre exemplar ostentet infantulis nostris; statimque post ebdomade unius cursum remeare poterit.“ Im allgemeinen dürfen diese Briefe nach der Ansicht von Prof. Oechsli als wirklich abgesandte angesehen werden. Da es aber auf der Reichenau zu jener Zeit weder eine dem hl. Veit geweihte Kirche noch Kapelle gab und derselbe nicht einmal unter den Altarheiligen erscheint. (Vgl. F. X. Kraus, Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden, Bd. I. S. 325 ff.), so wäre es doch gewagt, mehr aus diesem Schreiben folgern zu wollen, als dass die Klöster im 9. Jahrhundert sich die Glaser liehen, damit sie die Zöglinge in dieser Kunst unterrichteten.

II. Die ältesten Werke der Glasmalerei in der Schweiz.

Die Werke, welche unserem Lande aus so früher Zeit erhalten blieben, sind nicht zahlreich dafür aber um so interessanter. Das älteste fand Prof. Dr. J. R. Rahn im Sommer 1884 in einem Rundbogenfensterchen der Schlusswand des Chores in dem hochgelegenen Kapellchen *St. Jakob bei Flums* unweit Walenstadt, aller Wahrscheinlichkeit nach an der Stelle, für die es von Anfang an bestimmt gewesen war[31]). Von da kam es durch Kauf in den Besitz des Bundes und ziert heute das Fenster in Raum VI des Schweizerischen Landesmuseums. (Fig. 6.) Es stellt auf farblosem Hintergrunde die thronende Gottesmutter dar, auf deren Schoos das Christuskind sitzt. Dieses trägt in seiner Linken ein Büchlein und erhebt segnend die Rechte, während seine Blicke nach einem grossen roten Apfel schweifen, den seine Mutter in der Hand hält. Von oben schwebt der hl. Geist als Taube hernieder. Eine schmale Bordüre aus streng stilisierten weissen Blättern auf schwarzem Grunde, in gleichmässigen Abständen unterbrochen von blauen und roten Rosetten und im Scheitel des Bogens von der Inschrift: „SCA MARIA“., bildet die Umrahmung. Da sich die beiden Langseiten am untern Ende einander nähern, wurde der dadurch zwischen Bild und Fensterwandung entstehende Raum mit farblosem Glase ausgefüllt. Die Darstellung zeigt in der Zeichnung noch den Schematismus und im Ausdrucke die Herbe altchristlicher Bildwerke und erscheint uns sehr enge verwandt mit dem sog. Timotheusfenster aus der Peter und Pauls-Kirche zu Neuweiler im Elsass, jetzt im Musée Cluny zu Paris, dessen Entstehungszeit von Woltmann[32]) noch ins 11., von Violet-le-Duc ins 12. Jahrhundert verlegt wird[33]). Ebenfalls für ein Rundbogenfensterchen bestimmt, bietet der noch erhaltene Teil das Brustbild des Heiligen, umrahmt von einer Ornamentbordüre, ähnlich, aber etwas reicher als die auf unserem Madonnenbilde, während in der für den ursprünglichen Standort bestimmten Kopie die ganze Figur rekonstruiert wurde. „Der ausdrucksvolle, streng gezeichnete Kopf weist leichte Modellierung auf, die Haare sind durch unzählige in feinen Linien radierte Locken dargestellt; in satten Farben gemalt, hebt sich das Ganze kräftig vom roten Hintergrunde ab.“ Bruck misst das Alter (a. a. O. S. 27) dieses Glasgemäldes an den Fenstern im Dome zu Augsburg und denen aus dem 12. Jahrhundert im Münster zu Strassburg, sowie den berühmten Malereien der Herrad von Landsperg († 1195) im Hortus deliciarum. Er kommt dabei zu dem Schlusse, dass es

[31]) Anz. für schweiz. Altertumskunde 1890, S. 314/15. Mit Abbildung.

[32]) Alfr. Woltmann, Geschichte der Malerei, Bd. I, S. 310.

[33]) Abgebildet und beschrieben bei Robert Bruck, Die elsässische Glasmalerei vom Beginne des XII. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts, Taf. 3 A und die ergänzte Reproduktion für seinen ehemaligen Standort Taf. 3. Dazu Text S. 26 f. Oidtmann, a. a. O. S. 194.

zwischen 1060 und 1160 entstanden sein müsse, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Da unsere Madonna von Flums in der Strenge des archaistischen Stiles dem Timotheusbilde keineswegs nachsteht, in den aufgewendeten Mitteln aber eine noch viel grössere Einfachheit zeigt, so liegt kein Grund vor, seine Entstehungszeit später anzusetzen, und es darf sich darum unser Land darüber freuen, eines der ältesten von den überhaupt erhalten gebliebenen Glasgemälden und zwar in beinahe intaktem Zustande zu besitzen [34]).

Zu weit grösserer Bedeutung gelangte die Glasmalerei infolge der freieren Entwicklung der kirchlichen Bauformen während des 13. und 14. Jahrhunderts, denen sie auf dem Fusse folgte. Es ist hier nicht der Ort, um eingehender von den Ursachen des Umschwunges zu sprechen, welcher sich im Zeitalter der Kreuzzüge, der staufischen Kaiser und des Minnesanges zugunsten einer grösseren Prachtentfaltung in Kirchen und Dynastensitzen und selbst in den Heimstätten religiöser Orden geltend machte, um zu ermitteln, was für die Entwicklung der technischen Künste davon abfiel. Dass eine so farbenfreudige Kunst, wie die Glasmalerei, den Bedürfnissen eines prunkliebenden Zeitalters entgegenkam, versteht sich von selbst. Es zeugt auch von ihrer Beliebtheit, wenn der Dichter den Eindruck, welchen die Schönheit der Geliebten auf sein Gemüt macht, mit demjenigen der Glasgemälde vergleicht, oder um, wie im jüngeren Titurel, die überirdische Pracht des Graltempels zu schildern, Glasmalereien erfindet, die nicht mehr aus farbigen Scherben, sondern aus kostbaren Edelsteinen zusammengesetzt sind [35]); wenn

Fig. 6. Madonna aus der Kapelle St. Jakob bei Flums. Jetzt im Landesmuseum. Anfang 12. Jahrhundert.

[34]) Seine Höhe beträgt 61 cm, die obere Breite 26 cm. Die Grössenverhältnisse des Timotheusbildes werden leider nirgends angegeben.

[35]) Die märchenhafte Pracht des Graltempels scheint Karl IV. vor Augen geschwebt zu haben, als er die prächtige Hl. Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag erbauen und die Fenster aus vielfarbigen, in vergoldete

der Prediger sie zur Versinnbildlichung der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria heranzieht und der Mystiker die Wirkung des Sonnenlichtes auf die verschiedenartig gefärbten Gläser und sogar auch die Metalleinfassung dazu benutzt, um die Dunkelheit des Inhaltes seiner Reden verständlicher zu machen[36]). So kann es denn auch nicht befremden, wenn bei dem Wiederaufbau der Kirche zu St. Florian ein Teil der Beisteuern ausdrücklich für die Herstellung von Glasfenstern und Malereien gespendet wird und man zu Kloster Neuburg für die Fenster einer Kapelle besondere Einkünfte ausscheidet[37]).

Bei der Entwicklung der Baukunst war für die Rolle, welche dabei der Glasmalerei zukam, die des Fensters von allergrösster Bedeutung. Wie geringe Anforderungen die kleineren Kirchen — und mit solchen haben wir in unserem Lande vornehmlich zu rechnen — an dasselbe stellten, haben wir schon oben erwähnt. Zwar schufen auch die Neuerungen in der Bauart darin nur langsam Wandel. Aber das Prinzip, welches ihnen zu Grunde lag und das darauf ausging, in die Mauerflächen weitere Öffnungen als bisher zu brechen und die stützenden Glieder dafür leichter aber fester zu bilden, musste schliesslich dem Fenster eine ganz neue Bedeutung verschaffen. Wie sich dieser Umschwung allmälig vollzog, dürfen wir als bekannt voraussetzen. In dem Masse aber, in welchem die Wandflächen schwanden, verringerten sich auch die Malflächen zur Anbringung farbiger Schildereien. Wenn man darum nicht auf diese verzichten wollte, so musste die Glasmalerei für Ersatz sorgen. Und das hat sie auch getan. Aus dieser frühen Zeit haben sich in unserem Lande nur in zwei Bauwerken bedeutendere Glasgemäldecyklen erhalten. Sie schmücken die schöne *Rosette im südlichen Querschiff der Kathedrale zu Lausanne* und die Masswerke des nördlichen Flügels im Kreuzgang der ehemaligen Cisterzienserabtei Maris Stella bei Wettingen.

Fig. 7. „Oktober" aus den Monatsbildern in der Rosette der Kathedrale zu Lausanne. Um 1270.

Blei gefassten Steinen, aus Beryllen und Krystallen anfertigen liess. Boisserée hat dieselben noch 1811 gesehen. Oidtmann, a. a. O. S. 90 ff. Albert Ilg, Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn, 1893, S. 114.

[36]) Wackernagel, a. a. O., S. 43 ff.

[37]) Wackernagel, a. a. O., S. 41.

Fig. 9. Masswerkfüllungen im Kreuzgange der ehemaligen Cisterzienserabtei Wettingen.
Um 1256.

Fig. 10. Masswerkfüllung im Kreuzgange der ehemaligen Cisterzienserabtei Wettingen.
Um 1256.

Dass die prächtigen Radfenster, mit denen man namentlich die Giebel der Schiffe bei grösseren Kirchenbauten zu durchbrechen liebte, farbigen Füllungen riefen, kann nicht befremden, da auch sie als Bauglieder vorzüglich der Dekoration dienten. Für monumentale Aufgaben boten die verhältnismässig kleinen Durchbrechungen zwar zu wenig Raum, waren aber dafür, wenn man sich nicht mit rein ornamentalen Motiven begnügen wollte, um so geeigneter zur Ausführung ganzer Bilderserien in Kleinmalerei. Und da die überall zum Symbolisieren geneigte Geistesrichtung des Mittelalters selbst in den architektonischen Gliedern kirchlicher Bauten zum Ausdruck gelangte, verwandelte sie die Rosettenfenster zu Glücksrädern und bildete diese Idee sogar noch weiter aus, indem sie mit der Darstellung des wechselnden Glückes auch die der Hinfälligkeit alles Irdischen in Zeit und Ewigkeit in Monatsbildern (Fig. 7) und denen des Tierkreises (Fig. 8) verband, oder diese letztere Folge, wie dies in Lausanne geschah, unabhängig vom Glücksrade dar-

Fig. 8. Die „Zwillinge“ aus dem Bildercyklus des Tierkreises in der Rosette der Kathedrale zu Lausanne. Um 1270.

stellte [38]). Da dieses Fenster mit seinem Inhalte von Prof. Dr. J. R. Rahn im 2. Hefte des XX. Bandes der „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft“ ausführlich geschildert worden ist, können wir uns an dieser Stelle darüber kurz fassen. Nach den Anhaltspunkten, welche die Baugeschichte der Kathedrale bietet, fällt seine Entstehungszeit in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts. Wie der Bau selbst auf französischen Einfluss hinweist, so tut es der Ideenkreis, welcher dem bildlichen Schmucke dieses Radfensters zu Grunde gelegt wurde. Aber auch dessen Ausführung war nur Leuten aus einem Lande möglich, wo man die figürliche Kleinmalerei und die bildliche Erzählungskunst in der Glastechnik schon so lange geübt hatte, wie in Frankreich. Obgleich die auf satt blauem Grunde hell und leuchtend gehaltenen Darstellungen zu einem grossen Cyklus gehören, so bildet doch jede als Komposition ein für sich abgeschlossenes Ganzes, was bei verschiedenen durch ein umschlingendes Ornamentband zu besonderem Ausdrucke gelangt [39]).

[38]) Vgl. auch die Monatsbilder im Münster zu Freiburg i. Br., abgebildet bei Geiges a. a. O. Taf. III, und die verwandten allegorischen Darstellungen S. 104, Fig. 151.

[39]) Wir verdanken die gütige Erlaubnis zur Reproduktion zweier Medaillons nach den photographischen Aufnahmen von P. Vionnet, a. Pfarrer in Lausanne dem Erziehungsdepartemente des Kantons Waadt.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Masswerkfüllungen im Kreuzgange der ehemaligen Cisterzienserabtei Wettingen. Um 1256.

Mit diesen erlauchten Zeugen mittelalterlicher Kunst teilen die Glasgemälde im *Nordflügel des Kreuzganges zu Wettingen* die gemeinsame Bestimmung als Masswerkfüllungen. Der Charakter der meisten ist ein ornamentaler und es würden darum für unsere Untersuchungen nur die vier erhalten gebliebenen Figurenbilder in Betracht fallen, wenn uns dieses anmutige Bauwerk nicht willkommene Aufschlüsse über die Art und Weise böte, wie Steinmetz und Glasmaler einander in die Hände arbeiteten. Zunächst zeigt uns der Kreuzgang als solcher, wie man einen auf schlanken Säulen ruhenden, romanischen Bogengang durch eine vorgebaute Wand zur Verglasung einrichtete. Während die darin angebrachten Masswerke die nämlichen Motive, wenn auch nie in gleicher Kombination, wiederholen, sind ihre farbigen Füllungen unter sich durchaus verschieden. Jedes Fenster enthält eine mittlere grössere Passform, die von zwei unter sich gleichen flankiert wird. (Fig. 9.) Während die zu ihrer Füllung bestimmten Glasmalereien sehr fein auf ihre künstlerische Wirkung berechnet sind, liess der Künstler bei der Ausfüllung der Zwickel seiner Phantasie freien Lauf. Leider wurden von beiden im Laufe der Zeit viele zerbrochen.

Fig. 14. Dreipassfüllung aus der Kirche in Nendaz, Wallis. Gegenwärtig im histor. Museum in Basel. Ende 13. Jahrhundert.

Die mittleren fünfblätterigen Rosetten im ersten (Fig. 10) und dritten (Fig. 11) Fenster zieren Medaillons mit Darstellungen der thronenden Madonna[40]), das seitliche Dreipasspaar im siebenten solche mit Brustbildern Christi und der Maria (Fig. 12 und 13). Dass einst mehr bildliche Darstellungen vorhanden waren, ist schon darum nicht wahrscheinlich, weil sich keine Symetrie in der Verteilung der erhalten gebliebenen nachweisen lässt. Der allgemeine Charakter dieser Malereien ist der des Übergangsstiles. Besonders interessant sind die innigen Beziehungen zwischen Masswerk und Füllung, da in einigen Fenstern die vorspringenden Nasen der Pässe auf der innern Seite weggehauen wurden, damit der Glasmaler mit weniger Mühe sein Gemälde als runde Scheibe einsetzen konnte. Dabei besorgen die Schatten der äusseren Nasenhälften die Umrahmung der einzelnen Blätter, während, wie dies auch bei den Monumental-Malereien üblich war, ein Streifen neutralen Glases, den man zwischen Stein und Bild aussparte, die Wirkung der farbigen Gläser steigerte. (Fig. 9.) Steinmetz und Glasmaler scheinen deshalb in gegenseitigem Einverständnis

[40]) Fig. 10 findet sich auch farbig bei W. Lübke, Die Glasgemälde im Kreuzgange zu Kloster Wettingen, Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft Zürich, Bd. XIV, Heft 5, Tafel I.

gearbeitet zu haben[41]). Wer der Glasmaler war und ob er dem Wettingerkonvente angehörte, oder nur vorübergehend im Kloster weilte, bleibt uns verschlossen, da weder Urkunden noch Nekrologien um diese Zeit eines solchen gedenken, während sie die Bücher-Abschreiber sehr gewissenhaft verzeichnen[42]). Dass Cisterzienserklöster in unseren Gegenden schon sehr frühe sich mit der Bereitung des Glases und damit wohl auch mit der Glasmalerei abgaben, bekundet eine Aufzeichnung, wonach man zwischen den Jahren 1163—1181 in der Abtei Hauterive Glas machte[43]). Beinahe ebenso fruchtlos forschen wir nach dem Stifter dieser Glasgemälde. W. Lübke glaubt, der betende Mönch, welcher zu Füssen der Madonna in der Mittelrosette des dritten Fensters kniet, stelle Glasmaler und Stifter der Glasgemälde in einer Person dar[44]). Das ist nicht unwahrscheinlich. Vielleicht dürfen wir darin aber auch den Abt Konrad I. (1227—1266) erblicken, während dessen Regierungszeit im März des Jahres 1256 die Kirche samt ihren acht Altären eingeweiht wurde und zu welcher Zeit auch dieser Kreuzgangflügel vollendet worden sein dürfte[45]).

Ein verwandtes, jedoch viel roher ausgeführtes Glasgemälde befindet sich im historischen Museum in Basel. Es ist eine Dreipassfüllung mit einem Medaillon in der Mitte, das den auf einer Bank sitzenden Christus darstellt, wie er die Wundmale zeigt. (Fig. 14.) Ursprünglich für die Kirche von Nendaz im Wallis bestimmt, muss dessen Entstehungszeit noch an das Ende des 13. Jahrhunderts verlegt werden, auch wenn in jenem abgeschlossenen Alpentale die alten Formen sich viel länger im Gebrauche erhalten haben, als in den allen Fortschritten zugänglicheren Gegenden des Hügellandes[46]).

Diese wenigen erhalten gebliebenen Glasmalereien beweisen uns immerhin, dass dieser Kunstzweig auch während des 13. Jahrhunderts auf dem Gebiete unserer heutigen Schweiz seine Pflege fand und zwar nicht etwa nur zum Schmucke von prunkvollen Gotteshäusern mächtiger Kirchenfürsten, sondern in bescheidenem Masse auch zur Zierde einfacher Landkirchlein, selbst in abgelegenen Gegenden, und von Kreuzgängen mässig bemittelter Klöster. Alle tragen den Charakter der Kleinkunst selbst dann, wenn sie zu Cyklen vereinigt, wie in der Fensterrose von Lausanne, der Dekoration von Monumentalbauten dienten, da jedes Bild ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, gerade so, wie die kirchlichen Glasmalereien, die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder in Aufnahme kamen und zu Vorläufern und Vorbildern für die sogenannte Kabinet-Glasmalerei wurden.

---

[41]) Dieses Verfahren zeigen auch noch die Masswerke in der Kirche zu Blumenstein. (Vgl. Seite 181.)

[42]) Dominicus Willi, Album Wettingense, Vorwort S. VI ff.

[43]) J. R. Rahn, Die Kirchen des Cisterzienserordens in der Schweiz. Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft Zürich, Bd. XVIII, S. 69.

[44]) W. Lübke, Kunsthistorische Studien, a. a. O. S. 407.

[45]) Auch auf dem einen Glasfenster der Kirche zu Blumenstein ist der Gründer der Kirche dargestellt (s. S. 182).

[46]) Dr. Albert Burckhardt, Die Glasgemälde der mittelalterlichen Sammlung (jetzt historisches Museum) zu Basel. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium Basel, 1885, S. 5/6. Früher im Besitze von Grossrat Bürgi, wurde es bei der Versteigerung von dessen Antiquitäten auf Veranlassung von Prof. Dr. J. R. Rahn für das Basler Museum gerettet. (Vgl. Rahn, Kunst- und Wanderstudien, S. 314 ff.) Nach dessen gütiger Mitteilung sollen sich noch einige weitere Fragmente aus dieser Kirche im Rathause zu Solothurn befinden. Die gütige Erlaubnis zur Reproduktion dieses Glasgemäldes verdanken wir dem Historischen Museum in Basel.

III. Die gotische Monumental-Glasmalerei

während des 14. Jahrhunderts.

Von der Entwicklungsstufe aus, welche die Glasmalerei am Ende des 13. Jahrhunderts erreicht hatte, stand ihr der Weg zur Weiterbildung sowohl nach der Seite des Monumental- als des Kleinbildes offen. Wenn sie den erstern wählte, so folgte sie dem künstlerischen Zuge der Zeit, in unseren Landen aber unter so ungünstigen Verhältnissen, dass ihr kein langes Leben beschieden sein konnte. Die Bischöfe von Chur, Konstanz, Basel, Lausanne, Sitten und Genf trachteten nach Erweiterung ihrer Ländergebiete und der Ausübung der weltlichen Gewalt innerhalb ihrer Diözesen, die Leiter der grösseren Abteien unter dem Schutze zahlreicher Privilegien nach der Unabhängigkeit ihrer Klöster und der Vermehrung ihres Grundbesitzes. Diese Bestrebungen stiessen auf die verwandten der grösseren und kleineren Dynastengeschlechter und führten zu beständigen Händeln. Der Landadel aber hatte sich nach beiden Seiten um seine Existenz zu wehren. Solche Zustände hatten schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts zum Königsmorde bei Windisch geführt. Wohl folgte dieser blutigen Tat die Stiftung der schönsten Glasgemälde in unserem Lande. Aber diese Zeugen einer hochentwickelten Kunst, welche als Abglanz fürstlicher Pracht in die habsburgischen Stammlande fielen, boten geringen Ersatz für das Unglück, auf dessen Schultern das Herrscherhaus seine Macht gegründet hatte. Waren schon während der Fehden im 13. Jahrhundert viele Burgen in Trümmer gesunken und nicht mehr aufgebaut worden, so geschah dies in der Folge noch mehr und es blieb vielen einst stolzen Geschlechtern nichts anderes übrig, als im Dienste der Grossen ihr weiteres Auskommen zu suchen. Mit mehr Erfolg wehrten sich gegen klerikale und dynastische Machtbestrebungen die Bürgerschaften in den von ihnen ebenfalls bedrohten, auf reichsunmittelbarem Boden stehenden, städtischen Gemeinwesen, teils im Bunde mit einer streitlustigen Bauernschaft und den um ihre Existenz ringenden Adelsgeschlechtern.

Im Westen des Landes hatte Peter von Savoyen auf schonungslose Art mit einem „hauptlosen Baronengewimmel“ aufzuräumen versucht, bis seine Interessen die des Hauses Habsburg gefährdeten, worauf Rudolf diesen Expansionsgelüsten ein Ziel setzte. Infolge dessen blieb auch in der Zukunft das savoyische Gebiet nördlich des Genfersees stark durchsetzt von demjenigen grösserer und kleinerer, weltlicher und geistlicher Feudalherren und freier Städte, so dass sich die Interessen des Herrscherhauses mehr dem Süden zuwandten.

Obgleich politisch so bewegte Zeiten im allgemeinen dem Gedeihen der bildenden Künste wenig förderlich sind, so vermögen sie doch nie, alle die Geister ganz zu bannen, deren Sinnen und Trachten über dem Getriebe um die Erwerbung materieller Güter und weltlicher Macht höheren,

unvergänglichen Zielen zustrebt. Infolge dessen feierte die monumentale Glasmalerei, allerdings als eine ausschliesslich kirchliche Kunst, trotz all dieser ungünstigen Verhältnisse gerade während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine kurze Blütezeit. Auch dafür lagen die Ursachen zumteil in den Zeitumständen. Nie fühlt sich der Mensch unsicherer, als im Kampfe gegen die Gewalten der Natur oder übermächtige Gegner, und nie sehnt er sich mehr nach überirdischer Hülfe, als im Bewusstsein der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte. Die Vermittlerin dieser Hülfe aber war die Kirche, vertreten durch den Klerus und fromme Institute mannigfacher Art, deren Ansehen im Himmel weniger nach dem Lebenswandel ihrer Insassen bemessen wurde, als nach der Pracht ihrer Gotteshäuser, in der man das sichtbare Zeichen eines besonderen göttlichen Wohlwollens erblickte. Von dieser bevorzugten Stellung der Gottesleute musste aber notwendigerweise ein Abglanz auf die Laien fallen, welche nicht nur die Hülfe des Herrn im frommen Gebete nachsuchten, sondern auch eine offene Hand hatten zur Errichtung eines möglichst glänzenden Kultus, durch den man sich Gottes Zuneigung erwirken zu können glaubte. Man vergabte darum an Kirchen und Klöster, damit Gott helfe, oder weil er geholfen hatte, und zwar nicht nur als Dank für die Unterstützung durch die Geistlichen, sondern namentlich zur Verherrlichung bestimmter Heiliger, deren Güte man zur Vermittlung eines Gnadenaktes bei Gott in Anspruch genommen hatte. Infolgedessen richteten sich die Spenden am häufigsten an die Altäre, in denen ihre Reliquien ruhten, sei es als Einkünfte für die zu ihrem Unterhalte bestimmten Geistlichen, zur Abhaltung von besondern gottesdienstlichen Handlungen, zur Anschaffung von Kultusgegenständen, oder zu künstlerischer Bereicherung. Wo aber die Altäre dieser Zuwendungen nicht mehr bedurften, konnte man durch Beiträge zur Verschönerung der Kirchen im allgemeinen ebenso gottgefällige Werke tun, und, da der Kirchenschmuck stets der zeitgenössischen Geschmacksrichtung unterworfen war, fehlte es den Geistlichen nie an Wünschen. Darunter machten sich die nach gemalten Scheiben schon deshalb noch mehr als früher geltend, weil dem Fenster bei den Kirchenbauten des 14. Jahrhunderts eine noch viel grössere Bedeutung zukam, als dies im vorangegangenen der Fall gewesen war.

Fig. 15. Johannes Evangelist. Aus dem Chorfenster der Kirche in Romont. Zur Zeit im histor. Museum in Freiburg i. Ü. Um 1295.

Und wenn in unseren Landen auch nicht die letzten Konsequenzen gezogen wurden, welche den gotischen Kirchenbau zum Steingerippe werden liessen, in dem die Wandflächen beinahe nur noch dazu dienten, um Wind und Wetter abzuhalten, und darum zum grossen Teil aus Glas bestehen konnten, so verzichtete man wenigstens bei den Chor-Anlagen grösserer Kirchen doch selten auf hohe, schlanke, mit kunstvollem Masswerk verzierte Fenster. Je umfangreicher aber die Mauerflächen waren, die man ihnen opferte, desto mehr beraubte man die Wände des nötigen Raumes zur Anbringung der frommen Schildereien, die das Volk erbauen und ihm erzählen sollten, was es aus den Büchern zu lesen noch nicht imstande war. Es ist darum nur folgerichtig, wenn die Glasmalerei einen Teil dieser Aufgabe übernahm und wenn sie, eine monumentale Kunst ersetzend, sich bemühte, ebenfalls in diesen Fusstapfen zu wandeln.

Fig. 16. Papst Sylvester. Aus dem Chorfenster der Kirche in Romont. Zur Zeit im histor. Museum in Freiburg i. Ü. Um 1295.

Die Werke, welche sich in mehr oder weniger verdorbenem Zustande aus dem 14. Jahrhundert auf unsere Zeit hinübergerettet haben, sind nicht zahlreich. Auch sind die Forschungen über ihre genauere Entstehungszeit innerhalb dieses Zeitabschnittes noch keineswegs abgeschlossen. Im allgemeinen können wir sagen, dass das Figurenfenster mit einzelnen, grossen Heiligengestalten in einfacherer oder reicherer architektonischer Umrahmung häufiger vorkommt, als das Medaillonfenster mit erzählenden Darstellungen. Vielleicht verdanken wir das einem blossen Zufalle, möglicherweise aber auch dem Umstande, dass Deutschland, welches diese Darstellungsweise mit Vorliebe pflegte, und das während des ganzen Mittelalters wenigstens der Mittel- und Nord-Ost-Schweiz das Gepräge seines Kunsthandwerkes aufdrückte, uns auch die ausübenden Meister sandte. Auf alle Fälle wäre es aber unrichtig, unter allen Umständen die Medaillonfenster als solche für älter zu halten, ebenso wie die in ihrer Darstellungsweise einfacheren und in der Technik unbeholfeneren. Denn rückständige und ungeschickte Meister erwecken in ihren Arbeiten nur zu leicht den Schein des hohen Alters. Wenn wir darum an dieser Stelle in der Aufzählung der Glasmalereien von den einfacheren zu den höher entwickelten schreiten, so braucht diese Reihenfolge nicht in allen Fällen den Entstehungszeiten zu entsprechen.

Unter den ältesten erhalten gebliebenen Monumental-Glasmalereien tritt uns zunächst ein Cyklus enge unter sich verwandter Arbeiten entgegen, die im allgemeinen eine gleichartige Komposition zeigen und ungefähr auf der nämlichen Entwicklungsstufe der Glasmalerei stehen. Sie führen uns in den mittleren oder oberen Fensterfeldern gewöhnlich grosse Heiligengestalten vor, umrahmen sie mit gotischen Architekturmotiven und belegen die übrigen Fensterfelder mit Teppichmustern.

Die in ihrer Komposition einfachste dieser Glasmalereien zierte ursprünglich das Chorfenster in der Kirche von *Romont*[47]) und befindet sich zur Zeit im historischen Museum zu Freiburg. Sie

[47]) J. R. Rahn, Anz. f. schw. Altertkd. 1884, S. 23/24.

Glasgemälde in der Kirche von Blumenstein (Kt. Bern).
Um 1300.

stellt auf gemustertem Grunde den Evangelisten Johannes (Fig. 15) und den Papst Sylvester (Fig. 16)[48]) dar und zwar in den typischen Formen vom Ende des 13. Jahrhunderts. Ein schmaler Inschriftstreifen zu ihren Füssen nennt uns in gotischen Majuskeln, die aus Schwarzloth auf gelbem Glase herausleuchten, ihre Namen. Sylvester trägt noch die konische Kopfbedeckung der Päpste, wie sie bis auf Bonifazius VIII. (1294—1303) üblich gewesen war[49]). Das Teppichmuster zeigt genau dasselbe Motiv stilisierter Eichenblätter, wie der Fliesenboden im Kirchenchore zu Königsfelden, und die Masswerkfüllungen der Vierpässe, welche dasselbe in etwas anderer Anordnung wiederholen, stimmen vollständig überein mit denen in der Kirche zu Blumenstein[50]). Da die figürlichen Darstellungen ausnahmsweise in die obersten Fensterfelder verlegt wurden, besteht die umrahmende Architektur nur aus einem verzierten, vor Mauerwerk stehenden Kielbogen, der sich zwischen den Nasen der Teilbogen des Fensters hinaufzwängt und in einer Kreuzblume endigt. Alle Formen weisen auf das Ende des 13. Jahrhunderts als Entstehungszeit für das Glasgemälde. Diese Annahme wird auch durch die Baugeschichte bestätigt, welche berichtet, dass die gegenwärtige Kirche an Stelle einer durch Blitzschlag zerstörten ältern auf Kosten der „Barons de Vaud“ neu erbaut und im Jahre 1296 vollendet worden sei[51]). Da man gewöhnlich mit dem Chore den Kirchenbau begann, dürften demnach diese Glasgemälde um das Jahr 1295 entstanden sein.

Etwas reicher sind die beiden, uns in den Fenstern der Schrägseiten im Chore des Kirchleins zu *Blumenstein*[52]) bei Thun erhalten gebliebenen Glasgemälde. Jedes enthält, der Zweiteilung der Fenster entsprechend, ein Heiligenpaar, das eine St. Christoph mit dem Christkindlein auf dem Arm und die hl. Magdalena, das andere den hl. Nikolaus, Bischof von Myra, und die hl. Margaretha mit dem Drachen (Tafel I)[53]). Alle stehen nach der ältern Darstellungsweise vor einfarbigem Hintergrund unter einem Kielbogen, der auf Konsolen ruht und vor einer zierlichen Balustrade in eine Kreuzblume ausläuft. Bei zwei Heiligen nennt uns ein schmaler Inschriftstreifen zu deren Füssen ihre Namen, gerade so, wie auf dem Glasgemälde aus Romont. Darunter bildet ein postamentartiger Streifen, der von zwei feinen Dreipässen durchbrochen wird, den Abschluss der figürlichen Darstellungen. Während bei allen Fenstern der obere Teil durch dasselbe geometrische Ornament mit stilisiertem Blattwerk ausgefüllt wird, enthält das eine am Fusse zwei Wappenschilde der Edlen von Strättlingen[54]), das andere einen solchen der Herren von Weissenburg. Neben ihm kniet im anschliessenden Felde ein Kleriker in violettem Habit (Fig. 17). Ein Spruchband

---

[48]) Die photographischen Aufnahmen zu den beiden Abbildungen verdanken wir der Güte von Prof. Dr. J. Zemp.

[49]) H. Weiss, Kostümkunde, II. Bd., 4.—14. Jahrh , 2. Aufl. Stuttgart 1883, (S. 449, Fig. 291); Essenwein, Kulturgeschichtlicher Bilder-Atlas, II. Teil, Mittelalter LIV.

[50]) Die gleiche Behandlung des Ornamentes finden wir auch in einigen Masswerkfüllungen zu Königsfelden.

[51]) J. R. Rahn, Anz. f. schw. Altertkd., 1884, S. 22.

[52]) J. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 609; F. Thormann und W. F. v. Mülinen, Die Glasgemälde in bernischen Kirchen, S. 6 ff.; J. H. Müller, Die ältesten bernischen Glasgemälde. Museums-Festschrift 1879, S. 7; Ed. Bähler, Die Kirche von Blumenstein und ihre Glasgemälde, in „Kirchliches Jahrbuch der reformierten Schweiz“, Jahrg. 1897, S. 1 ff.; H. Kasser, Das Bernbiet ehemals und heute. II. Mittelland. Bern, 1906, S. 73 ff. C. F. Lohner, Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidg. Freistaate Bern, S. 64; J. R. Rahn, Anz. f. schw. Altertkd., 1881, S. 209. Ähnlich, aber etwas archaïstischer, sind die Chorfenster in Niederhaslach, Elsass, die Bruck, a. a. O. Taf. XII, S. 47, vor 1287 datiert.

[53]) Wir verdanken die gütige Erlaubnis zur Aufnahme der Photographien dem Pfarramte Blumenstein.

[54]) Die Originale wurden anlässlich einer Restauration durch Glasmaler J. H. Müller in Bern zu Ende der 1870er Jahre durch Kopien ersetzt und befinden sich zur Zeit im historischen Museum in Bern.

nennt ihn als "iohannes fundator huius ecclesiae". Es ist demnach der Stifter dieses Kirchleins aus dem zu Ende des 13. Jahrhunderts reich begüterten Geschlechte derer von Weissenburg. Auffallend ist die naive Darstellung des Baches zu Füssen des hl. Christoph mit den darin herumschwimmenden Fischlein. Da sie in Silbergelb gemalt sind, so haben wir hier die erste Verwendung dieses Malmittels auf Schweizerboden und vermutlich eine der ältesten überhaupt[55]). Leider wurde das Mittelfenster des Chores bis auf wenige kleine Fragmente zerstört. Das wichtigste unter ihnen ist ein Christuskopf[56]) im Masswerk, eingerahmt von weissen Blättern. Die strenge, derbe Zeichnung erinnert noch stark an die verwandten Darstellungen im Kreuzgange zu Wettingen, ebenso wie die eigenartige Konstruktion des Masswerkes, welches durch die äusseren Hälften die Umrahmung der farbigen Glasornamente besorgt. Auch im Schiff haben sich noch einige Masswerkfüllungen erhalten, die beweisen, dass auch dessen Fenster einst gemalter Zierden nicht entbehrten[57]).

Bis jetzt wurde die Entstehungszeit dieser Glasgemälde in das dritte Viertel des 14. Jahrhunderts verlegt; aus welchem Grunde wissen wir nicht. Dagegen spricht aber nicht nur ihr Stil, sondern auch die Geschichte des idyllischen Gotteshauses, und man muss wirklich der natürlichen Aneinanderreihung der wenigen historischen Ueberlieferungen Gewalt antun, wenn man sie mit dieser Datierung in Einklang bringen will.[58])

Zum ersten Mal erscheint die Parochie Blumenstein in den erhalten gebliebenen Urkunden im Jahre 1285 bei Anlass einer Kreuzzugssteuer, welche von den Kirchen des Bistums Lausanne erhoben wurde. Da die Gemeinde mit ihrem Beitrage von 10 Schilling im Rückstande ist, droht man ihr mit dem Banne. Ein zweites Mal wird die Kirche im Jahre 1325 als zum Dekanat Köniz gehörend genannt. Blumenstein bildete auch eine Herrschaft, und es gab ein Geschlecht dieses Namens, das aber nie in deren Besitz gewesen zu sein scheint. Die ältesten bekannten Herrschaftsherren waren vielmehr die von Strättlingen, ein mässig begütertes Geschlecht, dessen Besitzungen schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts grösstenteils in andere Hände übergegangen waren. Um diese Zeit finden wir als Herren von Blumenstein die Edlen von Raron, welche 1348 Herrschaft und

Fig. 17. Stifterbild und Darstellung der hl. Margaretha in einem Fenster der Kirche zu Blumenstein (Bern). Um 1300.

[55]) Ueber die Erfindung und erste Anwendung des Silbergelb vgl. Oidtmann a. a. O., S. 118. Bis jetzt konnte man dessen Gebrauch bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen, was aber nicht ausschliesst, dass es schon zu Ende des 13. Jahrhunderts Verwendung fand.

[56]) Zur Zeit im historischen Museum in Bern; abgebildet bei F. Thormann u. W. F. v. Mülinen, a. a. O. (Tafel II.)

[57]) E. Bähler, a. a. O., S. 9. — Ein Wappenschild der Freien von Montenach, Herren zu Belp, soll schon im 18. Jahrhundert von der Familie mit Hülfe des damaligen Pfarrers Wenger zurückgenommen worden sein.

[58]) Dies geschieht u. a. von E. Bähler in seiner sonst so verdienstvollen Arbeit.

Glasgemälde in der Kirche der ehemaligen Deutschordens-Kommende Köniz (Kt. Bern).
Um 1300.

Kirchensatz der Stadt Bern um 400 Goldgulden verkauften[59]). Man frägt sich darum mit Recht, wie ein Weissenburger dazu kommt, sich Gründer der Kirche in Blumenstein zu nennen. Uns scheint die Antwort nicht allzu schwierig. Da in den Fenstern des Chores die Wappen der Strättlinger und Weissenburger einander gegenüberstehen, so haben wir in ihren Trägern vermutlich zwei aufeinanderfolgende Besitzer der Herrschaft zu erblicken. Es dürfte darum Bähler recht haben, wenn er die Weissenburger als Herren zu Blumenstein zwischen die von Strättlingen und die von Raron einschiebt[60]), auch wenn uns nur die Tatsache dazu berechtigt, dass sich ein Johannes (von Weissenburg) als Gründer der Kirche nennt. Denn noch in viel spätern Zeiten bleibt es Sitte, dass bei Kirchen-Umbauten sowohl die ehemaligen, als die derzeitigen Inhaber der Herrschaft ihr Wappen darein stiften. Mit einem Umbau aber haben wir es vermutlich zu tun, da vor dem Jahre 1285, wo schon einer Kirchgemeinde in Blumenstein gedacht wird, diese Glasgemälde nicht entstanden sein können, wohl aber noch vor Schluss des 13. Jahrhunderts. In dem Stifter selbst erblicken wir einen zur Zeit unbekannten Kleriker[61]), vielleicht einen Bruder jenes Rudolf von Weissenburg, der seinem Sohne Johannes I. so ausgedehnte Ländergebiete im Oberland hinterliess, dass nur die schonungslose Politik Berns den Untergang dieses mächtigen Dynastengeschlechtes bewirken konnte. Und das ging so rasch, dass finanzielle Verlegenheiten das Haus Weissenburg schon seit dem Jahre 1320 zur successiven Veräusserung seiner Besitzungen zwangen. Zu den ersten mag die Herrschaft Blumenstein gehört haben, über deren Geschichte aus so früher Zeit uns nur durch Zufall einige Aufzeichnungen erhalten blieben.

Da ein so abgelegenes Kirchlein, wie das zu Blumenstein, sich infolge der Freigebigkeit einiger oberländischer Adelsfamilien eines recht geschmackvollen Glasgemäldeschmuckes erfreute, so wäre es auffallend, wenn ein solcher der Kirche von *Köniz* (Tafel II)[62]), als dem Gotteshause einer angesehenen Deutschordens-Kommende, vorenthalten worden wäre, da sie einem Dekanate den Namen gab, und zu ihr sogar die Leutpriesterei in Bern bis zur Gründung einer eigenen Pfarrei im Jahre 1276 gehörte[63]). Leider blieben uns nur die Glasmalereien im Fenster der einen Schrägseite des Chores in gutem Zustande erhalten, während die im gegenüberliegenden zum Teil und die übrigen im Laufe der Zeit vollständig zerstört wurden[64]). Aber auch die beiden erhalten gebliebenen Fensterzierden stimmen weder in der Komposition der Details überein, noch sind sie von gleichem Alter, obschon sie vermutlich gemeinsam einem Cyklus angehörten, der in der Hauptsache die 12 Apostel darstellte. Das ältere und bis auf das unterste Fensterfeld intakt gebliebene, führt uns die ehrwürdigen Gestalten der Sendboten Bartholomäus und Jakobus vor, deren Namen uns wieder

---

[59]) Bähler, a. a. O., S. 13/14.

[60]) Bähler, a. a. O., S. 15.

[61]) Vielleicht ist es der „rector ecclesiae", wie auf dem Glasgemälde aus der Kirche von Pleif. (Vgl. Fig. 31.)

[62]) Wir verdanken die gütige Erlaubnis zur Aufnahme der Photographien dem Pfarramte von Köniz.

[63]) Über die Kirche: J. R. Rahn, Anz. f. schw. Altertkd., 1881, S. 242; H. Kasser, Die Kirche und ehemalige Deutschordens-Kommende Köniz in „Bernerheim", Sonntagsbeilage zum Berner Tagblatt und Berner Boten, 1891 (S. 123 ff., 131 ff., 141 ff., 149 ff., 156 ff.); Friedr. Stettler, Versuch einer Geschichte der deutschen Ritterorden im Kanton Bern. Über die Glasgemälde: J. R. Rahn, Kunstgeschichte, S. 609; F. Thormann und W. F. v. Mülinen, a. a. O., S. 7 (Tafel III und IV); Berner Museumsfestschrift, 1879, S. 6 (Tafel I).

[64]) Schon ein Visitationsbericht des Bistums Lausanne vom Jahre 1453 meldet, dass die Kirche zu Köniz ziemlich verwahrlost sei. Dabei wird nicht nur das Fehlen kleiner Kultusgegenstände getadelt, sondern auch der schlechte Zustand der Chorstühle und der im Zerfalle befindlichen gemalten Glasfenster. Kasser, a. a. O. S. 142.

ein schmaler Inschriftstreifen, diesmal über ihren Häuptern, im übrigen aber von demselben Schriftcharakter, wie auf den Glasgemälden zu Romont und Blumenstein, nennt. Als Hintergrund wird der für diese Zeit typische, schablonierte Rautendamast verwendet.

Auch die architektonische Umrahmung trägt durchaus den gleichen Charakter, wie auf den Glasgemälden der beiden genannten Kirchen, nur dass die Konsolen, welche die Kielbogen tragen, durch frühgotische Kapitäle auf Diensten ersetzt sind. Wenn diese kleine Bereicherung als Fortschritt in der Darstellung angesehen werden darf, so sind dafür die Figuren mit ihren grossen Köpfen auf den schlanken Leibern weniger gut geraten, als die zu Blumenstein, wohl aber in Körperhaltung und Drapierung der Gewänder aufs engste mit ihnen verwandt. Die übrigen Fensterfelder füllt ein geschmackvoll stilisiertes Blattornament aus, das einige Verwandtschaft mit ähnlichen Dekorationen auf den Fenstern der Kirche zu Königsfelden zeigt. (Vgl. Fig. 28.) [65])

Fig. 18. Die Madonna. Aus den Chorfenstern der Kirche zu Münchenbuchsee. Um 1300.

In dem fragmentarisch erhalten gebliebenen zweiten Fenster ist die Gesamtanlage eine entsprechende; dagegen zeigt das Detail eine gewisse Weiterentwicklung. Diese äussert sich weniger in der Darstellung der Figuren — von denen der Evangelist Johannes als einzig erhalten gebliebene (Petrus ist neu) noch dieselbe Auffassung, wie die beiden andern zeigt, auch wenn er etwas stärker bewegt erscheint — als in der umrahmenden Architektur, die schon die Keime zu jener üppigen Entwicklung trägt, welcher wir auf späteren Werken begegnen. Der Inschriftstreifen ist verschwunden; an Stelle des einfachen Kielbogens tritt ein doppelter, zierlicher Spitzgiebel, flankiert von schlanken Fialen. Das Laubwerk der Ornamentfelder ist frisch gezeichnet und üppiger in den Formen. In den

[65]) Von den beiden Wappen am Fusse des Glasgemäldes ist das von Bubenberg neu, während die schöne Wappenscheibe von Mülinen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammt. Sie können nicht wie im gegenüberliegenden Fenster ältere ersetzt haben, weil dies die Komposition des Ornaments nicht zulässt.

Glasgemälde in der ehemaligen Cisterzienser Kirche zu Kappel (Kt. Zürich).
Vor 1308.
(Nach Lichtpausen.)

Vierpässen der Fusstücke sind die Wappenschilde der Donatoren von viel grösserer Eleganz als die in Blumenstein, dafür denen in der Kirche zu Königsfelden um so ähnlicher (Fig. 29), auch wenn alle, selbst bei den einfachsten Figuren, noch aus farbigen Gläsern zusammengesetzt wurden. Der eine dieser beiden Schilde enthält das Wappen der Edlen von Helfenstein[66]); das andere ist zur Zeit noch nicht bekannt, ebensowenig wie die Namen der beiden Donatoren.

Wenn wir auch nicht behaupten wollen, dass die Glasgemälde zu Romont und Blumenstein, sowie das ältere zu Köniz vom gleichen Glasmaler erstellt wurden, so scheint uns doch so viel sicher zu sein, dass sie künstlerisch auf derselben Entwicklungsstufe stehen und im allgemeinen die Glasmalerkunst belegen, wie sie, für einfache Verhältnisse berechnet, in unseren besseren Kirchen um das Jahr 1300 zur Verwendung kam. Das jüngere der beiden Könizer Fenster leitet dagegen schon zu einer folgenden Gruppe über, welche für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts typisch wurde.

Den bisher beschriebenen Werken am nächsten stehen die Glasgemälde, welche sich in fünf Fenstern der nördlichen Hochwand des Mittelschiffes in der Kirche der ehemaligen Cisterzienserabtei zu *Kappel*[67]) (Kanton Zürich) erhalten haben (Taf. III). Da die Fenster durch zwei Steinstäbe in drei Teile zerschnitten werden, so ist ihre Komposition etwas reicher als bei den bisher beschriebenen. Zwar räumen auch sie noch das unterste Drittel ornamentalen Teppichmotiven ein und verlegen die einzelnen Heiligengestalten, als den Kernpunkt der Gesamtkomposition, in die Mitte. Dagegen erweitern sie ihre architektonische Umrahmung zu einem kunstvollen Baue, der das ganze obere Drittel bis zum Masswerke ausfüllt. Noch ist die Haltung der Figuren die gleiche, wie früher, noch werden ihre Füsse in Oberansicht gezeichnet und selbst in der als Flächenornament behandelten Architektur deutet nichts auf die Kenntnis der perspektivischen Darstellung. Aber das Bestreben, diese würdigen Gestalten seelisch zu beleben, sie unter sich und mit den Menschen in einen innigeren Kontakt zu bringen, tritt deutlicher hervor und führt sie aus ihrer früheren überirdischen Unnahbarkeit zu uns herab als Wesen, die menschlich fühlen und darum auch ein Verständnis für die Leiden derer haben, welche ihre Hülfe anflehen. Besonders reich in bezug auf figürliche Darstellungen ist das östliche, der Vierung am nächsten gelegene Fenster. Es führt uns in der mittleren Felderreihe den gekreuzigten Christus zwischen Maria und Johannes vor und in zwei darunter liegenden die Verkündigung, alles noch ohne die geringste Andeutung einer Lokalität oder auch nur eines Gegenstandes. Im dritten Felde kniet der jugendliche Donator, Walther von Eschenbach, über zwei einfachen Wappenschilden seines Geschlechts, wovon vielleicht der eine als Klosterwappen gedacht ist, da Kappel, als eine Stiftung der Eschenbacher, deren Wappen führte.[68])

Auch über die Entstehungszeit dieses Glasgemäldezyklus herrschten bis jetzt ganz unrichtige

---

[66]) Es kann sich nur um das bernische Geschlecht handeln, von dem Angehörige seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts im Rate der Stadt sassen, und das eine Burg in der Nähe des Dorfes Schwarzenburg hatte.

[67]) In seinen kunsthistorischen Kollektaneen (Manuskript auf der Bibliothek der Kunstgesellschaft Zürich L. 48) berichtet uns Joh. M. Usteri (No. 51, S. 34), dass diese Glasgemälde 1819 nach Zürich gebracht und unter seiner Leitung durch den Glasermeister Kaspar Nägeli neu in Blei gefasst wurden, bei welchem Anlasse sie Franz Hegi möglichst ergänzt habe. Usteri selbst dagegen pauste sie alle in ihrer wirklichen Grösse durch.

[68]) Abgebildet in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Bd. II, Heft 1 und Züricher Taschenbuch Jahrgang 1894; beschrieben in den „Mitteilungen“ a. a. O. Bd. XXIII, S. 244 u. 245; J. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste, a. a. O., S. 609 ff. Ihren Zustand im Jahre 1804 schildert ausführlich Joh. M. Usteri in seinen artistischen Kollektaneen (Bd. L. 46, Manuskript auf der Bibliothek der Kunstgesellschaft Zürich, Nr. 4, S. 33).

Ansichten. Dass er sich stilistisch enge an die vorangehenden Werke anschliesst, haben wir schon betont. Damit stimmt das Stifterbild vollkommen überein. Denn es kann nur jenen unglücklichen Walther IV. darstellen, dessen Vorfahren durch die Habgier und Macht des Hauses Habsburg von reich begüterten und angesehenen Freien allmälig zu kleinen bedrängten Landelleuten herabgedrückt worden waren. Diese trübe Stimmung spricht nur zu deutlich aus der rührenden Bitte auf dem Spruchbande:

got · hilf · her · dim · diener · mir · junge · walth · vō · eschibach.

Wahrscheinlich gedachte der Jüngling sich durch diese fromme Stiftung die Gunst des Himmels zur Besserung seiner bedrängten ökonomischen Lage zu erwirken und als er sich darin getäuscht sah, suchte er mit anderen Schicksalsgenossen seine Rettung in einem Gewaltakte gegen das Leben des Königs Albrecht, in dem sie alle den Hauptschuldigen an ihrer schlimmen Lage erblickten. Die grausige Tat brachte den Verschwörern das Gegenteil ihrer kühnen Erwartungen. Da Walther von der Blutrache verfolgt und seiner letzten Besitzungen beraubt, schon kurz nach dem Jahre 1310 seine Heimat verliess, um im Gebiete des Grafen von Württemberg und unter seinem Schutz ein verborgenes Dasein zu fristen,[69]) so muss die Schenkung zwischen die Jahre 1300 und 1308 fallen. Zu dieser Zeit trug man auch in der Tat noch Rüstungen wie auf dem Stifterbilde, obgleich sie damals schon etwas altmodisch waren.[70])

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts dürfte auch das schöne Glasgemälde in der Schlusswand des Chores im altehrwürdigen Gotteshause zu *Oberkirch bei Frauenfeld* (Taf. IV)[71]) gemalt worden sein, dessen Entstehung man bis jetzt irrtümlicherweise mit einer Kirchweihe von 1362 in Verbindung brachte.[72])

Mit dem Eschenbacher Fenster in Kappel stimmt nicht nur sein Inhalt, sondern auch die Kompositionsart so enge überein, dass es als eine Kopie gelten könnte, wenn es nicht in einigen Details charakterische Besonderheiten bieten würde. Diese bestehen in einem zierlichen Rankendamast als Hintergrund für die seitlichen Figuren und in der Verwendung verwandter Motive zur Verzierung der Kielbögen. Aehnliche Arbeiten sind in einigen Fenstern im Münster zu Freiburg i. Br. und auf Fragmenten aus dem zu Konstanz, welche dorthin verbracht wurden,[73]) erhalten geblieben. Da die Bilderreihen in die beiden oberen Drittel des Fensters verlegt werden, muss sich die architektonische

---

[69]) H. Zeller-Werdmüller, Die Freien von Eschenbach, Schnabelburg und Schwarzenberg. Züricher Taschenbuch, 1893, S. 115 ff.

[70]) Im Gegensatz zu denen auf den Glasgemälden in Königsfelden. Vgl. R. Nüscheler im Schweiz. Heraldischen Archiv, 1898, Taf. 1.

[71]) Abgebildet und beschrieben von J. R. Rahn in „Kunstdenkmäler der Schweiz", Mitteilungen der schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, Neue Folge No. 1; Die mittelalterlichen Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, S. 156, Fig. 84; Gesch. der bild. Künste, i. d. Schweiz, S. 611 f.

[72]) Diese Kirchweihe, über die uns nichts genaueres bekannt ist, kann ebensogut die Folge von baulichen Erweiterungen im Schiffe gewesen sein. Im übrigen beweisen gerade die vielen Spuren von baulichen Veränderungen, die das Gotteshaus noch heute trägt und die ganz verschiedenen Zeitaltern angehören, wie gewagt es ist, eine zufällig erhalten gebliebene Notiz zum Stützpunkte für die Datierung eines Kunstwerkes zu machen, dessen stilistische Beschaffenheit dieser Annahme widerspricht.

[73]) Geiges, a. a. O., Fig. 128 und 162. Der gleiche Rankendamast findet sich ausserdem auf einem reizenden Miniaturglasgemälde im Kunstgewerbe-Museum zu Köln, dessen Entstehungszeit Schnütgen „nicht unerheblich vor die Mitte des 14. Jahrhunderts" setzt. Zeitschrift für Christliche Kunst, III. Jahrgang, 1890, S. 22 und 23. Wir werden diesem Damast später wieder auf den Werken aus dem 15. Jahrhundert begegnen. Vgl. Bruck, a. a. O. Taf. 40, S. 67.

Chorfenster in der Kirche von Oberkirch bei Frauenfeld.
Um 1340.

Bekrönung mit dem übrig bleibenden Raume begnügen, und ist darum nicht wesentlich reicher als auf den Glasgemälden zu Blumenstein und Köniz, mit deren Charakter sie im allgemeinen übereinstimmt. Dafür blieb die unterste Felderreihe zur Anbringung von Ornamentmotiven frei, die wieder auffallend ähnlich denen an gleicher Stelle auf den Glasgemälden in Kappel sind. Die Stelle des Stifterbildes nimmt in Oberkirch St. Laurentius als Kirchenpatron ein. Für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, als Entstehungszeit dieses Glasgemäldes, spricht ausserdem das Medaillon mit dem Christuskopfe im Vierpasse des Masswerkes, dessen Blätterschmuck dem an gleicher Stelle zu Romont und Blumenstein sehr ähnlich sieht, während die Ornamente in den Dreipässen dagegen eine viel grössere Freiheit der Behandlung aufweisen.

Fig. 19. Johannes der Täufer. Aus den Chorfenstern der Kirche zu Münchenbuchsee. Um 1300.

Aufs innigste verwandt mit den älteren Arbeiten, welche sich um das Jahr 1300 gruppieren, sind die Glasgemälde dreier Fenster im Chore des ehemaligen Johanniterhauses zu *Münchenbuchsee*, Kt. Bern (Taf. V)[74]. Leider waren sie im Laufe der Zeit in einen sehr schlimmen Zustand geraten. Bei Anlass ihrer sehr gelungenen Restaurierung in den Jahren 1900 — 1901 liess sich feststellen, dass die erhalten gebliebenen Überreste einst wenigstens vier Fenstern angehört haben müssen, wobei das eine mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte in Medaillons zweifellos das Mittelfenster des Chorabschlusses hinter dem Hochaltar zierte.[75]) In der Grösse entsprechen die Medaillons ungefähr den einzelnen Fensterfeldern. Erhalten haben sich davon die Geisselung, Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Da das Fenster im ganzen zwölf Felder zählt, scheint die Hälfte der Darstellungen verloren gegangen zu sein. Dies wird auch durch den Umstand bestätigt,

[74]) F. Thormann und W. F. von Mülinen, a. a. O. S. 5 ff. und S. 60; J. R. Rahn, Gesch. d. bild. Künste i. d. Schweiz S. 608. E. F. von Mülinen, Heimatkunde des Kantons Bern, 1881, Band III, S. 182 ff.

[75]) Die Arbeit wurde unter Leitung von Prof. Dr. J. Zemp von Glasmaler Gerster in Basel ausgeführt. Ersterem gebührt auch das Verdienst, die Fensterfelder wieder nach ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit, soweit sich dies noch tun liess, vereinigt zu haben. Die photograph. Aufnahmen wurden uns in verdankenswerter Weise vom Präsidenten der schweiz. Gesellschaft für Erhaltung hist. Kunstdenkmäler, Hr. Dr. A. Näf zur teilweisen Reproduktion zur Verfügung gestellt.

dass die Ornament-Hintergründe sowohl nach oben wie nach unten mit Hälften abschliessen. Die figürlichen Darstellungen, welche die Zahl der Personen, ausgenommen bei der Himmelfahrt, auf drei beschränken, und diese, wo immer es angeht, symetrisch gruppieren, zeigen noch die schematische Zeichnung des 13. Jahrhunderts, sind aber teilweise schon recht gut bewegt.

Da die originelle Darstellung der Himmelfahrt Christi nach oben und unten unvollendet ist, so können die beiden obersten Darstellungen möglicherweise je drei übereinanderliegende Fensterfelder gefüllt haben, wobei die eine, wahrscheinlich die Krönung Mariae, vollständig verloren ging oder bei der Reformation entfernt wurde. Von den übrigen Chorfenstern scheinen zwei in den beiden oberen Dritteln je zwei Heiligenpaare enthalten zu haben und zwar in der Grösse je eines Fensterfeldes, wobei das nächstfolgende die architektonischen Motive der Umrahmung weiter führte. In der Mitte der unteren Architekturfelder steht, ähnlich wie auf den Altarbekrönungen, je eine kleine Figur Johannes des Täufers als Patron des Ordens. Die beiden untersten Drittel enthalten ein Teppichmuster mit Sonne (rot), Mond (gelb) und Sternen in grossen Kreisen, abwechselnd mit solchen, die ein fein stilisiertes Ornament ausfüllt. (Fig. 20.) Die erhalten gebliebenen Figuren, welche die thronende Madonna (Fig. 18), die heiligen Frauen Magdalena, Katharina und eine ebenfalls bekrönte Unbekannte im Hermelinmantel mit Szepter neben dem Apostel Petrus, St. Vinzenz, dem als Johanniter gekleideten Gründer des Hauses, Cuno von Buchsee und Johannes dem Täufer (Fig. 19), mit einem kleinen Stifterbilde zu seinen Füssen, darstellen, müssen wenigstens drei verschiedenen Fenstern angehört haben, da sich nur vier davon ohne Zwang an die noch erhalten gebliebenen Architekturmotive angliedern lassen. Ebenso scheinen auch die Ornamente, welche zur Zeit das oberste und die beiden untersten Felderpaare des Passionsfensters füllen, ursprünglich einem anderen im Chore oder Langhause angehört zu haben und zufolge ihrer viel freieren und naturalistischen Auffassung einer etwas späteren Zeit anzugehören (Fig. 21).

Leider geben uns die Nachrichten, welche über die Baugeschichte der Kirche bekannt sind, keine Anhaltspunkte für die Datierung der Glasgemälde.[76]) Auf die Zeit vor dem Jahre 1300 weisen der einfarbige Hintergrund bei den figürlichen Darstellungen und Personen und die noch sehr enge an romanische Formen anklingenden Krabben auf den Türmchen der Fialen im Vereine mit den Ornamentformen auf den älteren Teppichfragmenten, die zu denen im Kreuzgange zu Wettingen in nahen Beziehungen stehen. Ihr dominierender Charakter aber ist der der Frühgotik.

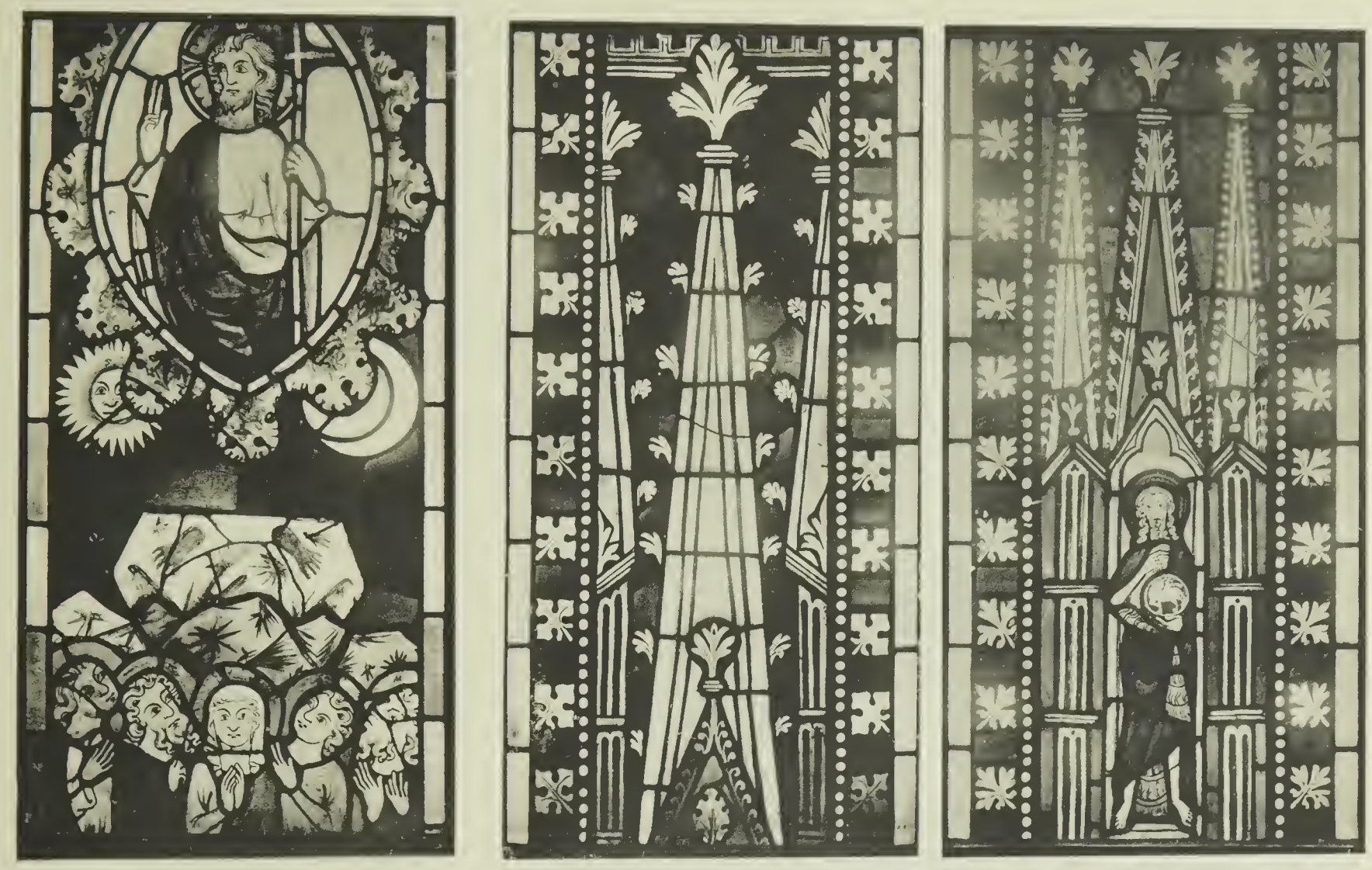
* * *

Von ganz eigener Art sind die Glasgemälde, welche im Jahre 1848 aus dem grossen, sechsteiligen Chorfenster der ehemaligen Cisterzienserkirche zu *Hauterive* (Fig. 22) entfernt und 1856, nachdem sie eine gewalttätige Restauration durchgemacht hatten, in anderer Zusammenstellung im Chore der St. Nikolauskirche zu Freiburg i. Ü. neu eingesetzt wurden.[77])

Nach den gütigen Mitteilungen von Prof. Dr. J. Zemp, der im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ uns eine Abhandlung über diesen beklagenswerten Vorgang bringen und bei diesem

[76]) J. R. Rahn, Statistik des Kanton Bern, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1882, S. 244; Lohner, a a. O. S. 73 ff. Kasser, die renovierten Glasgemälde in der Kirche zu Münchenbuchsee, Blätter für bernische Geschichte und Altertumskunde, 1. Jahrgang. S. 12 ff.

[77]) Rahn, Statistik der Kunstdenkmale im Kanton Freiburg, Anz. für schweizer. Altertumskunde 1884, S. 474 und Gesch. d. bild. Künste i. d. Schweiz. S. 599.



Proben aus den Glasgemälde-Fenstern in der Kirche der ehemaligen Johanniter-Kommende zu Münchenbuchsee (Kt. Bern). — Um 1300.

Anlasse die ursprüngliche Komposition des Fensters in den Details beschrieben wird, bestand es aus zwei Reihen mit je zwei zusammengehörenden Apostelpaaren und einer dritten aus ebensovielen Heiligen, die zu den Altären in der Kirche und zum Orden von Cisterz Beziehung hatten, grossen

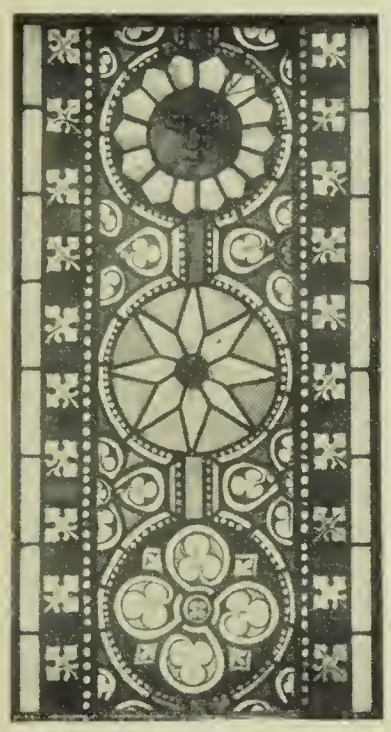


Fig. 20. Teppichmuster aus den Chorfenstern in der Kirche zu Münchenbuchsee. Um 1300.

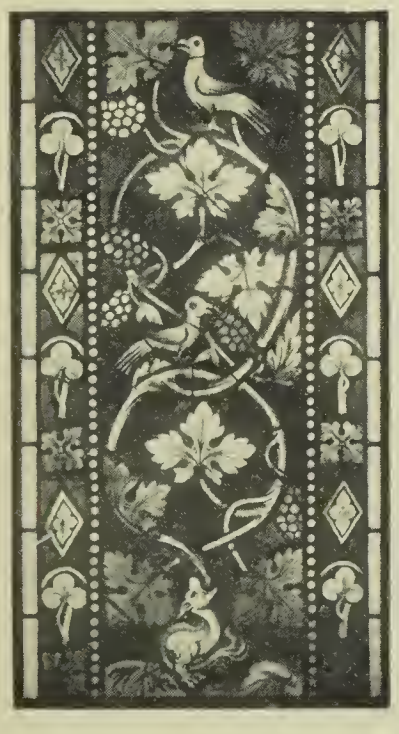


Fig. 21. Teppichmuster aus den Chorfenstern in der Kirche zu Münchenbuchsee. Um 1320.

Fig. 22.

Ausschnitt aus einem Chorfenster in der Kirche zu Hauterive. Zur Zeit in der Kirche St. Nikolaus in Freiburg i. Ü. Um 1325.

Einzelfiguren auf rautenförmigem Damaste in spitzovalen Medaillons, deren Zwischenräume mit stilisiertem Blattwerk ausgefüllt waren. Dieses rankte sich um kleinere Rundmedaillons mit den Brustbildern der Propheten, während der unterste Teil des Fensters an Stelle der Ornamente eine weitere Serie von zwölf kleinen ovalen Medaillons enthielt, welche in zwei übereinander gestellten Cyklen je sechs Szenen aus der Jugend- und der Leidensgeschichte Christi darstellten (Fig. 23). Über den Apostelfiguren strebten gotische Fialen dem Masswerke zu, dessen Füllungen teilweise symbolische Darstellungen mit Bezug auf die Auferstehung Christi enthielten, wie den aus dem Feuer emporschwebenden Phönix, den zur Sonne aufblickenden Adler mit seinen Jungen, den Pelikan, welcher am dritten Tage seine Jungen mit dem eigenen Blute belebt, und den Strauss, welcher seine Eier durch die Kraft des Blickes ausbrütet (Fig. 24) als Sinnbild der Maria, welche durch ihren Blick die Sünder rettet und zur Wiedergeburt begnadet. [78]) Diese interessanten Darstellungen fanden schon frühe ihren Weg durch Verkauf ins Ausland und zieren heute die Gottliebenkapelle im Schlosse zu Herrnsheim bei Worms. [79])

Fig. 23. Medaillon mit Darstellung der Flucht nach Egypten. Aus den Chorfenstern der Kirche von Hauterive. Jetzt in der Kirche St. Nikolaus zu Freiburg i. Ü. Um 1325.

Über die Entstehungszeit dieser Glasgemälde berichten uns zwei schriftliche Aufzeichnungen, die erste als Eintrag im Nekrologium der Abtei, allerdings erst aus dem Jahre 1680. Sie lautet: „Mai 15, anno Domini 1327 obiit reverendus Dominus Abbas Petrus de Henneberg dictus Rich . . . . . hic curavit fieri fenestras retro majus altare." Sie wird bestätigt durch die zweite in einem Urkundenverzeichnis von Hauterive (Fol. 1, No. 21): „Petrus Dives de Friburgo 1322 fenestras interioris Chori fieri curavit." [80]) Der Umstand, dass die beiden Daten fünf Jahre auseinandergehen, ist für die zeitliche Bestimmung der Glasgemälde ohne Bedeutung, da während eines so kurzen Zeitraumes die Glasmalerei in jener Periode ihrer Entwicklung keine wesentlichen Fortschritte machte. Sehr zu bedauern ist

[78]) J. R. Rahn, Statistik des Kantons Freiburg im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1883, S. 474, Gesch. d. bild. Künste a. a. O. S. 599.

[79]) Farbige Kopien befinden sich im Archiv der Gesellschaft für histor. Kunstdenkmäler im schweiz. Landesmuseum, einige ornamentierte Originale von Masswerkfüllungen finden sich im Hist. Museum in Basel. Vgl. Katalog Nr. III, 4—6.

[80]) Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. Bd. VII, 1861, S. 156.

dagegen der schlimme Zustand dieser interessanten Bilder, da er nicht nur deren künstlerische Wirkung wesentlich schwächt, sondern auch die Vergleichung mit andern Werken erschwert. Immerhin zeigen einige uns in den Medaillons intakt erhalten gebliebene Darstellungen eine solche Gewandtheit in der Bewegung der Figuren und eine derartige Keckheit in der Zeichnung, dass man ihnen einen bis an die Hässlichkeit streifenden Realismus gerne nachsieht. Sie sind darin so enge verwandt mit dem sog. Fenster der Schusterzunft und einigen Darstellungen in den Seitenschiffen des Münsters zu Freiburg i. Br., dass man geneigt ist, sie, wenn auch nicht derselben Hand, so doch der gleichen Werkstätte zuzuteilen.[81])

Fig. 24. Masswerkfüllung aus den Fenstern der Kirche zu Hauterive. Jetzt in der Gottliebenkapelle im Schlosse zu Herrnsheim bei Worms. Um 1325.

Mit einziger Ausnahme der Fenster von Hauterive tritt uns in den erhalten gebliebenen Glasmalereien von Ende des 13. und aus den ersten Dezennien des 14. Jahrhunderts im allgemeinen die gleiche Kunstauffassung und mit geringen Unterschieden auch ein ungefähr gleiches Können entgegen. Noch sucht man wie ehedem, und stellenweise mit dem alten Erfolge, die ästhetische Wirkung im eleganten Flusse der Linien. Aber je mehr man die künstlerischen Werte des Bildes nach seiner Annäherung an die Natur bemisst, geht darin jenes alte Stilgefühl verloren. Dafür schwindet aber auch der frühere Schematismus und die dargestellten Wesen fangen wirklich an zu leben. Als holdselige, milde Frauen, auf die der Abglanz eines hundertjährigen Minnekultus fällt, oder als ernste, jedoch den Menschen wohlwollend gesinnte Männer blicken die Heiligen zu der hilfesuchenden Kirchgemeinde herab, und das Hässliche findet nur da Raum, wo es die Bosheit des

[81]) F. Geiges, a. a. O. Fig. 104, 175, 213. Für die Fig. 22 u. 23 hatte Hr. Prof. Dr. J. Zemp die Güte, uns seine photographischen Aufnahmen, die unter sehr schwierigen Umständen erstellt werden mussten, zur Verfügung zu stellen.

menschlichen Charakters verabscheuungswürdig machen soll. Das architektonische Beiwerk strebt noch nicht nach Körperlichkeit. Wir haben es sogar nicht einmal mit Projektionen architektonischer Glieder zu tun, sondern lediglich mit Motiven, welche der Baukunst entnommen und zu malerischen Flächendekorationen umgeformt wurden. Noch fehlt der leiseste Versuch zur räumlichen Vertiefung der Darstellungen, noch kennt die Glasmalerei keine Motive, denen wir nicht in den Werken der ihr verwandten Schwesterkünste begegnen würden. Dafür wahrt sie aber ihren monumentalen Stil. Diesen allgemeinen Charakter der Kunstauffassung ihrer Zeit können selbst die glänzendsten Werke der Glasmalerei im 14. Jahrhundert, welche auf dem Boden der heutigen Schweiz erhalten blieben, nicht verleugnen, obwohl sie nach verschiedenen Richtungen einen Fortschritt aufweisen. Sie zieren die Kirche von *Königsfelden.*[82]) Ihrer Entstehungszeit nach schliessen sie an die schon beschriebenen entweder fast unmittelbar an, oder gehen neben ihnen einher.

Der tragische Tod, welcher am 1. Mai 1308 Albrecht I. unweit der Habsburg ereilt hatte, gab die Veranlassung zur Gründung eines Klosters auf der Unglücksstätte, durch welches diese zu einer solchen frommer Andacht umgewandelt werden sollte. Als Stiftung der Königin-Witwe, bestimmt zur Aufnahme eines Clarissinnen- und eines Franziskanerkonventes, wurden ihrem Gotteshause alle Mittel zugewendet, durch die man hoffen durfte, in Verbindung mit einem frommen Lebenswandel die dem Trauerhause sichtbar entzogene göttliche Gunst wieder zurück zu erlangen. Und wenn auch die unglückliche Frau schon aus dem Leben abberufen wurde (28. Oktober 1313), bevor ihr Plan vollendet war, so hatte sie doch noch den Einzug der ersten Nonnen erlebt (1312) und durfte mit dem Bewusstsein scheiden, dass für das weitere Gedeihen des Klosters in absehbarer Zeit gesorgt sei. Drei Jahre nach ihrem Tode fand sie in dessen Kirche ihre Ruhestätte. Denn inzwischen hatte ihre Tochter, die verwitwete Königin Agnes von Ungarn, das Werk weitergefördert, unterstützt von dem ganzen österreichischen Fürstenhause und vielen von seinen Anhängern, die alle diese Gründung zum Mittelpunkte ihrer Verehrung für das unglückliche Königspaar machten. Infolgedessen wurde sein Gotteshaus zu einer Art Familien-Kultusstätte und bekundete dies auch in seiner Ausstattung, wie es die fromme Sitte damaliger Zeit verlangte und soweit es die klösterlichen Vorschriften bei weitestem Entgegenkommen gestatteten. Von den Kunstwerken, welche dadurch nach Königsfelden kamen, blieben aber viele Fremdlinge, deren Heimat nicht nur weit vom Stiftungsorte entfernt lag[83]), sondern die, einem fürstlichen Hofhalte entrückt, nach einer Landesgegend versetzt wurden, deren künstlerische Ansprüche viel einfacher gestimmt waren.

Dies trifft auch für die Glasgemälde zu, deren Ersteller nicht bei uns ansässig waren und die daher nur insofern unserer Kunstgeschichte angehören, als sie infolge eines Ereignisses von historischer Bedeutung auf unserem Boden angefertigt wurden. Denn da der Herzog von Schwaben an der Spitze der Verschwörer stand, so hätte die ruchlose Tat ebensogut an einem Orte geschehen und damit die klösterliche Gründung auf ein Gebiet verlegen können, das heute ausserhalb unserer Landesmarken läge. Wenn wir uns trotzdem mit Recht über den Besitz dieser Glasmalereien

[82]) Th. von Liebenau und W. Lübke, Die Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz. III. Kloster Königsfelden. Zürich 1867. (Mit Bilderatlas.) Lübke, Kunsthistorische Studien S. 407; Th. v. Liebenau, Geschichte des Klosters Königsfelden, S. 63; J. R. Rahn, Geschichte der bild. Künste in der Schweiz, S. 600 ff. H. Fenner, Das Kloster Königsfelden und seine Glasgemälde. Programm der städtischen Schulen zu Aarau. Aarau, Druck von J. J. Christen 1875. Einen ausführlichen Bericht über ihren Zustand im August 1797 gibt Joh. M. Usteri, Art. Kollektaneen. Manuskr. auf der Bibl. der Kunstgesellschaft in Zürich. Bd. L 46, Nr. 4, S. 15. ff.

[83]) J. Stammler, Die Pflege der Kunst im Kanton Aargau, Aarau 1903, S. 120 ff.

freuen, so dürfen wir doch dabei nicht ausser Acht lassen, dass ihre kunstgeschichtliche Bedeutung weit über einer bloss lokalgeschichtlichen steht. Auch lässt sich ein nachhaltiger Einfluss, den sie auf die Entwicklung unserer einheimischen Glasmalerkunst ausgeübt hätten, wenigstens zur Zeit

Fig. 25. Die Geisselung Christi. Aus dem Passionsfenster in Königsfelden. Um 1315.

nicht mehr erkennen. Der Grund dafür mag allerdings zum Teil in den politischen Zeitumständen gelegen haben, welche selbst des Klosters Nachbarn zu Gegnern des Hauses Österreich machten, die ihre feindliche Gesinnung seiner Stiftung noch im Verlaufe des 14. Jahrhunderts zu verschiedenen

Malen recht empfindlich zu fühlen gaben. Zudem traten damals gerade in den grösseren Städten die kunstfördernden Interessen hinter den politischen zurück, indem die leitenden Kreise ihre ganze Tatkraft der Befestigung ihrer städtischen Institutionen, der Kräftigung ihrer Selbständigkeit und der Vergrösserung ihres Ländergebietes zuwandten.

Wenn wir uns über die Glasgemälde von Königsfelden an dieser Stelle kurz fassen, so hoffen wir umsomehr, dass sie in einer besonderen Publikation die Würdigung finden werden, welche ihnen nach ihrer Bedeutung für die allgemeine Kunstgeschichte zukommt.

Hatte in den bisher aufgeführten Glasgemälden ein gewisser Hang zu alter beruflicher Tradition in der Darstellung eine sichere zeitliche Bestimmung erschwert, und technische Unbeholfenheiten uns erkennen lassen, dass wir es im allgemeinen mit Meistern zu tun haben, die nicht immer auf der Höhe der Kunst ihrer Zeit standen, oder für geringen Lohn sich auch nur geringe Mühe gaben, so darf von den Glasgemälden in Königsfelden gesagt werden, dass sie zum Besten gehören, was die Glasmalerkunst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu bieten vermochte. Allerdings war der Erhaltungszustand der ansehnlichen Bestände, wie er sich vor der durchgreifenden Restauration während der Jahre 1897—1900 in den elf Fenstern des Chores und dem Giebelfenster der Westwand des Langhauses darbot, ein sehr verschiedenartiger. Mit mehr oder weniger Flickstücken durchsetzt waren alle, acht dagegen in ihrem ursprünglichen Umfange und drei wenigstens in so bedeutenden Fragmenten erhalten, dass sich der Inhalt ihrer früheren Darstellungen daraus erkennen liess. Dabei bewiesen verschiedene, nicht zugehörige Fensterfelder, dass sich ein ähnlicher Glasgemäldeschmuck einst auch über die Fenster des Langhauses erstreckt haben musste[84]). Aus den erhalten gebliebenen Beständen geht mit Sicherheit hervor, dass die Bilderserien des Chores nach einem bestimmten Plane angelegt worden waren. Dies gibt sich schon äusserlich in dem Farbenwechsel von roten und blauen Hintergründen und der verwandten Komposition von je zwei gegenüberliegenden Fenstern kund, mehr aber noch in der Gruppierung des Inhaltes. Im Mittelfenster des dreiseitigen Chorabschlusses tritt uns vorschriftsgemäss die Darstellung der Passion entgegen. (Fig. 25) Sie sollte daran erinnern, dass der Erlösungstod Jesu den Mittelpunkt der christlichen Lehre bildet, täglich gefeiert im Messopfer auf dem unter dem Fenster stehenden Altare. Daran reiht sich beidseitig je ein Fenster mit Ereignissen aus dem Leben Christi. Die einen sind der Jugendgeschichte entnommen, (Fig. 26) die andern der Zeit nach der Kreuzigung. Dann folgen in dem einen Fenster je zwei Episoden aus dem Leben der hl. Katharina und des hl. Johannes d. T. in Verbindung mit dem Bilde der hl. Elisabeth von Thüringen zwischen einem betenden Fürstenpaare. (Tafel VI.) In diesen Heiligen verherrlichten zahlreiche Familienmitglieder des Stifterhauses ihre Namenspatrone.[85]) Vielleicht mag die Darstellung Johannes d. T. als Vorläufer Christi Veranlassung dazu gegeben haben, dass für das gegenüberliegende Fenster Ereignisse aus dem Leben des Apostels Paulus, als dem Gründer der ersten Christengemeinde, mit solchen aus dem spätern Leben der Maria ausgewählt wurden, so dass in diesem

[84]) Vrgl. Gutachten über die Erhaltung der Glasgemälde im Chore der Kirche zu Königsfelden, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1894, S. 389. ff, und J. R. Rahn, Bericht über die Glasgemälde in der Klosterkirche zu Königsfelden vom 4. Januar 1897. Basel, Buchdruckerei Emil Birkhäuser, 1897. — Photographien der Glasgemälde vor und nach der Restauration finden sich im historischen Museum in Aarau und im Archiv der schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, im Landesmuseum. Die Erlaubnis zur Reproduktion unserer Abbildungen verdanken wir der Direktion des Innern des Kt. Aargau. — Die Restaurationsarbeiten besorgte vortrefflich Glasmaler R. A. Nüscheler in Zürich, z. Z. in Paris.

[85]) J. Stammler, a. a O., S. 206.

Ehemalige Klosterkirche zu Königsfelden.
Ausschnitte aus dem Johannes d. T. und Katharinen-Fenster. – Um 1320.

Fensterpaare die wichtigsten Ereignisse unmittelbar vor und nach dem Erscheinen des Herrn zur Veranschaulichung kamen. Leider ist uns dieser Cyklus nur in wenigen Fragmenten erhalten geblieben. Das anschliessende Fensterpaar enthält je sechs monumentale Apostelgestalten (Taf. VII), von denen die auf

Fig. 26. Die Anbetung der Könige. Aus dem Fenster mit Darstellungen der Jugendgeschichte Christi in Königsfelden. 1315—1320.

der Epistelseite, bis auf drei fragmentarisch erhalten gebliebene, vollständig zerstört wurden. Von dem folgenden ist ebenfalls nur das Fenster auf der Evangelienseite beinahe intakt erhalten geblieben. Es

illustriert die Legende des hl. Franziskus von Assisi als dem Gründer des Franziskanerordens, (Taf. VIII) während das fast gänzlich zerstörte Gegenstück vermutlich einst Darstellungen aus dem Leben des hl. Antonius Eremita enthielt. Den Schluss bilden zwei Bilderserien, die eine aus dem Leben der hl. Clara, so dass beide Konvente des Klosters die Gründer ihrer Orden in den Chorfenstern verherrlicht sahen, die andere mit Szenen aus dem Leben der Voreltern Mariae und des jugendlichen Kindes, in Verbindung mit zahlreichen Heiligengestalten, die vermutlich zu den in den Altären aufbewahrten Reliquien in Beziehung standen (Fig. 27). Ausserdem liessen verschiedene in die Fenster verflickte Bildnisse fürstlicher Personen vermuten, dass sie die Stifter darstellen. Einige trugen den Charakter der Glasmalereien im Chore, und wurden nun auch dort wieder an richtiger Stelle eingefügt, andere dagegen waren in nicht mehr nachweisbarer Zeit mit vielen Teppichfragmenten aus den Schiffen dorthin versetzt worden, wahrscheinlich infolge von Unglücksfällen oder Rohheiten, die sich heute nicht mehr kontrollieren lassen[86]). Auch diese brachte man, so gut es die Umstände erlaubten, wieder an ihren früheren Bestimmungsorten unter.

Der monumentale Charakter der Glasmalereien hängt aufs innigste zusammen mit der Grösse, der Fenster, die den Malern zur Verfügung gestellt werden. In dieser Beziehung lagen die Verhältnisse im Kirchenchore zu Königsfelden günstig. Denn jedes der dreiteiligen Fenster setzt sich bis zu den Nasen der Teilbogen aus nicht weniger als 10 übereinanderliegenden Feldern, im ganzen also aus 30, zusammen, die durch breite Eisenstäbe zwischen den Steinrippen als Stützpunkte für die Glasflächen getrennt werden. Diese notwendige Unterbrechung der Malflächen durch mehr oder weniger breite, schwarze Streifen hat stets einen grösseren oder kleineren Einfluss auf die Komposition der Glasgemälde ausgeübt, am häufigsten in der Weise, dass bei figürlichen Darstellungen die Höhe der Einzelfiguren oder der Medaillons sich nach derjenigen der Fensterfelder richtete, wobei das dekorative Beiwerk in einem oder mehreren der darüber liegenden fortgesetzt wurde. Diese für einfachere Verhältnisse berechnete Kompositionsart zeigen in Königsfelden nur die beiden Schrägseiten des Chorabschlusses und einige Fragmente, von denen wir annehmen müssen, sie seien ursprünglich für Langhaus und Seitenschiffe bestimmt gewesen. Die Apostelfenster verteilen die grossen Figuren auf zwei Felder und räumen im einen zwei, im andern sogar drei weitere den krönenden Baldachinen ein. Dabei wird in dem noch gut erhalten gebliebenen die unterste Reihe den Stifterbildern überlassen, während ein eingeschobener Felderstreifen mit kleinen Prophetenbildern in Vierpässen die beiden grossen, übereinander stehenden Figurenreihen in geschickter Weise auseinander hält. Die Medaillonfenster zeigen diese Kompositionsart auf einer sehr hohen Stufe ihrer Entwicklung. Sie bestehen entweder aus einfachen Kreisen oder aus Quadraten mit halbkreisförmig ausgebauchten Seiten und umfassen je drei Fensterfelder, jedoch in der Weise, dass sie sowohl in das obere, wie in das untere, nur bis zur Hälfte einschneiden und das mittlere zu den figürlichen Darstellungen benutzen, wodurch ein Zerschneiden der Figuren durch Eisenstäbe vermieden wird. Für die Ausfüllung der Zwischenräume behielt sich der Glasmaler in jedem einzelnen Falle freie Wahl vor. Da das Medaillonsystem zweifellos viel grössere Anforderungen an das Kompositionstalent stellte, wurde es mit dem beginnenden Verfall der monumentalen Kunst zu Ende des 14. Jahrhunderts allmälig aufgegeben. Das ihm so enge ver-

[86]) Schon in den Verhandlungsblättern für vaterländische Kultur im Kanton Aargau vom Jahre 1816, Nr. 16 wird darüber geklagt, dass betrunkene Bauernburschen sich von Zeit zu Zeit ein Vergnügen daraus machen, den Klang der kostbaren Scheiben mit einem Steine zu versuchen.

Ehemalige Klosterkirche in Königsfelden.
Ausschnitt aus dem einen Apostel-Fenster. — Vor 1327.

wandte Rundbild, wie wir es seit dem Ende des 15. Jahrhunderts namentlich in Deutschland so häufig antreffen, und das sich auch in der Folge einer grossen Beliebtheit erfreute, ist darum nicht der Nachfolger der Medaillonkompositionen, sondern, wie wir später sehen werden, aus den Füllungen in den Passformen der Masswerke der grossen Kirchenfenster hervorgegangen.

Schon der Wechsel der beiden monumentalen Kompositionsarten im Chore zu Königsfelden beweist uns, dass im 14. Jahrhundert von einer territorialen Bevorzugung der einen oder andern nicht mehr gesprochen werden kann, und ebensowenig wäre es gerechtfertigt, daraus Schlüsse auf das Alter der Fenster zu ziehen.

G. Kinkel hat die Entstehung dieser Werke in einen Zeitraum eingegrenzt, der vor 1324 begann und spätestens mit dem Jahre 1351 schloss.[87]) Dabei glaubte er aus den äusseren Lebensumständen der Stifter schliessen zu dürfen, dass dasjenige mit dem Jugendleben der Maria (St. Annafenster) kurz nach der Gründung des Klosters, das Apostelfenster an der Nordseite zwischen 1320 und 1324 (1327), das Clarafenster nach 1326 und vor 1336, und endlich das mit Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers und der hl. Katharina als das jüngste zwischen 1349 und 1351 gemacht worden sei. Diese Annahmen sind zumteil ganz unrichtig. Beim Tode der Königin Elisabeth am 28. Oktober 1313 lebten von ihren Kindern noch: Friedrich I. (geb. um 1286), seit 1314 römischer König († 1330); Leopold I. (geb. um 1292, † 1326), seit 1315 vermählt mit Katharina, der Tochter des Grafen Amadeus V. von Savoyen († 1337); Albrecht VII. (geb. 1289, † 1358), vermählt seit 1320 mit Johanna von Pfirt († 1351); Heinrich (geb. 1299, † 1327), seit 1314 vermählt mit Elisabeth von Firneburg († 1343); Otto (geb. 1301, † 1339), seit 1324 vermählt mit Elisabeth, Herzogin von Baiern († 1330) und seit 1334 in zweiter Ehe mit Anna, Tochter des Königs Johann von Böhmen († 1338); Anna († 1326), vermählt mit Hermann, Markgraf von Brandenburg († 1308) und seit 1310 mit Heinrich, Herzog von Breslau; Agnes (geb. 1281, † 1364), seit 1301 verwitwete Gemahlin des Königs Andreas III. von Ungarn; Elisabeth († 1352), vermählt seit 1304 mit Ferry IV., Herzog von Lothringen († 1328); Katharina (geb. 1297, † ?), seit 1313 vermählt mit Herzog Karl von Kalabrien († 1324), und Guta, seit 1318 vermählt mit Graf Ludwig von Oettingen († 1329). Der Mutter im Tode vorangegangen waren Rudolf VI. (geb. um 1280, † 1307), vermählt erstmals mit Blanca, der Tochter König Philipps III. von Frankreich († 1305) und seit 1306 mit Elisabeth, Witwe König Wenzels II. von Böhmen († 1335), sowie Meinhart, um 1300 als Kind gestorben. Unter diesen Geschwistern Agnesens haben wir die ersten Stifter zu suchen.

Es bedarf wohl keiner näheren Erörterung, dass man mit der Befensterung des Chores, der zum Gottesdienste für die Klosterkonvente bestimmt war, den Anfang machte und darin wieder mit den Fenstern beim Hochaltar. Nach der oben angeführten Verordnung der Franziskaner vom Jahre 1260 brauchte dieses Fenster nicht die Passion darzustellen. Doch geschah dies in Königsfelden (Fig. 25). Der älteren Darstellungsweise folgend, vermeidet es eine räumliche Vertiefung des Schauplatzes. Und wenn ihm auch die perspektivische Zeichnung in einfachster Form bei den Kreuzen gelingt, so missrät sie dafür gänzlich bei der Darstellung des Sarkophages, des einzigen grösseren Gegenstandes auf dem ganzen Fenster. Noch wird die Zahl der handelnden Personen auf das allernotwendigste beschränkt und an ihrer symetrischen Verteilung auf der Bildfläche festgehalten. Von der Andeutung einer Lokalität fehlt jede Spur: Zimmer und Land-

---

[87]) Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilagen vom 13 , 14., 16.. 20. und 21, Oktober 1868.

schaft ersetzt ein gemusterter Hintergrund. Das unterste Medaillon, welches mit seiner oberen Hälfte den Fuss des Fensters bildet, enthielt offenbar die Bildnisse der Stifter und zwar in ähnlicher Anordnung, wie das Katharinenfenster (Taf. VI). Dabei glauben wir annehmen zu dürfen, dass sich auf diesem ältesten und wichtigsten Glasgemälde die Königinwittwe mit ihrem ermordeten Gemahl, dessen Brustbild auch den Schlusstein über den Hochaltar schmückt, selbst darstellen liess, wahrscheinlich zu Seiten eines Heiligen.[88]) Es entstand demnach vermutlich noch zu ihren Lebzeiten, d. h. kurz vor 1313 oder dann aber gleich nach ihrem Tode. In diese Zeit passt auch sein Stil. Die beiden flankierenden Fenster mit den Darstellungen aus dem Leben Christi zeigen die landläufige Kompositionsart, indem sie den Inhalt, wenn immer möglich in symetrischer Anordnung, auf die drei nebeneinander liegenden Fensterfelder verteilen und jede Figur oder Gruppe innerhalb eines Fensterfeldes oben mit einem Spitzgibel bekrönen (Fig. 26). Im allgemeinen führen sie uns die Glasmalerei noch auf der Entwicklungsstufe der Fenster von Münchenbuchse und Kappel (Taf. V, III) vor, sind aber insoweit fortgeschritten, als sie sich in den perspektiven Darstellungen einiger Gegenstände und der Andeutung einer Landschaft versuchen, das letztere etwas geschickter, als dies in einzelnen Medaillons in der Rose der Kathedrale von Lausanne geschieht. Leider fehlt in beiden Fenstern in der untersten Reihe, da, wo die Stifter dargestellt werden, je ein Feld. Der eine Fensterfuss stellt die Anferstehung Christi dar, wobei wir, gestützt auf die vorhandenen Fragmente, annehmen dürfen, es habe diese Komposition alle drei Fenster gefüllt. Dagegen kann die Darstellung der Verkündigung im anderen Fenster, analog denen zu Kappel und Oberkirch, von jeher nur zwei Felder in Anspruch genommen haben. In Kappel enthält das dritte den Stifter, in Oberkirch den Kirchenpatron. In Königsfelden können wir schon darum nur an eine Darstellung des Stifters oder Stifterin denken, weil die Madonna als Patronin im Paulus- und St. Annafenster verherrlicht wird. Und was liegt näher, als in der Donatorin die Königinwittwe Agnes zu erblicken, die sich als zweite Gründerin des Klosters in diesen beiden Fenstern zunächst dem ihrer Eltern ein Denkmal setzen wollte.[89]) Sie entstanden darum vermutlich zwischen 1315 und 1320. Damit war der Schmuck des Chorabschlusses vollendet, und es galt nun, die Geschwister für weitere Spenden in die übrigen Fenster zu gewinnen, die, wie wir sehen werden, auf den vorhandenen Anfang gestimmt wurden. Als die ersten schenkten Herzog Albrecht der VII.[90]) seit 1320 vermählt mit Johanna von Pfirt, das Johannes- und Katharinenfenster (Taf. VI). Da beide Donatoren darauf abgebildet sind, so muss dessen Entstehungszeit kurz nach 1320 fallen. Vielleicht gab die glückliche Vermählung zu dem Geschenke den Anlass. Wohl ist auch hier noch die Anordnung der Figuren im Bilde eine symetrische, doch bewegen sie sich schon etwas leichter und freier und bei der Enthauptung dss Johannes versucht sich der Künstler sogar in der Darstellung eines Gebäudes. Das Paulusfenster ist zu fragmentarisch erhalten, als dass es sich zu stilistischen Vergleichen eignete. Im Zustande seiner gegenwärtigen Restauration gewährt es der Anbringung eines Stifterpaares keinen Raum und da dessen Wiederherstellung richtig zu sein scheint, haben wir es

[88]) Dass sich die Bildnisse beider auf den Glasgemälden befanden, scheint aus den Ausführungen H. Zeller-Werdmüllers im Anz. f. schw. Altertumskunde 1894. S. 395 hervorzugehen.

[89]) Dass sie als Stifterin mit den Kirchenmodell abgebildet war, berichtet Zeller-Werdmüller, a. a. O. S. 395. Taf. 9.

[90]) Eine Restauration von 1872 ergänzte den fehlenden Namen des Stifters mit Leopoldus; er kann aber nur Albrecht gelautet haben; auch wird im Restaurationsbericht unrichtiger Weise von einer Johanna v. Ungarn gesprochen. (Mskpt. i. Landesmuseum.)

in diesem Falle vermutlich ebenfalls mit einer Doppelschenkung zu tun. Das trifft auch für die beiden Apostelfenster (Taf. VII) zu.[91]) Im erhalten gebliebenen wurde die Felderreihe am Fusse für die Stifterbildnisse ausgespart. Infolge dessen musste der Glasmaler noch eine zweite einschalten.

Fig. 27. Die Geburt der Maria. Aus dem St. Annafenster in Königsfelden. Um 1332.

Er wählte dafür kleine Medaillons mit Prophetenbildern. Im fragmentarisch erhaltenen räumte man dafür den Baldachinen, welche die Apostel bekrönen, je drei Felder ein. Der jugendliche Stifter wird uns auf einem Spruchbande als „Heinricus Dux Austriae“ (geb. 1299) bezeichnet. Die

[91]) Vgl. dazu die Apostelfenster in der St. Katharinen-Kapelle des Münsters zu Strassburg bei Bruck a. a. O. Taf. 28, 29, 30, die von ähnlich monumentaler Wirkung, im übrigen aber mit denen zu Königsfelden nicht enger verwandt sind.

beiden andern Felder sind zerstört. Jedenfalls enthielt das eine, nach der Komposition des erhalten gebliebenen zu schliessen, das Bild seiner Gemahlin, Elisabeth von Firneburg, mit der er seit 1314 vermählt war, während das mittlere eine Heiligenfigur oder ein dekoratives Motiv ausgefüllt haben mag. Da Heinrich schon 1327 starb, so fällt die Stiftung in den Anfang der 20er Jahre und reiht sich infolge dessen zwanglos der vorhergehenden an. Während die Fragmente den Versuch einer körperlichen Darstellung der Architektur nur schüchtern wagen, tritt sie uns in dem erhalten gebliebenen Fenster schon in einer gewissen Virtuosität entgegen und zwar mit richtiger Anwendung der Perspektive. Zweifellos fehlte es dem Meister in der Bekrönung der Altäre nicht an Studienmaterial, das ihm die Schwierigkeiten rasch überwinden half.

Für die vier noch übrig bleibenden Fenster wählte man Darstellungen in Medaillons. Im allgemeinen behalten sie noch die gleiche Darstellungsweise, wie die früheren, bei, weisen aber insofern einen Fortschritt auf, als sie mit etwas grösserer Deutlichkeit zu schildern vermögen, sich ohne Bedenken an die Wiedergabe alles notwendigen Beiwerkes wagen und selbst dem schwierigeren, wie einer Stadt und einer Landschaft mit Höhle und Kirche nicht ausweichen. Auch werden die Füllungen zwischen den Medaillons wenigstens auf drei Fenstern einheitlich und sinnreich gestimmt, auf dem Fenster Herzog Ottos mit Löwen, als Sinnbildern des Mutes und der Tapferkeit, und Rosen[92]) und auf zwei weiteren das einemal mit Engeln, das andere mit heiligen Frauen und Männern.

Den Apostelfenstern folgte wohl zunächst das mit den Episoden aus dem Leben des hl. Franziskus (Taf. VIII) als Gabe Herzog Ottos. Leider fehlt das Bild seiner Gemahlin. Es konnte aber schon darum nur die erste seiner beiden Frauen, Elisabeth von Niederbaiern, dargestellt haben, weil sonst, damaliger Sitte gemäss, dem Stifter beide zugestellt worden wären, wozu die Komposition des Fensters keinen Raum bietet. Da die Vermählung mit Elisabeth im Jahre 1324 stattfand, und nach ihrem 1330 erfolgten Tode die zweite im Jahre 1334 mit Anna von Böhmen, so muss die Erstellung des Fensters zwischen 1324 und 1330 fallen, wahrscheinlich kurz nach der ersten Vermählung. Das Antoniusfenster ist nur in wenigen Fragmenten erhalten geblieben, dafür aber mit seinem Stifter, Rudolf von Lothringen.[93]) Im Jahre 1328 war Agnesens Schwester, Elisabeth, seit 1304 vermählt mit Ferry IV., Herzog von Lothringen, Witwe geworden. An Stelle ihres Gemahls trat darum der noch sehr jugendlich dargestellte Sohn als Donator, der schon 1346 ebenfalls das Zeitliche segnete. Das Glasgemälde mag darum um das Jahr 1330 geschenkt worden sein. Das Clarafenster führt uns als Stifterpaar Leopold I. und Katharina von Savoyen, vermählt seit 1315, vor. Da Leopold schon 1326 starb, war es von seiner Witwe zu dessen Andenken geschenkt worden, was auf dem Spruchbande durch die Inschrift: „Pro Leopoldo Duce“ ausgedrückt wird. Schon 1337 folgte Katharina ihrem Gemahle im Tode nach. Es muss darum das Glasgemälde zwischen 1328 und 1337 entstanden sein, vermutlich etwa um 1332. Das St. Annafenster (Fig. 27) enthielt in seiner untersten Partie von jeher an Stelle der Stifter den Stammvater Jesse zwischen zwei kleinen Darstellungen mit der Erschaffung der Eva und dem betrunkenen Noah mit seinen beiden Söhnen. Es gehörte demnach entweder als Doppelstiftung zu dem Clarafenster oder war vielleicht von Agnes geschenkt worden als Erinnerung an ihre 1326 verstorbene Schwester Anna. So schalten sich die Entstehungszeiten dieser Kunstwerke in der Reihenfolge, wie sie noch heute den Kirchenchor zu Königsfelden schmücken, zwanglos und ohne Künstelei

[92]) Vielleicht mit Anspielung auf das jung vermählte Stifterpaar.

[93]) Eine farbige Wiedergabe im Schweizerischen Archiv für Heraldik, 1898, Taf. II.

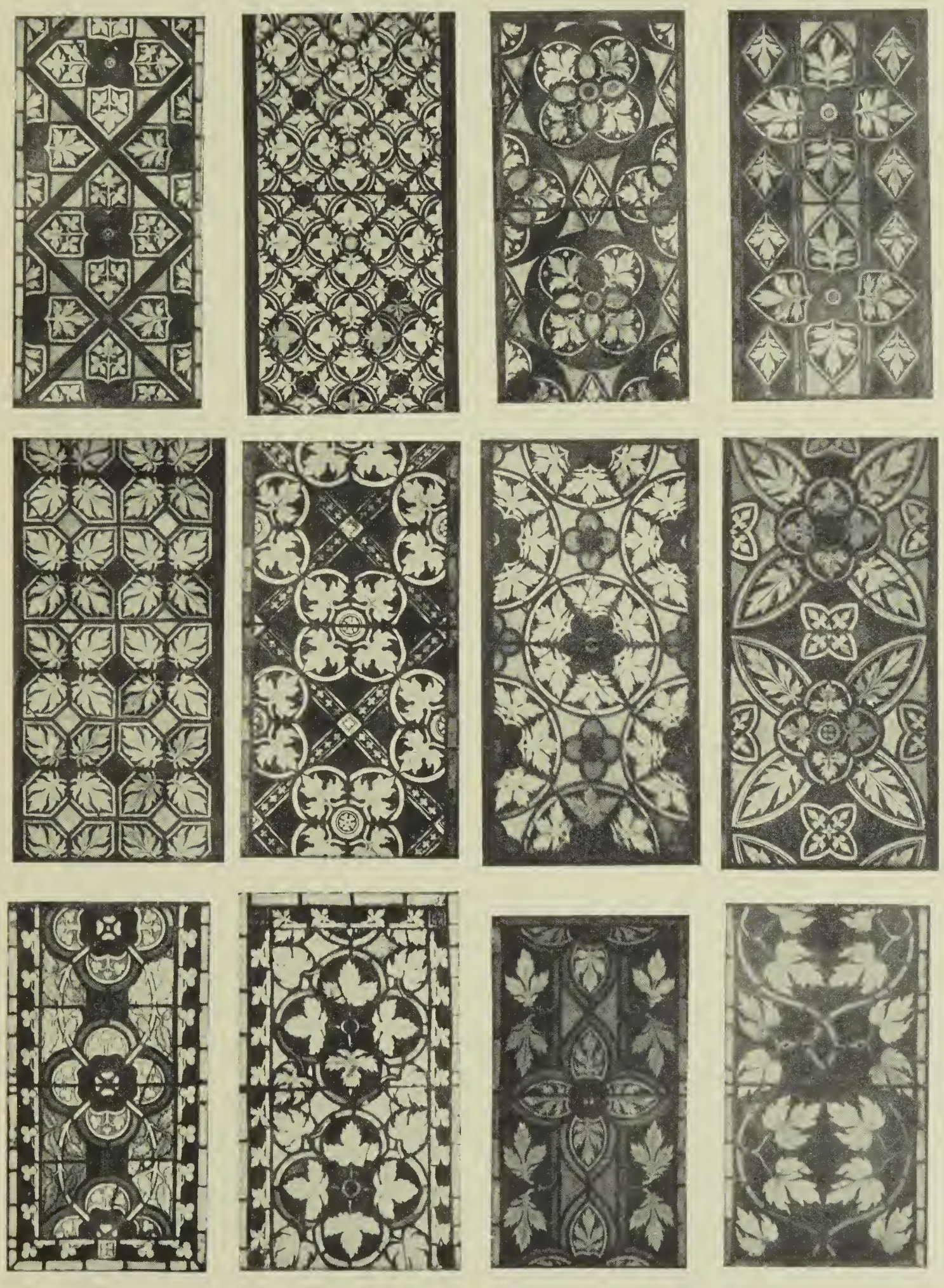


Fig. 28. Ausschnitte aus den Teppichfenstern in der Kirche zu Königsfelden. 14. Jahrhundert.

zwischen die Jahre 1310 und 1337 ein. Während dieser Zeit hatte der Tod schrecklich mit den Gliedern des Hauses Habsburg aufgeräumt. Denn zur Zeit, da dieser Cyklus abgeschlossen wurde, lebten von den elf Geschwistern Agnesens nur noch die Brüder Albrecht und Otto und von den Schwestern sicher Elisabeth, da die Todesjahre von Katharina und Guta nicht bekannt sind. Bedeutende Spenden waren von diesen nicht zu erwarten, da Katharina als Gemahlin des Herzogs von Kalabrien weit weg wohnte und Guta als Gräfin von Öttingen mit den fürstlichen Geschwistern nicht auf gleicher Rangstufe stand.

Obgleich das Bild Friedrichs des Schönen, seit 1314 deutscher König, auf den Glasgemälden nicht erhalten blieb, so ist doch wahrscheinlich, dass auch er mit zu den ersten Stiftern gehörte. Denn auf ihm ruhten die Hoffnungen seiner Geschwister;[94]) und wenn sie sich infolge ungünstiger Verhältnisse auch nur zum Teil erfüllten, und trotzdem er sich in dem von ihm 1313 gegründeten Karthäuserkloster zu Mauerbach in Österreich eine eigene Ruhestätte geschaffen hatte,[95]) so darf doch angenommen werden, dass er, als das höchststehende Familienglied, im Kreise seiner Geschwister nicht fehlen wollte. Wahrscheinlich wurde es, als das eines Feindes, mit dem seines am Morgarten von den Eidgenossen geschlagenen Bruders Leopold in späterer Zeit bei irgend einem Anlasse zerstört oder entfernt.

Da Agnes in der Kirche auch die Bilder der verstorbenen Familienglieder um sich haben wollte, schmückte sie damit die Fenster in den Seitenschiffen und zwar vermutlich in der Weise, dass in den beiden untern Feldern je zwei gegeneinander gewendete Bildnisse angebracht wurden, in den obern das krönende Fialenwerk, das Ganze umrahmt von einer Randinschrift mit Namen, Rang und Todesdatum der Dargestellten, demnach in ganz ähnlicher Anordnung wie auf den Grabsteinen und Totentafeln. Erhalten blieben das Bildnis des Königs Andreas III. von Ungarn, Agnesens Gemahl, und das ihres Bruders, Rudolf VI., König von Böhmen. Die ganze Anlage dieser Kompositionen ist eine sehr reiche, in den Architekturmotiven beinahe überladene, wodurch ihre Wirkung beeinträchtigt wird. Eine verwandte Darstellungsart zeigen einige andere Fragmente, deren Inhalt darauf zu deuten scheint, dass sie einst Ereignisse vorführten, die unmittelbar der Passion vorangehen. Ihre gemeinsame Entstehungszeit dürfte in die 30er oder 40er Jahre des 14. Jahrhunderts fallen. Besonders zahlreich sind die Fragmente von Teppichfenstern (Fig. 28). Sie zeigen uns die verschiedenen Stufen, welche das Blättermotiv von seiner strengen Stilisierung im Rahmen geometrischer Formen bis zur frei behandelten Ranke durchmachte und dürften ihrer Entstehungszeit nach ein halbes Jahrhundert umfassen. Darunter gewähren die mit den eingestreuten Wappen, ähnlich denen zu Köniz, auch ein historisches Interesse. Leider blieben nur die Wappenschilde des Reichs und von Ungarn (Fig. 29) erhalten. Wie die Glasmalereien, welchen diese Fragmente angehören, ursprünglich in den Fenstern des Langhauses und denen der Seitenschiffe verteilt waren, lässt sich heute nicht mehr bestimmen. Da Agnes als Greisin 1364 starb, dürfte die Entstehungszeit selbst der am freiesten behandelten noch kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzen sein. Sie zeigen eine gewisse Verwandtschaft mit denen aus der Kirche zu Mutzig im Museum der „Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler im Elsass“ zu Strassburg, deren Entstehungszeit von Bruck (a. a. O. Tafel II, S. 25) ohne zwingende Gründe an das

[94]) Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg Bd. III, S. 73.
[95]) Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg Bd. III, S. 63.

Ehemalige Klosterkirche in Königsfelden.
Ausschnitt aus dem Franziskusfenster. — 1325—1330.

Ende des 14. oder an den Anfang des 15. Jahrhunderts verlegt wird, umso mehr, als neben den alten, streng stilisierten Formen die Versuche zu einer freiern, naturalistischen Behandlung des Blattornamentes uns schon in den Füllungen der um 1320 entstandenen Fenster mit Darstellungen aus dem Leben der hl. Katharina und des Apostels Paulus entgegentreten. Über die Ähnlichkeit anderer Motive mit denen in der Kirche zu Köniz haben wir schon oben aufmerksam gemacht, und nicht weniger gross ist sie mit solchen im Münster zu Freiburg i Br.[96]) Auch in mehreren Figurenfenstern dieser Kirche tritt uns eine verwandte Kunst entgegen.[97]) Doch ist Königsfelden nicht von der Zähringerstadt aus beeinflusst worden, sondern es scheint

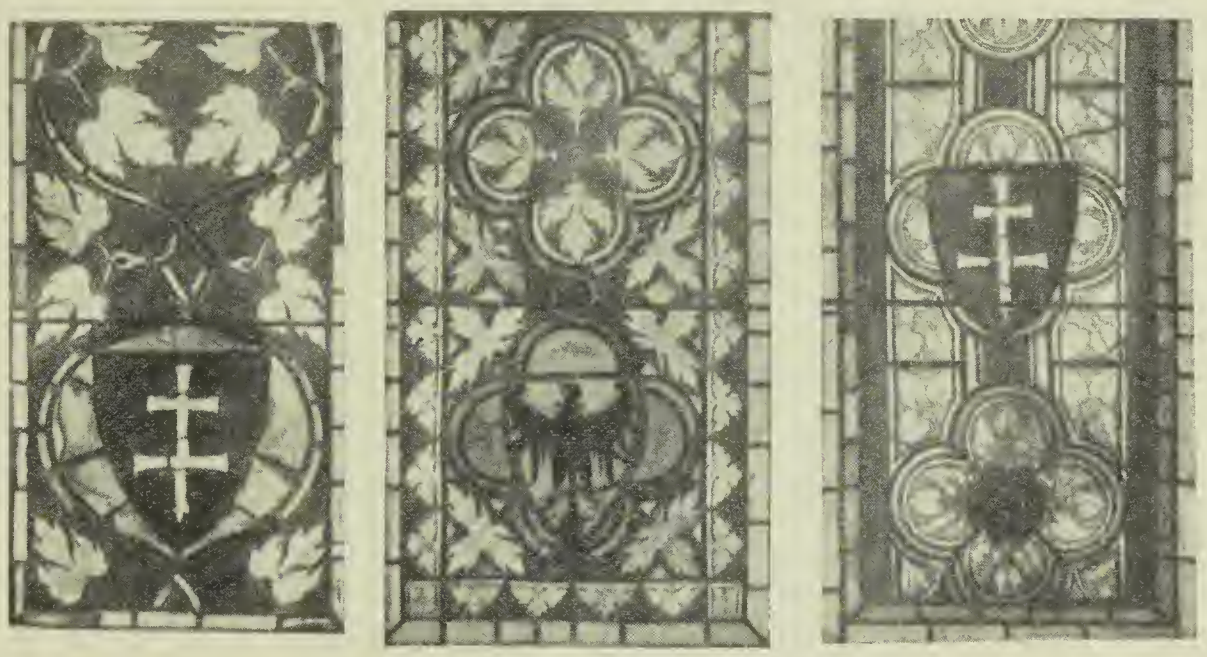


Fig. 29. Ausschnitte aus Teppichfenstern in der Kirche zu Königsfelden mit Wappen des Reiches und des Königsreiches Ungarn. Um 1350.

viel mehr, als ob der eine oder andere Meister, nachdem die königliche Bittstellerin seiner Dienste nicht mehr bedurfte, sie den bescheideneren Ansprüchen einer städischen Bürgerschaft zur Verfügung gestellt hätte. Eine gewisse Ähnlichkeit lässt sich auch in einigen Medaillonfenstern in der Kirche zu Nieder-Haslach (Elsass) wahrnehmen, die zwischen 1390—1410 entstanden und in denen uns das Ausklingen des monumentalen Stiles schon deutlich vor Augen tritt.[98])

Auf ihren Werken haben die Meister der Königsfelder-Fenster keine Spuren hinterlassen, es sei denn, dass man die Buchstaben S. und ST. auf den schwarzen Ledertaschen zweier Männer im Clara-Fenster, welche zur Sippe der Heiligen gehören, dafür halten wollte.[99])

* * *

[96]) F. Geiges a. a. O., S. 15, Fig. 18; S. 99, Fig. 141.

[97]) F. Geiges, a. a. O. S. 95, Fig. 126 und 127; S. 120, Fig. 214.

[98]) Bruck a. a. O., Tafel 42, I; 43, III; 44, V und III; S. 72 ff.

[99]) R. A. Nüscheler, Die Heraldik auf den Glasgemälden von Königsfelden, in „Schweizer Archiv für Heraldik“ 1898, S. 22, Fig. 4.

Von der fürstlichen Stiftung zu Königsfelden steigen wir nochmals hinauf in die Berge, um zu sehen, wie sich zur Blütezeit der monumentalen Glasmalerei in unseren Landen der kirchliche Fensterschmuck in einfachsten Verhältnissen gestaltete. Der Weg führt uns nach Bünden, wo sich im einsamen Lugnezertale auf saftig grüner Wiesenterrasse bei *Pleif* ein Kirchlein erhebt, das einst die ganze Talgemeinde zum Gottesdienste versammelte. Am 23. April 1311 erwarben den Zehnten des Dorfes und des ganzen Tales die beiden Brüder Johannes und Rudolf von Belmont,[100]) worauf sie das Kirchlein mit einem Glasfenster für das Chörlein beschenkten. Es zeigt uns, in einfache Rautenverglasung eingelassen, die beiden Donatoren, einen Geistlichen und einen Krieger, zu Füssen des hl. Vincentius als Kirchenpatron (Fig. 30). Die Inschriften über ihren Häuptern nennen ihre Namen: „R(udolfus) Rector h(uju) s ec(lesi)e (J)o(a)nes d(omin)u(s) (de) (B)elmū(n)t." Sie waren vermutlich ursprünglich anderswo angebracht, da diejenige rechts, welche sich für ihre gegenwärtige Stelle als zu breit erwies, auf der linken Seite abgeschnitten wurde. Rudolf ist nicht weiter bekannt. Johannes dagegen dürfte jener ritterliche Herr gewesen sein, der im Jahre 1339 mit den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden einen Vertrag und beständigen Frieden einging, an dem sich auch der Abt von Disentis und andere beteiligten.[101]) An seinem ursprünglichen Bestimmungsorte, verborgen hinter einem Barok-Altar, wurde das Glasgemälde von Dr. H. Angst entdeckt, worauf es später in den Besitz des Schweizerischen Landesmuseums überging und nun, zusammen mit der Madonna aus Flums, das Fenster in Raum VI ziert. Es ist eine einfache aber tüchtige Arbeit, auf die wir später zurückkommen, wenn von der rechtsgeschichtlichen Bedeutung der Fenster- und Wappenschenkungen gehandelt werden wird.

Fig. 30. St. Vincentius mit zwei Donatoren. Aus der Kirche von Pleif (Graubünden). (Schweiz. Landesmuseum.) Um 1311.

Ein noch einfacheres Fenster ist uns in der Kirche *N.-D. de Valère* ob Sitten erhalten geblieben (Fig. 31). Es zeigt, ebenfalls in einfacher Rautenverglasung, zwei Vierpässe, von deren ornamentierten Gründen sich die Wappenschilde des Bischofs Eduard von Savoyen (1376—1380[102]) und des Domkapitels abheben. Auch bei diesen Glasmalereien überwiegt ihre kulturgeschichtliche Bedeutung die künstlerische und weist sie deshalb ebenfalls dem Abschnitte über die Anfänge der Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen zu. Ein kleines, dreieckiges, einfarbiges Wappenschildchen mit einem schreitenden Löwen hat sich im Kirchlein *Auenstein* (Kt. Aargau) erhalten. Es scheint von einem Mitgliede des Hauses von Rinach

[100]) A. Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, Bd. I, S. 65.
[101]) Leu, Lex. Bd. III, S. 59.
[102]) v. Mülinen, Helvetia Sacra, Bd. I, S. 26; Schweizer Archiv für Heraldik, 1900, S. 132.

gestiftet worden zu sein, da am 4. November 1300 Herzog Leopold von Österreich, Berthold III. von Rinach und seinen Erben die Schlösser und Gerichte zu Wildenstein und Auenstein, sowie Jagd und Weidegerechtigkeit verbriefte, worauf das Gotteshaus eine Zeit lang als Begräbnisstätte dieses Geschlechtes diente [103]). Weitere Werke aus dem 14. Jahrhundert, mit Ausnahme von einigen Fragmenten in Museum zu Basel [104]), einem Rundmedaillon unbekannter Herkunft im Landesmuseum mit Darstellung eines Christusbrustbildes [105]), ähnlich dem im Masswerke des Chorfensters zu Oberkirch (Tafel IV), sowie einigen unbedeutenden, in verschiedenen Sammlungen zerstreuten Fragmenten, sind uns nicht erhalten geblieben. Dem 15. Jahrhundert dürfte ein zweites Rundmedaillon mit einem weissen Agnus Dei auf rosafarbigem Grunde im Landesmuseum angehören (Fig. 32), das noch die alte Auffassung, aber schon einige technische Kunstgriffe zeigt, die einer späteren Zeit geläufig waren. Auch dessen Herkunft ist nicht bekannt; zweifellos diente es ebenfalls als Masswerk-Verzierung [106]).

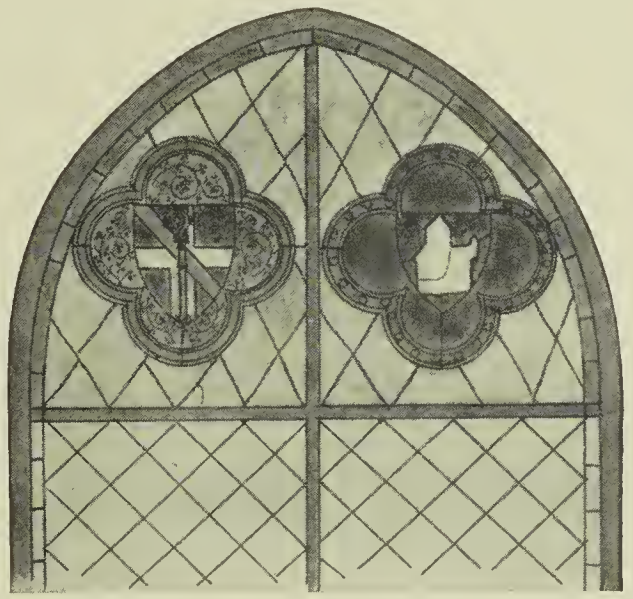


Fig. 31. Fenster mit Wappen des Bischofs Eduard von Savoyen und des Domkapitels in der Nôtre Dame de Valère ob Sitten. Um 1376.

Ganz unzureichend sind wir auch noch im späteren Mittelalter über die äusseren Lebensverhältnisse jener Männer unterrichtet, denen wir die Glasmalereien verdanken. Da diese Kunst vor allem der Kirche diente, und die Klöster auf lange Zeit der fast ausschliessliche Sitz aller Kunstbetätigung waren, haben wir, wie dies schon oben (S. 168) bemerkt wurde, die Glasmaler zunächst unter ihren Insassen zu suchen, sei es als Mönche, Laienbrüder oder Hörige. Wer aber Glasmalereien anfertigen wollte, musste, wie das aus den Schriften des Theophilus hervorzugehen scheint, zu gleicher Zeit auch die Kunst der Glasbereitung verstehen. So kam es, dass sowohl Glaser

[103]) Argovia XXI, S. 28; XXIII, S. 158.
[104]) Katalog III, Glasgemälde, Nr. 2 und 3.
[105]) Vgl. Katalog d. Sammlgn. d. Antiquar. Gesellsch. Zürich, III. Teil, S. 57, Nr. 1160.
[106]) Katalog d. Sammlgn. d. Antiquar. Gesellsch. Zürich. a. a. O. S. 57, Nr. 1161.

als Maler zu Glasmalern werden konnten, und auch von verwandten Berufsarten, wie z. B. von den Emailleuren, war diese Kunst ohne grosse Mühe zu erlernen. Gerade darum aber blieb ihr Träger das Individuum und nicht ein bestimmter Stand. Was da alles erpröbelt worden sein mag, bis sich für das Glasbild feste Normen allgemeine Anerkennung verschafft hatten, lässt sich heute nicht mehr übersehen. Doch deuten schon die Unsicherheit und Verschiedenheit der Ausdrucksweise, in der uns die Schriftsteller des Mittelalters die Kunde von diesen Erzeugnissen überliefern und mit der sie deren Verfertiger bezeichnen,[107]) darauf hin, dass sich die Glasmalerei auf lange Zeiten in einem vielgestaltigen Entwicklungsstadium befunden haben muss. Aber nicht nur in den Klöstern, sondern auch im bischöflichen Hofhalte fanden der Glasbereitung und Glasmalerei kundige Leute mit andern, die irgend einer Kunst oder eines Handwerkes beflissen waren, ihren Wirkungskreis, und beim Neu- oder Umbau von Kathedralen gab es zum Schmucke der Fenster auch für mehrere Arbeit genug auf Jahrzehnte. Es ist darum nicht ausgeschlossen, dass sich bei so reicher Betätigung gelegentlich Glasmalerschulen bildeten, wie sie Pithon[108]) schon im 12. Jahrhundert für Strassburg annimmt, jedenfalls vor dem 13. Jahrhundert aber nur als Ausnahme.

Der Übergang dieser Beschäftigung von den Geistlichen an die Laien hängt einerseits zusammen mit der Verwandlung der bischöflichen Hofwirtschaften zu Stadthaushalten, wodurch der Handwerker von seiner Abhängigkeit befreit und ihm im Rahmen der mächtig aufstrebenden Bürgerschaften eine ganze neue Stellung gewiesen wurde, anderseits mit der regen Entfaltung der Bautätigkeit im 13. und 14. Jahrhundert, welche deren Leitung den Ordensleuten rasch entzog und sie den kunstsinnigen Laien in den Städten übertrug. Wohl hörten damit die Klöster nicht gänzlich auf, auch fernerhin die Kunst zu pflegen, aber sie waren darin nicht mehr allein. So bestimmt die Glasmaler-Ordnung von Freiburg i. Br. vom Jahre 1484: „Priester mögen wol in selbs (d. h. für eigenen Bedarf) glaswerck machen, doch niemen anderen on geverd“ [109]) und die von Zürich aus dem Jahre 1516: „dass weder geistlich noch weltlich kein gebrennt schyben noch ruten werch mach, er habe es denn gelernt“ [110]). Infolge solcher Bestimmungen ging vielen Klöstern die Kenntnis von der Kunst der Glasbereitung allmälig verloren und sie wurden darum genötigt, auch ihren Bedarf von auswärts zu beziehen [111]). Dass die Übertragung der Kunst von den Klosterleuten auf die Laienkreise nicht ohne nachhaltigen Einfluss auf ihre Entwicklung bleiben konnte, braucht wohl kaum besonders betont zu werden [112]).

Unter solchen Verhältnissen ist es kein Zufall, wenn uns in der Schweiz die frühesten erhalten gebliebenen Namen von Vertretern des Glaserhandwerkes aus den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters in die alte Bischofsstadt Basel führen. Dort soll, wie die Meistersinger melden, der Dichter Poppe von Beruf ein Glasbrenner gewesen sein [113]). Noch zu Ende des 13. oder dann am Anfang des 14. Jahrhunderts war daselbst auch ein Joh. de Wintertur als Glaser tätig; später werden uns ein Petermann Murer der Glaser (1365) und ein Maler Menlin genannt, welcher 1373 Glasfenster für

---

[107]) F. Geiges, a. a. O., S. 66.

[108]) Pithon, La Cathédrale de Strasbourg, Salomon 1863, S. 33.

[109]) F. Geiges, a. a. O. S. 68 ff.

[110]) H. Meyer, Die Schweizer. Sitte der Fenster- und Wappenschenkg., a. a. O. S. 334.

[111]) Einen Einblick in diese Verhältnisse bietet uns das ausführliche Verzeichnis deutscher Glasmalernamen der Früh-Periode bei Oidtmann, a. a. O. S. 313 ff.

[112]) Vgl. F. Geiges, a. a. O. S. 71 ff.

[113]) Wackernagel, a. a. O. S. 29.

die Augustiner machte.[114]). Die Stadtrechnungen von Bern gedenken im Jahre 1378 zweimal eines Glasers[115]) und 1371 gab der Rat von Basel um ein Glasfenster in den Spital 23 Pfund aus.[116]) In Zürich kennt der sogen. Richtebrief als die erste umfassende Sammlung von städtischen Satzungen aus dem Ende des 13. und Beginn des 14. Jahrhunderts, obschon er der Handwerke einlässlich gedenkt, noch keine Glaser[117]), ebensowenig wie die älteren Stadtbücher. Erst eine Verordnung über die gegenseitigen Beziehungen der Zünfte vom Jahre 1431 sagt: „Umb glaser ist unser meinung, das glaswerch fryg sol sin, das es mag machen wer wil. Und welicher glaswerch machet, der mag in ein zunft oder in Constafel dienen, in weliche er wil.“ [118]) Es waren demnach zu Anfang des 15. Jahrhunderts noch nicht so viele Vertreter dieses Berufes in der Stadt, dass ihnen bei der Organisation der Handwerke in Zünfte irgendwelche Bedeutung zukam. Ähnlichen Verhältnissen begegnen wir auch in den benachbarten Städten des Auslandes.[119])

Schon der Umstand, dass der Maler Menlin in Basel Glasfenster für die Augustiner anfertigte, weist darauf hin, dass man zwischen Glaser und Glasmaler keinen prinzipiellen Unterschied in den Aufzeichnungen machte und ebensowenig zwischen dem gewöhnlichen Glasfenster und dem gemalten.[120]) Die deutschen Ausdrücke für diese Berufsart lauten je nach der Landesgegend: Glaser, Glaswirter, Gelaiswortere, Glaswerker, Fenstermaker usw., die französischen vitrier und verrier und die lateinischen fenestrator, glaseator, vitrator, verrerius, vitriarius, vitrifex, factor vitrorum u. a. Erst als zu Ende des 14. Jahrhunderts der gläserne Fensterverschluss für profane Zwecke häufiger und damit die Herstellung von gewöhnlichem Fensterglas und dessen Verwendung zur speziellen Beschäftigung einzelner Handwerker wurde, unterschied man in Orten, wo sich diese Neuerung merkbar geltend machte, zwischen „slechten“, d. h. einfachen Glasern, die nur „scheyben“ herstellten und den künstlerisch geschulteren, welche „prants werk“ oder „glaswerk mit pilden, das sol darin geprant sein“ herzustellen vermochten.[121]) Die Ausdrücke Glasmaler und namentlich Glasgemälde kamen viel später in Gebrauch.

Je reger die Nachfrage nach gemalten Kirchenfenstern und einer gläsernen Befensterung von einzelnen Wohnräumen wurde, desto stärker musste sich bei den Glasmalern der Wunsch regen, von der Zubereitung des Glases befreit zu werden. Es liegt auch in der Natur der Sache, dass Leute, die sich ausschliesslich mit der Glasbereitung beschäftigten, darin zu einer grösseren Erfahrung

---

[114]) Dr. D. A. Fechter, Basel im vierzehnten Jahrhundert, Basel, 1856, S. 38. Anmerkung 1.

[115]) E. F. Welti, Die Stadtrechnungen von Bern, Bd. I, 1375—1384, S. 108, b: Denne demselben (banwart in der Gibelegge), alz er bi dem Glaser zu dem saltzbrunnen waz XVIII β; S. 110, a: Denne hiessen die burger an Hans von Nürenberg bereiten für des glasers bruder XIII β IV d.

[116]) Basler Taschenbuch 1852. S. 249.

[117]) Archiv für Schweizerische Geschichte, V. Bd. S. 149 ff.

[118]) H. Zeller-Werdmüller, Die Zürcher Stadtbücher des XIV. und XV. Jahrhunderts Bd III, S. 53. Der Verfasser verdankt diese Notiz aus dem dritten, noch nicht im Drucke erschienenen Bande Staatsarchivar Dr. H. Nabholz.

[119]) Für Freiburg i. Br. vergleiche F. Geiges a. a. O., S. 77 ff.

[120]) Sehr deutlich spricht dafür das Testament des Freiburger (i. Br.) Bürgermeisters Joh. Snewli vom Jahre 1347 mit Bezug auf die noch fehlende Verglasung der Mittelschifffenster der Hauptkirche seiner Vaterstadt. Ausnahmsweise wird Meister Johannes von Kirchheim, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Fenster der Katharinenkapelle am Münster zu Strassburg anfertigte, pictor vitrorum genannt. F. Geiges, a. a. O., S. 66. Franz Xaver Kraus, Das Münster von Strassburg, 1877, S. 44.

[121]) Albert Camesina. Die ältesten Glasgemälde des Chorherren-Stiftes Klosterneuburg. Wien, 1857, S. 29 ff. Anhang. Die Rechte der Sankt Lucas-Zeche, d. i. der Maler, Glaser, Goldschlager usw. zu Wien im XV. und XVI. Jahrhundert.

gelangten und infolgedessen auch in die Lage versetzt wurden, bessere Produkte zu liefern. Das rief der Einrichtung von besonderen Glashütten, von denen die ältesten zu den Annexen der klösterlichen Haushalte gehört haben mögen. Vorbedingungen dazu waren das Vorhandensein des notwendigen Rohmaterials, bestehend in grossen Wäldern zur Lieferung des Brennstoffes und einem brauchbaren Quarzsand. An ersterem war in unserem Lande kein Mangel, dagegen hat das Fehlen eines brauchbaren Sandes die Glasbereitung in der Schweiz von jeher in bescheidenen Rahmen gehalten. Während in andern Ländern die Benediktiner sich in der Glasbereitung besonders hervortaten, scheinen es bei uns die Cisterzienser gewesen zu sein. So wurden, wie wir oben berichteten, wahrscheinlich schon zwischen 1163 und 1181 Glasfenster in Hauterive angefertigt und unweit des Klosters St. Urban liegen noch heute mitten in dem durch riesige Holzbestände altbekannten Boowalde ein Dorf und ein Weiler, die den Namen Vordere- und Hintere Glashütte tragen, obschon seit Menschengedenken dort nie mehr Glas bereitet wurde.[122]) Da von diesem Kloster im 13. und 14. Jahrhundert die Herstellung jener geschmackvoll ornamentierten Backsteine betrieben wurde, die, ohne dass sich an ihnen eine Entwicklung ihres formalen Schmuckes nachweisen lässt, auftauchen und verschwinden,[123]) so ist nicht ausgeschlossen, dass durch andere kundige Fremde dort auch schon sehr frühe die Kunst der Glasbereitung eingeführt wurde.[124]) Ebenso sind uns auch vom Oberrheine aus dem Mittelalter die Namen einer Anzahl Glashütten überliefert worden, so im Amte Säckingen (1311). Die Herrschaft Habsburg besass sogar urkundlich 1303 ihrer zwei im Amte Wehr,[125]) demnach wenige Stunden von Königsfelden. Sobald diese Glashütten mehr als den Bedarf für ihre Eigentümer herstellten, musste sich notwendiger Weise ein Handel mit der Überproduktion entwickeln. Es geschah in der Weise, dass die Glaser in den Städten, wo Glashütten ihrer Feuergefährlichkeit wegen ebensowenig geduldet wurden, wie später die Ziegelbrennereien, ihren Bedarf „uff dem Walde“ holten oder aber Hausierer die Ware oft recht weithin verhandelten. Auch scheint man schon sehr frühe an einzelnen Orten Spezialitäten von farbigen Gläsern hergestellt zu haben, die zufolge ihrer strahlenden Farbenpracht sich einer besonderen Beliebtheit bei den Glasmalern erfreuten. Wir werden später darauf zurückkommen.

* * *

Mit den Glasgemälden im Schiffe des Klosters zu Königsfelden schliesst im allgemeinen die erste glänzende Epoche unserer kirchlichen Glasmalerei ab. Es sind die letzten Scheidegrüsse einer Dynastenfamilie, die ihren verzweifelten Kampf um ihre Stammlande kämpft, deren Besitz ihr von

---

[122]) Eine Häusergruppe mit Namen Glashütte gibt es auch im Amte Willisau Kt. Luzern, doch ist sie erst nach 1858 entstanden; eine ältere bestand zu Flühli im Entlebuch, die noch 1858 Hohl- und Tafelglas herstellte. Seither ist sie eingegangen. (Kas. Pfyffer, der Kant. Luzern, Bd. I, S. 194). Die grösste Glashütte befand sich in Lauffen (Kt. Bern). Sie beschäftigte ehemals bis 150 Arbeiter.

[123]) Dass man sich in dieser Gegend auch schon sehr frühe auf die Herstellung der Glasur verstand, beweist ein Schmelztiegel im hist. Museum zu Zofingen.

[124]) Die Glashütte soll schon im 13. Jahrhundert bestanden haben. Herren der Gegend sollen die von Kapfenberg, dann die von Wyl und später die Stadt Zofingen gewesen sein, welche sie gegen Ende des 14. Jahrhunderts verkaufte. F. X. Bronner, Der Kanton Aargau, Bd. II, S. 317.

[125]) Über die Glasfabrikation am Oberrheine siehe F. J. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. XII, S. 412.

einem erstarkenden Bürgertum im Bunde mit einer nach Unabhängigkeit ringenden Eidgenossenschaft von fehdelustigen Landleuten streitig gemacht wird. Und das Schicksal des Hauses Habsburg und seiner Seitenlinien von Laufenburg und von Kyburg besiegelt in unseren Landen im allgemeinen auch das der mit ihm durch verwandte Interessen verbundenen Dynastengeschlechter, deren Kunstsinn einst in frommen Gaben an Kirchen und Klöster einen so schönen Ausdruck gefunden hatte. Während der nun folgenden, über ein halbes Jahrhundert dauernden Händel war für die Förderung der Kunst in den dadurch beunruhigten Ländern wenig zu hoffen. Und als dann endlich die bürgerlichen und bäuerischen Elemente siegreich aus dem Kampfe hervorgingen und mit der politischen Gewalt auch die Pflichten zu übernehmen hatten, welche der Förderung idealer Bestrebungen dienten, da drückten sie diesen den Stempel ihrer Denkweise und ihres Kunstbedürfnisses auf. Zu zeigen, welche Folgen dies für die weitere Entwicklung der Glasmalerei hatte, wird die Aufgabe der nächsten Ausführungen sein.

Fig. 32. Rundscheibe mit Agnus Dei. Aus dem Masswerk eines Kirchenfensters. Schweiz. Landesmuseum. Anfg. 15. Jahrh.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort 157 (3)

I. Die Anfänge der Glasmalerei 161 (7)

Einfarbige Fensterverglasungen in der Notre Dame de Valère ob Sitten 165 (11)

Fragmente von Halb-Grisailles in der Notre Dame de Valère ob Sitten 168 (14)

II. Die ältesten Werke der Glasmalerei in der Schweiz 170 (16)

Madonna aus der Kapelle St. Jakob bei Flums 170 (16)

Rosette im Querschiffe der Kathedrale zu Lausanne 172 (18)

Masswerkfüllungen im Kreuzgange zu Wettingen 176 (22)

III. Die gotische Monumental-Glasmalerei während des 14. Jahrhunderts 178 (24)

Das Chorfenster aus der Kirche von Romont im historischen Museum zu Freiburg . . . 180 (26)

Die Chorfenster in der Kirche zu Blumenstein (Kt. Bern) 181 (27)

Die Chorfenster in der Kirche zu Köniz (Kt. Bern) 183 (29)

Die Glasgemälde im Mittelschiffe der Kirche zu Kappel 185 (31)

Das Chorfenster in der Kirche zu Oberkirch bei Frauenfeld 186 (32)

Die Chorfenster in der Kirche zu Münchenbuchsee 187 (33)

Das Chorfenster aus der Kirche von Hauterive in St. Nikolaus zu Freiburg 188 (34)

Die Glasgemälde in der Kirche zu Königsfelden 192 (38)

Das Glasgemälde aus der Kirche von Pleif im schweizerischen Landesmuseum 204 (50)

Das Wappenfenster aus der Notre Dame de Valère ob Sitten 204 (50)

Das Wappen von Rinach in der Kirche zu Auenstein 204 (50)

Verschiedene Glasmalereien unbekannter Herkunft 205 (51)

Die berufliche Stellung der Glaser und Glasmaler 205 (51)

Die ältesten Glashütten und der Glashandel 208 (54)

Zur
Geschichte der Glasmalerei
in der Schweiz.

II. Teil:
Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert.

1. Hälfte:
Zürich und die Innerschweiz; Bern, seine Landschaft und die Stadt Biel.

Von

Hans Lehmann.

Mit 4 Textillustrationen und 7 Tafeln.

Zürich.
In Kommission bei Fäsi & Beer.
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 9601
1907.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVI, Heft 5.

Einleitung.

Unter kriegerischen und politischen Wirren ging das 14. Jahrhundert für die Eidgenossenschaft zu Ende. Doch vermochten sie nicht, all die grösseren städtischen und ländlichen Gemeinwesen, welche „in der bunten Mannigfaltigkeit der mittelalterlichen Formen“ für die Entfaltung des republikanischen Staatsgedankens gekämpft hatten, in ihrer Entwicklung dauernd zu hindern, während ähnliche Bestrebungen der Bürgerschaften schwäbischer und rheinischer Städte endgültig niedergeschlagen oder doch so erfolgreich niedergehalten wurden, dass sich neben dem Königshause auch andere Dynastenfamilien mit der Zeit zu monarchischer Macht emporzuarbeiten vermochten. Wohl war noch vor Schluss des 14. Jahrhunderts mit dem alten Erbfeinde Habsburg-Österreich, in dessen Bekämpfung man zunächst die wichtigste Aufgabe zur Erhaltung der vom Reiche bereits erworbenen Privilegien und zur Erlangung weiterer erblickt hatte, ein Friede auf 20 Jahre (bis 1415) geschlossen und vor Ablauf dieses Termines um 50 Jahre verlängert worden (bis 1463). Allein diese Abmachungen entsprachen auf die Dauer den Interessen der eidgenössischen Orte zu wenig. Und da in dem lockeren Verbande dieser kleinen, ungleichartigen Staatsgebilde schon der Selbsterhaltungstrieb verlangte, dass keines eine Gelegenheit zur Abrundung oder Erweiterung seines Besitzes unbenützt vorbeigehen liess, war um so weniger an einen dauernden Frieden zu denken. Denn noch schnitten die Besitzungen des Hauses Habsburg, wie auch solche von blutsverwandten oder durch gleichartige Interessen mit ihm verbundenen Dynastenfamilien, tief in die Gebiete der Eidgenossen ein. Dabei war allerdings nicht ausgeschlossen, dass bei diesen Bestrebungen zur Ausdehnung der Landesgrenzen Eifersucht die verbündeten Orte unter sich zum Bruderkriege führen und dadurch die Feinde in ihrem Widerstande mächtig fördern konnte. So lag Zündstoff zu kriegerischen Verwicklungen überall.

Der Weg, welchen die verschiedenen eidgenössischen Stände zur Verfolgung ihrer Interessenpolitik einschlugen, war ein ungleicher, je nach ihrer militärischen Machtstellung, ihrer staatlichen Organisation, ihrer geographischen Lage und ihren wirtschaftlichen Ressourcen. Zunächst benutzten Bern und Zürich die Geldverlegenheit des Königs Wenzel, um sich die längst gewünschte Unabhängigkeit von der Reichsgewalt zu erkaufen. Ganz besonders kam ihnen aber zu nutze, dass der in den zahlreichen Fehden verarmte Adel und darunter sogar einst reiche und mächtige Familien genötigt waren, die Mittel für ihren Lebensunterhalt in der stückweisen Veräusserung und lehensweisen Belastung ihres Grundbesitzes, sowie in der Verpfändung ihrer Einkünfte zu suchen. Und wo sich

bei den Edelleuten die finanziellen Sorgen nicht in den Vordergrund des Existenzkampfes drängten, da gebot die Klugheit, durch Bündnisse mit den natürlichen Feinden sich Ruhe zu verschaffen, oder sie sogar um ihre Mithilfe zur Niederhaltung der eigenen freiheitslustigen Untertanen anzurufen, was in der Folge nicht selten zur teilweisen oder vollständigen Abhängigkeit führte. Am grellsten wird die traurige wirtschaftliche Lage des niedern Adels durch die Tatsache beleuchtet, dass neue Burgengründungen schon im 14. Jahrhundert zu den Seltenheiten gehörten, und dass im folgenden verlassene, in den Besitz von Städten oder wohlhabenden Bürgern übergegangene, aber von niemandem mehr bewohnte Edelsitze von den Bauern straflos als herrenloses Eigentum ausgeplündert und allmählig abgetragen werden konnten.

Auch um die ökonomischen Verhältnisse vieler Klöster stand es nicht besser. Als Gründungen frommer Dynastenfamilien hatten sie sich lange Zeit hindurch der Gunst des Adels und reicher Spenden an Land und Leuten, Privilegien und Zuwendungen von Einkünften erfreut, so dass manche nicht nur zu ausgedehntem materiellem Besitz, sondern auch zu ansehnlicher politischer Macht gelangt waren. Doch gereichte ihnen dies nicht immer zum Vorteil. Denn wie verhängnisvolle Folgen die Verweltlichung geistlicher Stiftungen reifen konnte, zeigen uns deutlich die innern Zustände in dem altehrwürdigen Kloster St. Gallen und dessen Fehden mit der durch ihre Leinwandfabrikation reich gewordenen Bürgerschaft der Stadt und dem freiheitsliebenden Appenzellervolke zu Anfang des 15. Jahrhunderts, welche die Abtei aufs schwerste schädigten und dafür den Eidgenossen zwei neue Bundesglieder zuführten. Andere Gotteshäuser, wie Muri und Wettingen, mussten ihre Anhänglichkeit an die adeligen Gründer und Wohltäter teuer bezahlen. Von deren Feinden gebrandschatzt und teilweise verwüstet, verloren sie auf lange Zeiten allen Halt und liessen sich als Trümmer vergangener Grösse auf den Wogen eines wechselvollen Schicksals steuerlos umhertreiben. Selbst die Abteien, welche ihren Schutz in einem Burgrecht mit Städten oder Ländern gesucht hatten, waren in Zeiten des Bruderkrieges vor Verwüstung nicht sicher. Bekannt ist, wie die Schwyzer mit ihren Verbündeten im Jahre 1443 in der mit Zürich verburgrechteten Prämonstratenser-Abtei Rüti hausten, und selbst das Kloster der unschuldigen Cisterzienserinnen in der Seldenau vor den Toren der Stadt wurde von den erbitterten Feinden im folgenden Jahre verwüstet. Die mit dem Niedergang der Klöster verbundene Lockerung von Zucht und Sitte aber war nicht geeignet zur Förderung der kirchlichen, als der noch allein tonangebenden Kunst, weder in Schreibstuben und Werkstätten, noch durch Errichtung und Ausschmückung neuer Gebäude. Infolgedessen suchen wir im 15. Jahrhundert, im Gegensatz zu den vorangegangen, auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft auch umsonst nach zeitgenössischen monumentalen Glasmalereien selbst in den altangesehenen Klöstern und geistlichen Stiften. Neue Gründungen aber, wie die der Kartause in Klein-Basel durch den reichen Ober-Zunftmeister Jakob Zybol im Jahre 1401, gehörten zu den Ausnahmen.

Auch die Weltgeistlichkeit befand sich in einer schlimmen Lage. Darüber belehren uns zwei Visitationsberichte des Bischofs von Lausanne. Nach dem ersten, der aus dem Jahre 1416/17 stammt [1]), wurden von den 270 Pfarreien nicht weniger als 66 durch Vikare verwaltet; andere waren mit minderwertigen Personen und dritte gar nicht besetzt, da mit den Pfründen ein

---

[1]) H. Türler, Lausanner Kirchenvisitation von 1416/17 im „Archiv des histor. Vereins des Kantons Bern" Bd. XVI, S. 1 ff.

unwürdiger Schacher getrieben wurde, und es darum nicht selten vorkam, dass sich für das elende Einkommen niemand meldete, oder die Gemeinde überhaupt zu arm war, um ein solches entrichten zu können. Gurzelen, als die kleinste auf bernischem Gebiet, hatte z. B. nur 8 Feuerstellen. Ganz besonders traurig sah es in dieser Beziehung in der Westschweiz aus, worauf wir später zurückkommen werden. Was unter solchen Umständen von der Sittlichkeit der Geistlichen zu erwarten war, braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Dieser traurigen Lage entsprach auch der Zustand der Kirchen, Sakristeien, Pfarrhäuser und Friedhöfe. Sehr häufig wurde die konsekrierte Hostie in einem hölzernen Gefäss aufbewahrt, oft befand sie sich nicht einmal unter einem festen Verschlusse, weshalb der Bischof vielen Pfarreien die Anschaffung von Schränken mit Schlüsseln zur Bergung der Kultusgeräte befahl. Letztere waren meist aus Bronze und vielfach reparaturbedürftig. Auch gläserner Gefässe wird gedacht, sowie der Tüchlein für den Taufstein und der Vorhänge für die Altäre. Selbst das Vorhandensein eines Hunger- oder Fastentuches erfahren wir durch diesen Bericht. Liturgische Bücher gab es wohl mancherlei, aber in schlechtem Zustande, da die alten mit der Zeit unlesbar geworden waren, und zur Anschaffung von neuen die Mittel fehlten. Besonders häufig wird zur Reparatur der zerbrochenen Fenster gemahnt. Unter solchen Umständen ist natürlich an einen Schmuck derselben mit Glasgemälden nicht zu denken. Die schwarzen Wände sollten geweisselt, die Lücken in den Dächern ausgeflickt und der Fussboden ausgebessert werden. So fehlte es überall. Wohl liess es die Gesandtschaft an Ermahnungen zur Besserung dieser Zustände, sogar unter Androhung von schweren Kirchenstrafen, nicht fehlen, allein sie hatten keinen nachhaltigen Erfolg. Das beweist uns der zweite Visitationsbericht vom Jahre 1453[2]), in dem sich ähnliche Klagen wiederholen. Noch waren die einfachen Dorfkirchen häufig in baufälligem Zustande und im Innern dunkel. Denn die nur spärlich angebrachten kleinen Fensterchen hatten selten eine Verglasung; viel häufiger wurde diese nach altem Brauche durch leinene Vorhänge ersetzt, die dem Lichte nur spärlichen Zutritt gestatteten. Durch die schadhaften Holzdecken troff der Regen auf die Gläubigen herab, und der Fussboden, der als bevorzugte Begräbnisstätte benutzt wurde, war an manchen Orten so hügelig, dass man befahl, ihn zu verebnen, mit Steinen zu bepflastern oder doch mit Laden zu belegen. Wie wenig Ehrfurcht dem Gotteshause dargebracht wurde, beweist auch das Verbot, künftighin die Fackeln und Kerzen an den Wänden auszulöschen und sie dadurch zu verunreinigen. Man wird daher auch nur ausnahmsweise an einen Schmuck der Wände mit Fresken denken dürfen. Schuld an diesen Übelständen mag zum Teil die Sitte getragen haben, dass in Ermangelung von andern passenden Lokalitäten die Gemeindeversammlungen in den Kirchen abgehalten wurden, und darum auch die Gemeindeladen und anderes weltliches Geräte darin Aufstellung fanden. Sogar zu zeitweisen Vorratskammern scheint man einige Gotteshäuser erniedrigt zu haben. Den Bauten entsprechend einfach waren die Kultusgeräte, so z. B. die Kelche aus Zinn und ohne Vergoldung. Das heilige Sakrament wurde in einer Nische der Chorwand oder in einem Schranke aufbewahrt. Auf die Türe, die es verschloss, oder an die Mauer daneben sollte das Bildnis Christi mit einem Kelche in der Hand zwischen zwei knieenden, Kerzen tragenden Engeln gemalt und davor ein ewiges Licht aufgehängt werden, was jedoch nicht immer geschah. Vor den Kirchenpforten aber weidete innerhalb der zerfallenen Friedhofmauern

[2]) Abhandlungen des histor. Vereins des Kantons Bern; I. Jahrg., 2. Heft, S. 251 ff. G. Trächsel, Kunst und Kunstgewerbe in Bern am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in der Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern, 1879, S. 15 ff.

das Vieh und frass mit dem Grase die wenigen Blumen, mit welchen eine pietätvolle Gesinnung die Gräber geschmückt hatte.

Ähnlich wie im Bistum Lausanne mochte es um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch in den andern Bistümern mit dem Zustande der Landkirchen beschaffen gewesen sein, doch fehlen uns darüber leider so eingehende Berichte.

Es ist durchaus notwendig, sich dieser Zustände bewusst zu sein, wenn man den Aufschwung, welchen die kirchliche Kunst nach den Siegen über Karl den Kühnen auch auf dem Dorfe nahm, richtig würdigen will. Besser stand es zweifellos um den Kirchenschmuck in grösseren Städten und auf dem Lande da, wo man sich der besondern Gunst der Bischöfe oder anderer hoher Gönner erfreute.

Unter solchen Umständen war für die Entwicklung der Glasmalerei auf dem Boden unserer heutigen Schweiz nicht viel zu hoffen, und so werden wir denn auch sehen, dass die wenigen Werke, welche uns aus dem 15. Jahrhundert erhalten blieben, nur Ableger einer Kunstbestätigung sind, die ausserhalb der Landesmarken der damaligen Eidgenossenschaft an einzelnen Orten blühte. Ähnlich stand es auch um die Wand- und Deckenmalerei. Darüber belehrt uns die interessante Zusammenstellung der noch vorhandenen, oder doch bekannt gewordenen Arbeiten von Konrad Escher.[3]) Während diese Kunst sich, offenbar unter dem Einflusse Oberitaliens, im Tessin und Graubünden gerade im 15. Jahrhundert einer bescheidenen Blüte erfreute, entstanden in den Gegenden diesseits der Alpen nur wenige Werke und darunter manche, wie die zwei Fresken mit Darstellung der Kreuztragung und der Kreuzigung (1465) aus der abgebrochenen St. Michaelskirche in Zug im schweiz. Landesmuseum vermutlich durch fremde Meister. Auch bleibt bei den meisten andern Freskomalereien, die bis jetzt kurzweg dem 15. Jahrhundert eingereiht wurden, noch zu untersuchen, ob sie der Nachblüte dieser Kunst zu Anfang, oder ihrem Wiedererwachen zu Ende dieses Zeitraumes angehören. Bei einer so geringen Kunstbestätigung ist natürlich auch nicht an eine nachweisbare Beeinflussung der Glasmalerei durch die Freskomalerei zu denken, obwohl diese zufolge ihres monumentalen Charakters am ehesten dazu geeignet gewesen wäre.

[3]) Konrad Escher, Untersuchungen zur Geschichte der Wand- und Deckenmalerei in der Schweiz vom 9. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 71, S. 132 ff.

I. Zürich und die Innerschweiz.

Unter den 8 eidgenössischen Ständen war von den Ländern Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus schon zufolge ihrer, dem bescheidenen Wohlstande der Bevölkerung angepassten, einfachen Lebensbedürfnisse für die Pflege der Kunst wenig zu hoffen. Aber auch den Bürgerschaften der Städte lag im allgemeinen in so unruhigen Zeiten die Sorge für ihre Sicherheit näher, als die Förderung künstlerischer Unternehmungen. Was darum an Geldmitteln zu Bauten verfügbar gemacht werden konnte, fand vorzüglich seine Verwendung zur Vermehrung und Verstärkung der Befestigungsanlagen, während man sich im allgemeinen mit den Kirchen in dem Zustande begnügte, wie ihn die vorangegangenen Zeiten allmählig geschaffen hatten. So kann es denn nicht befremden, wenn wir auch aus kleinen Städten wie Zug und Luzern während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts so gut wie nichts von Unternehmungen erfahren, die künstlerischer Betätigung Raum geboten hätten.[4]) Es bleiben daher innerhalb des Bundes der Eidgenossen in jener Zeit nur noch Zürich und Bern, deren Wohlstand eine Tätigkeit auf diesem Gebiete nicht ausschloss.

In glücklichem Aufblühen begriffen, trat Zürich das 15. Jahrhundert an. So gut wie unabhängig vom Reiche, hatte es auch von Österreich nichts zu befürchten. Infolgedessen konnte es ungehindert die im Jahre 1358 begonnene Gründung eines eigenen Gebietes mit allem Nachdrucke fortsetzen. Dazu hatte ihm ein auf seine blühende Seidenindustrie, Wollen- und Leinenweberei gestützter Wohlstand mächtigen Vorschub geleistet. Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts nannte es eine stattliche Zahl von Städtchen, Burgen und Dörfern sein Eigen, und nicht nur zahlreiche adelige Herren und Klöster in der Umgebung, sondern selbst mächtige Dynasten, wie der Graf Friedrich von Toggenburg, traten nach und nach in sein Burgrecht. Selbst der Kaiser liess es an Ehrungen nicht fehlen. In der Stadt arbeiteten Räte und Bürger einträchtiglich an dem Ausbau der demokratischen Einrichtungen, deren Stützpunkt die Zünfte bildeten. Es konnte dies um so ungestörter geschehen, als die ritterlichen Geschlechter teils ausgestorben oder ohne Einfluss waren, die alten begüterten Familien wie die Meiss, die Schwend und andere sich in den Dienst der Bürgerschaft stellten, und neu eingebürgerten, anders gesinnten, der Zutritt zu den Ratsstellen noch nicht eingeräumt wurde. Allein die aus dieser Wohlfahrt entspringende Bautätigkeit schuf keine monumentalen Werke, sondern lediglich ein neues Rathaus (1398) und einige Zunfthäuser, ausschliesslich einfache Gebäude. Doch gestatteten sie wenigstens, die Zusammenkünfte, statt wie bis anhin in den Kirchen, Kapellen oder Kreuzgängen, im eigenen Heim

[4]) In Luzern stammt der Chor der Barfüsser- oder Au-Kirche nicht aus der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert, wie man früher annahm. vgl. Rahn, Kunstgeschichte, S. 519, sondern aus dem 13. Jahrhundert.

abzuhalten. Es schien darum, dass die Stadt ihren alten Ruf, sie sei mit öffentlichen Gebäuden „unkostlich und gar schlecht“ versehen, trotz ihres Ansehens nicht aufzugeben gewillt war.[5]) Dafür lag aber noch ein tieferer Grund vor. Da Zürichs Gebietserwerbungen fast ausschliesslich durch Kauf erfolgt waren, musste sich die Bürgerschaft seit Beginn des 15. Jahrhunderts auf Jahre hinaus bedeutende Steuern auferlegen. Empfindlich drückte auch schon zu dieser Zeit einen beträchtlichen Teil derselben der Rückgang der Industrie, besonders in der Herstellung der seidenen Schleier und Kopftücher. Er war teils die Folge der früheren Verfeindung Zürichs mit dem Hause Österreich und des mit ihm befreundeten Adels, teils der gelockerten Verbindungen mit den deutschen Städten, vor allem aber des wirtschaftlichen Niederganges der Edelleute. Damit gingen die Hauptabsatzgebiete allmählig verloren, so dass seit dem Jahre 1404 keine Seide mehr gewoben wurde. Beinahe ebenso schlimm stand es auch um die Wollen- und Leinenweberei. Nur als Markt für die korn- und weinarmen Berggegenden behielt die Stadt ihre frühere Bedeutung bei, und einige Einnahmen erwuchsen ihr daneben aus den Zollgebühren für Waren, die als Transitgüter durch ihre Tore gingen. Obgleich aus dem Handel mit Nahrungsmitteln Müller, Wirte und Bäcker einen wesentlichen Vorteil zogen, der sie mit der Zeit zu ansehnlichem Vermögen kommen liess und einigen unter ihnen sogar den Junkertitel verschaffte, so war er doch nicht gross genug, um auch nur einen einigermassen genügenden Ersatz für die niedergehende Industrie zu bieten. Hart wurde Zürich zu verschiedenen Malen durch die Pest geschädigt, vor allem 1434, wo ihr allein 3000 Menschen zum Opfer fielen. So kam es, dass die Bevölkerung, welche im Jahre 1357 auf 12000 Seelen berechnet wird, bis 1410 auf 10500 herabsank. Am schwersten aber trafen die Stadt die Folgen eines unglücklichen Krieges, der seit dem Jahre 1437 um das toggenburgische Erbe mit Schwyz und seinen Verbündeten geführt wurde, und aus dem sie nach mehr als zehnjährigem Streite in ihrem Wohlstande schwer geschädigt hervorging. Schon die Tatsache, dass die Bevölkerung im Jahre 1467 auf 4500 Seelen zurückgegangen war, von den 1206 Häusern 73 leer standen und 103 in den Händen der Geistlichen waren, spricht deutlich genug für das ausgestandene Elend. Dabei drückten hohe Vermögenssteuern zur Tilgung der aus dem Kriege erwachsenen Schulden die besitzenden Bürger. Doch war dieses Unglück nicht imstande, die Entwicklung der Stadt auf längere Zeit zu hemmen. Schon seit den sechsziger Jahren machte sie neue Gebietsankäufe, worunter sogar die Stadt Winterthur. Kein Opfer war ihr zu gross, um ihr früheres Ansehen wieder zu erringen. Allein auch jetzt suchte sie dies nicht etwa durch die Errichtung monumentaler Bauten zu erreichen, sondern durch die Befestigung des erworbenen Besitzes infolge der allmähligen Tilgung der finanziellen Verpflichtungen und durch den Zuzug von ländlichen Handwerkern zur Vermehrung der dezimierten Einwohnerschaft. Wohl mochten zu jener Zeit einzelne Bürger ihre Häuser etwas solider in Stein aufgebaut und im Innern behaglicher eingerichtet haben — wovon heute noch einige Fassaden und Zimmervertäfelungen Zeugnis ablegen —, allein von einer Verschönerung der öffentlichen Gebäude erfahren wir nichts. Denn in der langen Zeit des Haders war der Bevölkerung nicht nur keine Musse zu künstlerischer Betätigung auf irgendwelchem Gebiete übrig geblieben, sondern es hatten vielmehr Sitten und gesellschaftliche Umgangsformen stark gelitten, wie dies in Zeiten anhaltenden Kriegsgreuels stets der Fall ist. Um so brauchbarer war dafür diese rauflustige Mannschaft, als Bern die Miteidgenossen

[5]) S. Vögelin, Das alte Zürich. Bd. II, S. 353.

zur Mithülfe gegen Karl den Kühnen von Burgund rief. Der Ausfall dieses für die junge Eidgenossenschaft so ruhmvollen Krieges ist bekannt und ebenso sind es die hervorragenden Verdienste, welche sich dabei die zürcherischen Truppen und ihre Führer erwarben. An dem Aufschwunge, der sich nach dem Frieden allerorts geltend machte und für unser Land eine neue Kulturperiode schuf, nahm Zürich hervorragenden Anteil. Aber auch diesmal traten zu Stadt und zu Land wieder mehr die Bestrebungen in den Vordergrund, welche geeignet waren, die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung zu bessern. Dabei sollten vor allem die in den langen Fehden der ruhigen Arbeit entwöhnten Leute wieder zu derselben zurückgeführt und das fahrende Gesindel ausgerottet werden. Wie schonungslos man dabei vorging, beweist die Tatsache, dass in Ausführung eines Tagsatzungsbeschlusses von 1482 in kurzer Zeit 500 Hinrichtungen durch den Strang erfolgten. Auch als Zürichs Bürgermeister Hans Waldmann nach langen inneren Parteikämpfen zum mächtigsten und reichsten Eidgenossen emporgestiegen war, fand dessen Prunkliebe nicht etwa Ausdruck in monumentalen Werken. Denn die während seiner Regierungszeit erfolgte Errichtung der beiden Helme auf den Türmen des Grossmünsters wird man kaum als solche gelten lassen, und über die künstlerische Bedeutung der 1479 abgetragenen und in den folgenden Jahren durch Baumeister Hans Felder aus Oettingen im Württembergischen neu errichteten und 1486 geweihten Wasserkirche als Bauwerk gehen die Ansichten weit auseinander. Dagegen scheint sie einer prunkvollen Ausstattung im Innern nicht entbehrt zu haben. Auch Glasgemälde in den Fenstern fehlten dabei nicht.[6]). Welcher Art sie waren, lässt sich dagegen nicht mehr bestimmen; wahrscheinlich wurden sie schon beim Bildersturm von 1524, der mit diesem Gotteshaus besonders roh verfuhr, vernichtet.[7]) Möglich ist, dass auch vereinzelte Scheibenstiftungen in den Kreuzgang stattfanden, welchen die Frauen im Kloster am Oetenbach seit dem Jahre 1470 erstellen liessen.

Auch den adeligen Damen im Fraumünsterstifte fehlte die Baulust nicht, trotz der wechselvollen Schicksale, welche dasselbe im Verlaufe des 15. Jahrhunderts durchzumachen hatte. Es ist dies umsomehr zu begreifen, als die Kirche noch unvollendet dastand, und von den Konventgebäuden ein bedeutender Teil aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammte. Schon im Jahre 1441 ist von einem Kirchenbau die Rede. Bevor jedoch ernstlich damit begonnen werden konnte, setzte nicht nur der Krieg mit Schwyz, sondern auch die Misswirtschaft, unter der das Stift im Verlaufe des 15. Jahrhunderts zu wiederholten Malen litt, diesem Plane vorläufig Schranken. Erst gegen Ende der sechsziger Jahre scheint man sich ernsthaft ans Werk gemacht zu haben. Denn 10 Jahre später waren die Gewölbe erstellt, so dass an die Anschaffung einer neuen grossen Orgel gedacht werden konnte.[8]) Die Rechnungen des Stiftes, welche noch zum guten Teile erhalten sind, lassen zwar einen Einblick über den Umfang der Glaserarbeiten gewinnen, doch muss in den meisten Fällen dahingestellt bleiben, ob wir es mit einfachen Verglasungen oder mit Glasgemälden zu tun haben.[9])

---

[6]) Nach dem Ratsmanual von 1493, S. 122 schenkte der reiche Ludwig Hösch ein Fenster mit seinem Zeichen (Wappen) in die Wasserkirche. Vgl. S. Vögelin, Geschichte der Wasserkirche; Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1843, S. 25 und Anmerkung 25. Nüscheler, Gotteshäuser, Bd. II, S. 421.

[7]) S. Vögelin, Geschichte der Wasserkirche, a. a. O., S. 30. — 20 Jahre stand sie verödet und wurde dann zur Markthalle umgewandelt.

[8]) J. R. Rahn, Das Fraumünster in Zürich. Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft in Zürich, Bd. XXV, Heft 1, S. 20 ff.

[9]) H. Zeller-Werdmüller als Anhang zu Rahn, Das Fraumünster in Zürich, a. a. O., S. 27 ff.

Allein wenn auch wirklich Glasgemälde erstellt worden wären, so konnte es sich schon zufolge der bezahlten Summen um keine Werke von grösserer Bedeutung, sondern höchstens um einzelne Wappenscheiben oder Heiligenfiguren handeln. In der Mehrzahl der Fälle aber wird man an Flickarbeiten und gewöhnliche Fensterverglasungen zu denken haben. Immerhin darf nicht ausser Acht gelassen werden, wie zahlreich die Ausgaben zu derartigen Zwecken in der Gesamtrechnung vorkommen, ein Beweis dafür, wie gross das Bedürfnis nach Glasverschlüssen nicht nur in Kirchen, Sakristeien und Kreuzgängen, sondern auch in den verschiedenartigsten Wohnräumen im 15. Jahrhundert geworden war.[10]) Leider wurden die letzten Reste der Glasmalereien in der Fraumünsterkirche, die sich aus früheren „Renovationen" des Gotteshauses gerettet hatten, bei einer neuen in den 1780er Jahren zerschlagen und eingestampft.[11]) Waren es gewiss auch keine grossen Kunstwerke, die man hier ohne Sorge vernichtete, so ist dieser Verlust doch umsomehr zu beklagen, als uns so gut wie keine Reste monumentaler Glasmalerei aus dem 15. Jahrhundert in der Stadt Zürich und deren Gebiet erhalten blieben. Denn mochte auch hier im allgemeinen der Boden für die Entwicklung dieses Kunstzweiges kein günstiger gewesen sein, und infolgedessen während dieser Periode wenig bedeutende Werke hervorgebracht haben, so fehlten sie doch gewiss nicht ganz. Darauf scheint eine erhalten gebliebene Wappenscheibe der Stadt Winterthur aus der Kirche von Veltheim (Kt. Zürich) hinzuweisen, welche im Jahre 1900 in den Besitz des Schweizerischen Landesmuseums überging, und deren architektonische Umrahmung mit aller Bestimmtheit darauf hindeutet, dass sie einer Fenster-Gesamtkomposition angehörte. Wahrscheinlich fällt ihre Entstehungszeit kurz nach der Errichtung des Chores im Jahre 1482.[12]) Wir werden später darauf zurückkommen.

Bei der Neuordnung der gegenseitigen Beziehungen der Zünfte im Jahre 1431 wird, wie wir schon früher erwähnten,[13]) der Glaser gedacht; doch war ihre Zahl noch so klein, dass sie weder

---

[10]) In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden ausgegeben:

1420. Dem Michel 12 ℔ von den glasvenstern ze machen im Korr. 2 ℔ 9 ß umb ein glasvenster in miner fröwen stübli.

1429. 8 ß von den glasfenstren zu bessren in dem stübli uf dem Crützgang.

30 ß Rüdin pabst von den glasvenstren zu bessren in der grossen stuben und in der kleinen uf dem Crützgang.

1437. 2 ß mattesen sigristen umb die venster in die sakristy ze machen.

12 ß um ein glasvenster in sant Johans cappel ze machen.

1439. 3 ℔ gen Rudi bapsten von einer stube ze verglasen.

Zum Vergleich mag herangezogen werden, dass 1434 „4 ℔ 8 ß umb zwein weihwasserstein in die Kilchen" bezahlt werden.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden u. a. ausgegeben:

1480. 6 ℔ 5 ß dem Glasser das Glasfenster vff dem Chor ze machen. $6^1/_2$ ℔ von dem Glasfenster ze machen des geschmids uff dem chor.

1488. 2 ℔ 5 ß dem lux maler von glasspfenster ze machen in der grossen stuben im Hoff.

1496. 9 ℔ dem glaser von Sant Niclaus Cappel ze verglasen.

1497. 8 ℔ dem Lux Zeiner von den Fenstern ze machen in der Kilchen.

1502. 20 ℔ 5 ß dem Lux Zeiner umb ein vänster min herren zu Cappel.

6 ℔ 5 ß dem Lux Zeiner von vänstren ze machen im Krützgang.

16 ℔ 3 h. von vänstren ze machen in die Kirche.

Dagegen werden bezahlt: 26 ℔ meister Hansen Löwen vom ölberg ze malen.

1465 zahlt der Abt von Einsiedeln Hansen Müller dem Glaser von Zürich für ein Fenster in das Gesellschaftshaus zum Rüden in Zürich 9 ℔. Geschichtsfreund Bd. XXII, S. 308.

[11]) S. Vögelin. Das alte Zürich, Bd. I, S. 517.

[12]) A. Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, Bd. II, S. 233.

[13]) Mitteilungen der Antiq. Gesellsch. Zürich, Bd. XVI, S. 207.

eine eigene Zunft bilden konnten, noch einer zugeteilt wurden. Zwei Jahre später räumte man den Dachdeckern das gleiche Vorrecht, wie den Glasern, ein. Denn als sie geltend machten, sie können ihr Handwerk nur während der guten Jahreszeit ausüben und müssen darum noch eine Nebenbeschäftigung haben, beschlossen Rat und Bürger, da die Stadt Mangel an Dachdeckern leide, und dieser in der Folge noch grösser werden könnte, so wolle man sie frei geben, gleich wie das Glaserhandwerk.[14]) Daraus darf wohl geschlossen werden, dass bei diesem die Verhältnisse bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ähnliche waren, und es nicht ausschliesslich ihre Kunst war, welche die Glaser, resp. Glasmaler, vom Zunftzwange befreite.

Nachhaltiger als auf Zürich, erwies sich der wirtschaftliche Aufschwung nach den Burgunderkriegen auf die Bautätigkeit der benachbarten Stadt Zug. Obschon die Bürgerschaft die im Jahre 1457 abgebrannte Pfarrkirche St. Michael mit grossen Kosten wieder aufgebaut hatte, so dass ihre Weihe im April 1469 stattfinden konnte,[15]) ging sie schon 9 Jahre später unter Magister Johann Eberhard, Pfarrer in Weggis (seit 1480 auch in Zug) als Bauherr an die Errichtung eines neuen, St. Oswald geweihten Gotteshauses.[16]) Als Werkmeister berief man Hans Felder aus Zürich, dem später auch der Neubau der Wasserkirche in dieser Stadt übertragen wurde, und der seit 1506 am Rathause und dem Chor der St. Nikolauskirche in Freiburg tätig war.[17]) Schon am 19. November 1483 erfolgte die Einweihung des Chores mit zwei Altären, und in den folgenden Jahren wuchsen auch die andern Gebäudeteile zur schmuckvollsten aller spätgotischen Bauten heran, welche die Schweiz besitzt,[18]) trotzdem der Bauherr grosse Mühe hatte, die notwendigen Mittel, meist freiwillige Beiträge in Geld und Naturalgaben, aufzubringen. Da er darüber sorgfältig Buch führte, wie auch über sämtliche an den Bau und seine Ausstattung verwendeten Ausgaben, verdanken wir seinem Fleisse und seiner Gewissenhaftigkeit in diesen Aufzeichnungen ein Werk von grösster Bedeutung sowohl für die Kunst-, als für die Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts in unserem Lande.[19]) Wir ersehen daraus, dass den Fenstern der übliche Schmuck mit Glasgemälden nicht versagt wurde. Doch haben wir es hier nicht mehr mit erzählenden, zu einer Gesamtkomposition vereinigten Darstellungen, sondern lediglich mit Heiligenfiguren und Wappen zu tun, welche in bestimmten Beziehungen zu den Altären und Donatoren gestanden haben mochten. Wahrscheinlich zierten sie zur Zeit der Einweihung des Chores bereits seine Fenster und entstanden demnach kurz nach 1480. Zufolge der bezahlten Preise können die einzelnen Darstellungen nicht umfangreich gewesen sein, jedenfalls nicht grösser als ein Fensterfeld. Doch geben uns diese Aufzeichnungen interessante Aufschlüsse, weniger über die Wandlung des Stiles, als des Fensterinhaltes. Denn schon wird auf die übliche Darstellung der Passion im mittleren Chorfenster hinter dem Hauptaltar verzichtet zugunsten eines gross angelegten Wappenfensters des Standes Zug, als des Donators, in 7 Stücken (d. h. Feldern). Daran reihten sich in den beiden Fenstern gegen den Kirchweg nach St. Michael eine Darstellung der „hl. drei Könige mit ihren Wappen“ in dem einen, und die würdigen Gestalten der Heiligen

[14]) Hans Nabholz, Die Zürcher Stadtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts, Bd. III. S. 71.

[15]) Geschichtsfreund d. V. Orte, Bd. XL, S. 23.

[16]) Geschichtsfreund d. V. Orte, Bd. XL, S. 60.

[17]) Vgl. oben S. 65 und J. R. Rahn, Urkundliches über den Werkmeister Hans Felder, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1878, S. 855.

[18]) J. R. Rahn, Kunstgeschichte, S. 250.

[19]) Von P. Bannwart in einem ausführlichen Auszug veröffentlicht im „Geschichtsfreund d. V. Orte“, Bd. II, S. 82 ff.

Wolfgang und Nikolaus in dem andern. Den hl. drei Königen gegenüber schmückten St. Jost und St. Sigmund das eine und die beiden Heiligenpaare Ulrich und Lienhard, Barbara und Margaretha das andere Fenster auf der Südseite des Chores. Da Zug noch keine eigenen Glasmaler besass, holte man sich Hülfe in Zürich und Luzern. Dabei scheint nach dem Wortlaute der Eintragungen der Glasmaler von Zürich die Figuren, der Glaser von Luzern in erster Linie die Verglasung besorgt zu haben. Neben letzterem war aber auch noch ein Maler aus Luzern tätig. Dieser besorgte zunächst „Glasfenster" (wohl Ornamente) in 6 Formen (d. h. Masswerke),[20]) dann aber auch einige Glasmalereien: eine Darstellung Gottvaters und des „Legaten", eine Standesscheibe (?) von Luzern und „ein Stück im Namen der Kilchgenossen von Weggis". Nun nennt Meister Eberhard an einer andern Stelle seiner Aufzeichnungen den Maler von Luzern Meister Nikolaus.[21]) Es kann sich darum wohl nur um Nikolaus Herport handeln, der 1480 als Maler, 1508 als Glaser und 1520 als Glasmaler erwähnt wird. Er malte für Private Fenster zu 8 Pfund und einzelne Kirchenfenster sogar zu 6 Pfund, so z. B. für Gersau. Ein grosser Künstler scheint er darum nicht gewesen zu sein.[22])

Aber auch der Glasmaler in Zürich erhielt weitere Aufträge und zwar zwei Stücke mit St. Antonius und St. Johannes als Stiftung der Antonius-Gesellschaft und schliesslich noch vier weitere mit den Heiligen Carolus, Heinrich, Helena und Elisabeth.[23]) Ihre Aufstellung mögen sie im Schiffe und den Kapellen, soweit diese fertig erstellt waren, gefunden haben. Schliesslich schenkte auch Herr Caspar von Hertenstein, einer der berühmten Anführer der Eidgenossen in der Schlacht bei Murten, Schultheiss zu Luzern und Besitzer des Zug benachbarten Schlosses Buonas, „zwei Stücke Glas mit seinen Wappen", die „9 lib. Häller" kosteten.[24]) Das Gesuch an die Tagsatzung um Schenkung von Standesscheiben erfolgte dagegen erst durch Ammann Stocker

---

[20]) Vgl. Bannwart a. a. O. S. 98, wo von den Steinhauerarbeiten gesprochen wird: Von 6 Formen in 6 Fenster kostet jede 3 Gl.

[21]) Geschichtsfreund d. V. Orte Bd. II, S. 97: „Der Maler von Luzern, Meister Niklaus, hat St. Oswalds Schild, darin ein Kreuz und vier Vögel sind, vergoldet und gemalt, kostet 6 Gl. Daran haben die Weggisser ein Fass Wein von 6 Gl. gegeben und haben es mir geschenkt."

[22]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1878, S. 858. Joseph Schneller, Luzerns St. Lucas-Bruderschaft und deren vorzüglichere Mitglieder, Luzern 1861, S. 8, Anmerkung 8.

[23]) Von des glaserss wegen in zürich . . . also han ich gen VI gl vm ij stuk in dz ein fänster dar in die heilgen drü küng sind mit iren wappen. Aber hat derselbe Meister 7 Stücke gebracht; dar in sind miner herren von zug zeichen; sie gehören in das oberste Fenster des Chors und kosten 9 Gl.; wieder 2 Stücke mit St. Wolfgang und Nikolaus zu 5 Gl. und 20 ß; wieder 2 Stücke mit St. Jost und Sigmund, für 6, aber 2 mit St. Ulrich, Lienhard, Barbara und Margaritha, für 6 Gl. — Von den Stücken des Glasers von Lucern. An dem mittleren fänster het ouch der glaser von lutzern so viel als v gl verdient mit andern stuken der schiben; die selben v gl. heind mine herren von zug ouch bezalt. Von dem fänster mit den hl. drü küngen gegen der gassen han ich im gen vm die stuk der schiben über die obigen Kosten 7½ Gl.; eben so viel für das dritte Fenster mit St. Wolfgang und Nikolaus, 10 Gl. für das vierte und 10 Gl. für das fünfte. Dazu hat der Glaser von Lucern die Fensterscheiben in die Sacristei und die Liberei gemacht um 12 Gl. . . . . Der Maler in Lucern hat für die Glasfenster in 6 Formen 7 Gl. erhalten. Von den andern stuken von schiben han ich im gen XXV gl. In das oberste fänster han ich bevolen j stuk im namen vnserss heilgosten vatterss vnd des legaten, kostete 6 Gl., in ein anderes Fenster j stük im namen miner herren von lutzern, in ein ander j stük im namen der Kilchgenossen von weggis, jedes zu 6 Gl. Die St. Antonius gesellschaft weind ij stük machen lassen mit st. Antonius vnd st. Johannes durch den maler von zürich. Dieser hat mir auch 4 Stücke gemacht mit St. Carolus, Heinrich, Helena und Elisabet. — Bannwart, a. a. O. S. 101.

[24]) Bannwart, a. a. O., S. 93.

aus Zug im Jahre 1548.[25]) Leider ist von allen diesen Werken keines auf uns herübergekommen. Andere Glasgemälde-Stiftungen im Zugerlande, wie die des Abtes von Einsiedeln vom Jahre 1491 in die Kirche von Oberägeri, fallen nicht mehr in den Bereich dieser Arbeit, da es sich wohl lediglich um Wappenscheiben mit und ohne Schildbegleiter handelte.

Obgleich in Luzern während des 15. Jahrhunderts mit Ausnahme eines neuen Schiffes an dem, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Chor der Franziskanerkirche in der Au und der Antoniuskapelle als Anbau keine grösseren kirchlichen Bauten entstanden,[26]) treffen wir in dieser Stadt schon sehr frühe einen Glaser und Glasmaler Namens Hans Fuchs. Geboren um das Jahr 1404, begann er seine Tätigkeit 1424. In den Jahren 1434/37 versah er die beiden Ratsstuben, die Stadtschreiberei und die Peterskapelle mit Glasfenstern. Da er aber über ein ordentliches Vermögen verfügte, gab er vermutlich schon 1445 seinen Beruf auf, nahm sich leidenschaftlich der Politik an, was ihn seine Stelle im Rate kostete, und starb ungefähr um das Jahr 1458. Dann scheint eine Zeit lang dieses Handwerk in der Stadt nicht mehr vertreten gewesen zu sein. Erst seit dem Jahre 1473 wird ein Hans Werner, Maler, wohnhaft im Hof, wieder öfter vom Rate zur Ausschmückung von Kirchen und Kapellen, aber auch für Geschenke an Privatleute beschäftigt. Im Jahre 1486 erstellte er zwei Fenster für das Rathaus, die ihm der Rat mit 6 Gulden bezahlte, und 1483 um 10 Gulden eines in die Franziskanerkirche. Letzteres dürfte, nach dem Preise zu schliessen, eine bedeutendere Arbeit gewesen sein. Seit 1486 hören wir nichts mehr von ihm, und ebensowenig hat sich eine seiner Arbeiten erhalten. Nach den Burgunderkriegen dagegen scheinen die Glasmaler in Luzern ein ganz besonders günstiges Arbeitsfeld gefunden zu haben, da uns die Namen von einer ganzen Anzahl überliefert werden.[27]) Es hing dies offenbar zusammen mit der aufblühenden Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen, sowie mit der bevorzugten Stellung, welche Luzern als geistiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt für die gesamte Urschweiz einnahm, und dem daraus und dem Söldnerdienste hervorgehenden Wohlstande seiner Bürger. Trotzdem ist weder eine Kunde von der Ausführung monumentaler Glasmalereien auf uns gekommen, noch finden sich irgendwo Überreste solcher. Das Gleiche trifft auch für die andern Urkantone zu, wo sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ein wachsender Baueifer wahrnehmen lässt, der zweifellos dem einen und andern Gotteshause den Schmuck gemalter Glasfenster verschaffte.[28])

Am obern Zürichsee erhielt in den Jahren 1483/88 die Busskirche bei Rapperswil einen neuen, hoch gewölbten Chor; doch wird von der Stiftung von Glasgemälden nichts überliefert.[29]) Dies trifft dagegen für den seit 1491 neu errichteten Chor der St. Johanneskirche in Rapperswil zu. Leider wurden aber diese Glasmalereien schon bei der Beschiessung der Stadt im Jahre 1656 vernichtet.[30])

Glarus baute, nachdem ein Brandunglück im Jahre 1477 seine altehrwürdige Fridolinskirche zerstört hatte, in den folgenden Jahren ein neues Gotteshaus. Dass dieses Glasmalereien erhielt, ist nicht verbrieft, doch wahrscheinlich. Leider zerstörte im Jahre 1861 ein zweites Brandunglück auch diesen Bau.[31])

[25]) Eidg. Abschiede IV, 1. d. S. 910 und 1035.

[26]) Gütige Mitteilung von Prof. Dr. J. Zemp.

[27]) Th. von Liebenau, Verzeichnis der Glasmaler von Luzern; Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1878, S. 857 ff.

[28]) Über die Bautätigkeit zu dieser Zeit vgl. Rahn, Kunstgeschichte, S. 517 ff.

[29]) Nüscheler, Gotteshäuser, Bd. II, S. 478.

[30]) Nüscheler, Gotteshäuser, Bd. II, S. 487.

[31]) Nüscheler, Gotteshäuser, Bd. II, S. 529 ff.

II. Bern, seine Landschaft und die Stadt Biel.

Während Zürichs Glückstern mit Beginn des 15. Jahrhunderts zu erbleichen begann, leuchtete er dafür während des ganzen Säculums umso heller über den Unternehmungen der Stadt Bern. Schon bei dem grossen Beutezuge, den die eidgenössischen Orte, auf Geheiss des deutschen Königs und durch ihn von dem auf fünfzig Jahre mit Österreich eingegangenen Frieden entbunden, im Jahre 1415 in die südlich des Rheines gelegenen Länder des geächteten Herzogs Friedrich unternahmen, sicherte sich Bern den Hauptanteil der eroberten Gebiete, indem es die fruchtbaren Täler von der Wigger bis zum Einfluss der Reuss in die Aare seinem Gebiete einverleibte. Damit kam auch das alte Stammschloss der Habsburger, sowie das von der unglücklichen Königinwitwe Elisabeth gegründete Kloster Königsfelden in den Besitz eines kleinen, aber kraftbewussten Feindes und mit der Abtei die wundervollen Glasgemälde, in denen das schwer heimgesuchte Geschlecht seinen Angehörigen ein glänzendes Familiendenkmal gesetzt hatte. Selbst die Gebeine verschiedener Angehöriger in der Gruft der Kirche ruhten nun nicht mehr auf heimischem Boden. Es forderten darum nicht nur die geschädigten Interessen des Hauses Habsburg-Österreich, sondern auch Ehre und Pietät die Rückeroberung dieser, dem Feinde beinahe mühelos in den Schoss gefallenen Güter. Doch blieben alle zu diesem Zwecke gemachten Anstrengungen ohne Erfolg, selbst als sie nachträglich von dem reuig gewordenen Könige unterstützt wurden.

Nach dem Verluste der vorderösterreichischen Lande war für die Pflege der Kunst südlich des Rheines von diesem Fürstenhause nichts mehr zu erwarten, und es wären darum die Gebiete der Eidgenossen zweifellos in eine Periode künstlerischer Untätigkeit getreten, wenn nicht Bern, stolz auf die Erfolge seiner Feldherren und Staatsmänner, es an der Zeit erachtet hätte, diesem Gefühle in der Erbauung und Ausschmückung eines stattlichen Münsters Ausdruck zu geben. Damit übernahm die aufblühende Stadt beinahe auf ein Jahrhundert unter den eidgenössischen Bundesgliedern die führende Stelle in der Kunst, nachdem sie ihr zufolge glücklicher Feldzüge schon früher in der Politik gesichert worden war.

Um diese Erfolge des verhältnismässig jungen Staatswesens zu verstehen, ist es notwendig, dessen Organisation wenigstens flüchtig kennen zu lernen.

Als Stützpunkt gegen den aufrührerischen Adel im Westen unserer heutigen Schweiz war Bern von Berchtold V., dem Rektor von Burgund, um das Jahr 1191 gegründet worden. Sollte es seinen Zweck erfüllen, so durften seiner Bürgerschaft vor allem eine Anzahl Männer nicht fehlen, welche imstande waren, die junge Städtegründung in Tagen der Not gegen Feinde mit Erfolg zu verteidigen. Diese konnten nur dem Adel entnommen werden, und so mag es den Tatsachen durchaus entsprochen haben, wenn Adrian von Bubenberg im sogenannten Twingherrenstreite von 1470 dem vorübergehend in der Mehrzahl demokratisch gewordenen Rate vorhielt, die Voreltern der Twingherren, deren Vorrechte man nun schmälern wolle, seien einst in die Stadt gelockt oder genötigt worden; trotzdem haben sie dieselbe emporgebracht und mit ihren Herrschaften

rings um ihre Mauern eine Landschaft gebildet.[32]) In der Tat war das Schultheissenamt in den beiden ersten Jahrhunderten mit wenigen Ausnahmen von Männern besetzt worden, die dem Adel angehörten. So kann es nicht befremden, wenn die ursprünglich demokratische Verfassung später einen aristokratischen Charakter annahm. Den Handwerkern wurde schon seit dem 13. Jahrhundert der Zutritt zu dem Rate der 200, sowie zum Kollegium der Sechszehner nicht verwehrt, allein Zünfte mit politischem Charakter und genauer ausgemitteltem Anteil an der Stadtregierung, wie z. B. in Zürich, konnten weder damals noch später aufkommen.[33]) Unter der Bürgerschaft stützten sich die Standesunterschiede zum Teil auf die Umstände, unter denen man das Bürgerrecht erworben hatte. Denn es konnte für die nachherige gesellschaftliche Stellung nicht gleichgültig sein, ob man als Leibeigener oder Handwerker, als verarmter Edelmann gezwungen, oder aber als adeliger Herr aus freiem Willen Bürger geworden war. Auch brachte es die mittelalterliche Anschauung von der Berechtigung der Standesunterschiede mit sich, dass gleichartige Kreise nach engerer Verbindung unter sich trachteten. An deren Spitze stand der Adel, rechtlich gleichgestellt wie die übrige Bürgerschaft, aber doch von ihr als gesellschaftlich höher stehende Klasse anerkannt. Dass sich derselbe vorzugsweise an den Regierungsgeschäften beteiligte, brachte schon Erziehung und Lebensweise mit sich. Mit ihm bildeten die anderen Familien, deren Mitglieder in der Regierung sassen, das Patriziat.[33a]) Diesem anzugehören, war das Bestreben fast aller wohlhabend gewordenen Bürger. Und daran wurde, zum Unterschied von anderen Städten, in Bern niemand gehindert. Gelang es einer Familie, durch zwei oder drei Generationen einen Sitz im Rate zu behaupten, so hatte sie ihr Ziel erreicht. Wie vorurteilsfrei und eigennützig man bei der Besetzung von Staatsämtern zugleich war, beweist die Tatsache, dass die Stadt im Jahre 1408 in die vom Grafen von Kyburg gekaufte Herrschaft Wangen an der Aare den Zimmermann und Grossweibel Heinrich Gruber als Vogt und Amtmann einsetzte und ihn mit Rechten, welche sonst nur dem Adel zukamen, belehnte, ihm aber dafür auch Baupflichten auf eigene Kosten auferlegte, die nur ein tüchtiger Handwerker übernehmen konnte.[34]) Wer immer sich um das Gedeihen der Stadt verdient gemacht hatte, oder geeignet war, ihr wertvolle Dienste zu leisten, den berief man zu den Ämtern, ohne dass dabei immer Stand und Geburt in Erwägung gezogen wurden. Solche Gesinnung musste zum Gedeihen des Staatswesens mächtig beitragen.

Schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts war auf bernischem Gebiete der alte Landadel ausgestorben, oder beinahe ganz verdrängt, seine Güter im Besitze der Stadt oder wohlhabender Bürger, die sich damit auch die Adelsvorrechte verschafft hatten. Nur wer von den Edelleuten dem Staate seine Dienste lieh, wie die von Bubenberg, die von Erlach und einige andere alte Familien, durfte hoffen, in seinem Besitze unangefochten zu bleiben. Zufolge dieser Machtstellung beanspruchte die Bürgerschaft auch landesherrliche Rechte. Sie fühlte sich als privilegierter Stand, ähnlich dem einstigen Feudaladel, aber auf der gesetzlichen Basis der Gleichberechtigung aller zur Verwendung in Staatsämtern. Immerhin vermochte diese demokratische Institution nicht zu verhindern, dass, wer die Mittel besass, nach der Erlangung von Adelsprädikaten strebte, sei es als Herr,

---

[32]) Ed. v. Rodt, Standes- und Wappenwesen der bernischen Familien, Neues Berner-Taschenbuch, 1896, S. 36.

[33]) Joh. Dierauer, Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft, Bd. I, S. 225.

[33a]) Der Ausdruck kommt allerdings erst im 17. Jahrhundert in Gebrauch. Vgl. K. Geiser, Die Verfassung des alten Bern, in der Festschrift zur VII. Säcularfeier der Gründung Berns, 1891.

[34]) Von Rodt, Bern im XV. Jahrh. S. 74.

Ritter, Junker oder Edelknecht und, wie das massenhafte Vorkommen dieser Titulaturen in den Akten beweist, dies auch in vielen Fällen erreichte.[35]) Einem solchen Streben konnte die Verarmung und Vereinsamung des Landadels nur förderlich sein. Auch kam ihm dieser durch Verheiratung seiner Söhne mit reichen Bürgerstöchtern entgegen, wobei er oft eine finanzielle Besserstellung zugleich mit dem Anschlusse an die Stadt suchte. So heirateten schon um das Jahr 1350 die Töchter des reichen Bürgers Werner Münzer in die Häuser Ringgenberg, Belp und Burgistein, was mit dazu beigetragen haben mag, dass noch vor Ende des Jahrhunderts Glieder dieser bürgerlichen Familie sich den Titel „Edelknecht“ beilegten.[36])

Aber nicht nur Adelige, sondern auch reiche Landleute, wie die Muleren aus dem kleinen, gleichnamigen Örtchen am Längenberg (heutiger Bezirk Seftigen) liessen sich schon im 13. Jahrhundert in Bern nieder. Da sie sich um den Staat in hervorragender Weise verdient machten, kamen sie bald in den Rat und bekleideten später die höchsten Staatsstellen. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts schloss sich diesem Bestreben nach Standeserhöhung auch der Handwerker- und Kaufmannstand an. Die Wege, welche dazu führten, waren in Bern nicht wesentlich verschieden von denen an anderen Orten, aber sie wurden häufiger betreten. Im Jahre 1434 erhielt Klaus, gebürtig aus Diessbach, von König Sigismund einen Wappenbrief, nachdem er schon 1427 die Hälfte der kyburgischen Herrschaft Diessenberg erworben hatte. In Bern erscheint die Familie als Goldschmiede und Silberhändler zuerst im Jahre 1417. Später warf sie sich mehr auf den Linnenhandel und kam dadurch so rasch zu Wohlstand, dass nach dem Tode des erwähnten Klaus im Jahre 1436 seine drei Söhne ihren Beruf zwar nicht aufgaben, sich aber doch vor allem dem Staatsdienste und der Verwaltung ihrer Herrschaften widmen konnten. Die Muleren hatten sich durch Handel und Gerberei ihr grosses Vermögen erworben. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes im Jahre 1493 verdankten ihm die Wattenwyl als Erben ihren Reichtum. Infolgedessen wird Jacob von Wattenwyl schon im folgenden Jahre als der erste „Junker“ genannt, während sich in den Tellbüchern von 1448 und 1458 dessen Vorfahren noch ohne Adelsprädikat eingetragen finden, obschon 1453 Klaus von Wattenwyl von Kaiser Friedrich III. einen Wappenbrief erhalten hatte.[37]) Die von Ringoldingen führten zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Namen Zigerli und der eine war Metzger,[38]) ebenso wie auch die Willading diesen Beruf ausübten. Um diese Zeit trieben auch die von Balmos und von Wabern noch ihr ehrliches Gerberhandwerk, während die Thormann den Beruf als Bäcker oder Metzger ausübten. Die Graffenried stammen vermutlich aus dem gleichnamigen Weiler bei Köniz und waren Bauern. Seit 1390 führen sie ihr gegenwärtiges Wappen. Als Händler und Geldwechsler aus der Lombardei liessen sich zu Ende des 14. Jahrhunderts die Mey in Bern nieder. In gleicher Weise könnte noch eine ganze Reihe anderer Geschlechter aufgeführt werden, welche, aus bürgerlichen oder bäuerischen Verhältnissen

---

[35]) H. Türler, Der Adelsnachweis von Dr. P Salvisberg, S. 6. H. Türler, Abriss einer bernischen Adelsgeschichte in „Helvetia“, Zeitschrift der Studentenverbindung Helvetia, Jahrgang 1895.

[36]) Ed. v. Rodt, a. a. O., S. 7.

[37]) Das Geschlecht lebte urkundlich 1350 als Bürger in Thun. 1406 wird Gerhard von Wattenwil als der erste Bürger in Bern erwähnt, v. Rodt, Neues Berner-Taschenbuch, 1896, S. 30 ff.

[38]) Über dieses Geschlecht vgl. die beiden Abhandlungen von G. Tobler, Rudolf Zigerli von Ringoldingen und Thüring von Ringoldingen, in der Sammlung Bernischer Biographien, Bd. II, S. 172 ff und 186 ff. Sie bieten zugleich einen vortrefflichen Einblick in die bernischen Staats- und Gesellschaftsverhältnisse im 15. Jahrhundert. Vrgl. auch Anmkg. 74.

hervorgegangen, im Verlaufe des 15. Jahrhunderts sich Wappenbriefe verschafften, oder durch die Erwerbung eines Twinges, d. h. der Gerichtsbarkeit einer Herrschaft, ihre Standeserhöhung bewirkten.[39]) Welch fördernden Einfluss diese Bestrebungen auf die Entwicklung der Glasmalerei in bernischen Landen ausübten, werden wir später noch eingehender zu würdigen haben. Ebenso konnte eine Standeserhöhung durch die Erwerbung der Ritterschaft oder Fürstendienst erworben werden. Auch diese Wege wurden bisweilen eingeschlagen, und es ist für die aristokratische Gesinnung des Rates von Bern sehr bezeichnend, wenn noch eine Verfügung vom Jahre 1501 ausdrücklich gestattet, dass Biederleute ihre Kinder recht wohl in Fürstendienst schicken können, damit sie dort Zucht, Kunst nnd Tugend lernen. In der Tat haben es denn auch die regierenden Familien in Bern während Jahrhunderten verstanden, ihre Söhne zielbewusst zu künftigen Staatsmännern heranzubilden. Und diesem Umstand verdankte die Stadt neben einer trefflichen Verwaltung nicht zum geringsten ihren ausgedehnten Länderbesitz.[40])

Auch mit den eroberten Gebieten waren Edelleute unter Berns Botmässigkeit gekommen, oft ungern genug, so namentlich bei der Einverleibung des Aargaus. Denn der alte österreichische Adel fühlte sich vornehmer als die grünen Bürgerjunker in Bern. Dies beweist auch die Aussage des Seckelmeisters Fränkli, der im Twingherrenstreite von 1470 daran erinnerte, dass bei der Übernahme des Amtes Lenzburg durch die gnädigen Herren in Bern (1415) die Edelleute ihren Fürsten über den Rhein nachgezogen seien. In der Tat hinderte noch im Jahre 1443 sein Burgrecht mit Bern Thüring von Hallwil nicht, mit dem österreichischen Parteigänger Hans von Rechberg in die Dienste der mit den Eidgenossen entzweiten Stadt Zürich zu treten, und von den Edlen von Mülinen blieb Wilhelm der getreue Freund und Kämmerer Herzog Friedrichs. Auch von den Edlen von Rinach verloren lieber einige ihre Güter, als dass sie sich mit Bern versöhnten. Erst nachdem alle Hoffnung auf eine Wiedervereinigung des Aargaus mit dem Hause Osterreich geschwunden war, besserten sich nach der Mitte des 15. Jahrhunderts allmählig die Beziehungen des aargauischen Adels zum bernischen Patriziat, indem angesehene Edelleute, wie die von Büttikon, von Rüsseck, von Lutternau, von Effinger und andere, in der Stadt Burgrecht traten und mit ihren vornehmen Geschlechtern Ehen eingingen. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn das bernische Patriziat mit allen Mitteln darnach strebte, sich durch Aufwendung von höfischer Prachtentfaltung seiner bevorzugten gesellschaftlichen Stellung würdig zu zeigen. Damit ging die Pflege und Ausbildung des Wappenwesens Hand in Hand, wobei sich ihm zu glanzvollster Entfaltung die Glasmalerei als willige Dienerin zur Verfügung stellte. Kennten wir diese Entwicklung nicht aus der Geschichte, so würde sie uns noch heute in dem heraldischen Fensterschmucke der bernischen Kirchen laut genug verkündet. Ein solches Streben der leitenden Kreise aber war allein imstande, auch in einem Staatswesen mit republikanischer Verfassung der Kunst einen Boden zu schaffen, auf dem sie ebenso gut gedeihen konnte, wie an geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen.

Wohl war nicht die ganze Bürgerschaft mit diesem Treiben einverstanden. Als darum die demokratische Partei unter dem Metzger nnd Schultheissen Peter Kistler in den 60er Jahren die

[39]) Ausnahmen bei v. Rodt, Neues Berner-Taschenbuch, 1896, S. 34.

[40]) Wie hoch das Ansehen der bernischen Staatsmänner im 15. Jahrhundert stand, beweist die Tatsache, dass von Freundes und Feindes Seite ihre Unparteilichkeit zur Vermittlung von Streitigkeiten angerufen wurde, wie z. B. im Zürichkriege, wo Zürich, Schwyz und Luzern die Haltung Berns, den Frieden zu wahren, rühmten und ihm die Vermittlung übertrugen. Als Grund dafür gaben die Luzerner an: „wand ir die wisesten sind." Vgl. G. Tobler, a. a. O. S. 179.

Oberhand gewann, wollte sie nicht nur die Rechte der Twingherren zugunsten der Stadt einschränken, sondern namentlich auch der Kleiderpracht der adeligen Frauen durch besondere Verordnungen entgegentreten. Allein diese Bemühungen waren ohne Erfolg und führten schon 1471 zu einem gütlichen Vergleiche, der die Edelleute wieder in ihre alten Vorrechte einsetzte.[40a]) Dafür bewiesen sie auch fürderhin in glänzendster Weise, dass ihnen das Wohl der Stadt ebenso sehr am Herzen lag, wie der übrigen Bürgerschaft, und dass sie imstande waren, deren Interessen im Notfalle mit dem Schwerte zu verteidigen. Eine solche Gesinnung musste auch den widerstrebenden aargauischen Adel von der Tüchtigkeit des bernischen Staatswesens überzeugen. Schon seit den 60er Jahren sitzen denn auch Glieder desselben im Rate der Stadt, und als ein Dezennium später Berns Existenz durch den mächtigsten Fürsten Europas bedroht wurde, gehörten sie mit zu den unerschrockensten Verteidigern seiner Rechte und erwarben sich, gemeinsam mit den alt angesessenen Geschlechtern und der Bürgerschaft, im Kriege mit Burgund unvergesslichen Ruhm. Den besten Beweis aber für die grossherzige Gesinnung der bernischen Staatsmänner im 15. Jahrhundert bietet uns folgende Tatsache: Als im Jahre 1476, demnach zur Zeit des Krieges gegen Karl den Kühnen, die Kunde nach Bern kam, es werde in der mit der Stadt verburgrechteten Kartause Thorberg Messe für den Herzog gelesen, und das luzernische Kriegsvolk bedrohe sie darum mit Niederbrennung, schrieb der Rat den Hauptleuten im Felde, das Kloster liege in des Herzogs Gebiet und es wäre darum weder billig noch christlich, es zu verhindern, wenn die Mönche für ihren Herrn beten, wie es seinerzeit auch im Kloster Königsfelden für die Herrschaft Österreich geschehen sei.[41]) Nur unter Voraussetzung einer solch weitgehenden Toleranz selbst gegen die Feinde, können wir es verstehen, wenn im Jahre 1438 die Äbtissin von Königsfelden unbeanstandet in die auf bernischem Gebiete liegende Kirche zu Gebensdorf ein Glasgemälde stiften konnte, dessen Fuss mit den Wappen von Österreich und Ungarn geziert war. Bezeichnend für die Gesinnung der Bürgerschaft Berns ist es aber auch, dass sie sich zuerst ein neues Rathaus baute. (1406), bevor sie an die Errichtung eines eigenen Gotteshauses schritt.

Fig. 33. Fuss eines Glasgemäldes aus der Kirche von Gebensdorf. 1438.
(Schweizerisches Landesmuseum Zürich.)

[40a]) A. Reichel, Der bernische Zwingherrenstreit, Bern, 1898.

[41]) v. Rodt, Bern im XV. Jahrhundert, S. 20.

Es ist kein blosser Zufall, dass, soweit wir Kunde haben, die ältesten Glasgemälde aus dem 15. Jahrhundert in der Nähe des Klosters Königsfelden entstanden. Die Pracht, welche den Besuchern der Kirche aus den Vergabungen des österreichischen Fürstenhauses entgegenstrahlte, auch wenn sie nicht den Nonnenchor, sondern nur das Schiff betreten durften, muss auf die Zeitgenossen eine überwältigende gewesen sein, um so mehr, als sie in ihrer täglichen Umgebung selten genug so grosse und farbenprächtige Kunstwerke zu sehen bekamen. Auch mochten die adeligen Frauen und namentlich die Abtissinnen als Nachfolgerinnen solcher aus königlichem Geblüte es als eine gewisse Ehrenpflicht erachten, selbst unter der Oberhoheit Berns wenigstens in den Gotteshäusern, deren Kollator das Kloster war, durch kostbare Geschenke das Andenken an die Familie des vertriebenen Landesherrn festzuhalten. Solcher Gesinnung verdankte vermutlich auch die erwähnte Fensterschenkung an die Kirche von Gebensdorf ihren Ursprung. Seit dem Jahre 1330 besass das Kloster Königsfelden als ein Geschenk der Herzoge Otto und Albrecht von Österreich dort das Patronatsrecht; 1437 erhielt das Gotteshaus einen neuen Pfarrherrn Namens Heinrich Heidegger aus dem Bregenzerwald.[42]) Bei diesem Anlasse wurde vermutlich der Kirchenchor neu bemalt, worauf die Fresken zu deuten scheinen, welche man 1878 dort aufdeckte.[43]) Im Jahre 1438 entstanden die gemalten Fenster, von denen leider nur ein kleines Fragment übrig blieb, das älteste datierte Glasgemälde der Schweiz.[44]) Es führt uns auf gelbem Grunde im Wechsel mit Reichsadlern blau damaszierte Medaillons vor, geschmückt mit den Schilden des Klosters Königsfelden (Wappen von Ungarn) und Österreichs. Über diesem Ornamentstreifen, der den Fuss des Glasgemäldes bildete, enthält ein schmales Band in gotischen Minuskeln die Namen der Heiligen, welche darauf standen, SS. Maria und Margaretha, samt der Jahreszahl 1438 (Fig. 33). Erstere verehrte das Kloster Königsfelden, letztere die Kirche von Gebenstorf als Patronin.[45]) Zweifellos war dieses Fenster nicht das einzige, womit die damalige Äbtissin, Gräfin Elisabeth von Leiningen, das renovierte Gotteshaus schmückte, leider aber hat sich von den andern keine Spur mehr erhalten.

Wie zu Gebensdorf, so besass das Kloster Königsfelden auch die Kollatur des alten Kirchleins auf dem Staufberg bei Lenzburg, nur wenige Stunden von der Abtei entfernt. Am 10. August 1312 war sie von den Herzogen Friedrich und Leopold von Österreich und ihren Brüdern Albert, Heinrich und Otto, der Äbtissin und dem Clarissinnenkonvent geschenkt worden. Wohl erhoben in der Folge andere Gotteshäuser und Stifte und später namentlich auch die Stadt Lenzburg Anspruch auf dieses Recht; allein zufolge eines Entscheides des Rates von Bern vom 9. Mai 1429 ging das Kloster siegreich aus all' diesen Anfechtungen hervor. Zehn Jahre vorher war das Gotteshaus durch einen Blitzschlag verbrannt und verwüstet worden. Es wandten sich darum die Kirchgenossen um eine Unterstützung für den Wiederaufbau in erster Linie an den Kollator, der zur Unterhaltung des Chors verpflichtet war. Und nicht umsonst. Denn aus besonderer Gnade und Freundschaft steuerte das Kloster am 15. Juni 1419 einen Geldbeitrag von 110 Gulden bei. Trotzdem schritt jedenfalls der Bau der Kirche langsam vorwärts, denn noch am 12. November 1473

---

[42]) A. Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, Bd. II, S. 549.

[43]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1878, S. 883.

[44]) Es kam im Jahre 1903 aus dem Besitze von Dr. H. Angst in den des Schweiz. Landesmuseums und ist zurzeit in einem Fenster von Raum IV eingesetzt. Bei der Erwerbung desselben durch Dr. Angst waren von den Heiligenfiguren nur noch ganz kleine Bruchstücke der Gewänder erhalten.

[45]) A. Nüscheler, a. a. O., S. 549.

bewilligte der Bischof von Konstanz den Leuten zu Staufen einen Bettelbrief.[46]) Dagegen ist anzunehmen, dass das reiche Kloster seinen Verpflichtungen rascher nachkam, da die Glasmalereien, welche noch heute die drei Fenster des Chor-Polygones schmücken, in den Jahren 1420/30 entstanden sein dürften. Nach einigen darein versetzten Figuren zu schliessen, müssen früher noch weitere Fenster mit Glasmalereien geschmückt gewesen sein.

Als Hauptdarstellung enthalten die Chorfenster eine Jugendgeschichte Christi in Verbindung mit der Kreuzigung und einigen Heiligenfiguren, beginnend im zweiteiligen nördlichen Fenster mit der Verkündigung, der Heimsuchung und der Anbetung des Kindes durch das Elternpaar. (Fig. 34.) Daran reihte sich in der mittleren Felderreihe des dreiteiligen Mittelfensters als Hauptdarstellung die Anbetung der Könige. (Taf. IX.) Weil aber nach alter Vorschrift den Gläubigen an dieser Stelle die Passion vorgeführt werden sollte, brachte man in der Mitte der obersten Felderreihe den Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes an, und in den beiden seitlichen Feldern S. Vincenz und S. Laurenz, die Standesheiligen von Bern. Dies dürfte darauf hindeuten, dass der Rat dieser Stadt an die Herstellung des Fensters einen Beitrag zahlte oder es vielleicht ganz schenkte. Von der untersten Felderreihe ist nur noch das Feld rechts erhalten, welches uns die restaurierte Gestalt des Johannes Ev.[47]) mit einem bis heute unbekannten Donatorenwappen vorführt. Das Fenster auf der Südseite des Chores (Fig. 34) enthält die Beschneidung, die Darstellung im Tempel und den zwölfjährigen, lehrenden Jesusknaben. Versetzt in das erste Fenster ist S. Beatus (unterste Reihe links), vermutlich eine der frühesten Darstellungen dieses Heiligen, dessen berühmte Wallfahrtskapelle vor der S. Beatenhöhle am oberen Thunersee stand. Im Mittelfenster erblicken wir die derben Gestalten der Apostel Petrus und Paulus (unterste Reihe, Feld 1 und 2) und im südlichen Fenster eine hl. Magdalena (unterste Reihe Feld links).

Die einfachen, zum Teil etwas herben Darstellungen, welche, wie auch aus den Abbildungen leicht zu erkennen ist, einige eingreifende Restaurationen erlitten haben (vgl. z. B. den Engel in der Verkündigung), schliessen noch enge an die Kompositionsweise des 14. Jahrhunderts an, zeigen aber das ausgesprochene Bestreben nach einer Häufung der figürlichen Darstellungen auf Kosten der Ornamentik in der Weise, dass jedem Fensterfelde (Höhe 75 cm, Breite 35—40 cm) wenigstens eine Figur zukommt. Da aber der Künstler nicht auf eine Trennung der einzelnen Szenen durch architektonische Glieder verzichten wollte, veranlasste ihn dies zu Kompositionen, die nicht sehr glücklich sind. So deutete er z. B. bei der Darstellung der Heimsuchung durch den Rasenboden und einige Hügel wohl an, dass diese Handlung sich im Freien zutrug, spannt aber trotzdem über das Ganze eine flache Zimmerdecke und stellt die beiden Frauen unter einer Art einfacher Baldachine, nur, um dadurch eine Basis für die obere Darstellung zu gewinnen. Seine Landschaftsbilder beschränken sich noch auf eine gegenständliche Andeutung, die nicht weitergeht, als auf den Glasgemälden von Königsfelden. In der Komposition der Räume ist er dagegen etwas mannigfaltiger. Denn während auf den Glasgemälden von Königsfelden die Verlegung einer Handlung innerhalb

[46]) Argovia, Bd. XXVI, S. 49 ff. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1880, S. 41.

[47]) In der ältesten Beschreibung dieser Glasgemälde von J. R. Rahn (Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1869, S. 105) sprach dieser beiläufig die Vermutung aus, es könnte diese Figur eine der klagenden Frauen am Grabe darstellen. Diese Bemerkung hat später arge Verirrungen angerichtet. Denn in „Die Pflege der Kunst im Aargau“ (Aarau 1903, S. 202), wird mitgeteilt, es finde sich an dieser Stelle „die Salbung des Leichnams Jesu und die Frauen am Grabe“. Nun kann die Figur überhaupt nie eine hl. Frau dargestellt haben, weil sie kein Kopftuch trägt, wie z. B. die in der Darstellung sehr verwandte hl. Magdalena im südlichen Fenster.

Fig. 34. Die Seitenfenster im Chore der Kirche auf Staufberg bei Lenzburg.

Kirche auf Staufberg bei Lenzburg.
Mittleres Chorfenster. – Vor 1450.

eines Raumes noch durch die Darstellung eines Gebäudes hinter den handelnden Personen (vgl. Tafel VI), oder durch ein luftiges, baldachinartiges Gerüst dargestellt wird (vgl. Fig. 27), finden wir auf denen des Staufberger Kirchleins bereits kulissenartig zusammengestellte Rahmenwände, auf denen flache, fliesenartig gemusterte Decken ruhen. Einige dieser Interieurs gewähren einen Durchblick ins Freie, bei andern scheint es, als habe man im Beschauer den Eindruck hervorrufen wollen, es seien diese Rahmen auf der Rückseite mit einem Stoffe überspannt worden; Luft und Stoff werden aber gleichmässig nach alter Art durch einen blauen oder roten Damast dargestellt, der mit kleinen geometrischen Ornamenten, oder (seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts) mit feinem Ranken- oder Federnwerk gemustert ist. Daneben finden wir allerdings auch kleine Gewölbekonstruktionen mit bunten, in grösseren Verhältnissen mit Sternen geschmückten Kappen, wie sie in den Kirchenchören damals zu sehen waren. Sie wölben sich verbindend über mehrere nebeneinander liegende Fensterfelder, um zusammengehörige Figuren in eine Darstellung zu vereinigen. Während Staufberg uns nur die bescheidenen Anfänge dieser Kompositionsart vorführt, und das Chorfenster der Benediktskirche in Biel davon nur schüchternen Gebrauch macht, zeigen sie uns Glasgemälde im Münster zu Bern in ihrer phantastischen Ausgestaltung, übereinstimmend mit einigen, wie wir noch sehen werden, enge verwandten Glasgemälden in Kirchen des Elsasses.

Wie manches Gotteshaus sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts in ehemals vorderösterreichischen Landen des Schmuckes grösserer Glasgemälde-Zyklen erfreute, lässt sich heute nicht mehr nachweisen. Sicher ist, dass solche auch im Kirchenchore zu Suhr bei Aarau vorhanden waren, bevor sie im Jahre 1844 durch einen Blitzstrahl zerstört wurden. Heute sind davon nur noch wenige Fragmente erhalten, welche im Gemeindehause aufbewahrt werden. Sie stellen die hl. drei Könige dar. Der vorderste verneigt sich. Er trägt am linken Arme eine goldene Krone und in der Rechten einen Becher voll Goldmünzen. Hinter ihm stehen seine beiden Gefährten mit goldenen Kronen. Alle sind mit faltigen Untergewändern und langen Mänteln mit weissen Kragen bekleidet, welch letzteren Wappenschildchen als Verzierung dienen. Die Farben der Gewänder sind rot, weiss, blau und grün, die Geräte und Kronen leuchten dagegen in dunkelm Goldgelb. Die Darstellung der Köpfe beschränkt sich auf die Einzeichnung der Gesichtszüge mit groben schwarzen Strichen auf dem farblosen Glase. Auch die Komposition ist noch unbeholfen. Vom Hintergrunde hat sich nur noch ein Stück des blauen Damastes erhalten. Die Grösse der Figuren beträgt zirka 35 cm.[48])

Am glanzvollsten tritt uns auf dem Gebiete der heutigen Schweiz die kirchliche Glasmalerei des 15. Jahrhunderts in den Chorfenstern des Münsters zu Bern entgegen. Der Umstand, dass die Stadt im Bezirke der Parochie Köniz angelegt wurde, hatte zur Folge, dass die Stadtkirche, die wahrscheinlich mit der Stadtgründung entstand, nur eine Filiale der Pfarrkirche Köniz war. Dieses Verhältnis änderte sich nicht, als im Jahre 1226 durch Verfügung Friedrich II. der Deutschorden in den Besitz der Augustinerpropstei Köniz eingesetzt wurde. Dagegen entstanden lange Kämpfe zwischen der Bürgerschaft und dem Bischof von Lausanne einerseits und dem Deutschorden anderseits, die nach mehr als 30 Jahren damit endigten, dass der letztere die Berner Kirche offenbar als selbständige Parochialkirche anerkannte.[49]) Die rechtliche Trennung von Köniz vollzog der Bischof

[48]) Vgl. H. Lehmann, Die Glasgemälde in aargauischen Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde. Neue Folge Bd. IV, S. 308.

[49]) Dr. F. E. Welti, Die Rechtsquellen des Kantons Bern, 1. Teil, Stadtrechte. I. Band, Das Stadtrecht von Bern, Aarau 1902, S. XXXVI ff.

von Lausanne indessen erst 1276, wodurch aber das Patronatsrecht des Deutschordens an der Stadtkirche unangetastet blieb. Auch fernerhin war der Deutschordens-Leutpriester Vorsteher des Deutschordenshauses in Bern und zugleich der St. Vincenzenkirche. Diese mochte wohl der rasch angewachsenen Gemeinde schon längst nicht mehr genügt haben. Aber erst das Selbstbewusstsein, das glückliche Unternehmungen gegen mächtige Feinde geweckt hatten, liess den Wunsch und den Willen entstehen, ein grösseres und schöneres Gotteshaus zu erstellen.

Doch eilte der Rat bei den Vorbereitungen für den Neubau nicht. Seit dem Jahre 1407 verzeichnet das Testamentenbuch Beiträge an den Baufond, und 1418 traf auch die nicht ohne Mühe erlangte päpstliche Einwilligung für die Errichtung eines neuen Gotteshauses ein, so dass man sich nach einem Baumeister umsehen konnte. Man fand ihn nach zwei Jahren in der Person des 25jährigen Matthäus Ensinger, der bei seinem Vater Ulrich bis zu dessen im Jahre 1419 erfolgten Hinscheiden am Münsterbau in Strassburg beschäftigt gewesen war. Meister Ulrich aus Ensingen bei Ulm hatte bei Lebzeiten als der tüchtigste Architekt in oberdeutschen Landen gegolten,[50]) und es war darum von seinem Sohne um so mehr zu erwarten, dass er sich der wichtigen Aufgabe gewachsen zeige.

Infolgedessen konnte am 11. März 1421 durch den Schultheissen Junker Rudolf Hofmeister im Beisein aller Orden der Stadt und einer zahlreichen Volksmenge der Grundstein zu dem neuen Münster gelegt werden. Neun Jahre später (1430) begann man die Fundamentierung des Chores, der, wenn auch noch ohne Gewölbe, jedenfalls zu Anfang der 40er Jahre unter Dach gebracht war (vgl. S. 81). Trotz der Baulust der Bürgerschaft standen doch der Förderung dieses Unternehmens, laut den Eintragungen im St. Vincenzen-Schuldbuche nur bescheidene Mittel zur Verfügung. Denn das Patriziat verwendete seine Unterstützungen lieber zur Errichtung von Privatkapellen, in denen es sich bleibende Familienstiftungen schuf. Dabei bot sich ihm Gelegenheit, seiner bevorzugten gesellschaftlichen Stellung durch eine prunkvolle Ausstattung derselben in Gestalt frommer Werke öffentlich Ausdruck zu geben.[51]) Diese Räume lehnten sich anfänglich an die Mauern der alten Leutkirche an und waren durch ausgebrochene Türöffnungen mit ihr verbunden. Leider schädigte diese Verwendung der Privatunterstützungen zu selbstsüchtigen Zwecken die Förderung des eigentlichen Kirchenbaues zeitweise so sehr, dass die nötigsten Mittel fehlten. So musste z. B. Rudolf von Ringoldingen im Jahre 1447 dringend um die sofortige Auszahlung zweier zugunsten des Münsterbaues ausgesetzter Vermächtnisse bitten, „da man ein neues Seil in die Grube brauche, und man im nicht entsprechenden Fall gezwungen wäre, den Bau einzustellen“. Infolge dieser langsamen Fortschritte am Neubau konnte erst im Jahre 1452 mit dem Abbruch des alten Gotteshauses begonnen werden und mit dem seines Turmes sogar erst 1493.

An ehrenden Auszeichnungen fehlte es dem Werkmeister am Münsterbau trotzdem nicht. Schon seit dem Jahre 1435 gehörte er dem Grossen Rate der Stadt an, und 1445 und 1447 beriefen ihn nacheinander die Städte Freiburg i. Ü. und Luzern zur Begutachtung bautechnischer Fragen. Aber auf diesen angesehenen Wirkungskreis im öffentlichen Leben, der zudem durch einen gesicherten Wohlstand gefördert wurde, warf ein unglückliches Familienleben einen düsteren Schatten. Die Berufung als Werkmeister an den Dombau nach Ulm mochte ihm darum willkommenen Anlass bieten, seine Verpflichtungen mit Bern im Jahre 1446 zu lösen. Man liess ihn

---

[50]) Friedr. Carstanjen, Ulrich von Ensingen, Beitrag zur Geschichte der Gotik in Deutschland, München 1893.

[51]) H. Türler, „Die Altäre und Kaplaneien des Münsters in Bern vor der Reformation“, Neues Berner Taschenbuch 1896, S. 72 ff.

ungern ziehen und rief ihn später noch einigemale als Berater für den Fortbau seines Werkes zurück. Dem Rate zu Bern gehörte er noch im Jahre 1448 an, und erst 1451 fand die endgültige Abrechnung mit ihm statt, wobei der Rat mit einigen hundert Gulden in des Meisters Schuld blieb. Ihm folgte bald auch sein Sohn Vincenz Ensinger, der seit 1448 die Leitung des Baues übernommen hatte. Dem Fortgang der Arbeiten waren diese Verluste wenig förderlich. In die Lücke trat zunächst der Stadtbaumeister Stephan Hurter[52]), seit dem 22. Februar 1453 zum Werkmeister ernannt, der bis zu seinem am 8. März 1469 erfolgten Tode dem schwierigen Berufe oblag. Inzwischen hatte am 14. August des Jahres 1453 eine feierliche Visitation des im Bau begriffenen Gotteshauses durch einen Vertreter des Bischofs von Lausanne stattgefunden. Nach Hurters Tode wurde zum Werkmeister Nikolaus Bierenvogt ernannt, der schon seit 1460 als Polier am Münster tätig gewesen war. Er traf es in keine günstige Zeit. Politische Ereignisse von unabsehbarer Tragweite für die Zukunft der Eidgenossenschaft fesselten das Interesse der leitenden Staatsmänner und nahmen bald ihre volle Arbeitskraft in Anspruch. Denn Bern stand vor einem Kriege mit Burgund. Unter solchen Verhältnissen erkaltete der Baueifer, und bald bot sich sogar dem Werkmeister nicht mehr ausreichende Beschäftigung. Er mochte es darum um so freudiger begrüssen, als ihn 1473 die Stadt Burgdorf in ihre Dienste nahm, wo man, nicht gerade zu einer günstigen Zeit, mit dem Neubau der Stadtkirche begonnen hatte. Es braucht wohl nicht näher erörtert zu werden, dass der glückliche Ausgang des Krieges auch dem Münsterbau einen neuen Impuls verlieh. Doch wurde dieser schon im Jahre 1480 durch eine grosse Überschwemmung wieder gelähmt, da ihr zwei Teuerungs- und Hungerjahre folgten, während denen die Obrigkeit alle verfügbaren Mittel ihren hart geschädigten Untertanen zuwenden musste.

Seit dem Juli 1481 hatte Moritz Ensinger, ein Sohn des Vincenz und Enkel des ersten Werkmeisters die Leitung des Münsterbaues übernommen, doch wurde seine Tätigkeit schon durch die äussern Umstände wenig begünstigt. Nach seinem 1483 erfolgten Ableben trat Erhardt Küng, ein „niederländischer Westphale“, an seine Stelle, der schon seit 1458 als Bildhauer am Münster tätig gewesen war. Doch galt es, bevor an den Hochbau und die Errichtung des Turmes geschritten werden konnte, durch die Erbauung einer Terrasse am steil abfallenden Abhange gegen die Aare für die Festigung des Baugrundes zu sorgen. Das geschah mit aller Energie. Seit dem Jahre 1489 flossen auch die Quellen in den Baufond wieder reichlicher. Da trat mitten im fröhlichsten Schaffen eine Stockung ein: der neue Turm bekam Risse. Man suchte und fand Hilfe bei auswärtigen Fachleuten, so dass trotz allem Ungemach der Ausbau des Mittelschiffes vermutlich in den Jahren 1495—98 erfolgte. Doch schon in den beiden folgenden Jahren stockte der Bau wieder. Vielleicht wollte man erst abwarten, ob sich die angeordneten Massnahmen gegen die Senkung des Turmes bewährten. Erst 1501 begann die Tätigkeit aufs neue. Bereits ein Greis, vermochte Küng die Arbeitslast eines Werkmeisters nicht mehr allein zu tragen, weshalb man ihm als Gehilfen Hans von Münster, den Polier, beigab. Über die Bauführung während der folgenden Jahre werden wir nur mangelhaft unterrichtet. Sicher ist, dass am 1. August 1505 ein Peter Pfister aus Basel als zweiter Werkmeister angestellt wurde. Immerhin scheint auch das Vertrauen in diesen Mann nicht gross gewesen zu sein. Denn bevor man mit dem Aufbau des Turmes weiterzufahren wagte, wurden abermals fremde Experten aus Zürich und Basel berufen. Ihr Urteil lautete nicht besonders günstig. Um darum der Sache ganz sicher zu sein, lud man den berühmten

[52]) Er ist identisch mit Stephan Pfuttrer.

Augsburger Meister Thomas Engelberger, der den Ulmer Turm so trefflich „kuriert“ hatte, nach Bern ein. Er kam im Sommer 1507, gab mündliche Weisungen und versprach eine Visierung für den Unterbau zu senden. Doch liess er sich dazu Zeit. Seine Ratschläge bewährten sich aber so gut, dass im Jahre 1518 das obere Viereck eingedeckt war und zur Aufnahme der Glocken eingerichtet werden konnte. So viel über die Baugeschichte und die Männer, welche im Zeitraum von beinahe hundert Jahren dabei beteiligt waren.

Trotzdem der Rat, wie uns die Baugeschichte lehrt, dem begonnenen Werke nie auf einmal grosse Mittel zuwenden konnte, verzichtete man doch nicht auf eine, für die damaligen Ansprüche reiche Ausstattung seiner Baglieder. Das beweisen uns nicht nur die kunstvollen Bildhauerarbeiten, sondern auch die in vier Fenstern des Chores erhalten gebliebenen Glasgemälde, welche für die Vertretung dieses Kunstzweiges in unserem Lande während des 15. Jahrhunderts von ähnlicher Bedeutung sind, wie die im Chore des Klosters zu Königsfelden für das vorangegangene. Nach einer, bis heute wenig gewürdigten Eintragung in den Stadtrechnungen zahlte im zweiten Halbjahr 1441 der Rat „meister Hansen von Ulm umb das glassphenster in den nüwen kor, als ime das verdinget was. gebürt das glas, fürlon, zerung etc. in ein summe CLVII guldin VIII ß, tut ze phenningen gerechnet CC lib. LXXV lb. III ß“.[53]) Diese Notiz ist nach verschiedenen Richtungen von Bedeutung. Sie zeigt uns zunächst, dass der Rat der Stadt als Bauherr mit den Fensterschenkungen den Anfang machte und zwar nach den, wenn auch nicht mehr ursprünglichen Standesschilden zu schliessen, hergebrachter Sitte gemäss, mit einer Darstellung der Passion im Mittelfenster des Chores. Von diesem Werke sind, wie wir sehen werden, höchstens einige Fragmente erhalten geblieben. Wenn es von einem Ulmer Meister angefertigt wurde, so kann uns dieser Umstand nicht befremden, da der Werkmeister ebenfalls aus dieser Stadt stammte. Nach dieser Eintragung muss der Chor, entgegen der bisherigen Annahme,[54]) im Jahre 1441 bis zu den Anfängen des Gewölbes aufgemauert und vermutlich eingedeckt gewesen sein.

Schon viel früher waren Stiftungen von Glasfenstern und wahrscheinlich auch von Glasgemälden in die Privatkapellen erfolgt oder doch in Aussicht genommen worden. So gedenkt solcher 1423 Schultheiss Petermann von Krauchthal in seinem Testament[55]) und ebenso der reiche Peter Matter kurz vor 1430.[56])

Viel besser sind wir über die Entstehung des Zehntausendritter-Fensters unterrichtet, welches seine Aufstellung auf der Südseite des Polygons neben dem Passionsfenster fand. Nach dem Schuldbuche von „Sanct Vincenzen der Lütkilchen von Bern“, welches Thüring von Ringoldingen als des Baues Pfleger auf den hl. drei Königstag 1448 anlegte und bis 1456 unter teilweiser Aufnahme früherer Aufzeichnungen fortsetzte, wurde im Sommer 1447 folgender Vertrag geschlossen:[57]) „Item min Her von Bubenberg der Schultheiss und min Vatter hand verdinget Niclauwsen dem Glaser im Summer anno XLVII (1447) der Xtusend Ritter Glassfenster im Kore

[53]) E. F. Welti, Die Stadtrechnungen von Bern aus den Jahren 1430—52, S. 141.

[54]) Vgl. Berthold Haendcke und A. Müller, Das Münster in Bern. Festschrift zur Vollendung der St. Vincenzenkirche, Bern 1894, S. 60, ein Buch, das nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen ist.

[55]) H. Türler, Neues Berner Taschenbuch 1896, a. a. O., S. 74.

[56]) H. Türler, a. a. O., S. 77.

[57]) Seite 51b. Vgl. K. Howald, Der Zehntausendritter-Tag und das Zehntausendritter-Fenster im Berner Münster. Berner Taschenbuch 1885, S. 124. Haendcke und Müller, Das Münster in Bern, a. a. O., S. 141.

sunnenhalb (Südseite) ze machen. Und sond wir Im geben von jedem Stück 2 1/2 Rinscher Guldin, und sol ma die Formen denne wägen und, was sy gebürend, nach swere der Stuken sol man Im bezahlen; darzu han ich Thüring Im versprochen, ob er es gut macht, ze Stür ze geben X rinsch Guldin, un han mich des also gemechtigt, denn er es süss nitt getan hätt. Und also überschlugend sy die Formen nach der Swäre, eine in die andere gerechnet, nämlich zwei Formen Stugk[58]) für ein Fenster Stugk,[59]) und also sint der Formen Stucken XIIII, die rechnet man für VII Fenster Stugk, also gebürt die rechte Summ der Stugken, one den Vorteil, nämlich sint die Rechten Fenster Stugke ob dem Fenster bangk ouch XX Stugk und unter dem Fenster bangk ouch XX Stugke und für die Formen VII Stugk zu rächnen, tut von jegklichem Stugk 2 1/2 Guldin, gebürt im ein Summ C und XVII 1/2 Guldin und die X Guldin zu Besserung, dz gebürt Alles C und XXVII 1/2 Guldin.[60])

Item so hand wir Im geben für das Insetzen, wan man och allen fremden Meistern die Zerung darzu geben hat, namlich gaben wir Im iij Guldin.

Item schankt Ich dem Maler, Meister Bernharten, das als Niclaus bezahlt hat, und kost 2 Pfund".

Da der Rat in der Stiftung des um etwa 30 Gulden höher bezahlten Passionsfensters seinen Verpflichtungen schon nachgekommen war, musste diese Schuld durch freiwillige Beiträge gedeckt werden. Dazu steuerten namentlich Frauen aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen in Geld und Naturalgaben. So zahlte Thoman Vischers Frau einen Beitrag an das Papier, welches Niklaus Glaser brauchte, um das Fenster zu entwerfen; Clewin, der Schlosser, gab 6 Eisenschienen für die Fensterstäbe, ähnlich Hans von Augsburg. Dagegen steuerte Götzen, des Grempers Weib vier silberne Schalen im Gewichte von 2 Mark und 5 Lot bei, die alte Balmera verhiess 50 rheinische Gulden, die Gret Müllerin von Utzenstorf einen Gulden.[61])

Niclaus, der Glaser, ein ansässiger Meister, war schon im Jahre 1437 vom Rate beauftragt worden, die Fenster im Rathaus und Torhaus auszubessern.[62]) Meister Bernhard, der Maler, welcher Gehilfendienste leistete, ist nicht weiter bekannt.[63])

Im folgenden Jahre (1448) stiftete Caspar von Scharnachthal in das Fenster neben das mit der Legende der Zehntausend Ritter[64]) aus eigenen Mitteln ein Glasgemälde.[65]) Leider ist davon nichts mehr erhalten geblieben, da es wahrscheinlich, wie die andern auf dieser Chorseite, den Hagelwettern von 1502 und 1520 zum Opfer fiel. (Vgl. S. 239). Um das Jahr 1450 muss auch das sogenannte Bibelfenster auf der Nordseite des Chorabschlusses neben dem Passionsfenster entstanden sein. Darauf deutet mit aller Bestimmtheit seine einfache, noch direkt an weit ältere

[58]) Masswerkfüllungen oder Ornamente.

[59]) Bildliche Darstellungen.

[60]) Nach von Rodt, Bern im XV. Jahrhundert, (S. 100) kam damals der Kaufwert des rheinischen Guldens etwa Fr. 31.50 unseres gegenwärtigen Geldwertes gleich; demnach kam das Figuren-Fensterfeld auf ca. 89 Fr. zu stehen, das ganze Fenster auf rund 4000 Fr.

[61]) Für die Details verweisen wir auf die Arbeit von K. Howald, a. a. O. S. 121—123.

[62]) 1437. Denne Niclaus glaser umb phenster im rathus ze bessern und zu dem torhus 1 lb. I ß II ₰. Welti, a. a. O. S. 83a.

[63]) Vgl. Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums, a. a. O. S. 25.

[64]) D. h. in den oberen Teil desselben, der untere Teil war von jeher wegen der darunter angebrachten prächtigen Priestersitze vermauert.

[65]) St. Vincenzen-Schuldbuch S. 30.

Vorbilder anschliessende Komposition. Die Notiz im St. Vincenzen-Schuldbuch vom Jahre 1475, welche Stantz[66]) zur Bestimmung für dessen Entstehungszeit heranzieht, muss darum mit aller Bestimmtheit abgelehnt werden.[67])

Auch Händcke lässt sich durch diese Aufzeichnung irre führen und verlegt, darauf gestützt, dessen Entstehung zwischen die Jahre 1470—1480,[68]) die des viel kunstvoller komponierten Dreikönigfensters dagegen zehn Jahre früher (1460—70) und die des Hostienmühle-Fensters, welches dem letzteren doch viel näher verwandt ist, zehn Jahre später (1480—1490).[69]) Solch willkürliche Datierungen zeugen in der Tat von wenig kritischem Verständnis. Noch viel unverständlicher aber bleibt es, dass man keinen Anstoss daran nahm, unter diesen Umständen die noch viel reicheren und farbenprächtigeren Fragmente im Passionsfenster als ursprüngliche Bestandteile anzusehen und deren Entstehung trotzdem in die Jahre 1445—1450 zu verlegen.[70]) Wie es sich damit verhält, werden wir später ausführen. Nun findet sich im St. Vincenzen-Schuldbuche eine Notiz,[71]) wonach am 19. Januar 1450 Hans Frengkli eine Forderung von 100 Pfund geschenkt habe und zwar als gleichzeitige Eintragung des Kirchenpflegers Hans Schütz. Dazu notierte eine spätere Hand: „Diss ist an dz glasfenster kommen nebend dem sacramenthus, hat Frengkli halb bezahlt für das, und zücht er selbs die Schuld in.“ Da das längst entfernte, von Niklaus von Diessbach gestiftete Sakramentshaus sich nach den Untersuchungen von Händcke und Müller[72]) an den dritten nördlichen Pfeiler von Westen im Chor anschloss, stand es zwischen beiden in Frage kommenden Fenstern, von denen das östlich gelegene die Reise der hl. drei Könige nach Bethlehem, das andere eine sog. Hostienmühle darstellt. Die Bezeichnung ist darum eine ungenaue. Als sicher darf dagegen angenommen werden, dass dieser Zusatz vom Nachfolger des Hans Schütz etwa zwischen den Jahren 1454—56 gemacht wurde. Nun weist sich das Dreikönigsfenster durch seine Wappen als eine Stiftung der reichen Familie Zigerli von Ringoldingen aus. Aus der Mitte des Masswerkes erglänzt der Wappenschild des angesehenen Geschlechtes, umgeben von stilisierten Blumen und drei Löwen, während in den äusseren Masswerkfüllungen je zwei Engel musizieren. Darunter folgen in den beiden mittleren Fensterfeldern zwei Gruppen mit je drei Schilden, von denen der eine über die beiden andern gestellt ist.

In der Gruppe links vom Beschauer ist das oberste Wappen mit den zwei Fischen nicht sicher zu deuten. Der Stellung nach muss es der Grossmutter des Änneli von Ringoldingen, einer Agneline de Bouvans angehört haben, während Ännelis Wappen mit dem ihres Gemahls, Bernhard von Büttikon, darunter steht. In der Gruppe rechts erinnert das Strählerwappen an die Grossmutter des Schultheissen Rudolf von Ringoldingen, deren Gemahl Heinrich I. Zigerli war. Das Wappenpaar darunter gehört seinem Sohne Heinrich II. und dessen Frau Clara Matter an. In

---

[66]) Stantz, Münsterbuch, S. 68 wollte für dessen Datierung folgende Notiz im St. Vinzenzen-Schuldbuche (S. 119) heranziehen: Item Junker Urban von Muleren vnd Jacob Closs vnd Mstr. Niklaus vnd der treger (dieses Wort konnte Stantz nicht entziffern) vnd Peter Stark hand gerechnet mit Peter Nollen vf sant Mattystag im LXXV jar (1475) vnd beliebt sant finzentz im schuldig CVII Pfund.

[67]) Vgl. auch F. Thormann und W. F. v. Mülinen, Die Glasgemälde in bernischen Kirchen S. 12.

[68]) Das Münster in Bern a. a. O. S. 146.

[69]) Das Münster in Bern S. 148 und 151.

[70]) Das Münster in Bern a. a. O. S. 145.

[71]) Fol. 39. Der Verfasser verdankt ihre Kenntnis der Güte von Staatsarchivar Prof. Dr. H. Türler.

[72]) Das Münster in Bern, a. a. O. S. 60 und 140.

den äusseren Feldern prangt links das volle Wappen des berühmten Schultheissen Rudolf selbst und rechts das seiner ersten Gemahlin, Jonata von Mümpelgard.

Von den vier Wappenpaaren am Fusse des Fensters gehört das erste dem gleichen Ehepaare an, das zweite dessen Sohne Thüring, der 1458 dem Vater im Schultheissenamte folgte und seiner Frau, Verena von Hunwil,[73]) das dritte seinem Bruder Heinrich († zwischen 1448 und 1450) und seiner Gemahlin aus dem Geschlechte der Truchsessen von Wolhusen. Beim vierten Wappenpaar lässt sich das Frauenwappen nicht mehr bestimmen. Sicher ist, dass an seiner Stelle zur Zeit, da Dr. Stantz das Münsterbuch schrieb, ein nicht zugehöriges Figurenfeld eingesetzt war, und es darum bei einer Restauration als Ergänzung hinzugekommen sein mag.[74])

Schon der Umstand, dass das Wappenpaar des Rudolf von Ringoldingen und seiner ersten Frau zweimal auf dem Glasgemälde erscheint, weist mit Bestimmtheit auf ihn, als dessen Stifter. Nächst den Diessbach der reichste Mann in Bern, Inhaber verschiedener Herrschaften und zahlreicher Güter, dreimal Schultheiss und der berühmteste Diplomat seiner Zeit, stolz auf seine Verbindungen mit zahlreichen vornehmen Familien und darauf bedacht, durch prunkvolles Auftreten seine Abkunft von Vorfahren, die Kaufleute, Metzger und Gastwirte gewesen waren, vergessen zu machen, entsprach eine so glänzende Stiftung durchaus seiner Gesinnung. Schon früher hatte er in der Ringoldingen-Kapelle am St. Vincenzenmünster den hl. drei Königen, die er besonders verehrte, einen Altar gestiftet,[75]) und sie am 4. Dezember 1455 dotiert und vollständig ausgeschmückt. Im folgenden Jahre starb er hoch betagt. Unter solchen Umständen ist nicht anzunehmen, dass der Stolz dieses Geschlechtes auch Beiträge anderer Personen zur Stiftung dieses Fensters zugelassen hätte und es kann sich darum die Gabe des Hans Frengkli, nur auf das Hostienmühle-Fenster beziehen.

Da nun Änneli von Ringoldingen als Tochter Rudolfs auf dem Fenster noch mit dem Wappen ihres ersten Gemahles, Bernhard von Büttikon, erscheint, im Testamente ihres Vaters von 1456 aber schon als Gemahlin des Hans von Fridingen genannt wird,[76]) so muss auch dieses Fenster vor 1456 gemalt worden sein. Wie wir aus dem Aktenmaterial schliessen können, entstanden darum, entgegen den bisherigen Annahmen, das beinahe gänzlich zerstörte Passionsfenster in der Mitte des Chorpolygons hinter dem Hochaltar um 1441, das bis auf wenige Fragmente zerstörte Zehntausendritter-Fenster rechts daneben um 1447, das vollständig verschwundene Scharnachthal-Halbfenster rechts neben dem Zehntausendritter-Fenster 1448, das sog. Bibelfenster links neben dem Passionsfenster um 1450, das Dreikönigsfenster und das Hostienmühle-Fenster auf der linken Seite des Chores daran anschliessend zwischen 1450 und 1456. Demnach haben wir auch hier, wie in der Kirche zu Königsfelden, entgegen den versuchten Künsteleien, eine natürliche Reihenfolge, die vorschriftsgemäss mit der Darstellung der Passion im Mittelfenster des Chorpolygons begann und die andern, wie sie entstanden, beidseitig daran reihte.

---

[73]) Sicher vermählt seit 1448, vgl. Tobler, a. a. O. S. 191.

[74]) Für die Genealogie der Ringoldingen vgl. H. Türler, Über den Ursprung der Zigerli von Ringoldingen und über Thüring von Ringoldingen, Neues Berner Taschenbuch, 1902. S. 263 ff. und Stammbaum n. S. 276. Tobler, a. a. O. S. 181 und Anmerkung 37.

[75]) H. Türler, Neues Berner Taschenbuch, 1896, S. 85. Auch dessen Sohn Thüring begann als Pfleger des Münsters sein Schuldbuch am Dreikönigstag (1448). Howald, Berner Taschenbuch, 1885, S. 120.

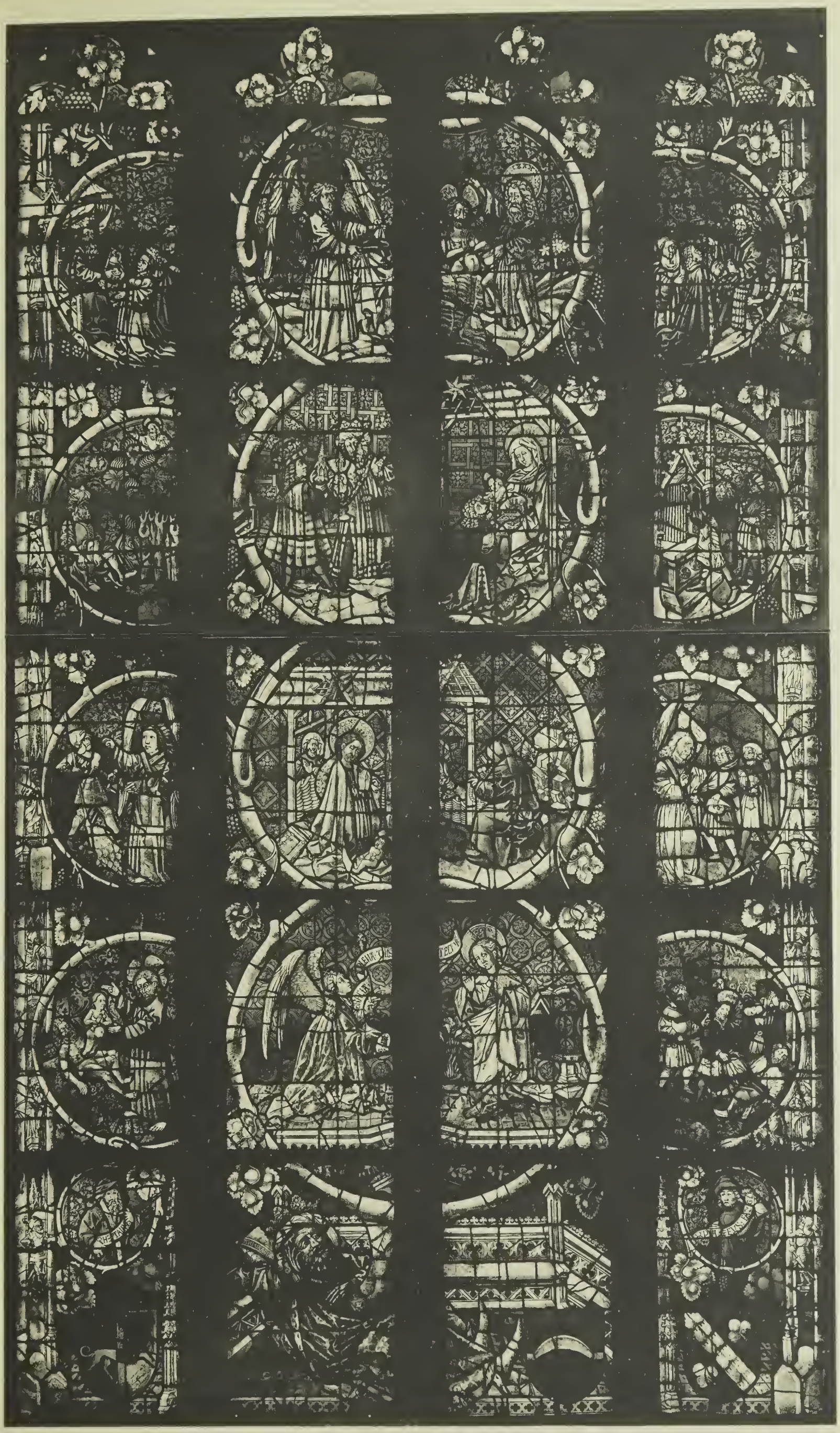
[76]) G. Tobler, a. a. O. S. 184.

Die zeitliche Bestimung der Glasgemälde aus ihrer stilistischen Beschaffenheit erschwert ausserordentlich ihr gegenwärtiger Zustand. Im Jahre 1477 schlug der Blitz dreimal in den alten St. Vincenzenturm auf der Nordseite des Chores, doch scheint er den Glasgemälden wenig geschadet zu haben, da gerade die auf dieser Seite am besten erhalten blieben. Schlimmer hausten zwei Hagelwetter in den Jahren 1502 und 1517.[77]) Ihnen fielen das Scharnachthal-, das Zehntausendritter- und wahrscheinlich auch das Passionsfenster zum Opfer, das erste ganz, die beiden andern bis auf kleine Bestände. Mit Darstellungen, die nicht biblischen Inhaltes waren, scheint hernach die Reformation aufgeräumt zu haben und zwar im Münster zu Bern viel gründlicher, als in manchen Dorfkirchen. Lässt doch in seinem „Klagelied der armen Götzen“ Niklaus Manuel diese ausrufen: „Wir müssend us den Fenstren auch, wir g'hörend all zum Für und Rauch.“[78]) In der Tat fällt auf, dass sich von dem so beliebten Kirchen- und Standespatron St. Vincenz, dessen Bild aus der Zeit vor der Reformation noch so viele Fenster bernischer Landkirchen ziert, in denen des Münsters keine Spur mehr erhalten hat. Während aber diese Unglücksfälle den Bestand an Glasmalereien nur verminderten, nicht entstellten, geschah dies in sehr nachteiliger Weise durch die folgenden Restaurationen. Die erste, etwas unbestimmte Aufzeichnung in einem Ratsmanual datiert vom 24. November 1573: „Zedel an Kilchmeyer Bucher: den Glaser so die Venster in der Lütkilchen verbessert, siner Müy halb zu bezalen und das alt Glas von im zu ervorderen und an ein Ort zu legen“. Bestimmter lautet eine zweite in der Kirchmeierrechnung von 1574: „dem Glaser Thüring Walther, die Fenster in der Kirche und im Chor zu reparieren und letztere wieder einzusetzen 241 ℔ 17 ß 4 ₰. Schon die Höhe dieses Betrages weist auf einen bedeutenden Umfang der Arbeiten. Thüring Walther gehörte zu den vom Rate am meisten beschäftigten Glasmalern in Bern, auch wenn ihm nicht so viele Aufträge zukamen, wie seinem damals noch lebenden Vater Mathys Walther,[79]) der im Jahre 1563 das schöne Glasgemälde mit den sieben Bitten des Vaterunsers in der Kirche von Einigen am Thunersee malte. Thüring Walther verdanken wir die Zusammenstellung des mittleren Chorfensters aus den noch erhalten geblieben Fragmenten der vom Hagel zertrümmerten, die notwendig gewordenen Ergänzungen und ebenso die zahlreichen Restaurationen in den andern, deren Zustand, wie er aus dem Bildersturme und anderem Ungemach hervorgegangen war, stellenweise ein recht bedenklicher gewesen sein mochte. Eine zweite Restauration der Fenster im Münster wurde mit einem Kostenaufwand von 8740 Fr. auf Veranlassung des um die vaterländische Geschichte und Kunst hochverdienten alt-Schultheissen Niklaus Friedrich von Mülinen durch den Heraldiker J. Emanuel Wyss und die beiden Glasmaler Georg und Jakob Müller ausgeführt. Inwieweit die Chorfenster in diese Arbeit einbezogen wurden, berichtet eine Aufzeichnung vom 12. März 1835, worin betont wird, dass, nachdem seit dem Jahre 1825 die Erneuerung der Fenster im Schiffe vor sich gegangen, nun auch eine derjenigen im Chore notwendig geworden sei. Denn die Einfassung in Blei und Eisen sei alt und morsch, so dass sie nicht mehr festhalte. Jeder Windstoss drohe die Fenster einzuwerfen, und durch die vorhandenen Öffnungen mache sich ein unangenehmer Luftzug im Chore fühlbar. Die Kosten für diese Arbeit werden auf Fr. 2454 (a. W.) devisiert. Bei diesem Anlasse drückte die Kommission den Wunsch aus, auch die drei Fenster auf der Seite des Kirchhofs, d. h. die beiden seinerzeit vom Hagel zerstörten und das Mittelfenster, wieder mit bemaltem Glase

[77]) Stantz, Münsterbuch, S. 100 und Anmerkung.

[78]) J. Bächtold, Niklaus Manuel S. 237 ff.

[79]) Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern 1879 S. 62 ff.



St. Vincent-Münster in Bern. — Chorfenster.

zu versehen. Dem Vernehmen nach besässen noch viele bürgerliche Familien bemalte Scheiben und es dürfte vielleicht angebracht erscheinen, durch eine Publikation dieselben einzuladen, solche zu diesem Zwecke gegen Bezahlung abzutreten. Diese Absicht fand indessen nicht das gewünschte Entgegenkommen, und man begnügte sich darum, die schadhaften Stellen des Mittelfensters auszubessern und, wo gar zu arge Flickereien vorkamen, neue Stücke einzusetzen, die aber mit den alten Scheiben nicht überall harmonierten und darum neue Missstände schufen. Erst im Jahre 1869 erhielten die beiden südlichen Chorfenster ihren gegenwärtigen Schmuck durch den auch um die Geschichtsforschung so hoch verdienten Dr. Stantz. Zehn Jahre später wurde abermals zur Restauration der Chorfenster geschritten und die Arbeit den tüchtigen Glasmalern J. H. Müller und Fräulein Adele Beck anvertraut.[80])

In welcher Weise sich alle diese Restaurationen zurzeit geltend machen, wird uns die kurze Beschreibung der einzelnen Fenster zeigen.

Fig. 35. Fragmente aus dem Zehntausendritter-Fenster im Chore des Münsters in Bern.

Zufolge ihrer Grösse wurden die Chorfenster, wie dies auch anderswo vorkommt, durch ein kräftiges Steingesimse in zwei Hälften geteilt, so dass wir eigentlich zwei Fenster übereinander haben, von denen das untere mit vier halben Vierpässen unter dem trennenden Steingesimse abschliesst, während das obere mit reichem Masswerk in die Leibung des Spitzbogenabschlusses hineinwächst. Ausserdem teilen je drei senkrechte Steinstäbe jede Fensterhälfte in vier Teile, welche von vier horizontalen Eisensprossen zusammen in zwanzig rechteckige Felder von zirka einem Meter Höhe und 60 Centimeter Breite zerschnitten werden, so dass in jedem Fenster vierzig rechteckige Felder, dazu in der untern Hälfte je vier halbe Vierpässe und in der oberen ein reiches Masswerk mit Bildern zu schmücken waren. Diese Zerschneidung der Gesamtfläche in zwei architektonisch deutlich getrennte Hälften konnte natürlich nicht ohne Einfluss auf die Komposition der Glasgemälde bleiben.

Wie das vom Rate im Jahre 1441 gestiftete, von einem Meister Hans aus Ulm hergestellte Fenster, das vermutlich die Passionsgeschichte darstellte, aussah, lässt sich heute nicht mehr im einzelnen beurteilen. Was aber von den noch vorhandenen und gegenwärtig im Mittelfenster des Chores zusammengestellten Fragmenten ihm ursprünglich angehört haben könnte, werden wir später sehen.

[80]) Howald, Berner Taschenbuch, 1885, S. 131 ff.

Da der Vertrag für die Erstellung des Zehntausendritter-Fensters als des zweitältesten erst im Jahre 1447 erfolgte, muss zwischen der ersten und zweiten Fensterstiftung eine längere Pause eingetreten sein. Trotzdem es nur in einigen Fragmenten erhalten blieb, können wir uns doch über seine Gesamtkomposition eine klare Vorstellung machen. Denn schon aus dem Vertrage geht hervor, dass es aus 40 Figurenfeldern und 14 Ornamentstücken bestand. Von den letzteren kamen vier als obere Abschlüsse in die halben Vierpässe der unteren Hälfte, vier zwischen die Nasen der Teilbogen in die obere und sechs als Füllungen in das eigentliche Masswerk. Dazu stimmt die gegenwärtige Konstruktion des Fensters noch vollständig. Im übrigen löste der Meister seine Aufgabe auf die denkbar einfachste und leichteste Art, indem er in jedes Fensterfeld eine für sich abgeschlossene Darstellung hinein komponierte oder höchstens zwei nebeneinander liegende für eine grössere Darstellung verwendete. Dafür bot ihm die Legende ausreichenden Stoff. Von einer umrahmenden Architektur, welche die enger zusammengehörenden Episoden eingerahmt hätte, findet sich dagegen keine Spur. Wir haben demnach hier ein reines Bilderfenster. Über die Verehrung der Zehntausend Ritter in Bern und die Entstehung der Legende besitzen wir eine so treffliche Arbeit von K. Howald,[81]) dass wir uns hier der grössten Kürze befleissigen können. Schon früher hatte der nachmalige Bischof von Solothurn, F. Fiala, nachgewiesen,[82]) dass der Zehntausend-Rittertag als Gedächtnistag in den Martyrologien und Kalendarien der schweizerischen Bistümer nicht vor dem 13. Jahrhundert erscheint und als Datierungstag erst zu Anfang des 14. Jahrhundert; dass er dann aber infolge des Sieges bei Laupen nicht nur zum Landesfesttage für Bern und sein Gebiet, sondern auch für die mit ihm verbündeten Waldstätte und endlich nach der Schlacht von Murten zu einem Feiertage für die ganze Eidgenossenschaft erhoben wurde. In Bern war zudem seit 1235 der hl. Kreuzaltar in der Leutkirche unter andern auch den Zehntausend Rittern geweiht und ihr Fest nach dem St. Vincenzen-Jahrbuche ein hochgefeiertes. Es kann uns darum nicht befremden, wenn man nach der Errichtung des Neubaues eifrig bestrebt war, in den Besitz von Reliquien dieser Heiligen zu gelangen und aus Dankbarkeit für erwiesene Wohltaten, vor allem für das Schlachtenglück bei Laupen, welches die Bedingung für die weitere Entwicklung der Stadt bildete, ihnen in dem Schmucke eines Chorfensters ein leuchtendes Denkmal setzte.

Auch für den Inhalt der Legende verweisen wir auf die Arbeit Howalds. Erhalten haben sich von den vierzig ursprünglichen Darstellungen nur elf.

In der obern Fensterhälfte führt uns das zweite und dritte Rechteck der dritten Felderreihe den Kampf zwischen den zum Christentum übergetretenen Römern und den Heiden vor, getrennt in zwei Episoden: den Zusammenstoss der beiden Heere und die beginnende Flucht der Heiden. Die unter dem Reichsbanner streitenden Römer tragen Tracht und Bewaffnung des 15. Jahrhunderts und unterscheiden sich deutlich von den als Orientalen dargestellten Heiden, deren rotes Feldzeichen eine weisse armenische Mütze mit blauem Aufschlage ziert, gerade so, wie sie von den jüdischen Hohenpriestern im Bibelfenster getragen wird. Im dritten und vierten Rechteck der vierten Felderreihe tritt uns schon das traurige Schicksal der siegreichen Christen entgegen. Da sie ihrem Glauben nicht entsagen wollen, werden sie auf Befehl der fünf Könige Sapor, Maximus, Adrianus, Tiberianus und eines zweiten Maximus nackend an Bäume gebunden, gepeinigt und verhöhnt. Diese waren auf Befehl der Kaiser Trajanus und Adrianus mit einem Heer ausgesandt

[81]) Berner Taschenbuch, 1885, S. 98 ff.

[82]) Anzeiger für Schweiz. Geschichte 1876, Nr. 2, S. 211 ff.

worden, um die Abtrünnigen wieder zum Heidentum zurückzuführen.[83]) Im zweiten, dritten und vierten Rechtecke der fünften Felderreihe werden die nackten Heiligen über ein Feld getrieben, das mit Fussangeln überstreut ist. Aber Engel fliegen vom Himmel herab und heben sie vor ihnen auf. Dann geht die Schilderung sprunghaft auf zwei Darstellungen über, welche die Schicksale der toten Märtyrer vorführen. Noch nackend, werden sie von einem Engel an der Himmelspforte empfangen und (im dritten Felde) wieder prächtig gekleidet, vor den Thron der Himmelskönigin Maria geführt, welche bei Gott Vater ihre Fürbitterin sein soll. Dieses Feld war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und es ist darum fraglich, inwieweit die restaurierte Darstellung der ursprünglichen entspricht. Die vier Darstellungen der untersten Felderreihe in der untern Fensterhälfte bringen noch drei weitere Episoden aus dem Martyrium und schliessen die Erzählung ab. (Fig. 35) Im ersten sitzen auf einem Throne in kostbaren Gewändern die beiden römischen Kaiser, während die Könige hinter ihnen Aufstellung genommen haben. Von rechts führt ein Heide als Ankläger die Heiligenschar herbei, an deren Spitze mit gebundenen Händen ein besonders stattlicher junger Mann steht. Vielleicht ist es ihr Anführer Achatius, dessen Bild noch später auf Glasgemälden in bernischen Kirchen erscheint, (z. B. in Jegenstorf). Weiter vor in der Erzählung greift die folgende Darstellung, auf welcher die noch bekleideten Heiligen von ihren Feinden gesteinigt werden. Dem Martyrium gehört auch das dritte Feld an, welches uns wieder die nackten Christen vorführt, wie sie unter den Peitschenhieben der Heiden leiden. Auf dem letzten Felde sitzt Gott Vater in reichem Gewande mit goldener Krone und Zepter auf einem prächtigen gotischen Throne. Vor ihm steht ein Engel in wallenden Gewändern, der die Ankunft der Märtyrer meldet, die aus dem Hintergrunde heranschreiten. Die Darstellungen in den Masswerken sind neu.

Leider haben auch diese wenigen Fragmente zahlreiche frühere und spätere Restaurationen durchgemacht, so dass eine künstlerische Beurteilung der Details heute selbst mit bewaffnetem Auge sehr schwer fällt. Dazu trägt die verhältnismässig kleine Zeichnung der einzelnen Felder und ihre weite Entfernung vom Beschauer wesentlich bei. Im allgemeinen bediente sich der Meister noch sehr einfacher Mittel, die nicht über den im 14. Jahrhundert verwendeten stehen. Als Hintergrund haben wir überall einen blauen, federartig gemusterten Damast, gleichgültig, ob sich die Vorgänge im Freien, oder in geschlossenen Räumen abspielen. Selbst in letzterem Falle stehen die Figuren auf einem schmutzig grünbraunen Rasenboden, in welchen zuweilen einige Blümchen eingestreut werden. Auch in der Darstellung von Gegenständen beschränkt er sich auf das Notwendigste. Die Figuren sind zwar derb und gedrungen, auch zuweilen, je nach ihrer Bedeutung, von ungleicher Grösse, aber schon recht gut bewegt. Auch werden die Aktionen nicht nur angedeutet, sondern so gut als möglich dargestellt, wobei der Meister nicht vor der Zahl der handelnden Personen zurückschrickt. Und wenn er auch die bildliche Wiedergabe der Erzählung noch nicht völlig beherrscht, so versteht er es doch recht gut, die zusammengehörigen zu Gruppen zu vereinigen und diese einander handelnd gegenüberzustellen, wobei wir ohne Mühe erkennen, was geschildert werden soll, selbst wenn uns der Inhalt der Geschichte, den er uns veranschaulichen will, unbekannt ist. Geschickt ist er auch in der Darstellung des Nackten. Als Kolorist liebt er eine ruhige, edle Grundstimmung, verschmäht die Mittel nicht, welche ihm

[83]) Da das Martyrium begonnen hat, werden ihre Köpfe von Nimben umstrahlt.

die Glasmalerei für eine glänzende Farbenwirkung zur Verfügung stellt, bedient sich ihrer aber nur, soweit einzelne Personen durch besonders kostbare Kleidungen als über den andern stehend ausgezeichnet werden sollen, aber ohne dass dies auf Kosten der ruhigen Gesamtwirkung geschieht. Dagegen fehlt ihm eine monumentale Auffassung seiner Aufgabe vollständig. Sein Fenster ist nichts anderes als ein Bilderbuch mit neben und übereinander gestellten Bildern, von denen man beliebig viele wegnehmen oder zufügen kann. In dieser Beziehung gehört er zu den Vorläufern jener Glasmalerkunst, die sich gegen Ende des Jahrhunderts die Alleinherrschaft eroberte. Wie sich ein solches Kirchenfenster ohne weiteres in eine Miniaturausgabe umsetzen lässt, werden uns die 4 Bilderzyklen zeigen, welche zurzeit die Kirche von Hilterfingen bei Thun schmücken. (Vgl. S. 259 und Taf. XIV).

Über den Inhalt des Scharnachthalfensters sind nicht einmal Andeutungen überliefert worden.

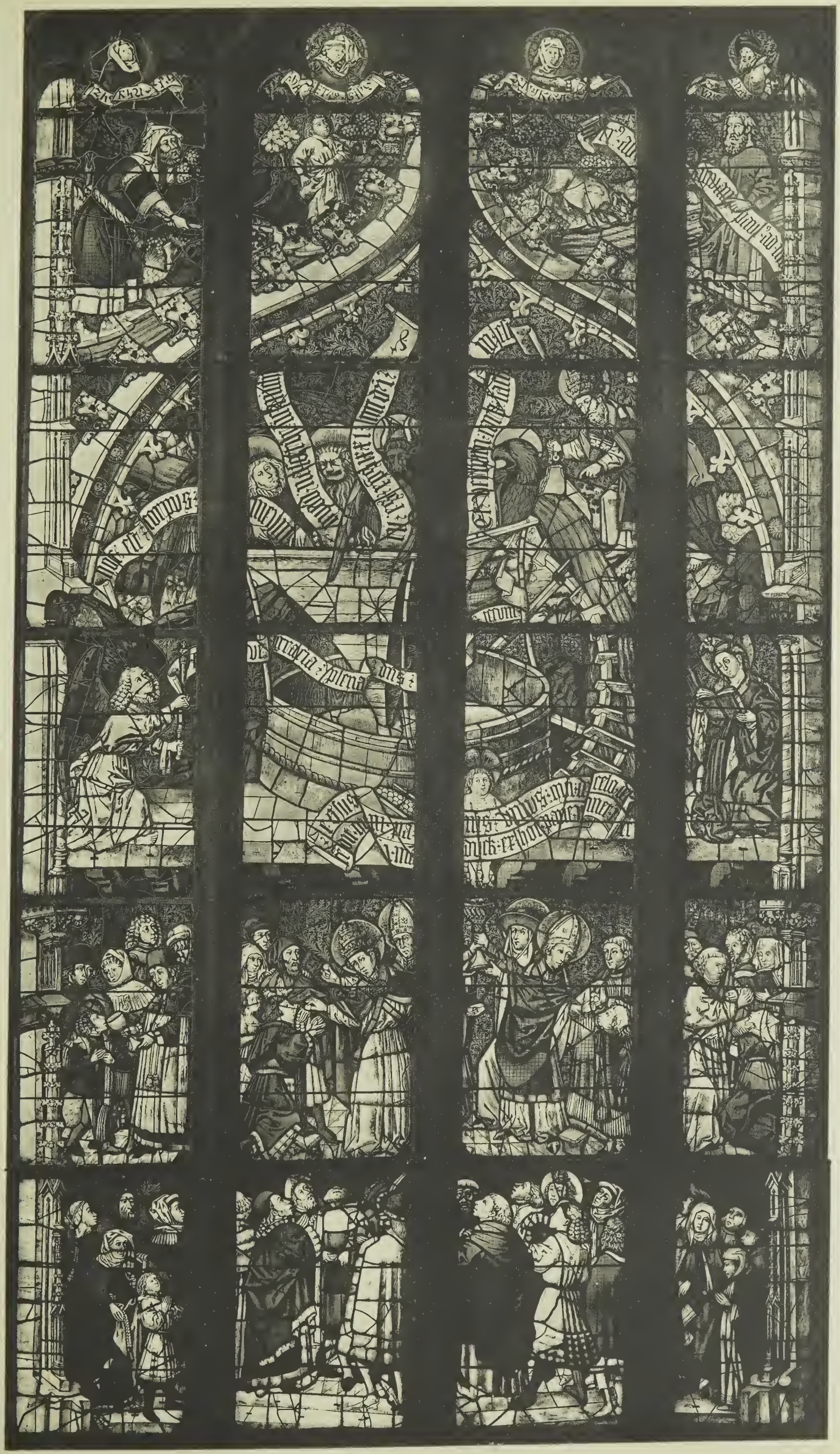
Kurz nach dem Zehntausendritter-Fenster muss das Gegenstück im Polygon des Chores, das sogenannte Bibelfenster, entstanden sein. In seiner Komposition lehnt es sich direkt an die älteren Medaillonfenster an, nur mit dem Unterschiede, dass es Architektur und Ornamente nicht mehr als Flächen, sondern als Körper behandelt, eine Wandlung in der Formengebung, deren Anfänge auf die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückgehen, wie wir dies schon in den Fenstern zu Königsfelden gesehen haben.

Mit dem Zehntausendritter-Fenster verglichen, zeigt seine Gesamtkomposition insofern einen grösseren Reichtum, als sie die Darstellungen in einen einheitlichen Rahmen einschliesst, der nach Belieben erweitert oder verkürzt werden kann. Er wird gebildet durch das Geäste einer Weinrebe, welche nach üblicher Darstellungsweise aus der Brust des ruhenden Jesse herauswächst,[84]) sich in den beiden mittleren Fensterabteilungen zu grösseren Medaillons verschlingt und durch Abzweigungen davon in den äusseren Fenstervierteln kleinere bildet. (Taf. X). Längs der Fensterleibung reckt sich beidseitig eine schlanke Fiale in die Höhe, deren Stirnfläche tief eingekehlt ist, so dass darin auf Konsolen kleine, mit Baldachinen bekrönte Statuettchen mit Kriegern und Männern in bürgerlicher Tracht Raum fanden, gerade so wie bei Steinportalen. Ob diese in ihrer Gesamtheit irgend eine Idee versinnbildlichen sollten, lässt sich in Ermangelung einer schärferen Charakteristik nicht nachweisen. In den Bildern dagegen werden alle Bauten nur angedeutet, wo man damit etwas besonderes bezweckt, wie bei der armseligen Hütte als Geburtsstätte des Christuskindes. Auch muss bei der Verkündigung der Betstuhl der Maria genügen, um den Vorgang in einen Raum zu versetzen. Als Hintergrund dient überall entweder ein blauer Teppich mit geometrischen Ornamenten, zusammengesetzt aus kleinen Kreisen, oder übereck gestellten Quadraten, abwechselnd mit einem feinen Rankendamast, wie er bei uns seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufkommt. (Vgl. das Chorfenster in Oberkirch, Taf. IV).

Aus den Zwischenräumen der Medaillons leuchtet dagegen ein roter Rankendamast, belebt von blauen Weintrauben und den krabbenartig stilisierten Blättern der Weinrebe.

Der Inhalt des Fensters, der von Dr. Stantz schon recht gut ausgelegt wurde, stellt in den vier mittlern Medaillons der untern Fensterhälfte ebenso viele Episoden aus der Jugendgeschichte, in den fünf der obern aus der Leidensgeschichte Christi dar. Sie werden in den kleinen

[84]) Stantz, Münsterbuch S. 106 sah darin irrtümlich den Erzvater Abraham.



St. Vincent-Münster in Bern. – Chorfenster.

seitlichen Medaillons begleitet von Darstellungen aus dem alten Testamente, welche zum Teil der sogenannten Biblia pauperum, zum Teil dem Speculum humanae salvationis entnommen sind und zu den Mittelbildern, jedoch eigentümlicher Weise nicht zu den daneben, sondern zu den unter ihnen stehenden eine vergleichende oder symbolisierende Beziehung haben. Auch wurden nicht die Darstellungen, welche sich auf Ereignisse vor der Gesetzgebung beziehen, wie sonst üblich, auf die eine und die, welche sich nach diesem Akte zutrugen, auf die andere Seite gestellt, sondern willkürlich gemischt.

In den beiden mittleren Rechtecken der untersten Felderreihe ruht auf einem braunen Fliesenboden Jesse, umrahmt von einer zierlichen gotischen Steinbalustrade. Die Darstellung ist zum grössten Teile aus fast unkenntlich gewordenen Fragmenten restauriert. Zu seinen Füssen steht ein Wappenschild, der auf rotem Grunde ein weisses Gerbermesser zeigt. Dessen Träger konnte bis zur Stunde nicht ermittelt werden. In den beiden seitlichen Rechtecken hängt über den Wappenschilden der im 15. Jahrhundert in Bern blühenden Familien Schnewli (links) und Stark (rechts)[85]) je ein kleines Medaillon mit dem Brustbilde eines Propheten, der ein Spruchband mit kabbalistischen Zeichen hält, in denen man wahrscheinlich die dem Meister unbekannte hebräische Schrift nachahmen wollte.[86]) Darüber folgt der eigentliche Bilderzyklus, welcher, im Gegensatze zu den andern Glasgemälden, seine Erzählung am Fusse des Fensters beginnt. Wir beschränken uns darauf, seinen Inhalt in schematischer Anordnung hier anzureihen:

I. Reihe.

† *Erschaffung der Eva.* | °† *Verkündigung der Geburt Christi.* | ° *Noah und seine Söhne.*

II. Reihe.

°† *Gideon u. d. Flies. Buch der Richter VI. 36.* | °† *Geburt Christi.* | *Der Engel gibt sich den beiden Tobias zu erkennen. B. Tobias XII, 6—21.*

III. Reihe.

°† *Moses und der brennende Busch. II. B. Mos. III, 2.* | °† *Anbetung der Könige.* | °† *Moses vor den abgehauenen Ruten der 12 Stämme Israels in der Stiftshütte. IV. B. Mos. XVII, 7, 8.*

IV. Reihe.

°† *Die Königin von Saba, Salomon verehrend. I. B. d. Könige X, 11—13.* | °† *Taufe Christi.* | *Esther vor Ahasverus. B. Esther, V, 1.*

---

[85]) Hans Schnewly, Vogt zu Laupen 1475, hat dort auf der Wappentafel der Landvögte von Gold und Schwarz gespalten einen springenden Hund mit Halsband in gewechselten Farben. Das Wappen des Peter Stark ist durch ein Siegel, das an einer Urkunde vom 31. März 1484 im Fach Interlaken des bernischen Staatsarchivs hängt, beglaubigt. Beide waren Zunftgenossen zu Mittellöwen (Weissgerber) und der gleichen Zunft dürfte auch der Inhaber des dritten, unbekannten Wappens mit dem Gerbermesser angehört haben. (Gütige Mitteilungen von Staatsarchivar Prof. Dr. H. Türler in Bern.) Da die Gerberei zu den blühendsten Industrien im alten Bern gehörte und ihren Trägern reichen Gewinn brachte, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich die Zunft oder Mitglieder derselben in hervorragender Weise an der Stiftung dieses Fensters beteiligten, oder es vielleicht ganz schenkten.

[86]) Eine ähnliche, bis jetzt noch ungelesene Inschrift enthält auch die älteste Fahne der Schuhmacherzunft, zurzeit im bernischen historischen Museum, und zahlreich finden sie sich auf den Chorstühlen. Vgl. H. Lehmann, Das Chorgestühl im St. Vincenzen-Münster zu Bern, S. 27 ff.

V. Reihe.

† *Naëman, der Feldhauptmann des Königs von Syrien, wird durch den Propheten Elisa vom Aussatze gereinigt. II. B. d. Könige V. 14.*

o† *Das Abendmahl.*

† *Das eherne Meer.*[87])

VI. Reihe.

Gastmahl der Königin Esther. B. Esther, VII, 6.

o† *Verrat des Judas.*

† *Das Passamahl. II. B. Mosis XII, 3–11.*

VII. Reihe.

David mit dem geraubten Spiesse Sauls. I. B. Samuelis XXVI, 15—22.

† *Geisselung Christi.*

o† *Joab tötet Abner, II. B. Sam. III, 27, oder*
† *Amasa, II. B. Sam. XX, 8—10.*[88])

VIII. Reihe.

† *Lamechs Weiber Ada und Zilla schlagen ihren Mann mit Ruten. I. B. Mosis IV, 23.*

o† *Kreuzigung Christi.*

Achior wird auf Befehl des Holofernes an einen Baum gebunden. B. Judith, VI, 7.

IX. Reihe.

o† *Jonas wird vom Fische ans Land gespien. B. Jonas, II, 11.*
o *Moses mit der ehernen Schlange. IV. B. Mosis, XXI, 9.*

o† *Auferstehung Christi.*

o† *Simson mit den Toren von Gaza B. d. Richter XVI, 3.*
o *Abraham opfert Isak. I. B Mosis, XXII, 9—13.*

Anmerkung. Für die Erklärung kommt bei den mit † bezeichneten Darstellungen in erster Linie das Speculum humanae salvationis, bei den mit o bezeichneten die Biblia pauperum in Betracht. Die doppelt signierten Darstellungen finden sich in beiden Bilderzyklen gleichartig.

Leider ist auch dieses Fenster in einzelnen Teilen stark restauriert, doch so, dass dies nicht störend wirkt.

Die kleinen, gedrungenen aber kräftig gezeichneten Figuren weisen nicht gerade auf einen genialen, aber doch geschickten Meister hin, der seinen Stoff recht ordentlich beherrschte. Wenn er im allgemeinen auch nicht mehr Personen vorführt, als zur Erkennung des darzustellenden Vorganges absolut notwendig sind, so weicht er doch figurenreichen Bildern nicht aus. Immerhin liebt er es in solchen Fällen, die Handlungen zu trennen, indem er die enger zusammengehörenden Personen zu geschlossenen Gruppen vereinigt, so z. B. bei der Geisselung und Kreuzigung Christi. Beim Abendmahl und dem Verrate des Judas dagegen komponiert er nicht ungeschickt von dem einen Felde ins andere hinüber.

Das Masswerk stellt ein Vierpassrad dar, in dessen Mitte die Sonne leuchtet, umschwebt von vier musizierenden Engeln in langen, wallenden, weissen Gewändern. (Der eine fehlt und ist durch ein Flickstück aus einem zertrümmerten Fenster ersetzt.)

Das folgende Fenster mit der Geschichte der hl. Drei Könige (Taf. 12) führt uns vom künstlerischen Standpunkte aus in eine ganz neue Welt. Während in den bisher beschriebenen die

[87]) Erklärung von Herrn Pfarrer J. Lutz; Stantz, Münsterbuch, S. 109. sieht darin Aron und seiner Söhne Taufe zur Einsegnung in ihr Amt. III. B. Mosis VIII, 6.

[88]) Letztere Erklärung von Herrn Pfarrer J. Lutz. Wohl die zahlreichsten Darstellungen aus der Biblia pauperum und dem Speculum humanae enthalten die Glasgemälde in der Kirche von Mühlhausen i. Els. Vgl. Jules Lutz, Les Verrières de l'ancienne église Saint Etienne à Mulhouse. Ein grosses illustriertes Werk von J. Lutz und P. Perdrizet über die Darstellungen des Speculums, ihre Quellen und ihre Bedeutung für die Ikonographie wird 1907 bei Ernst Meininger in Mühlhausen erscheinen.

Architektur fast keine Rolle spielte, wird sie hier mit einem Male zur Beherrscherin der ganzen Fensterfläche, die der bildlichen Erzählung in der oberen Hälfte beinahe keinen Raum gewährt, ihr in der untern dagegen eine Art Plattform, eine durchsichtige, vielgliedrige Halle und den gewölbten Raum des Erdgeschosses zur Verfügung stellt. Denn die Hauptdarstellung dieses Fensters zeigt uns einen phantastischen, gotischen Turm von einer Konstruktion, die sich nicht beschreiben lässt, und die kein Werkmeister auszuführen imstande gewesen wäre, sondern wie sie nur in der Phantasie eines Malers entstehen konnte. Mit vier durchsichtigen Türmchen, die reiches Fialenwerk umgibt, ragt dieses Bauwerk in den Himmel hinein, der durch einen glühend roten, geometrisch gemusterten Rautendamast, aus dem kleine blaue Rosettchen wie die Sterne am Firmament herausblicken, dargestellt wird. Er sollte wohl die Morgenröte einer neuen Zeit versinnbildlichen, während die hochgelegene Plattform dem Maler den Berg Vaüs im Morgenlande ersetzen musste, von dem aus nach der Legende zwölf der weisesten Meister der Astrologie nach dem Sterne ausschauten, der aus dem Stamm Jakob aufgehen und die Feinde des Volkes Gottes vernichten sollte, damit die Weissagung Bileams in Erfüllung gehe. Endlich erschien er, und aus ihm sprach ein Kindlein mit einem Kreuze in der Hand die Heil verkündenden Worte. Um diese Zeit lebten in Chaldäa drei Könige, Kaspar, Melchior und Balthasar, welche bei einer Zusammenkunft das wunderbare Gestirn erschauten und darauf schwuren, ihm zu folgen, wohin es sie führen werde.[89]) Denn wunderbare Zeichen hatten ihnen die Ankunft des neuen Herrschers verkündet. Kaspar, dem Könige über Tarsis, hatte ein Strauss ein Ei ausgebrütet, aus dem ein Lamm und ein Löwe hervorgingen, Melchior, König in Nubien, flog ein Vögelein in eine mächtige Ceder seines Gartens und sang von einer Jungfrau, die den Heiland gebären werde[90]) und in König Balthasars Reiche, Saba, ward in derselben Nacht ein Kind geboren, das von der Geburt und dem Tode Jesu weissagte und nach 33 Tagen, wie vorausgesagt, wieder starb. Diese verschiedenen Episoden der Erzählung werden uns in den vier Türmchen vorgeführt: Im ersten sitzt ein alter würdiger Greis auf einem Lehnstuhle und hält Ausschau nach dem Sterne. Aus seiner linken Hand fliegt ein langes Spruchband empor, das die Weissagung enthält. Im zweiten Türmchen erscheint einem der Könige der wunderbare Stern, im dritten ereignet sich das Wunder mit der Taube und im vierten das mit dem Strauss. Das dritte Wunder, die Geburt des Kindes, wurde dagegen in eine kleine Seitennische (links) im obersten Stockwerke verlegt, während auf der andern Seite schon Kaspar mit den Sternenpanner zum Tore hinausreitet. Der ganze übrige Teil der obern Fensterhälfte wurde mit Architektur ausgefüllt, deren Kern ein achteckiger, durchbrochener Turm bildet, an dessen beiden vorderen Schrägseiten unter Baldachinen auf Konsolen die Statuen der Heiligen Antonius und Johannes des Täufers[91]) stehen. Durch einen grossen Kielbogen, der diesem Turme vorgbaut ist, erhalten wir Einblick in ein weites Sterngewölbe, dessen Kappen gleich behandelt sind, wie der Himmel. Es scheint den mittleren Abschluss einer Halle darzustellen, in welche die

---

[89]) Vgl. Stantz, Münsterbuch, S. 114; Alwin Schultz, Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria, Leipzig, 1878, S. 19 ff. Nach einer andern Version war jeder der Könige einzeln aufgebrochen und dem Sterne gefolgt, der sie auf dem Gipfel des Berges Calvaria angesichts der Stadt Jerusalem zusammenführte.

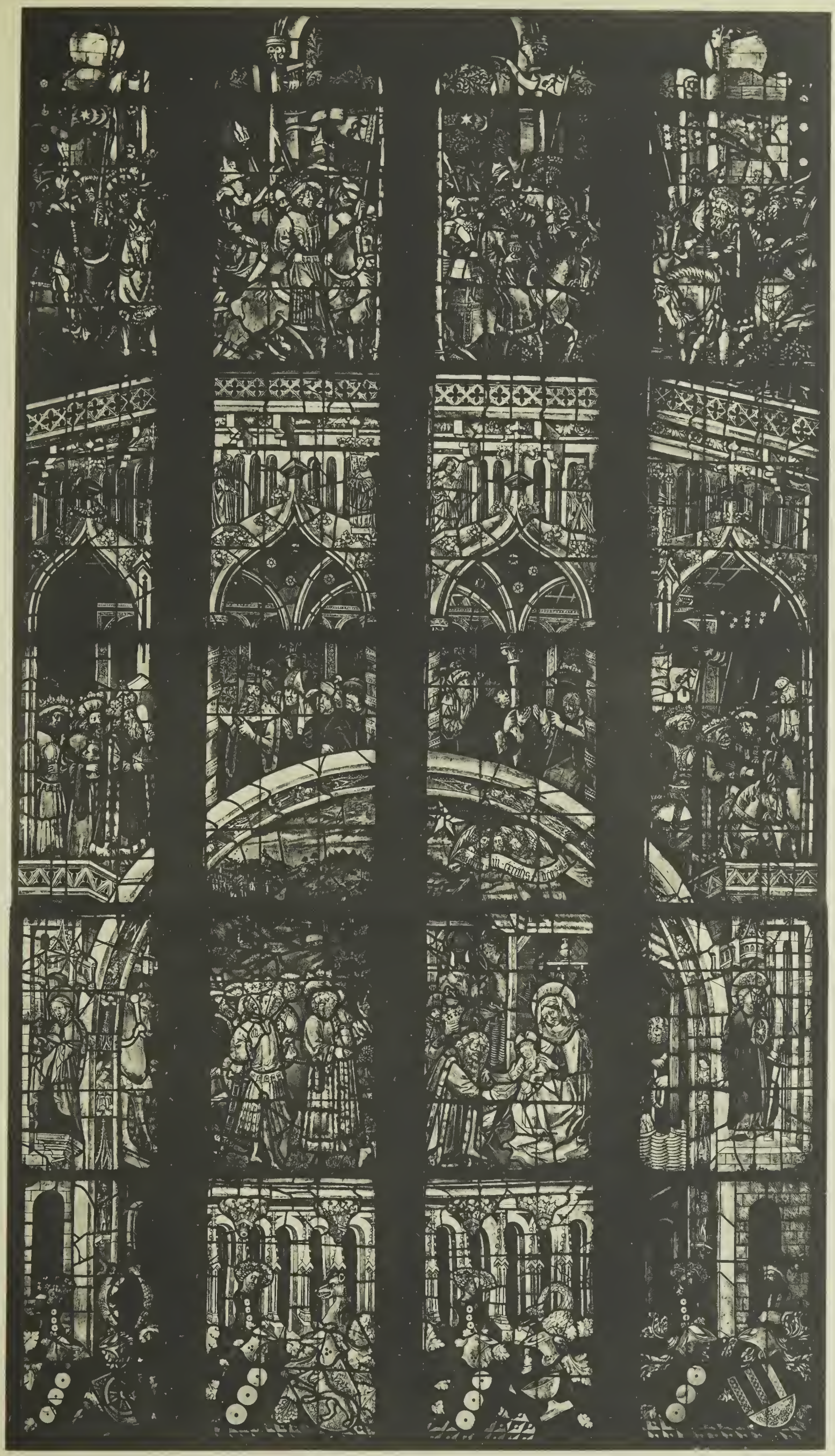
[90]) Nach andern Überlieferungen wuchs ihm aus einem Weinfass eine Blume, schöner als die Rose. Aus ihrer Frucht entsprang eine Taube, welche die Geburt Christi verkündete.

[91]) Nach Stantz, Münsterbuch, S. 116, Guidos von Ravenna, wobei nicht einzusehen ist, was dieser Heilige hier zu tun hat.

oberste Felderseite der untern Fensterhälfte Einblick gewährt. Hier reitet auf offener Plattform der mit allem Pompe ausgestattete Reisezug der Könige, nach der Wiederholung der Panner zu schliessen, zweimal an uns vorüber, wobei der König an der Spitze (um die fortlaufende Handlung anzudeuten) schon sein Pferd nach dem untern Stockwerke lenkt. Dieses stellt eine vielgestaltige offene Halle dar. In ihrer linken Hälfte empfängt Herodes, begleitet von den Hohenpriestern, diese vornehme Gesandtschaft. Während im dritten Felde die Priesterschaft eifrig über die erhaltene Kunde disputiert, reiten im vierten die Könige, ebenfalls in lebhafter Unterhaltung begriffen, wieder davon. Leider sind diese Darstellungen arg geflickt. Endlich langt die Reisegesellschaft an ihrem Bestimmungsorte vor dem Stalle in Bethlehem an und überbringt nach der üblichen Darstellungsart ihre Geschenke dem Christuskinde. Als der Hauptdarstellung, wird dieser Episode auch der grösste Raum im Erdgeschosse eingeräumt. Die unterste Felderreihe bildet eine Art Sockel mit reicher architektonischer Gliederung, vor dem die gepaarten Wappenschilde von Angehörigen der Stifterfamilie und ihren Frauen aufgestellt sind. Darüber stehen auf beiden Seiten die farbigen Statuen der Heiligen Katharina und Barbara in nischenartigen Vertiefungen.

Den Hintergrund der figürlichen Darstellungen bildet überall, ähnlich wie auf den ältern Glasgemälden wenigstens zum Teil, ein blauer Federndamast. Nur bei der Beschenkung des Kindes erscheint als solcher eine üppige Landschaft mit Wald, Wiesen und Hügeln in einer Farbenpracht, wie sie noch nicht einmal die Meister zu Anfang des 16. Jahrhunderts herzustellen vermochten. Es ist darum um so auffallender, wenn bis jetzt noch Niemand darauf hinwies, dass diese unmöglich ursprünglich zu der Darstellung gehört haben kann, sondern wahrscheinlich eine Restauration von Glasmaler Thüring Walther aus dem Jahre 1574 ist, die zu der unrichtigen Datierung der Glasgemälde nicht unwesentlich beigetragen haben mag. Denn wir würden schon darum umsonst nach einer technisch und künstlerisch gleichwertigen Arbeit zu diesem Landschaftsbilde auf monumentalen Glasgemälden der Schweiz oder der nördlichen Nachbarländer suchen, weil eine solche Wiedergabe der Natur den deutschen Glasmalern um die Mitte des 15. Jahrhunderts noch völlig fremd war. Dies beweist am besten auch das folgende Fenster mit der Darstellung der sogenannten Hostienmühle (Tafel XI). Obschon zweifellos in Zeichnung und Charakterisierung der Personen die vollendetste Arbeit, die aus diesem Grunde, wenn auch unrichtiger Weise, viel später datiert wurde, hält sie doch in ihren Darstellungsformen an den Traditionen fest und verwendet noch konsequent als Hintergrund selbst für Vorgänge in der Natur einen blauen Federndamast, auf dem Ausschnitte aus der Landschaft, wie Felsen, gerade so wie andere Gegenstände behandelt werden. Wahrscheinlich fühlte der Künstler selbst, dass sich die bildliche Darstellung von Erzählungen nicht ohne Schaden für die Klarheit der Komposition in die Etagen eines Gebäudes verlegen lasse. Weil er aber auf einen festen Rahmen für dieselben nicht verzichten wollte, suchte er nach einem Mittelwege. Eine glückliche Lösung fand er jedoch nicht.

Im unteren Teile des Fensters beschränkt sich die Architektur auf zwei schlanke Dienste längs der Fensterleibungen, von denen aus sich in der vierten Felderreihe ein die ganze Fläche überspannender Kielbogen abzweigt, eine Eigentümlichkeit der Komposition, der wir schon in dem mittleren Chorfenster auf Staufberg begegneten und die wir. etwas verändert, im Bieler Fenster wieder treffen werden. Er läuft in eine schlanke Fiale aus, deren Hälften sich dem mittleren Steinstabe anschliessen. In der dritten Felderreihe der oberen Hälfte verdichtet sich dann diese



St. Vincent-Münster in Bern. – Chorfenster.

Steinarchitektur plötzlich zu einem Turme mit gebrochener Fassade, wobei auf jeden der vier Fenstersektoren eine der durchsichtigen, schrägen Wände kommt, deren Öffnung je ein Kielbogen mit Kreuzblume überspannt. Darauf ruht wieder eine Plattform mit vier schlanken, durchsichtigen Türmchen. Ihre Kreuzblumen reichen bis zwischen die Nasen der Teilbogen des Fensters hinauf. Aus den seitlichen schaut je ein Türmer, aus den mittleren ein Engel, scheinbar aus schwindelnder Höhe herab. Unter der Kreuzblume des äusseren Türmchens links schwebt eine männliche Gestalt mit einem Spruchbande, das früher jedenfalls viel länger gewesen war und von der ursprünglichen Inschrift nur noch die Worte: „autem erit Christus“ enthält. Den Hintergrund bildet auch hier wieder ein roter Damast, ähnlich wie in dem Dreikönigsfenster. Unter der Plattform beginnt die eigentliche Erzählung. Über den Wolken thront Gott Vater mit der Weltkugel, umgeben von zwei Engeln, welche ein rotes Tuch halten, das sich um die blaue Wolkenschicht schlingt. Aus dieser trieft das Manna in weissen, dicht zusammengeballten Flocken auf das Volk Israel herab, von dem es mit den Kleidern und in Schüsseln aufgefangen wird. Daneben steht in der linken Fensterhälfte Moses, der mit einer Gerte aus dem noch sehr ungeschickt gezeichneten Felsen das Wasser schlägt. Der Bach, welcher sich daraus ergiesst, fliesst in verschiedenen Windungen nach dem unteren Teile des Fensters, wo er die Hostienmühle treibt. An seinen Ufern stehen zahlreiche Menschen und Tiere, die in den verschiedensten Stellungen daraus trinken oder das Wasser in Geschirre schöpfen. Dabei werden die Figuren ohne Berücksichtigung der Perspektive übereinander gestellt. Etwas ungeschickt ragen in die Kompositionen zwei kleine Statuen an den seitlichen Fialen hinein, die vermutlich Propheten darstellen. Der eine hält ein Spruchband mit kabbalistischen Zeichen, wie wir solchen schon begegneten. An der mittleren, geteilten Fiale sind dagegen zwei kleine farbige Bernerschildchen angebracht, vielleicht eine Andeutung, dass der Staat an dieses Fenster einen Beitrag zahlte. Die kleinen Vierpasshälften des unteren Fensterteiles schmücken, ganz unvermittelt in die erzählende Darstellung hineingesetzt, zwei Brustbilder mit Männern und zwei mit Frauen; alle halten Spruchbänder mit unlesbaren Schriftzeichen. In den Zwickeln über dem Kielbogen stehen links ein Mann, der mit einer Hacke dem Flusse den Weg öffnet, und ein Knabe mit einem Wassergefäss, rechts weist ein (restaurierter) Mann mit der Hand auf ein grosses Spruchband, das die Inschrift trägt: Petrus ad aquam, Paulus ad ignem, eine Andeutung auf die Art der Berufung der beiden Apostel zum Heilswerke. Unter dem Kielbogen erblicken wir als Hauptdarstellung die Hostienmühle, aus deren Trichter das Mehl in eine grosse Kufe rinnt. Sie wird von einem mächtigen Rade getrieben, auf das sich der Bach ergiesst. Aus dem Trichter schauen die vier Evangelisten-Symbole heraus. Neben jedem flattert ein mächtiges Spruchband in die Höhe, das jedenfalls ursprünglich einen Vers aus dem betreffenden Evangelium mit Bezug auf die Kommunion enthielt. Jetzt sind sie zum Teil verwechselt, wahrscheinlich infolge einer unverstandenen Restauration. So steht neben dem Engel: „hoc est corpus meum“ (Matthäus XXVI, 26), neben dem Löwen: „quod nascetur sic michi“, neben dem Stier: „Tu es xp̃s ixxl CCCC d'i“ [92]) (Markus VIII, 29), und neben dem Adler: „et verbum caro factum est (Johannes I, 13). Hinter dem Trichter der Mühle steht der Papst als heiliger Vater, vom Nimbus umgeben, mit den zwei Schlüsseln in den Falten

[92]) Der zweite Teil der Inschrift ist unklar. Nach Stantz, Münsterbuch, S. 123, Anmerkung, hätten wir eine später hieher verflickte und verkehrt eingesetzte Jahreszahl vor uns, welche er als CCCCXXI (1421), in welchem Jahre der erste Stein zum Münster gelegt wurde, deutet. Allein das ist nicht richtig, denn in diesem Spruchbande ist kein Stück verkehrt eingesetzt und es steht deutlich IXX I und CCCC d'i.

seines Mantels. „Er lässt an einer Kette eine Schleuse nieder, um als Nachfolger Christi den Born des Wortes Gottes dem Alten Bunde abzuschneiden und fortan allein auf seine Mühle zu leiten.“ (Stantz). Zu Seiten der grossen Kufe ist eine Verkündigung dargestellt, wobei sich das lange Spruchband mit dem Grusse des Engels um die Stäbe herumschlingt, welche den Mühletrichter aufrecht halten. Am Fusse der Kufe sieht man in einer Rinne viele kleine weisse Scheibchen. Es sind die Hostien, welche unter einem kleinen Knäblein mit Nimbus, einer Allegorie des Leibes Christi hindurch in ein Ciborium fliessen, das die höchsten Würdenträger der Kirche emporhalten. Das riesige Spruchband, welches das Knäblein trägt, enthält die Inschrift: (j) essus · in[93]) · panis · vivus · qui · de · celo · de(s)ce(n)dit · qui · ma(n)duck(abit) · ex · hoc · pane · vivet · i(n) · et(ernum). Der Papst und der Erzbischof auf der linken Seite reichen die Hostie einem vor ihnen auf einem Schemel knieenden vornehmen Ehepaare. Der rothaarige Mann trägt einen langen blauen mit Pelz verbrämten Rock, die blondlockige Frau ein weisses Gewand. Diesen gegenüber spendet der Bischof einem andern vornehmen Manne ebenfalls die Hostie, während eine im Hintergrunde knieende Frau von einem Geistlichen bedient wird, der sie unter dem Kinn anfasst. Auf der andern Seite des Bildes wird der Kelch einem bekehrten Juden gereicht. Die andern Personen schauen diesem Vorgange andächtig zu. Ohne irgendwelche Gliederung ist unter diese Gruppe eine zweite gestellt, welche inbrünstig zu ihr hinaufblickt. (Das unterste Feld rechts ist eine spätere Ergänzung an Stelle einer früher hieher verflickten Darstellung aus einem Martyrologium.)

Im Masswerke dieses Fensters thront über drei der vier grossen Märtyrerinnen (Katharina, Barbara, Magdalena) die Himmelskönigin, und darunter schwebt beidseitig ein Engel.

Kehren wir schliesslich zum Passionsfenster, als der ältesten Stiftung zurück. Wie es um seine Beschaffenheit heute steht, wird uns am besten eine felderweise Beschreibung zeigen. Die schwebenden Engel mit den Passionswerkzeugen im Masswerke sind Arbeiten der Glasmalerin Fräulein Adele Beck in Bern aus den 1880er Jahren. Noch zu Lebzeiten von Dr. Stantz war an ihrer Stelle eine stillose buntscheckige Mosaik, die vermutlich von einer der späteren Restaurationen herstammte. Die oberste Felderreihe enthält vier Wappen, von denen die beiden äusseren dem Geschlechte der Scharnachthal, die beiden innern dem der Bubenberg angehören. Beide zählten zu den angesehensten des alten Bern. Doch erlosch letzteres schon zu Beginn, ersteres am Schlusse des 16. Jahrhunderts. Der Stil dieser Glasgemälde weist ihre Entstehungszeit kurz vor oder nach das Jahr 1500. Doch lässt eine genauere Betrachtung die beiden Scharnachthalscheiben als Kopien älterer Vorbilder erkennen, welche in so stattlicher Zahl die Oberlichter des Chores und die Fenster des Mittelschiffes und einiger Kapellen zieren, dass nur der heraldische Schmuck im Chore des Münsters zu Freiburg im Breisgau in oberdeutschen Landen mit ihnen zu wetteifern vermag. Ihre Zeichnung und Technik sind aufs engste verwandt mit den recht tüchtigen Arbeiten, welche die Glasmaler J. und G. Müller nach den Entwürfen des Berner Heraldikers Emanuel Wyss in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausführten. Dies zeigt namentlich ein Vergleich mit der grossen Steigerscheibe in der ehemaligen Manuel- (jetzt Steiger-) Kapelle aus dem Jahre 1826, der zugleich erkennen lässt, wie sehr die heraldischen Arbeiten dieser Männer denen ihrer Zeitgenossen in der Formengebung überlegen waren.[94]) Dass alle vier

[93]) Stantz a. a. O., liest unrichtig sum panis.

[94]) Vielleicht sollten die beiden Scharnachthalschilde an so bevorzugter Stelle an den Donator des zerstörten Chorfensters erinnern.

Wappenscheiben ursprünglich nicht für diese Stelle bestimmt waren, geht schon aus dem zu kleinen Formate hervor, das zur Ausfüllung der Fensterfelder das Einschieben von bunten Glasstreifen, zum Teil alten, grossen Architekturfragmenten, notwendig machte. Dies trifft auch für die folgende Felderreihe zu, welche uns vier Figurenscheiben mit Darstellungen der Heiligen Basilius, Antonius, Ludger und der Himmelskönigin als Mater immaculata vorführt, wie sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts in unsern Kirchen zu Stadt und Land zu treffen waren. Die seitlichen Felder der vierten Reihe zieren wieder zwei Wappenscheiben von gleicher Grösse wie die oben genannten. Sie gehören den Waadtländischen Familien von La Sarra und St. Trivier an und stehen vermutlich in Beziehung zu den beiden Bubenberg-Scheiben, da Adrian I. von Bubenberg Jeanne de La Sarra und Adrian II. Claude de Saint-Trivier zur Frau hatte. Später scheint die Kenntnis dieser verwandtschaftlichen Beziehungen gänzlich verloren gegangen zu sein, was zu der unrichtigen Versetzung der Wappenscheiben geführt haben mag.[95]) Die beiden mittleren Felder enthalten Fragmente aus dem Zehntausendritter-Fenster. Diesem gehörten auch fünf von den acht Feldern der 4. und 5. Reihe an. In den andern erblicken wir drei von den wenigen erhalten gebliebenen Fragmenten des ursprünglichen Passionsfensters. Die beiden oberen führen uns den gekreuzigten Christus und neben ihm den einen Schächer vor. Unter diesem steht die Gruppe der Frauen und Jünger, Aber selbst diese wenigen Fragmente sind so stark verflickt und restauriert,[96]) dass sich ihre ursprüngliche Beschaffenheit nur noch vermuten lässt. Sie scheint mit Gewissheit darauf zu weisen, dass auch das alte Passionsfenster eine reine Bilderzusammenstellung ohne architektonische Umrahmung und im übrigen aufs engste mit dem Zehntausendritter-Fenster verwandt war.

Die untere Fensterhälfte ist ein wirres Durcheinander von alten Bestandteilen aus verschiedenen Fenstern und aus verschiedener Zeit, von Restaurationen und Nachkompositionen, die leider den Anspruch erheben, das verloren gegangene Original ersetzen zu wollen.

Die unterste Felderreihe gehört wieder dem Zehntausendritter-Fenster an. Darüber folgt eine Komposition, die offenbar dem Dreikönigsfenster nachgebildet ist und in ihren ältesten Beständen auf die Restauration von Thüring Walter zurückgehen dürfte. Sie gewährt uns unter einem farbenglühenden Gewölbe hindurch den Einblick in den Garten Gethsemane. Im Mittelbilde schlafen in einer prächtigen Landschaft, welcher in gewissen Details viel ältere Darstellungen als Vorbild gedient haben mögen, die drei Jünger; im linken Seitenbilde kniet Christus, dem der Engel aus dem Mittelbilde den Kelch darbietet und in dem rechten naht die Scharwache. Letztere ist eine Restauration von Fräulein Adele Beck. Die ganze Komposition zeigt die engste Verwandtschaft zu der Anbetung der Könige im Dreikönigsfenster. Allein eine genauere Betrachtung überzeugt uns davon, dass wir hier keine Bestandteile mehr haben, die der Mitte des 15. Jahrhunderts angehören. Dies trifft auch für das Gewölbe zu, in dem wir nur eine protzige, in seiner bunten Farbenpracht aufdringliche Nachahmung der viel dezenteren älteren zu erkennen vermögen und besonders für den gekehlten Steinbogen, welcher die Darstellungen überspannt. Denn er setzt sich aus einem wirren Durcheinander von Konsolen, Baldachinen und Figürchen zusammen, von denen gerade die ältesten nie für eine solche Komposition bestimmt waren. Auch die beiden Statuettchen an den

[95]) Der Verfasser verdankt die Kenntnis davon Herrn Staatarchivar Prof. Dr. H. Türler in Bern. Stantz, Münsterbuch, a. a. O. S. 102, verwechselt das Wappen St. Trivier mit dem der Markgrafen von Baden und Hochberg.

[96]) So die Gewänder und Köpfe der Frauen und Jünger, der ganze Körper des Heilandes. Interessant sind die stilisierten Wolken und die dunkelrote Sonne mit der Flammenglorie.

Pfeilern, Moses und einen König darstellend, sind hierher versetzt, und ausserdem wurde dem ersteren noch ein nicht zugehöriger Kopf aufgesetzt. Vor allem aber gehören weder die grünen Konsolen, noch die gleichfarbigen Kapitäle dem 15. Jahrhundert an, denn solche Gläser gab es damals noch nicht. Von den zwei Wappenschilden Berns, welche, von je drei Engeln getragen, die beiden Zwickel zu Seiten des Bogens ausfüllen, ist der rechts wieder eine Restauration von Fräulein Beck. Der links ist älter; seine Entstehungszeit geht aber nicht über das 16. Jahrhundert zurück und überdies stimmt die wollige, flaue Zeichnung der Haare bei den Engeln vollständig überein mit derjenigen Christi und der Jünger, steht dafür aber in um so grösserem Kontraste zu den kräftigen geringelten Locken, wie sie in den Darstellungen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und früher vorkommen. Auch die überlange Schildform ist eine misslungene Nachahmung älterer. Dagegen kann die vierte Felderreihe mit der Geisselung, der Dornenkrönung und der Kreuzigung Christi dem alten Passionsfenster in einzelnen Teilen angehört haben, doch werden die alten Bestände von späteren Zutaten und Restaurationen stark in den Hintergrund gedrängt. Auch sie leisten den Beweis, dass die ursprüngliche Komposition ein einfaches Bilderfenster war. Die Architektur dagegen, welche sich darüber aufbaut, entstand mit dem unteren Gewölbe, die im vierten Felde sogar noch viel später. Von den drei Büsten, welche die halben Vierpässe als Abschlüsse zieren, sind die erste und dritte stark restauriert, die zweite ist neu, und der betende Engel im letzten Felde gehört überhaupt nicht an diese Stelle.

Ausser den vier Figurenfenstern im Chore, finden sich zurzeit im Berner Münster noch vier Fragmente aus Fenstern mit monumentaler Glasmalerei, ein spärlicher Rest von all' der Pracht, in welcher einst Schiff und Kapellen erstrahlt haben mögen. Umso zahlreicher sind dafür die Wappenscheiben, in denen die aristokratische Gesinnung des Berner Patriziates sich ein stolzes Denkmal setzte, das selbst die Stürme der französischen Revolution zu überdauern vermochte.

Welches der ursprüngliche Standort dieser vier Figurenfelder, die zurzeit in einem Fenster der Erlach-Kapelle vereinigt sind, war, ist dem Verfasser nicht bekannt. Stantz führt sie in seinem Münsterbuche noch nicht auf und sie waren darum zur Zeit von dessen Abfassung auch noch nicht an ihrem gegenwärtigen Standorte.

Die beiden Szenen aus der Passionsgeschichte, Christus am Kreuze zwischen Johannes und Maria und die Auferstehung, könnten früher als Teile einer grösseren Darstellung ein Kapellenfenster geziert haben. Sie zeigen die übliche Komposition mit den über Eck gestellten Kulissenwänden und verwenden als Hintergrund das eine Mal blauen, das andere Mal roten Rankendamast. Im übrigen ist die Farbengebung eine aufdringlich bunte, die Gesamtwirkung eine unruhige. Zeichnung und Komposition weisen auf einen handwerklich geschulten, lokalen Meister aus dem Ende des 15. Jahrhundert.

Verwandt mit der Darstellungsweise dieser beiden Passionsdarstellungen ist ein drittes Fensterfeld mit dem Martyrium eines Heiligen. Dieser kniet betend in einem Zimmer, während von hinten ein junger Mann naht, der ihn mit einem Beile erschlägt. Die flache Behandlung der Figuren, durch die sich ganz besonders einige gleichzeitige Glasgemälde in der Kirche von Romont wenig vorteilhaft auszeichnen, scheint auf einen westschweizerischen Lokalmeister als Urheber hinzudeuten, der unter dem Einflusse der Berner Glasmaler arbeitete. Auch die Entstehungszeit dieser Fragmente fällt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Von besonderer Technik und Darstellungsart ist das vierte Fragment. Es führt uns einen vornehmen Greis, der auf einem Throne sitzt, vor. Ihm gegenüber steht ein geharnischter Krieger und hinter diesem ein stark gestikulierender Mann. Die beiden Personen hinter dem Throne scheinen Frauen zu sein. Während diese Figuren grosse Verwandtschaft zu den Fragmenten aus der Passion im Mittelfenster des Chores zeigen, stimmt die in unseren Landen seltene Technik des roten Mantels, den der sitzende Mann trägt und auf dem die Brokatmuster aus dem roten Überfangglase ausgeschliffen, und mit Silbergelb übermalt sind, auffallend zu der Technik einiger Figurenscheiben aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts in der schönen gotischen Kapelle auf dem Friedhof von St. Peter in Salzburg. Für diese Zeit passt auch der grüne, schablonierte Damasthintergrund. Das Fensterfeld scheint deshalb schon in früher Zeit eine gründliche Renovation durchgemacht zu haben.

Wenn auch diese vier Fragmente künstlerisch von untergeordneter Bedeutung sind, so beweisen sie immerhin, dass in Bern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verschiedene Meister mit der Ausführung monumentaler Glasmalereien beschäftigt waren. Leider sind wir über deren äussere Lebensverhältnisse äusserst dürftig unterrichtet, und was sich von ihren Arbeiten erhalten hat, bietet leider ebenso geringe Anhaltspunkte zur Beurteilung ihrer künstlerischen Individualität, sofern von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann. Meister Hans von Ulm lernen wir nur aus der kurzen Notiz kennen, nach der ihm 1441 die Erstellung des Passionsfensters übertragen wurde. Allein es ist fraglich, ob sich derselbe je bleibend in Bern aufgehalten hat. Jedenfalls befriedigte seine Arbeit nicht besonders, denn sonst würde man nicht die Ausführung des Zehntausendritter-Fensters Niklaus, dem Glaser, übertragen haben. Diesen nennt uns eine Aufzeichnung in den Seckelmeisterrechnungen vom Jahre 1437, und er war darum zweifellos ein ansässiger Handwerker (vgl. S. 235), der auch Flickarbeiten ausführte. Wäre er ein geschickter Glasmaler gewesen, so hätte der Rat keine Veranlassung gehabt, die Ausführung seiner Stiftung einem Fremden zu übertragen.[97]) Auch der Wortlaut des Vertrages, den 1447 der Schultheiss von Bubenberg und Rudolf von Ringoldingen mit ihm schlossen, scheint darauf zu deuten, dass er mehr Unternehmer als ausführender Künstler war, wie auch die Erwähnung des Malers Meister Bernhard, dem wenigstens ein Anteil an den Entwürfen zu den bildlichen Darstellungen zugeschrieben werden dürfte. Ob dieser Künstler bleibend in Bern weilte, ist ebenfalls ungewiss, denn die Stadtrechnungen aus den Jahren 1430/1452 nennen ihn nicht, dafür aber einen Clewin Maler (1433, 1438, 1444 und 1446) und einen Meister Stephan Maler (1449).[98])

Niklaus Glaser war ein angesehener Mann, denn er gehörte von 1440—1460 dem Grossen Rate an. Laut Tellbuch von 1458 (Seite 97) hatte er nachweisbar einen Peter Glaser bei sich, sei es in der Stellung eines Knechtes, d. h. Gesellen, oder weil er sein Vetter war. Dieser scheint ein vielbeschäftigter Glasmaler gewesen zu sein, der von 1463/1469 ebenfalls die Würde eines Grossrates bekleidete. Im Jahre 1469 starb er. Seine Witwe aus zweiter Ehe, Enneli Hübschi, und ihr Söhnchen Bartholome, sowie die zwei Kinder aus erster Ehe, Kaspar und Vreneli, wurden 1471 durch die Verwandten (darunter Hans Glaser und Sebastian Glaser) auseinandergesetzt.

[97]) Über weitere, auswärtige Niklaus Glaser vergleiche Howald, Berner Taschenbuch 1885, S. 125/126. Es ist nicht anzunehmen, dass einer von diesen mit dem Berner Meister identisch sei.

[98]) F. E. Welti, a. a. O. Bd. II, S. 25b, 27a, 103b, 180b, 204a und 262b.

Dabei bestimmte man, dass alle hinter Sinsheim bei Worms liegenden Güter des Peter selig der Witwe und den Kindern gemeinsam verbleiben sollten. Peter stammte also vermutlich aus jener Gegend. Später verheiratete sich die Witwe wieder mit Hans Wertz. Als Ehemann reklamierte dieser 1473 ein Guthaben des Peter Glaser selig für ein Glasfenster in Thun und 1479 ein solches für die in die Kapelle von Leuk gelieferten Fenster.[99]) Dass die Schuldner ihren Verpflichtungen für gestiftete Glasgemälde so lange nicht nachkamen, ist nicht auffallend, das kam auch später noch vor, selbst von Seiten der Regierungen.

Im Jahre 1482 zahlte der Rat Hans Noll für gelieferte Glasfenster 9 Gulden.[100]) Doch dürfte dieser Meister für die Glasfenster im Münsterchore nicht mehr in Frage kommen, ebenso wenig wie Urs Werder, der bedeutendste Glasmaler in Bern im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, den der Rat schon 1471 dem Bischof von Sitten als geschickten Meister empfohlen hatte[101]), und Hans Abegk, der 1480 die Glasfenster in der Kirche und der Propstei zu Zofingen verfertigte. (Vergl. S. 261.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die kirchliche Bautätigkeit Berns auch die mit ihm verbündete Stadt Biel zur Errichtung eines neuen Gotteshauses anregte. Das Patronatsrecht über das alte, im Bistum Lausanne gelegene und dem hl. Benedikt geweihte Gotteshaus stand seit dem 13. Jahrhundert den Grafen von Thierstein als bischöflich baselsches Lehen zu. Aber schon 1364 verkaufte Graf Simon es aus unbekannten Gründen der Stadt um 1000 Gulden. Als diese aber im Jahre 1367 durch ihren eigenen Herrn, den Bischof Johannes III. Grafen von Vienne, verwüstet, in finanzielle Bedrängnis geriet, gelangte es 1377 durch Kauf an das Kloster Erlach oder St. Johannsen, doch nicht ohne wichtige Vorbehalte. Dazu gehörte u. a. die Bedingung, dass die Güter, deren Ertrag für den Kirchenbau bestimmt war, von dem Kaufe ausgeschlossen werden sollten und der Stadt das Präsentationsrecht für die Bestellung eines neuen Pfarrers zukomme. In der Folge blieben Stadt und Kloster in gutem Einvernehmen. Doch erhob das letztere, wenn auch erfolglos, im Jahre 1452 Einspruch gegen die 1451 begonnene Erweiterung der Kirche. Leider kennen wir den Zustand des alten Gotteshauses nicht, da im Visitationsberichte des Bischofs von Lausanne gerade Biel fehlt.[102]) Die Renovationsarbeiten bezogen sich zunächst auf das Schiff, wobei, ähnlich wie in Bern, einzelne Bürger das Unternehmen durch Errichtung und Aussteuerung neuer Altäre zu fördern suchten.[103]) Auch die Stadt stiftete einen solchen zu Ehren des hl. Georg und der 10000 Ritter. Am 24. Oktober 1455 konnte die Weihe durch den Weihbischof von Lausanne, Franciscus de Fuste, vorgenommen werden. Zwei Jahre später fand die von zwei weiteren Altären auf der nördlichen Seite des Schiffes und desjenigen im Chore statt. Zu dieser Zeit stiftete der Rat auch das Glasgemälde in das Mittelfenster des Chores, welches, im Laufe der Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit der beiden Bilderzyklen verstümmelt, im Frühjahr 1900 durch

[99]) Gütige Mittlg. von Prof. Dr. H. Türler in Bern.

[100]) F. E. Welti, a. a. O., Bd. II, S. 239. Nach den Stadtrechnungen von Solothurn erhielt er vom Rate 1480 18 Pfund 4 ß für zwei Glasfenster in das Kloster zu Gottstatt. Meyer, Fenster- und Wappenschenkungen, a. a. O. S. 314. H. Noll war Mitglied des Grossen Rates von 1472—92.

[101]) Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern, a. a. O., S. 33.

[102]) Fol. 155a. Abhandlungen des historischen Vereins des Kantons Bern, I. Jahrgang, 2. Heft, S. 295 und 366.

[103]) H. Türler, Kirchliche Verhältnisse in Biel vor der Reformation. Neues Berner Taschenbuch 1903, S. 136. — C. F. L. Lohner, Die reformierten Kirchen im eidgenössischen Freistaate Bern, S. 467 ff. — Blösch, Geschichte der Stadt Biel, Tome I, S. 119 und 232/36.

Glasmaler E. Gerster in Basel unter Leitung von Prof. Dr. J. Zemp vortrefflich restauriert wurde.[104]) (Taf. XIII.)

Es scheint, als habe man sich schon vor der Erstellung dieses Fensters Rechenschaft über dessen künftigen Bilderinhalt gegeben. Denn der untere Teil des Masswerkes trennt es in zwei Felderpaare, welche durch die Eisenstäbe in Rechtecke zerschnitten werden, die beinahe doppelt so hoch als breit sind. Jede der beiden Hälften enthält deren 14, so dass im ganzen 28 Felder zu füllen waren. In der linken Hälfte werden uns vorschriftsgemäss Szenen aus der Passionsgeschichte vorgeführt, die rechte enthält dagegen Episoden aus dem Leben des Kirchenpatrons St. Benedikt. Von den ersteren gehören dem alten Fenster an: 1. Das Abendmahl, 2. Christus im Garten Gethsemane, 3. Christus vor Pilatus, 4. die Dornenkrönung, 5. die Kreuztragung, 6. Christus am Kreuze, 7. die Grablegung und 8. die Auferstehung. Der Judaskuss, die Geisselung, Christus vor den Hohenpriestern und die Kreuzigung sind recht gelungene Ergänzungen im Stile der alten Darstellungen von Glasmaler E. Gerster. Sie füllen vier übereinander liegende Felder des ersten Fensterviertels. Die oberste Felderreihe bildet mit vier Architekturstücken den Fensterabschluss. Die Darstellungen aus der Legende des hl. Benedikt waren alle mehr oder weniger gut erhalten geblieben, dagegen einige im Laufe der Zeit an eine unrichtige Stelle versetzt worden. Sie illustrieren das ganze Leben des berühmten Heiligen, beginnend mit dem lernbegierigen Knaben auf dem Schulwege. Nach seinem Entschlusse, sich weg von dem sündhaften Leben der Menschen in die Einöde zurückzuziehen, sehen wir ihn auf dem zweiten Bilde, begleitet von seiner getreuen Amme Cyrilla, in einer felsigen Gegend. Im dritten macht er durch sein Gebet das von Cyrilla zerbrochene Gefäss wieder ganz. Dann zieht er sich allein, nur mit einem Stabe und einer Axt ausgerüstet, nach der Höhle in Subiaco zurück, um dort ein Einsiedlerleben zu führen (4), wird aber zufolge seines frommen Lebens von den Mönchen des Klosters Vicovaro geholt und zu ihrem Abte gewählt (5). Da diesen seine strenge Zucht nicht gefällt, suchen sie ihn durch Gift zu beseitigen. Als aber der Heilige nach seiner Gewohnheit über dem gereichten Weinbecher das Kreuzeszeichen macht, zerspringt er zum Schrecken der Bösewichte, und es kriecht daraus eine Schlange (6). Dann folgen einige Darstellungen von Wundern. Die erste sollte die Überlieferung illustrieren, wonach in der Todesstunde des Bischofs Germanus von Capua dem hl. Benedikt dessen Seele, wie sie in Form einer Feuerkugel zum Himmel aufstieg, erschien. Der Künstler führt uns zu diesem Zwecke den mit seinem Konvente auf den Knien betenden Abt vor, während in nicht sehr geschickter Weise eine flammende Sonnenkugel einen Strahlenbündel auf sie herabsendet, in welchem die Seele des Verstorbenen nach üblicher Darstellungsweise als kleines, nacktes Knäblein emporschwebt (7). Im folgendem Bilde schlägt Benedikt auf das Gesuch von Mönchen, deren Kloster Wassermangel leidet, solches aus einem Felsen (8). Dann wird uns in sehr naiver Weise die Rettung des jungen Plazidus aus dem Wasser vorgeführt (9) und daneben die Heilung eines kranken Kindes vor den Türen des Klosters Monte Cassino (10). Den Schluss bilden das sonst selten dargestellte Wunder mit der zeugenden Hand und der Tod des Heiligen an den Stufen des Altares in der Kirche während

[104]) Der Lettner dagegen entstand erst zwischen 1475—1477 und seit 1480 ging man an die Erhöhung des Turmes. Schon war er mit Dachstuhl und Helm eingedeckt und die Glocken darin aufgehängt, als er sich am 14. Juli 1481 spaltete und in sich zusammenfiel. Erst 1483 begann man mit dem Wiederaufbau unter der Aufsicht eines von Colmar herbeigezogenen Werkmeisters.

der Darreichung der Hostie, wobei der Künstler auch diesmal wieder die Seele als kleines, nacktes Knäblein in einem Strahlenbüschel zum Himmel emporschweben lässt.

Die umrahmende Architektur trennt nicht nur jede Bilderreihe, sondern auch jede Darstellung von der anderen und zwar so, dass die horizontalen Bauglieder meistens verbindend von einer Felderreihe in die nächst höhere hineinreichen. Dadurch entsteht eine Etagenkomposition, ohne dass sich die einzelnen Stockwerke zu einer harmonisch gegliederten Façade vereinigen. Am kräftigsten und klarsten ist die zweite Felderreihe von unten komponiert, da hier je zwei Felderpaare zu einer Halle mit glühend roten, sternbesetzten Gewölbekappen vereinigt werden, ähnlich wie sie uns schon im Münster zu Bern begegneten (S. 245). Allein diese Architektur steht in keiner inneren Beziehung mit den Vorgängen, welche sich darin abspielen. Denn drei davon vollzogen sich in Wirklichkeit im Freien und nur einer im geschlossenen Raume, ohne dass dieser angedeutet würde. Geradezu ungeschickt aber ist es, wenn der Künstler auch der schräggestellten durchsichtigen Kulissenwände nicht entraten kann, selbst wenn er uns mitten in die Natur hineinführt oder gar vor umfangreiche Gebäude. In dieser Beziehung steht seine Kunst nicht höher, als die des Meisters der Glasgemälde auf Staufberg. Nur in der obersten Felderreihe kommt die Architektur in vier schlanken Türmchen, wie in den beiden jüngsten Chorfenstern im Münster zu Bern, zu klarem Ausdrucke, wobei auch hier wieder wenigstens aus den beiden äusseren betende Engel herabschauen. Als Hintergrund benutzt er durchgehend einen blauen Federndamast. Davor stellt er unbedenklich Felsen, um die Wildnis anzudeuten, oder Gebäude, während wir bei den Interieurs in diesem Damaste überspannte Wandflächen erblicken könnten, wenn nicht dessen Verwendung zu den verschiedensten Zwecken eine gleichartige wäre. Als Farbe für die Decken bevorzugt er ein leuchtendes Rot.

Trotzdem jeder Darstellung nur ein Fensterfeld eingeräumt wird, nimmt doch der Meister mit Bezug auf die Zahl der zur Aktion kommenden Personen darauf keine Rücksicht. Das führt namentlich in der Passionsgeschichte zu ebenso unschönen als unruhig wirkenden Zusammenpressungen. Um diesem, von ihm selbst gefühlten Übelstande abzuhelfen, hebt er die Hauptpersonen durch besonders leuchtende Farben ihrer Gewänder vor die andern heraus. In der St. Benediktuslegende brachte es die mönchische Kleidung mit sich, dass blau und blau-violett als koloristische Grundstimmung vorherrschen. Diese Fensterhälfte wirkt darum ruhiger als die mit den Passionsdarstellungen, in denen Jesus, Johannes, Pilatus und Judas abwechselnd glühend rote Mäntel tragen. Aber auch mit Bezug auf die Architektur sind die beiden Fensterhälften nicht von gleicher koloristischer Wirkung, da für die Einrahmung der Passionsdarstellungen viel lebhaftere Farben verwendet wurden. Vielleicht bezweckte man damit nur eine bessere Harmonie zu dem Kolorit der bildlichen Darstellungen, vielleicht aber wollte man diese Fensterhälfte absichtlich als die wichtigere durch eine vermehrte Farbenpracht hervorheben.

Die Zeichnung der einzelnen Figuren ist derb und erinnert namentlich in der willkürlichen Karnation der Köpfe, die sich vom Rotvioletten bis zum Farblosen abstuft, an elsässische Vorbilder.

Der Hintergrund der Türmchen in der obersten Felderreihe wird durch einen roten Damast mit geometrischen Ornamenten gebildet, der genau so mit blauen Rosettchen durchsetzt ist, wie derjenige auf dem Dreikönigs-Fenster im Berner Münster.

Die unteren Masswerkfüllungen zieren eine zündend gelbe Sonnenscheibe und eine blauweisse, stilisierte Distel, das Sinnbild irdischer Schmerzen [105]), beide auf rotem Grund. Dazwischen

[105]) W. Menzel, Christl. Symbolik, Bd. I, S. 206.

St. Benedikt-Kirche in Biel. – Chorfenster, datirt 1457.

leuchtet auf rotem Federndamaste ein Christuskopf in tiefroter Gesichtsfarbe. Von diesem gehen drei Strahlenbündel aus, deren jeder durch ebenso viele weisse, stilisierte Blätter dargestellt wird.

In den Fischblasen zu beiden Seiten haben die Wappenschilde der Stadt Biel Aufnahme gefunden. Über diesen schaut je ein Prophet mit wild flatterndem Spruchbande herab. Das eine enthält kabbalistische Zeichen, wie auf den Fenstern im Berner Münster, das andere trägt die Jahrzahl „Anno DCCCC⁰ LVII". Demnach entstand das Fenster unmittelbar nach dem jüngsten im Chore des Berner Münsters.

Gab uns schon die allgemeine Beschreibung dieses Glasgemäldes Veranlassung, zu verschiedenen Malen auf die Ähnlichkeit einzelner Partien mit solchen des Dreikönigs- und Hostienmühle-Fensters im Berner Münster hinzuweisen, so würde eine vergleichende Zusammenstellung der Details diese innigen Beziehungen noch so wesentlich vermehren, dass man die Behauptung wagen darf, es sei aus derselben Werkstätte hervorgegangen.

Vor der Renovation schmückten die vier Felder der untersten Reihe ebenso viele Fragmente aus andern Fenstern, die uns den Beweis erbringen, dass auch der Glasgemäldeschmuck dieser Kirche einst viel reicher war.[106]) Ihr Zustand war teilweise ein recht bedenklicher. Zurzeit zieren sie, ebenfalls renoviert, die beiden seitlichen Chorfenster. In dem auf der Nordseite fand die Verkündigung Aufnahme. Dass diese ursprünglich einer grösseren Komposition angehörte, beweisen die Fialen, welche zu beiden Seiten des Steinstabes in halber Höhe der beiden Darstellungen auslaufen. Auf dem Felde rechts kniet Maria vor einem gelben Betpulte in einer gotischen Halle auf braunem Fliesenboden. Sie trägt einen roten Rock und darüber einen blauen Mantel, auf den die goldenen Locken herabwallen. Hinter ihr steht ein weisser Lilienstengel. Von links naht mit tiefer Verbeugung der Engel in einem grün-gelblichen Gewande. Er trägt ein Lilienszepter mit flatterndem Spruchbande, das den Anfang des Grusses enthält. Kopf und Haare sind im Gegensatze zu denen der Madonna farblos. Dafür leuchten seine grossen, violetten und blauen Flügel umso lebhafter. Bei beiden Darstellungen bildet den Hintergrund ein blauer Federndamast. Von der ursprünglichen architektonischen Umrahmung blieben nur noch einige Fragmente erhalten. Nicht nur diese, sondern auch die ganze Technik und Zeichnung erinnern sehr stark an die Arbeiten des Berner Glasmalers Urs Werder und dürften vor dem Jahre 1470 entstanden sein.

Im Fenster rechts enthält das eine Feld eine Darstellung der Kreuzigung, deren Komposition grosse Ähnlichkeit zeigt mit der gleichartigen im Mittelfenster. Ihr gegenüber hat ein hl. Georg Aufstellung gefunden. Er trägt eine stahlblaue Rüstung und rote Schnabelschuhe, einen Visierhelm mit zwei roten und einer weissen Feder, umstrahlt von einem blauen Nimbus mit gelbem Rand. Hinter ihm leuchten die grossen roten Flügel hervor, während der gelbe Drache, auf dem er steht, solche von blassroter Farbe hat. Dieser liegt auf einem grünen Rasenboden. Der blaue Federndamast und beinahe die ganze Architektur sind neu, wodurch eine sichere Datierung wesentlich erschwert wird. Doch sind diese beiden Darstellungen jedenfalls nicht von dem Meister, der die Verkündigung malte, sondern älter und enger verwandt mit den Bilderzyklen im Mittelfenster.

Da uns Aufzeichnungen über den Künstler, dem wir die Erstellung des Bieler Fensters zu verdanken haben, nicht erhalten blieben, und die Vergleichung mit den beiden jüngsten im Chore

[106]) Photographien davon, wie auch des ganzen Fensters, befinden sich im Archiv der schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler im Landesmuseum. Wir benutzen diesen Anlass, um dem Vorstande für die gütige Erlaubnis zur Reproduktion der oberen Fensterhälfte nach der Restauration unsern verbindlichsten Dank auszusprechen.

des Berner Münsters uns in den Nachforschungen nur insoweit fördert, als sich daraus ergibt, dass alle drei wahrscheinlich einer Werkstätte angehören, so legt uns dieser Mangel an schriftlichen Überlieferungen umso mehr die Pflicht auf, ausserhalb der Landesmarken des alten Bern Umschau zu halten, ob sich nicht irgendwo verwandte Arbeiten finden. Und dies umso mehr, als wir wissen, dass Bern im 15. Jahrhundert zur Ausführung seines Münsterbaues mit wenig Ausnahmen nicht über einheimische Kräfte verfügen konnte, sondern sich gerade die geschicktesten Meister aus der Fremde holen musste. Dabei scheint man zunächst in den kunsttreibenden Städten Schwabens, ganz besonders aber in denen des Elsasses Umschau gehalten zu haben. Dies kann nicht befremden. Schon seit frühen Zeiten bildete die fruchtbare Rhein-Ebene für die landwirtschaftlich viel weniger produktiven Gebiete der Eidgenossen eine Bezugsquelle für mannigfache Bedürfnisse, so namentlich für Getreide und Wein. Der daraus entspringende, regelmässige Verkehr führte die Bewohner des Ober-Elsasses hinauf in die Berglande und gab hinwiederum unsern Voreltern Gelegenheit, Leben und Treiben in jenen schmucken Städten und Städtchen kennen zu lernen, die, mitten im flachen Kulturlande oder an den Ostabhängen der Vogesen gelegen, vom Überflusse dessen, was der fruchtbare Boden fast mühelos hervorbrachte, einen Teil an ihre weniger von der Natur begünstigten Nachbarn verkaufen konnten. Der daraus für sie entspriessende Wohlstand schuf die Bedingungen für ein blühendes Handwerk und eine Kunstbetätigung, von der noch heute die schönen Kirchen und schmucken Rathäuser zeugen. Ihm verdankten aber auch die Gotteshäuser jenen einzig dastehenden Reichtum an monnmentalen Glasmalereien aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Oft bot sich unsern Voreltern, wenn sie ihre Lebensmittel in den Rheinlanden holten, oder auf den regelmässig besuchten Messen zu Strassburg und Frankfurt die Erzeugnisse geschickter Handwerker, Waffen und andere Fabrikate einkauften, Gelegenheit, die geschickten Meister selbst kennen zu lernen und, wenn man ihrer Kunstfertigkeit bedurfte, sie zu veranlassen, ihren Aufenthalt bei ihnen zu nehmen. Denn die Lebensweise der Handwerker im Mittelalter war überhaupt eine flottante und verhinderte dadurch eine Verknöcherung des Bürgerstandes, — wie sie sich zum Schaden des Handwerkes seit dem 17. Jahrhundert immer stärker entwickelte, — umso mehr, als man tüchtigen Männern, gerade um sie an den Ort zu fesseln, die Erwerbung des Bürgerrechtes und sogar die Teilnahme an der Regierung recht leicht machte.

Unter solchen Verhältnissen lag die Unterhaltung guter Beziehungen zu den oberelsässischen Städten im Interesse der eidgenössischen Orte. Doch wurden dieselben durch die politischen Zustände zeitweise ausserordentlich erschwert. Denn auf den Burgen vom Hegau hinunter bis zu den Vogesen sassen österreichische Beamte und Lehensträger, die, von grimmigem Hasse gegen die erfolgreich aufstrebenden schweizerischen Städte und Bauernschaften erfüllt, nicht nur alles taten, um deren Interessen ausserhalb ihrer Landesmarken zu schädigen, sondern es selbst die Reichsstädte hart entgelten liessen, wenn diese, vertrauend auf ihre Unabhängigkeit vom Hause Österreich, dessen Feinden aus wirtschaftlichen oder politischen Interessen ein zu grosses Entgegenkommen bewiesen. Es ist hier nicht der Ort, auf die kriegerischen Ereignisse näher einzutreten, welche daraus seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden,[107]) doch dürfte der Anschluss der Städte Mülhausen, Colmar, Schlettstatt und Strassburg an die eidgenössischen Stände in den 1470er Jahren wohl kaum so leicht zustande gekommen sein, wenn er nicht in alten freundschftlichen Beziehungen gewurzelt hätte.

[107]) Vgl. Johannes Dierauer, Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft, Bd. II, S. 154 ff.

Es wäre darum auffallend, wenn sich in den elsässischen Kunstwerken des 15. Jahrhunderts zu denen in der Eidgenossenschaft und ganz besonders zu denen in bernischen Landen keine inneren Beziehungen nachweisen liessen, da Bern, wie wir sahen, schon den ersten Meister für sein neues Münster aus der Strassburger Bauhütte kommen liess. Gewiss hat man im Elsass auch nach guten Glasmalern Umschau gehalten. Denn schon der Reichtum an erhalten gebliebenen Werken lässt vermuten, dass in Kunststädten wie Strassburg, Schlettstatt, Colmar u. a. an tüchtigen Meistern und Gesellen selten Mangel war.

Obgleich von diesem zerbrechlichen Reichtum ein beträchtlicher Teil in den häufigen Kriegen, während denen diese gesegneten Grenzlande verwüstet wurden, zugrunde gegangen ist, genügen die erhalten gebliebenen Werke, um die Entwicklung dieses Kunstgewerbes während dreier Jahrhunderte ausreichend zu belegen und für die Beurteilung der Glasmalereien, welche die Schweiz besitzt, die notwendigen Anhaltspunkte zu liefern. Indem wir uns vorbehalten, bei einer resümierenden Übersicht über die Stil-Entwicklung der monumentalen Glasmalerei während des 15. Jahrhunderts dieses Material herbeizuziehen, beschränken wir uns an dieser Stelle auf die Hervorhebung verwandter Kunstformen in den oben beschriebenen Werken zu Bern und Biel zu solchen im Nachbarlande.

In den architektonischen Darstellungen auf den einzelen Bildern, nicht in denen des Fensters als Gesamtkomposition, steht auf der Stufe der drei Chorfenster zu Staufberg das Hauptfenster im Kirchenchore zu Alt-Thann. Immerhin kann aber nicht von der gleichen Werkstätte, sondern nur von einer gleichartigen Darstellung der Räume gesprochen werden, worin einzelne Handlungen sich abspielen. Weit überlegen ist dagegen das Alt-Thanner Fenster denen auf Staufberg in der Behandlung des Figürlichen, da dessen Meister sich nicht auf die notwendigsten Personen beschränkte, sondern uns mit besonderer Vorliebe und Geschick ganze Gruppen vorführt, wenn auch nicht immer im Interesse der Klarheit seiner Kompositionen. Nach R. Bruck[108]) muss dieser Zyklus zwischen 1430 und 1450 entstanden sein. Dies stimmt zu unserer Datierung der Glasgemälde auf Staufberg, welche deren Entstehung als wesentlich einfacheren Arbeiten in die Jahre 1420—30 verlegt.

Viel grösser und in den Einzelheiten geradezu überraschend ist die Verwandtschaft des Dreikönigs- und des Hostienmühle-Fensters zu dem Katharinen-Fenster im südlichen Querschiffe der Kirche St. Georg zu Schlettstatt. Aus den Abbildungen ist dies weniger ersichtlich; wer aber unter dem frischen Eindrucke der Berner Glasgemälde dieses Gotteshaus betritt, dem drängt sich sofort die Überzeugung auf, dass wir hier Arbeiten der gleichen Schule oder Werkstätte vor uns haben. Leider blieb dieses Fenster nicht in seinem ursprünglichen Zustande erhalten, da u. a. die unterste Felderreihe mit dem Leichnam der Märtyrerin, wie er von Engeln in den Himmel getragen wird, ursprünglich den obersten Abschluss gebildet haben muss, während die an dieser Stelle zurzeit eingesetzten Felder mit dem schlanken Fialenwerk einer anderen Komposition angehörten.[109])

Wie im Hostienmühle-Fenster, verzichten auch hier die figürlichen Darstellungen in den untersten Felderreihen auf eine architektonische Einrahmung; dann aber wächst ein in Etagen gegliedertes Gebäude in die Höhe, das die einzelnen Vorgänge in phantastische Hallen verlegt, wobei je einer Felderreihe die erzählenden Bilder und der folgenden die zugehörigen architektonischen Abschlüsse zugewiesen werden. Selbst die kulissenartigen Wände, denen wir sonst auf elsässischen Glasgemälden nicht sehr oft begegnen, fehlen nicht. Vor allem aber haben wir den nämlichen

[108]) Die elsässische Glasmalerei, a. a. O., S. 93 und Tafel XLVIII.

[109]) Für die Beschreibung der Details verweisen wir auf R. Bruck, a. a. O., S. 36 ff. und Tafel XLIX.

Hintergrund, nur mit verwechselten Farben, indem rote Rosettchen zwischen blauen Rautendamast hineingestreut wurden. Im allgemeinen ist die Komposition einfacher, als auf den beiden Berner Fenstern und nähert sich mehr derjenigen des Bieler, wo sie zweifellos nur die Folge geringerer Geldmittel war, welche an die Arbeit verwendet werden konnten. Dagegen stimmen die Fenster in Bern und Schlettstatt wieder auffallend überein im Reichtum der Kleider, die, wie Bruck mit Recht hervorhebt, grosse Ähnlichkeit mit der burgundischen Hoftracht aufweisen. Diese war zu jener Zeit für die höheren Stände Frankreichs und Deutschlands Mode geworden und gewiss auch dem bernischen Patriziat nicht unbekannt, schon zufolge der politischen Beziehungen einzelner Staatsmänner zum burgundischen Hofe. Dazu kommt auf den Berner Glasgemälden noch die Vorliebe für ein grau-weisses Kolorit der Architektur und deren reiche Verzierung mit kleinen Statuettchen auf Konsolen unter Baldachinen, wie wir solchen auch auf den Bildern der altniederländischen Meister begegnen. Bruck verlegt die Entstehung des Katharinen-Fensters in die dreissiger oder vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts. Damals lebte zu Schlettstatt ein wegen seiner Kunst als Maler hochgefeierter Meister, von dem sich leider kein beglaubigtes Werk erhalten hat: Hans Tieffenthal. Um 1390 geboren, genoss er schon als Jüngling eines so grossen Ansehens, dass er 1418 vom Rate der Stadt Basel mit der Ausmalung der Kapelle des „Elenden Kreuzes“ vor dem Riehentor betraut wurde, wobei man von ihm verlangte, dass er sich nach der Ausmalung des Plafonds in der Kartause zu Dijon in Burgund richte.[110]) Er muss diese demnach gekannt haben. Darauf treffen wir den Meister 1422 wieder als Stadtmaler zu Schlettstatt; 1433 wird er in Strassburg erwähnt und ein Jahr später dort als Maler und Goldarbeiter (d. h. wohl Vergolder, nicht Goldschmied) in den Rat gewählt. Aber schon 1450 führt ihn die Zunft „zum Himmel“ in Basel, der die Maler angehörten, als ihr Mitglied auf. Dann verlieren wir dort seine Spuren, demnach gerade zu der Zeit, als die beiden letzten Chorfenster im Münster zu Bern entstanden. Später scheint er wieder nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt zu sein, wo er vermutlich auch starb, und wo noch im Jahre 1520 Johannes Sapidus in einem Epigramme seine Kunst feierte. Es stellt darum R. Bruck mit Recht die Frage auf, ob wir nicht wenigstens den Entwurf zum Katharinenfenster ihm zuschreiben dürfen. Sollte dies zutreffen, dann läge es nahe, auch an einen gleichen Anteil an dem Dreikönigs- und dem Hostienmühle-Fenster in Bern zu denken. Dass man in dieser Stadt der niederrheinischen Kunst Verständnis entgegenbrachte, beweist die Berufung des Meisters Erhard Küng, den der Berner Chronist Valerius Anshelm einen „niederländischen Westphaler„ nennt, als Steinmetz an den Münsterbau. Und wenn auch die, aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm am Hauptportale geschaffenen Skulpturen nicht direkt auf niederländische Vorbilder zurückgeführt werden können, so scheinen sie doch in einem gewissen Zusammenhange mit der Slutner'schen Schule in Dijon zu stehen, so dass angenommen werden darf, es habe der junge Meister, bevor ihn seine Tätigkeit um das Jahr 1458 nach Bern führte, jene Werke gekannt und nachgeahmt.[111])

Auch Peter Glaser, den wir in den Jahren 1458—69 in Bern als Glasmaler beschäftigt finden, war ein Rheinländer aus der Gegend von Worms.

Bildete das Katharinen-Fenster gleichsam eine Vorstufe zu den beiden Bernerfenstern, so führt uns dafür das gegenüberliegende im nördlichen Querschiffe mit Darstellungen aus der Legende

[110]) Daniel Burckhardt, Studien zur Geschichte der baslerischen Malerei des späteren Mittelalters, in „Festbuch zur Eröffnung des historischen Museums in Basel, S. 129. Fechter, Basler Taschenbuch 1856, S. 171 und 175 ff.

[111]) Vgl. Haendke und Müller, Das Münster in Bern, Festschrift a. a. O., S. 112.

Kirche in Hilterfingen, Kt. Bern.
Figurenfenster im Schiff. Um 1470.

der hl. Agnes die architektonische Umrahmung in so phantastischen Gebilden vor, dass dagegen die beiden Berner Glasgemälde nicht aufzukommen vermögen. Aber auch die figürlichen Darstellungen stehen zufolge der Eleganz ihrer Zeichnung über den Arbeiten des Berner Meisters, und ebenso weisen sie der als Hintergrund verwendete feine Damast und das naturalistische Rollwerk, welches sich um die Architektur der Baldachine über den einzelnen Bildern schlingt, einer späteren Zeit zu. Mögen darin auch gewisse Anklänge an den Meister E. S. gefunden werden[112]), so ist doch dieser Klein-Meister gewiss nicht der Urheber der Entwürfe gewesen. Vielmehr haben wir hier nur einen der vielen Fälle, wo Kupferstiche den Glasmalern oder Malern bei den Kompositionen ihrer figürlichen Darstellungen Handlangerdienste leisten mussten. Auch dieses Fenster ist nicht intakt geblieben. So scheint die unterste Felderreihe, welche in ganz unmotivierter Weise durch ein prachtvolles Sterngewölbe ausgefüllt wird, einer Komposition angehört zu haben, deren Entstehungszeit zwischen diejenige der beiden Fenster fällt. Auf die ältere Kompositionsart geht dafür, trotz seiner überreichen Ausstattung, der mächtige Kielbogen zurück, der das ganze Fenster überspannt, wie auch das phantastische Bauwerk, welches sich über demselben erhebt, und aus dessen Balkonen und Loggien (ähnlich wie in Bern) Engel herabschauen. An die Berner Glasgemälde erinnern schliesslich auch die schlanken, weissen Fialen, welche sich den Steinstäben anschmiegen, mit ihren kleinen Statuettchen zwischen Konsolen und Baldachinen. Immerhin vermag die Pracht dieses Fensters, mit welcher auch die buntesten Partien derjenigen im Berner Münster nicht konkurrieren können, den Mangel an einer klaren Disposition nicht zu ersetzen. Selbst die Zeitgenossen dürften darum beim Anblicke dieses verwirrenden Farbenspieles und dieser Formenüberfülle das Gefühl gehabt haben, dass die Glasmalerei in derartigen Werken die Grenzen des künstlerisch Schönen und Zweckmässigen überschreite. Auf andere elsässische Werke, die nach gewissen Richtungen Anklänge an solche in der Schweiz aufweisen, werden wir später zurückkommen.

Nicht als Beispiele monumentaler Kirchenmalerei, sondern als eine Übertragung solcher in Miniaturverhältnisse soll der vier Bilderzyklen zu je sechs Darstellungen in der Kirche zu Hilterfingen (Taf. XIV) gedacht werden. (Höhe jedes Zyklus 72 cm, Breite 41 cm.) Wie beim Zehntausendritter-Fenster in Bern, haben wir auch hier ein auf Glas übertragenes Bilderbuch, das weder als ganzes noch in den Details mehr sein will, als eine Veranschaulichung der wichtigsten Vorgänge aus dem neuen Testament zur Erbauung der Kirchenbesucher, ohne irgendwelche künstlerische Nebenabsichten. Darum wird sowohl bei den einzelnen Bildchen, als auch bei den Bilderzyklen von ornamentalem Beiwerk abgesehen, ebenso wie von allen Zutaten überhaupt, die den Blick von den Hauptpersonen, und namentlich von Christus hätten ablenken können. Um diese Absicht noch stärker zum Ausdruck zu bringen, trägt im allgemeinen auch nur er ein violettes oder rotes Gewand, das ihn koloristisch nicht nur aus seiner Umgebung hervor-, sondern aus dem Bilde heraushebt. Nur bei der Darstellung des Verrates wird auch Judas durch einen gelben Rock gebrandmarkt. Von den 24 Darstellungen gehören nur sechs der Jugendgeschichte an. Darauf beginnt mit dem Einzuge in Jerusalem die ausführliche Darstellung des Leidens, und den Schluss bildet die Ausgiessung des hl. Geistes in einer Säulenhalle. Diese und die Strohhütte als Geburtsstätte des Christuskindes sind die einzigen deutlich charakterisierten Lokalitäten in der ganzen Bilderfolge. Immerhin deutet der Künstler durch einen bräunlichen Fliesenboden oder einen grünen Rasenteppich jeweilen an, ob man

[112]) Vergl. R. Bruck, a. a. O., S. 127.

sich den Vorgang in einem Raume oder im Freien vorzustellen habe, verwendet aber als Hintergrund überall einen roten oder blauen Federndamast. Die Zeichnung der kleinen, markigen Figuren auf dem schmutzigweissen Glase verrät einen nicht ungewandten Meister und erinnert an die Chorfenster in Bern. Originell, wenn auch nicht aussergewöhnlich, ist die Darstellung der Himmelfahrt, wo wir von Christus nur noch den Saum des Gewandes und die Füsse unter einer stilisierten Wolke sehen, sowie die Fussabdrücke auf dem Felsen. Zwei Bruchstücke mit betenden Engeln in der Geisselung und der Ausgiessung des hl. Geistes deuten darauf hin, dass vermutlich früher noch mehr Bilder vorhanden waren. Auch ist ihr gegenwärtiger Standort in einem Fenster des Schiffes zweifellos nicht der ursprüngliche, da jedenfalls die einzelnen Zyklen die Fensterfelder, für die sie bestimmt waren, ganz ausfüllten.

Über die Stiftung dieser interessanten Bildergruppen gibt es nur Vermutungen. Seit dem St. Laurenztag 1424 besassen die von Scharnachtal als Herren zu Oberhofen den Kirchensatz in Hilterfingen, welchen damals Franz, Schultheiss zu Thun, dem Kloster zu Interlaken gegen denjenigen zu Spiez abgetauscht hatte.[113]) Um das Jahr 1470 scheinen in der Kirche bedeutende Renovationsarbeiten vorgenommen worden zu sein, die Veranlassung zu Glasgemäldestiftungen boten. Unterm 21. Januar 1471 verzeichnen die Ratsmanuale von Bern folgenden Eintrag: „An Frau berneta von Scharnachtal[114]) von des vensters wegen, das sie gen hilterfingen in die kilchen verheissen hat, welle si ützit bildwerk nach irem willen darin machen, inen dz ze verkünden, dann es werde von Schibenglass gemacht.“[115]) Ob mit Recht oder Unrecht hat man diese Notiz mit der Entstehung unseres Bilderzyklus in Verbindung gebracht. Nach dem Stile zu schliessen, kann er 1471 entstanden sein, jedenfalls nicht später. In diesem Falle könnte ihn Urs Werder gemalt haben, den gerade zu dieser Zeit sowohl der Rat als die Berner Aristokratie für ihre Arbeiten bevorzugten. Da wir aber von ihm nur signierte Wappenscheiben besitzen, so bleibt es bei Vermutungen, umso mehr, als diese Darstellungen wahrscheinlich irgend einem damals beliebten Bilderwerke nachgezeichnet wurden.

Die jüngsten monumentalen Glasgemälde auf altbernischem Gebiet führen uns nach Zofingen (Taf. XV). Dort war der 4. März des Jahres 1514 für das alte Chorherrenstift und die Bürgerschaft ein gleich wichtiger Tag. Denn im Namen der versammelten Chorherren erklärte Propst Andreas von Luternau zu Handen der Pröpste und Dekane, der Kloster- und Weltgeistlichen, dass man gewillt sei, die Kirche mit dem Chore von neuem wieder herzustellen und versprach allen, die zu diesem Werke beitrügen, die üblichen Ablassspenden. Dieser Beschluss war nicht übereilt. Denn schon im Jahre 1463 hatte man die Stiftskirche als baufällig erklärt. Mit der Sammlung von Liebesgaben wurden jedoch vom Generalvikar von Konstanz die geistlichen Würdenträger des Bistums erst betraut, nachdem ihnen zu Beginn des Jahres 1513 der Bischof Hugo von Hohenlandenberg durch ein Verbot für andere Sammlungen und einen vierzigtägigen Ablass auf zwei Jahre für alle die, welche dem Werke beisteuerten, den Weg gebahnt hatte. Am 30. September 1513 empfahlen sodann auch Schultheiss und Rat der Stadt Bern die Gabensammler des Stiftes der milden Handreichung ihrer Untergebenen. Damit waren die Quellen geöffnet, aus denen nun die silbernen

[113]) L. Lohner, a. a. O. S. 228/29.

[114]) Permeta von Villarzel war Kaspar von Scharnachtals dritte Frau. Über weitere Glasgemäldestiftungen der Familie in dieses Gotteshaus vgl. F. Thormann und W. F. von Mülinen, a. a. O. S. 16.

[115]) Haller, a. a. O. Bd. II, S. 114.

Bächlein der Stiftsbaukasse zurieseln sollten. Sie scheinen ziemlich reichlich geflossen zu sein. Denn schon am 21. September 1514 schlossen Propst und Kapitel des Stiftes Zofingen mit „Steffan Ruotschmann wilent schulthessen zuo Zofingen irs buws halb“ einen Vertrag, wonach ihnen derselbe gegen Bezahlung von 1200 rhein. Goldgulden den Chor, die beiden Sakristeien und einen Lettner, alles nach „visierung und riss des werckmeisters“, innerhalb der nächsten drei Jahre zu errichten hatte. Mit der Überwachung des Bau's wurde Meister Hans Zimmerli, Kaplan des Frauenaltars (Marienaltar) betraut [116]). Rutschmann scheint seiner Aufgabe mit Eifer und Verständnis nachgekommen zu sein. Schon an 21. September 1518 erging vom Stiftskapitel an den Bischof von Konstanz die Bitte, er möchte den Weihbischof von Basel mit der Einweihung der Altäre im Chore betrauen. Dem Wunsche scheint nicht entsprochen worden zu sein, vermutlich, weil man bis zur Gesamtweihe des restaurierten Gebäudes zuwarten wollte. Sie fand erst am 9. und 10. Januar 1520 durch den Generalvikar des Bischofs von Konstanz, Melchior, episcopus Ascalonensis, statt, unter Verleihung der üblichen Ablässe.

Dass das neu renovierte Gotteshaus des ehrwürdigen Chorherrenstiftes nicht auf den Schmuck seiner Fenster durch Glasmalereien verzichtete, ist begreiflich. Leider aber haben sich aus den Stürmen der Reformation nur die wenigen Zeugen dieser edlen Kunst gerettet, von denen für diese Arbeit einzig die Passionsdarstellungen in Betracht kommen, welche die obere Hälfte des mittleren Chorfensters schmücken. Bis jetzt brachte man ihre Entstehungszeit zusammen mit der Einwölbung des Chores und verlegte sie demzufolge zwischen die Jahre 1510 und 1520. Dagegen spricht aber ihr altertümlicher Stil. Denn noch haben wir als Hintergrund an Stelle des grossmustrigen Damastes, wie er seit Beginn des 16. Jahrhunderts zur Regel wird und wie er uns auch auf den grossen Wappenscheiben entgegentritt, welche die Chorherren in die neuerbaute Kirche stifteten, den feinen, blau-schwarzen, altertümlichen Rankendamast, allerdings mit der auffallenden Eigentümlichkeit, dass die einzelnen Füllungen mit einem breiten Bandstreifen umrahmt werden, der Figuren und Hintergrund überall auf unmotivierte Weise voneinander trennt. Dagegen stimmen die krönenden Baldachine in ihren architektonischen Details im allgemeinen mit denen aus der Mitte des vorangegangenen Jahrhunderts überein, ebenso wie Tracht und Bewaffnung der dargestellten Personen. Vor allem aber ist ganz ausgeschlossen, dass ein Meister am Anfange des 16. Jahrhunderts die Männer in lange Schnabelschuhe gesteckt und die Beine und Arme des römischen Hauptmanns so eingeschient, und den schlafenden Kriegern vor dem Sarkophage noch Beckenhauben, wie sie namentlich im 14. Jahrhundert getragen wurden, aufgesetzt hätte. Aber auch die ganze Darstellungs- und Kompositionsart erinnert an frühere Zeiten. Den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels gibt uns eine bis jetzt unbeachtete Eintragung in den Berner Ratsmanualen.[117]) Darnach wurde am 28. April 1480 beschlossen, durch Hans Abegk die Glasfenster in der Kirche und in der Propstei von Zofingen zu machen, „dann Mh. dem Propst das zugesagt und gonnen haben.“ Aber selbst wenn diese Notiz sich nicht

---

[116]) Das ausführliche Urkundenmaterial findet sich im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1891, S. 435 ff., von Dr. H. Herzog zusammengestellt. Vgl. auch: Brunner, C., Das alte Zofingen und sein Chorherrenstift, Aarau 1877, S. 29, 57 und 58; Faller, E., Die St. Mauritiuskirche in Zofingen. Argovia, Bd. XIX, S. 89 ff.; Rahn, Geschichte der bild. Künste, S. 506. H. Lehmann, Die Glasgemälde in aarg. Kirchen, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde. 1901, S. 296.

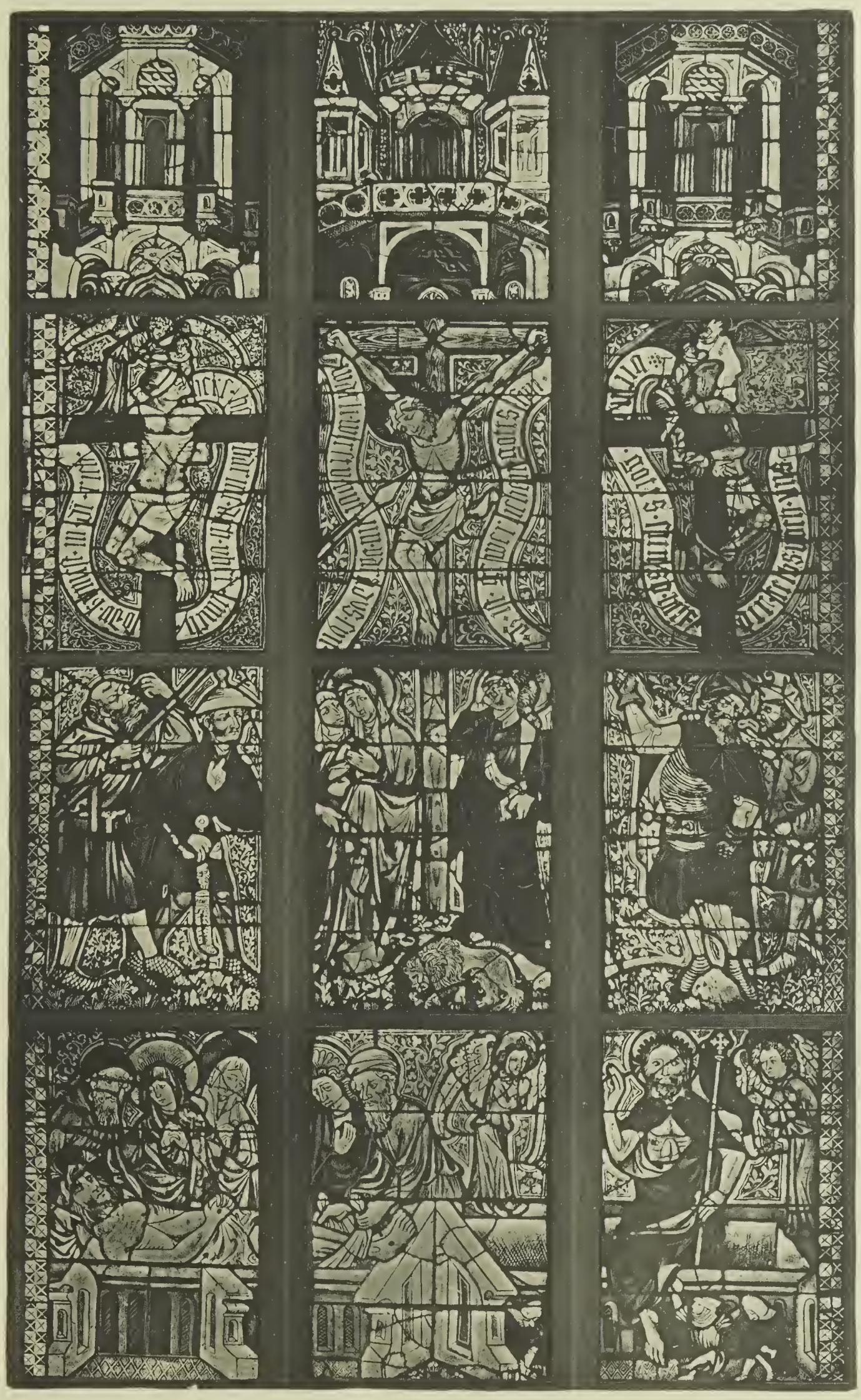
[117]) G. Trächsel, Kunst und Kunstgewerbe in Bern am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern 1879, S. 31. B. Haller, Bern in seinen Ratsmanualen 1464—1565, Bd. II, S. 115.

auf die Entstehung dieses Glasgemäldes beziehen sollte, muss doch die Annahme, sie hänge mit dem Neubau des Chores zusammen, fallen gelassen werden, denn dagegen spricht zu deutlich sein Stil, der es mit aller Bestimmtheit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuweist. Da es die Passionsgeschichte darstellt, darf mit Sicherheit angenommen werden, dass es schon im alten Chore der Stiftskirche an gleicher Stelle seinen Platz hatte und man beim Neubau wenigstens diesem Fenster die gleiche Breite gab, um die alten Glasmalereien ohne wesentliche Veränderungen darein versetzen zu können. Im allgemeinen halten sich die Darstellungen an die alten Traditionen.

Am gelben Balkenkreuz hängt in den zwei mittleren Feldern Christus, um dessen Körper ein weisses Lendentuch flattert, das zu der bräunlichroten Karnation des Körpers wirksam kontrastiert. Das durch den Tod verklärte Haupt mit der Dornenkrone umstrahlt ein rubinroter Nimbus mit gelbem Kreuz. In den beiden Seitenfeldern ringen die beiden Schächer in letzten Todesqualen. Dem guten, der mit rückwärts geschlagenen Armen und aufgezogenen Beinen übers Kreuz gebunden ist, entringt sich eben die Seele als kleines nacktes Männchen, das von einem Engel in Empfang genommen wird. Der Schächer zur Rechten des Kreuzes kehrt uns den Rücken zu. Ihm reisst ein weisser Teufel mit gelben Fledermausflügeln die Seele aus dem Munde. Das Gespräch, welches die Gekreuzigten kurz vorher führten, verzeichnen die Spruchbänder. Sie enthalten in gotischen Minuskeln die nachfolgenden Inschriften: Schächer links: „here · hēbarm · dich · über · mich · so · dv · komest · in · di · rīch.“ Christus „warli · wirstv · hüt · im · paradys · syn.“ Der römische Hauptmann: „dz · ist · gewerlichen · gottes · sun.“ Schächer rechts: „bisut (bist du)du gott(s · s)un · so · hilf · dir · (celbs · v)och · vns.“

Während die Spruchbänder die Körper der beiden Schächer wild umflattern, als wollten sie die Qualen der Sterbenden versinnbildlichen, hängen diejenigen am Kreuzesstamme Christi schlaff herab; der Tod des Erlösers ist eingetreten. Dies beweisen uns auch Handlungen und Gebärden der Anwesenden unter dem Kreuze. Eben ist Longinus im Begriffe, dem Herrn die Seite zu öffnen. Mit der linken Hand deutet er auf das kranke Auge, welches von dem aus der Seite des Heilandes fliessenden Blute geheilt wurde. Ein Jude, der neben ihm steht, kenntlich an dem spitzen Hute, macht die übrigen Personen auf den Vorgang aufmerksam.

Unter dem Kreuze blickt Johannes zu seinem Herrn auf. Maria dagegen scheint, vom Schmerz überwältigt, in die Arme ihrer Gefährtin zu sinken. Selbst der römische Hauptmann in der phantastischen Tracht halb eines Orientalen, halb eines Römers, ist von der Gottheit des Gekreuzigten überzeugt und teilt dies auch mit den Worten: „Fürwahr, dieser ist Gottes Sohn!“ (Luk. XXIII, 47) einem einfältigen Juden mit, der gestikulierend neben ihm steht. Den Boden schmückt ein grüner Wiesenteppich. Noch soll einer kleinen symbolischen Darstellung nicht vergessen werden. Zu Füssen des Kreuzstammes des Heilandes erblicken wir einen Löwen mit zwei Jungen, von denen er das eine mit der Tatze aufweckt. Als Sinnbild der Stärke und des Königtums ist der Löwe ein gebräuchliches Symbol für Christus. Offenb. Joh. 5, 5 heisst Christus der Löwe vom Stamme Juda (vgl. I. Buch Mosis 49, 9). Nach einem alten Physiologus, den Origenes (in genesin hom. 17) anführt, schläft der neugeborene Löwe drei Tage und drei Nächte, wie Christus im Grabe, und nach Durandus (rat. offic. VII. rubr. de evang.) weckt der alte Löwe am dritten Tage sein Junges, wie Gott Vater den Sohn aus dem Grabe. In Conrads von Würzburg goldener Schmiede (5027) erweckt der Todesschrei des am Kreuze sterbenden



St. Mauritius-Kirche in Zofingen.

Chorfenster.

Fig. 36. Wappenfenster des Schultheissen Hans v. Erlach und seiner Gemahlin Magdalena von Mülinen in der Kirche zu Jegenstorf. 1515.

Heilandes die Toten, wie der Löwe seine Jungen. Was hier unscheinbar im Symbole angedeutet ist, erzählen uns die drei unteren Glasgemälde. Sie enthalten zwei Darstellungen, die sich um zwei plumpe Steinsarkophage mit gotischer Ornamentik gruppieren. Diese stossen im mittleren Scheibenfelde so zusammen, dass beide Seitenflächen sichtbar werden. In den Sarkophag links wird der nackte Körper Christi, der auf dem Haupte die schwere, grüne Dornenkrone trägt, hineingelegt. Joseph von Arimathia, ein alter Mann in reicher Kleidung, hält sorgsam des Toten Haupt, während ein schlichterer Genosse um die Füsse ein weisses Linnen wickelt. Hinter dem Grabe stehen Johannes und die beiden Frauen, durch Gebärden und Gestikulationen ihren Schmerz verkündend.

In der Darstellung der Auferstehung (rechts) entsteigt Christus dem Grabe, die Rechte segnend erhoben, in der Linken den Stab mit der roten Fahne. Auf dem Rande des Steintroges steht zu beiden Seiten ein Engel mit den Gebärden freudiger Überraschung. Alter Tradition gemäss, sind die Krieger ganz klein dargestellt. Der mittlere wacht eben auf und deutet durch die emporgehobenen Hände seine schreckhafte Verwunderung an. Auch hier ist als Hintergrund ein blauschwarzer Damast verwendet. Den oberen Abschluss der Kreuzigung bilden drei Baldachine, über denen sich phantastische Gebäude erheben. Die Masswerkfüllungen sind anlässlich der Restauration im Jahre 1879 von Glasmaler Müller in Bern erstellt worden. Am Rande der Bilder zieht sich ein schwarz-weisser Schachbrettstreifen hin. Die Farben der Gläser sind rubinrot, grün, violett, blau, hell- und dunkelgelb; die Karnation zeigt den üblichen bräunlichroten Fleischton.

Von dem Fenster, das der Rat von Bern ebenfalls im Jahre 1480 in den Chor der St. Niklauskirche in Brugg stiftete, ist nichts mehr vorhanden.[118]) Dagegen scheinen die beiden derben Gestalten der Apostelfürsten Petrus und Paulus in dem Kirchlein zu Leutwil einem grossen Figurenfenster angehört zu haben, das nach der Inschrift Hans von Hallwil um diese Zeit dahin stiftete.[119]) Es war aber jedenfalls keine Arbeit eines geschickten Meisters und hat wegen des berühmten Donators mehr historisches als künstlerisches Interesse.

Das einzige, intakt erhalten gebliebene, grosse Glasgemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts im Kanton Bern, dessen ornamentales Beiwerk noch von einem Fensterfelde ins andere hinübergreift und dadurch an die alten monumentalen Kompositionen anklingt, befand sich in dem reizenden Kirchlein zu Jegenstorf. (Fig. 36.)[120]) Allein es ist kein religiöses Kunstwerk mehr im eigentlichen Sinne, wie die früheren Arbeiten, welche die Kirchenbesucher durch Darstellungen aus der Bibel oder aus Heiligenlegenden erbauen sollten, sondern ein stolzes, heraldisches Prunkstück und gehört deswegen einer neuen Zeit an, in welcher die Gemäldestiftungen nicht mehr der Ausdruck eines frommen Sinnes der Kirche gegenüber waren, sondern eine Art

---

[118]) 1480. Juni 14. Den von brugg ist ir glassvenster zugesagt in irn cor. — Sept. 23: An Schultheiss zu brugg. Nachdem Mh. Sannt Niklauss ein pfänster haben geben, sy Mh. bevelch, das er das us irem geleit zal und verricht. Haller, a. a. O. S. 115.

[119]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1905/6, S. 136.

[120]) Die Originale bewahrt zurzeit das historische Museum in Bern auf, wo die einzelnen Felder leider in verschiedene Fenster versetzt sind, so dass die monumentale Wirkung gänzlich verloren geht. In Jegenstorf ist dafür eine gute Kopie in der ursprünglichen Zusammenstellung.

staatsrechtlicher Dokumente, die dem Kirchenbesucher andeuten sollten, wer Landesherr über das Gebiet, auf dem das Gotteshaus stand, wer Herrschaftsherr, wer Kollator und wer mit diesen durch engere Freundschaft verbunden war. [121]) Als ein aus der Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen hervorgegangenes Kunstwerk, ist dieses Glasgemälde vortrefflich geeignet, zu zeigen, welche Richtung die Glasmalerkunst als die rasch dominierende seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in unserem Lande einschlug.

---

[121]) Stifter dieses Wappenfensters waren Hans von Erlach, Schultheiss zu Bern, Herr zu Jegenstorf und Kollator der St. Johanniskapelle daselbst und seine Frau, Magdalena von Mülinen. Die Stiftung war für die ein Jahr früher (1514) neu erbaute Kirche bestimmt. Lohner, a. a. O. S. 409.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung 213 (59)
Zürich und die Innerschweiz 217 (63)
Zürich 217 (63)
Zug 221 (67)
Luzern und Glarus 223 (69)
Bern, seine Landschaft und die Stadt Biel 224 (70)
Allgemeine Zustände in Bern im 15. Jahrhundert 224 (70)
Glasgemäldefragment von Gebensdorf 229 (75)
Glasgemälde in der Kirche auf Staufberg 229 (75)
Glasgemäldefragment in Suhr 231 (77)
Die Chorfenster im Münster zu Bern 231 (77)
Abriss der Baugeschichte des Münsters 231 (77)
Urkundliche Nachrichten über die Glasgemälde 234 (80)
Restaurationen der Glasgemälde 238 (84)
Beschreibung der Glasgemälde 240 (86)
Die Glasmaler zu Bern 251 (97)
Das Chorfenster zu Biel 252 (98)
Die Beziehungen der Schweiz zum Elsass 256 (102)
Die Glasgemälde zu Alt-Thann und St. Georg zu Schlettstatt 257 (103)
Die Glasgemälde in der Kirche zu Hilterfingen 259 (105)
Die Glasgemälde im Chore der Kirche zu Zofingen 260 (106)
Das Wappenfenster von Erlach in der Kirche zu Jegenstorf 263 (109)

XLV. Bericht

über die Verrichtungen

der Antiquarischen Gesellschaft

in Zürich

(Kantonaler Verein für Geschichte und Altertumskunde)

in den Jahren 1906 und 1907.

Am 26. October 1907 fand die statutengemässe Neuwahl des Vorstandes statt. Daraus gingen als engerer Vorstand hervor: Professor Meyer von Knonau, Präsident, Professor Rahn, Vicepräsident, Victor Escher-Züblin, Quästor, Professor Peter, Actuar, Dr. Escher-Bürkli, denen Professor Brun, Director Lehmann, Dr. H. Meyer-Rahn, Professor Oechsli, R. Ulrich-Pestalozzi, sowie Pfarrer Farner in Stammheim, Dr. K. Hauser in Winterthur, J. Rebmann-Hüni in Horgen als cooptierte Mitglieder beigesellt wurden. Professor O. Schulthess, der am 20. October 1906 als cooptiertes Mitglied ernannt worden war, ist zum grossen Bedauern einem Rufe an die Hochschule von Bern gefolgt (vergl. unter III). Dr. Hünerwadel, der seit 1903 der Gesellschaft als Actuar seine Dienste widmete, hat ein Lehramt am Gymnasium in Winterthur übernommen; ihm folgt der aufrichtige Dank für die vielfachen der Gesellschaft geleisteten Dienste.

Im Februar 1906 fand, infolge des sehr gefälligen Entgegenkommens des Vorstandes der Stadtbibliothek, die Uebertragung der Reste unseres Ehrenpräsidenten, des Gründers der Gesellschaft, Dr. Ferdinand Keller, aus seiner bisherigen Ruhestätte, wo in kürzerer Frist eine Räumung hätte eintreten müssen, auf den Privatfriedhof bei der Hohen Promenade statt. Keller theilt nunmehr das Grab des hervorragenden Philologen von Orelli.

Der Vorstand hielt 1906 sechs, 1907 fünf Sitzungen.

I. Bestand der Gesellschaft.

Wie das zugleich mit diesem Berichte ausgegebene Mitgliederverzeichniss zeigt, beträgt zur Zeit, auf Ende 1907, die Gesammtzahl 317, wovon 202 in Zürich, 115 ausserhalb Zürichs wohnen.

Durch den Tod verlor die Gesellschaft das 1859 ernannte Ehrenmitglied, Heinrich Meyer-Wachs in Mailand. Am 29. November 1907 starb in Zürich Professor Friedrich von Wyss, neben Oberrichter Dr. Escher das älteste Mitglied unserer Gesellschaft, das während der Dauer von sechszig Jahren dem Verbande angehörte und den „Mittheilungen" zwei werthvolle Beiträge schenkte. Ausserdem hat die Gesellschaft durch den Tod mehrere Mitglieder, die zumeist durch ihre regelmässige Theilnahme ein lebhaftes Interesse an den Verhandlungen bewiesen, eingebüsst: A. Bodmer-Beder, der noch letztwillig (vergleiche unter V) sein Wohlwollen für uns bezeugte, Karl von Clais, Apotheker Frey-Usteri, Dr. Josephy, Professor Jakob Ulrich, der mehrfach Vorträge in den Versammlungen hielt, Ingenieur Waldner.

II. Versammlungen.

Die Gesellschaft hielt ihre regelmässigen Sitzungen an den Samstagen in den Wintermonaten vom October bis März. Als Sitzungslocal diente bis März 1907 der Saal im Café Orsini, seit October dieses Jahres wegen der dort geschehenden Umbaute derjenige im Hotel Gotthard.

In das erste Quartal von 1906 fallen zehn Sitzungen, in den Sommer eine Zusammenkunft, in das vierte Quartal neun Sitzungen: zusammengerechnet zwanzig Versammlungen. In das erste Quartal von 1907 fallen neun, in das vierte ebenfalls neun Sitzungen, zusammengerechnet achtzehn Versammlungen.

Die Tractanden der Sitzungen waren:

1906.

6. Januar: *Eug. Ochsner:* Padua im Mittelalter.

13. Januar: Prof. *Rahn:* Schloss Tarasp (Skizzen und Studien.) — Prof. *Häne:* Das erste sicher nachweisbare Vorkommen des Langspiesses in der Schweiz.

20. Januar: Dr. *Trog:* Die „Gespräche" des Erasmus.

27. Januar: Prof. *Billeter:* Autobiographisches aus der römischen Kaiserzeit.

3. Februar: Prof. *Dändliker:* Ueber zürcherische Dorfoffnungen.

10. Februar: Dr. *Caro:* Ueber ländlichen Grundbesitz der Stadtbürger und die Entstehung des Capitalismus — Prof. *Meyer von Knonau:* Neue mittelalterliche Entdeckungen aus Regensburg.

17. Februar: Prof. *Schweizer:* Geschichte der lateinischen und modernen Schrift auf Grund einer von Ferdinand Keller begonnenen Sammlung.

24. Februar: Cand. Phil. *Peter:* Zwei zürcherische Militärkarten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

3. März: Dr. *Forst:* Schwäbische Hohenzollern als Vorkämpfer der Gegenreformation.

10. März: Pfarrer Prof. *Furrer:* Culturbilder aus „Tausendundeinernacht".

Sommersitzung:

6. Juli: Prof. *Meyer von Knonau:* Historisch-topographische Mitteilungen über das Donauthal von Tuttlingen bis Sigmaringen.

20. October: Prof. *Meyer von Knonau:* König Ludwig XIV. und die Republik Genf in der Zeit des Widerrufes des Edicts von Nantes — Director Dr. *Lehmann:* Der Goldfund bei der Letzistrasse in Aussersihl.

27. October: Bibliothekar Dr. *Werner:* Bibliothekwesen im Mittelalter.

3. November: Prof. *Stern:* Prinz Louis Bonaparte, Metternich und die Schweiz im Jahre 1838.

10. November: Lehrer *Stauber* (in Töss): Eine deutsche Junkerfamilie auf Schloss Widen von 1606 bis 1635.

17. November: Dr. *Weber:* Einiges über Tessiner Künstler im 17. und 18. Jahrhundert.

24. November: *Eug. Ochsner:* Ueber einen rätoromanischen Dialekt (Ladin) und dessen Litteratur.

1. December: Prof. *Oechsli:* Die Vergütung der Durchzugskosten vom Jahre 1814 durch Oesterreich.
8. December: Director Dr. *Lehmann:* Die Glasgemälde aus dem 15. Jahrhundert im Münster zu Bern.
15. December: Prof. *Guggenheim:* Neue Anschauungen über Ursprung und Zweck der Tragödie.

1907.

5. Januar: Prof. *Billeter:* Ptolemäische Dorfkataster und ihre agrargeschichtliche Bedeutung.
12. Januar: Dr. *Schirmer:* Zwei englische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts und die Schweiz.
19. Januar: Prof. *Schweizer:* Der erste Religionskrieg Deutschlands — Pfarrer *Studer:* Lebens-Übersicht des Generals Schaucnburg.
26. Januar: Prof. *O. Schulthess:* Einige wasserbautechnische Leistungen der Griechen.
2. Februar: Dr. *Caro:* Agrarhistorische Streifzüge im Tessin und in Oberitalien.
9. Februar: Dr. *Hoppeler:* Zur Walser-Frage.
16. Februar: Dr. *Fueter:* Bilder aus dem spanischen Hofleben des Mittelalters.
23. Februar: Prof. *Meyer von Knonau:* Antistes Bullingers Beziehungen zu Graubünden.
2. März: Pfarrer Prof. *Furrer:* Neueste Forschungen und Ausgrabungen im Sinai-Gebirge.
26. October: Prof. *Meyer von Knonau:* Der Anfang der päpstlichen Nuntiatur in der Schweiz.
2. November: Prof. *Oechsli:* Zum Jetzer-Handel in Bern.
9. November: Dr. *Forst:* Johann Friedrich Benzenbergs Reise durch die Schweiz im Jahre 1810.
16. November: Dr. *Caro:* Grundherrschaft und Staat.
23. November: Prof. *Peter:* Visitation der Zürcher Landschaft durch Seckelmeister Schneeberger im Frühjahr 1653.
30. November: Staatsarchivar *Nabholz:* Zur Geschichte der Landeshoheit auf dem Rhein.
7. December: Prof. *Rahn:* Die Ausgrabungen im Kloster Disentis.
14. December: Director Dr. *Lehmann:* Die Glasgemälde aus dem XV. Jahrhundert der ehemaligen Karthause in Basel.
21. December: Prof. *Guggenheim:* Ignaz Troxler, ein Lebensbild aus der Werdezeit der neuen Eidgenossenschaft.

Zu Jahresbericht XLIV sei nachgetragen zu II. Versammlungen:

Die Vorträge von Dr. *Fueter,* Dr. *Nabholz,* Dr *Barth,* fanden am 28. Januar und 4., 11. Februar 1905 statt; am 18. Februar: Dr. *Hünerwadel:* Kunstgeschichtliches aus der Zeit Napoleons I.

Die vom Actuariate ausgeführten Berichte erschienen wieder im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung". In Fällen der Verhinderung des Actuars hatten Staatsarchivar Dr. Nabholz und Dr. Hegi die Gefälligkeit, die Vertretung zu besorgen.

Die beiden reglementarischen Sommerversammlungen fielen auf den 27. Mai 1906 und auf den 16. Juni 1907. Die erste fand zu Grüningen statt, mit einem historischen Vortrag von Secundarlehrer Strickler; bei der zweiten auf dem Schlachtfeld und in den ehemaligen Klostergebäulichkeiten von Cappel haben die Professoren Egli und Rahn die Führung übernommen.

Am 7. und 8. Juli 1906 wurde, in Wiederholung der 1892 ausgeführten Excursion, ein Besuch der historischen Stätten im Donauthal von Tuttlingen bis Sigmaringen — mit Nachtquartier an dem letzteren Orte — ausgeführt. Am 20. October 1907 wurden unter der Leitung von Professor O. Schulthess die neuen Arbeiten auf dem römischen Castell bei Irgenhausen besichtigt.

Die beiden Berchtoldstage wurden in gewohnter Weise gefeiert.

III. Unternehmungen.

In den „Mittheilungen" folgte in Band XXVI auf Heft 4 in Heft 5 das Neujahrsblatt für 1907: „Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz, II. Theil. Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert, 1. Hälfte: Zürich und die Innerschweiz; Bern, seine Landschaft und die Stadt Biel", von Landesmuseums-Director Dr. Lehmann. Daran wird sich als Neujahrsblatt für 1908

von dem gleichen Verfasser, Heft 6 anschliessen: „Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz. II. Theil. Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert, 2. Hälfte: St. Gallen, Schaffhausen, Basel."

Der Commissions-Verlag der „Mittheilungen" liegt bei der Buchhandlung Fäsi und Beer in Zürich; die Mitglieder der Gesellschaft geniessen 50 % Rabatt. Von Band I bis XXIII der „Mittheilungen" ist der Verkauf von Publicationen, soweit sie noch in grösserer Zahl vorhanden sind, zu den auf den Umschlägen der Neujahrsblätter genannten herabgesetzten Preisen bis auf Weiteres gewährt.

Die Ausgabe der „Zürcher Stadtbücher" (Leipzig, Hirzel) ist durch Staatsarchivar Dr. Nabholz mit Band III in einer Weise, die von der wissenschaftlichen Kritik allgemein anerkannt worden ist, 1906 zu Ende geführt worden. Ein neuer Arbeitsplan, den ebenfalls Dr. Nabholz dem Vorstande vorlegte, der commentirten Edition der Zürcher Steuerbücher, zunächst derjenigen des 14. Jahrhunderts, wird gegenwärtig der Ausführung näher gebracht.

Vom schweizerdeutschen Idiotikon ist Band VI im Druck schon weit vorgeschritten.

Von dem unter dem Patronate der Gesellschaft erscheinenden „Urkundenbuch für Stadt und Landschaft Zürich" ist der mit dem Jahr 1297 beginnende Band VII im Druck abgeschlossen. Eine Beilage zu der Edition, ein Stadtplan von Zürich für die Zeit um 1300, liegt in Vorbereitung.

Für eine von Professor O. Schulthess angeregte Sammlung der römischen Inschriften im Gebiete der Schweiz, mit der die für das Landesmuseum angelegte Collection von Abgüssen von Originalinschriften in Verbindung steht, ist eine Commission gebildet worden.

Nach einer von der Gesellschaft gegebenen Initiative ist ein Circular von der Stadtbibliothek ausgegangen, das die Sammlung und Unterbringung der Archive der zürcherischen Zünfte sich zum Ziel setzt.

Dr. Escher-Bürkli hat im Auftrag des Vorstandes die Sammlung von Materialien für die zürcherischen Flurnamen an die Hand genommen.

Ihr Interesse an der Erhaltung des Schlosses Wülflingen bezeugte die Gesellschaft durch die Uebernahme von fünf Antheilscheinen.

Den wichtigsten Teil der Thätigkeit der Gesellschaft ausserhalb Zürichs bildete wieder die Sorge für die Erhaltung des römischen Castells bei Irgenhausen. Besonders gelang es, durch geeignete Landankäufe das der Gesellschaft angehörende Territorium weiter auszudehnen. Sehr erfreulich ist, dass in immer steigendem Grade die Thätigkeit der Gesellschaft für dieses historische Denkmal Anerkennung findet, wie das besonders auch in dem Artikel von Professor Cart in der Gazette de Lausanne vom 5. November 1907 seinen Ausdruck gefunden hat.

Professor Schulthess, der sich durch seine hingebende Bethätigung für diese Arbeiten das grösste Verdienst erworben hat, hatte die Gefälligkeit, den hier nachfolgenden einlässlichen Bericht über die Arbeiten der Jahre 1906 und 1907 für die Berichterstattung des Vorstandes einzusenden:

„Nachdem in den Jahren 1904 und 1905 die Arbeiten in Irgenhausen fast ganz geruht hatten, bis aus der Eidgen. Subvention der von unserer Gesellschaft geleistete Vorschuss an die kostspieligen Arbeiten des Jahres 1903 gedeckt war, wurden sie im Jahre 1906 unter der alleinigen Leitung von Professor Dr. Otto Schulthess wieder aufgenommen. Bei einer Besichtigung des Kastells durch den Vorstand unserer Gesellschaft, hernach bei einer genauen Untersuchung der 1903 rekonstruierten

Westfront*) und der intakt gelassenen Mauerpartien der Nord- und Ostfront durch die „Archäologische Kommission" der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, an der die Herren Dr. A. Naef und Prof. W. Cart aus Lausanne, Dr. J. Heierli und Prof. O. Schulthess aus Zürich teilnahmen, wurde festgestellt, dass die Veränderungen, die Herr Genieoberst Ad. Meinecke an der unter Leitung von Hrn. Dr. J. Heierli konservierten Westfront 1903 hatte vornehmen lassen, unrichtig war. Namentlich ergaben die guterhaltenen Partien der Kastellmauer der Nordfront durchaus keinen Anhalt dafür, dass diese Mauer auf der Aussenseite abgestuft war. Es ergab sich als nächste Aufgabe, die Mauer der Westfront wieder durchweg auf die Breite von 1,90—2,0 m aufzuführen, ferner die höcht charakteristischen, in ihrer Art einzigen bis 1,80 m hohen Mauerschlitze dieser Front, die zugemauert worden waren, auf Grund des wieder zum Vorschein gekommenen Ausgrabungs-Journals F. Corradis vom Jahre 1898 und der eigenen Notizen von Oberst Meinecke wieder ausbrechen und den im Innern als „Commandement" bis zu einer Höhe von 1 m aufgeschütteten Erdwall wieder abtragen zu lassen.

Mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Kredit von Fr. 1000.— konnten 1906 die Wiederherstellungsarbeiten an der West-Front noch nicht in Angriff genommen werden; dagegen wurden die vier Mauerschlitze der Nord- und Ostfront und die Nebenpforte neben dem Nord-Eckturm ausgeräumt und durch Photograph R. Ganz aufgenommen. Ferner wurde die ganze Nord-Front, mit Ausnahme des bereits früher unter Hrn. Dr. Heierli aufgemauerten Mittelturmes, durch das Baugeschäft Gull & Geiger in Zürich aufgemauert. Die Mauer wurde, da die von Oberst Meinecke durchgeführte Abstufung und Auszackung der Witterung nicht zu widerstehen vermochte, jeweilen auf eine Strecke von mehreren Metern bis auf die höchste Höhe des erhaltenen Mauerkerns geführt und mit einem starken Zementdeckel abgedeckt, über den Erde und Rasen gelegt wurde. Bis jetzt hat sich diese Art der Konservierung gut bewährt.

Um wo möglich die ursprünglichen Niveauverhältnisse des Kastell-Innern zu bestimmen, wurden vom Mittelturm der Nord-Front zu dem der Süd-Front und vom Mittelturm der West-Front zum Haupteingang an der Ost-Front Sondierungsgräben von 1 m Breite und 1—2 m Tiefe gezogen. Mauerreste wurden keine geschnitten; dagegen trat der feste, fast undurchlässige Boden, bestehend aus Mergel mit wenig Kies, überall zutage. Die Untersuchung ergab das Resultat, dass die höchste Stelle des gewachsenen Bodens nicht im Zentrum des Kastells lag, sondern um gegen 10 m nach Südosten verschoben.

Die Ausgaben für die subventionsberechtigten Arbeiten des Jahres 1906 betrugen Fr. 944. 15. Da unsere Gesellschaft, die von 1903 bis 1906 für Irgenhausen Fr. 5347.45 ausgegeben hatte, also eine Subvention von Fr. 2673. 70 zugute hatte, auf Ende 1906 erst Fr. 2250.— bezogen hatte, verblieb ein Guthaben von Fr. 423.70. Durch ein verdankenswertes Entgegenkommen der Archäologischen Kommission der Schweizer. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler wurde auch dieser Betrag unserer Gesellschaft auf Ende 1906 aus dem Ausgrabungskredit ausbezahlt.

Im Jahre 1906 gelang es unserer Gesellschaft auch, das Umgelände des Kastells bis auf zwei Stücke Reben an der Westecke um den Preis von Fr. 1800.— zu erwerben, so dass wir jetzt

*) Der Einfachheit halber nenne ich die N-W-Front gegen Pfäffikon West-Front, die N-O-Front gegen Irgenhausen Nord-Front, die S-O-Front gegen Auslikon Ost-Front und die S-W-Front gegen den See Süd-Front, obgleich die Axen Nord-Süd und Ost-West ziemlich genau in der Richtung der Diagonalen von Eckturm zu Eckturm liegen.

auf der Ost-Front einen Streifen von 15—20 m, auf der Süd-Front das ganze Terrain bis an den Fuss des Hügels besitzen.

Gerade dank diesen Landeswerbungen konnte 1907 die Arbeit in grösserem Massstabe durchgeführt werden, freilich, wie ich gleich hier bemerken will, ohne Rücksicht auf den durchaus ungenügenden Jahreskredit von Fr. 1600.—.

Zunächst wurden die Sondierungsgräben wieder zugeworfen, sodann das ganze neuerworbene Terrain durch zahlreiche Sondierungsgräben untersucht, ohne dass Mauerreste oder Kleinfunde zutage traten. Um die unzulängliche und kostspielige Zufuhr von Wasser in dreispännigem Wagen zu vermeiden, wurde durch eine ca. 200 m lange oberirdische Röhrenleitung vom nächsten Hause das Wasser der Wasserversorgung Irgenhausen aufs Kastell geleitet, so dass nicht blos für die Maurerarbeiten, sondern auch für gründliche Reinigung der Mauern durch Abspritzen reichlich Wasser zur Verfügung stand. Ferner liess der Umstand, dass der Her- und Hintransport des gesamten Baumaterials, von Gerüstböcken, Stangen, Brettern, Pflasterbühne etc., aus Zürich jeweilen sehr erhebliche Kosten verursacht, einen nicht zu frühen Abbruch der einmal begonnenen Arbeiten ratsam erscheinen. So wurde denn im Einverständnis mit dem Herrn Präsidenten unserer Gesellschaft im Jahre 1907 die ganze West-Front wiederhergestellt, die Ost- und Süd-Front, so weit unser Eigentum reichte, vollständig freigelegt und die Ost-Front bis auf den Eingang konserviert.

Es begannen, wie im vorigen Jahre, gleich nach der Heuernte am 5. Juli zunächst 2—3, nachher 7—8 Mann mit der Abtragung des „Commandements“. Dieses bestand fast ganz aus guter Erde (ca. 100 m^3), die teils zur Wiederherstellung der früheren Böschung ausserhalb der Nord-Front verwendet werden konnte, teils nach der Süd-Front abgeführt wurde, wo wir einstweilen unsern Ablagerungsplatz anlegten.

Mitte Juli begannen die Maurer den teilweisen Abbruch und die Wiederaufmauerung der West-Front, wofür ihnen die Steine von der gleichzeitig in Angriff genommenen Abdeckung der Ost-Front geliefert wurden. Wie bereits erwähnt, konnten die Mauerschlitze wieder hergestellt werden, während es nicht mehr möglich war, die genaue Lage von sechs runden, ausgegossenen Löchern von je 7 cm lichter Weite, die in der nördlichen Hälfte der West-Front in regelmässigen Abständen voneinander gefunden, aber von Herrn Oberst Meinecke willkürlich um ca. 1 m nach oben versetzt worden waren, ausfindig zu machen. Es scheinen übrigens diese runden Löcher keine konstruktive Bedeutung gehabt zu haben, sondern, wie ihr Vorkommen auch im Süd-Eckturm nahe legt, lediglich vom Hineinstecken von Gerüststangen bei Errichtung der Mauer herzurühren. Viel Arbeit verursachte die Aufmauerung des Mittelturms, vor allem aber des Nord-Eckturms, da es galt, diesen auch im Wiederaufbau wenigstens einigermassen ihren Charakter als Türme zu geben, indem sie etwa 0,80 m über die Krone der Mauer hinauf geführt wurden. Obgleich wir beim Nord-Eckturm, um die Arbeit rascher zu fördern und billiger auszuführen, zum Betonieren übergingen, dauerte der Wiederaufbau der West-Front bis gegen Ende August, verschlang also den grössten Teil der dieses Jahr ausgelegten Gelder.

Nachdem an dem vor einer Reihe von Jahren nicht sorgfältig genug aufgemauerten Mittelturm der Nord-Front einige provisorische Reparaturen vorgenommen worden waren, wurde die Ost-Front, die unterdessen völlig abgeräumt war, konserviert. Der Eingang, dessen Konservierung ein schwieriges Problem bietet, da seine südliche Hälfte von den frühern Besitzern bei ihrer Schatz-

gräberei mit Dynamit weggesprengt worden war, wurde einstweilen offen gelassen. Ebenso gedenken wir den Ost-Eckturm erst am Ende der ganzen Arbeit auszuräumen und zu konservieren, da uns einstweilen das darauf stehende Häuschen als Magazin und Unterkunftslokal noch gute Dienste leistet.

Schon am 17. Juli waren die Erdarbeiter unter der umsichtigen Leitung von Bauunternehmer Hch. Bietenholz von Bussenhausen-Pfäffikon beim Süd-Eckturm auf Reste eines Estrichs, bestehend aus Kalkguss mit Ziegelschlag, gestossen. Bei der mit aller Sorgfalt und Vorsicht ausgeführten Freilegung der ganzen Aussenpartie dieser Ecke und des Eckturmes selber, zeigte es sich, dass der ganze Turm in eine frühere Baute, eine Villa rustica, brutal hineingebaut war, und zwar so, dass die durchschnittlich 0,50 m dicken Mauern der älteren Baute, mit Ausnahme einiger kleineren Mauerklötze, bis auf die Fundamente abgebrochen wurden, offenbar um Material zum Bau des Kastells zu liefern. Das gleiche geschah mit dem Hypokaust dieser Villa rustica, von dem eine ganze Anzahl Pfeilerchen, gebildet aus Ziegelplatten von 0,22 × 0,22 m, mehr oder weniger gut erhalten waren, während die grossen über die Pfeilerchen gelegten dicken Deckplatten im Turme verbaut wurden, wie noch deutliche Reste zeigen. In einer Entfernung von 8 m gegen Südosten von der östlichen Turmmauer aus hören die Reste auf. Dort und einige Meter nördlich von dieser Stelle scheinen zwei mit rotem Ziegelmörtel ausgestrichene Böden, deren einer westlich durch ein schmales Ziegelmäuerchen begrenzt ist, Reste von Bädern zu sein. Reste der Villa rustica befinden sich aber auch im Turme selbst, zwei Fundamentmauern, die von oben nach unten streichen und mit den Fundamenten der Turmmauern in keinem konstruktiven Zusammenhange stehen. Eine dieser Mauern zeigt die interessanten eingeritzten Stossfugen, wie ein Mauerklotz ausserhalb des Turmes. In der südlichen Ecke des Innern des Turmes scheint die Feuerungsstelle (praefurnium) der Heizanlage gewesen zu sein. Auf eine detaillierte Schilderung, die ohne Pläne und Photographien kaum verständlich wäre, muss ich hier verzichten.

Die ganze ausgegrabene Partie wurde bis Anfang November offen gelassen und fleissig besucht. Besonders erfreulich war, dass die Bevölkerung der nähern und weitern Umgebung reges Interesse für die Resultate der Ausgrabungen zeigte, dass nicht nur zwei Lehrervereine, sondern Sonntag den 13. Oktober auch die vereinigten Altersvereine von Wetzikon und Pfäffikon unter der Führung von Dr. Hch. Messikommer das Kastell besuchten. Am 20. Oktober folgte der Besuch unserer Gesellschaft, nachdem schon am 7. Oktober die „Archäologische Kommission" der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler die Arbeiten in corpore besichtigt hatte. Dem die Arbeit überwachenden Mitgliede wurde für die methodische und sorgfältige Ausführung der Ausgrabung und Konservierung der Dank zu Protokoll ausgesprochen, und eines der Mitglieder der Kommission, Hr. Prof. Cart in Lausanne, widmete der Ausgrabung einen sehr sympathischen Artikel in der „Gazette de Lausanne" vom 5. November 1907.

Die „Archäologische Kommission" war darin einig, dass die einzige Möglichkeit, die zu einem guten Teil aus Ziegeln bestehenden Reste der Villa rustica, die an der Luft rasch zerfallen, zu erhalten, darin bestehe, diese Reste wieder zuzudecken. Diese Arbeit wurde im November ausgeführt, wobei einige wichtige Eckpunkte durch aus dem Boden herausragende Pfähle bezeichnet wurden. Vorher nahm Lehrer E. Moser in Irgenhausen 18 Bilder der diesjährigen Ausgrabungen, hauptsächlich der Villa rustica, auf und liessen wir durch den Sohn unseres Kastellwartes, Jakob Schneider, Geometerkandidat, genaue Pläne im Massstab 1 : 20, Grundriss und Aufrisse aufnehmen, von denen

ein Exemplar ans Archiv der Schweizer. Gesellschaft für Erhaltung abgeliefert wird, während ein Doppel in unserm Archiv den Interessenten zur Verfügung steht.

Noch sei hier erwähnt, dass offenbar Reste der gleichen, also einst über den ganzen Hügel sich erstreckenden Villenanlage die Mauerzüge im Nordturm sind, die mit diesem selber nichts zu schaffen haben und als Fundamente eines Tunnels viel zu schwach wären, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach die bald als Keller, bald als Badanlage aufgefassten Mauerreste im nordwestlichen Teile des Kastell-Innern.

Bei der Freilegung der Süd-Front, von der vor unserer Ausgrabung kaum einige Steine aus dem Boden herausragten, zeigte sich, dass nicht bloss der Mittelturm mit der verhältnissmässig tiefliegenden Schwelle und den Balkenlöchern in den Seitenwänden recht gut erhalten ist, sondern dass namentlich auch die Kastellmauer bis anf über 2 m Höhe hier tadellos erhalten war. Leider musste 5,50 m westlich vom Mittelturm, wo unser Eigentum aufhört. die Arbeit abgebrochen werden. So ist dringend nötig, dass die beiden Stücke Reben am Westturm, deren Besitzer, Gemeinderat Schellenberg und Jakob Bosshart Metzgers, trotzdem die Reben sozusagen keinen Ertrag liefern, bis jetzt keine Neigung zum Verkaufe zeigten, von unserer Gesellschaft erworben werden, damit nächstes Jahr die Arbeit in einem Zuge zu Ende geführt werden kann.

Die Kleinfunde sind, wie zu erwarten war, unbedeutend. Erwähnt seien drei Sandstein-Sockelchen (rohe Säulenfüsse), gefunden in den Trümmern des Mittelturmes der Südfront, ein Bruchstück eines in die hintere Mauer des Süd-Eckturmes vermauerten Sandsteinreliefs, ein bronzener Panzerbuckel mit zwei Füsschen zum Durchstossen durch das Leder des Kollers und eine Bronzemünze des Gallienus (253—268) mit Abundantia Aug(usta) auf dem Revers, beide gefunden im Schutte der Villa rustica. Ausserdem fand man zahlreiche Reste von Hohlziegeln, Dachplatten, Heizröhren, rohem Geschirr, dagegen nur wenig Terrasigillata-Scherben.

Die Kosten der diesjährigen Ausgrabungen und Erhaltungsarbeiten belaufen sich auf Franken 5104.45, wovon die Hauptposten sind, für Maurerarbeiten Fr. 3530.—, Erdarbeiten Fr. 1299.55, Pläne und photographische Aufnahmen Fr. 227.—."

Durch Professor Rahn wurde ferner die nachfolgende Berichterstattung eingereicht:

„Zu spät, um die Zeit für eine gründliche Aufnahme zu erübrigen, traf im Mai 1907 die Nachricht ein, dass der Abbruch des Kirchleins von Brütten begonnen habe. Eine sogleich vorgenommene Besichtigung ergab, dass der mittlere Teil, der im 18. Jahrhundert in östlicher und westlicher Richtung verlängert worden ist, vielleicht schon aus dem 12. Jahrhundert stammte. Hier, an der Nord- und Südwand traten unter der Tünche Wandmalereien zu Tage, dort zwei über einander befindliche Bilderreihen, Szenen aus der Jugend- und Passionsgeschichte des Heilandes. Sie mögen um 1300 entstanden sein, an Stelle nicht viel älterer Apostelbilder, von denen die der Heiligen Matthäus und Paulus mit der Darstellung der Verkündigung übermalt worden sind. Noch früher dürfte das Christophorusbild gemalt worden sein, das aussen die Mitte der Südwand schmückte. Der Heilige war nach älterer Auffassung dargestellt, wie er das Christuskind auf dem Arme trug. Endlich an der Innenseite der Südwand wurden wieder zwei über einander befindliche Felderreihen befreit, oben die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel (?), den bethlehemitischen

Kindermord und die Flucht nach Aegypten enthaltend; darunter Einzelfiguren von Heiligen und an der Leibung eines Fensterchens das ungewöhnlich gut erhaltene Bild des hl. Georg, der auf dem überwundenen Drachen stund. Um 1400 mag diese Folge entstanden sein, die stilistisch eine auffallende Uebereinstimmung mit den Miniaturen der Toggenburger Bibel im Kupferstichkabinett des königlichen Museums in Berlin zeigt. So viel in letzter Stunde geschehen konnte, wurde gerettet: durch Hrn. Dekorationsmaler Chr. Schmidt in Zürich wurden mehrere Bilder auf Leinwand übertragen und farbige Durchzeichnungen nach den übrigen gemacht, die sich nebst zwei Uebersichtsblättern im Archiv der Gesellschaft befinden. Einen ausführlichen Fundbericht hat der Referent im 3. Hefte von Band IX des „Anzeiger für schweiz. Altertumskunde" veröffentlicht."

Endlich kann noch darauf hingewiesen werden, dass eine Angelegenheit, die den Vorstand früher gleichfalls beschäftigte, im Jahre 1907 geregelt wurde. Wie in Jahresbericht XXXV mitgeteilt wurde, war auf den Wunsch des H. Regierungsrates ein Gutachten abgegeben worden, darüber, wie die Reste der Burgruine Alt-Regensberg erhalten werden konnten. Nunmehr ist durch einen Regierungsbeschluss dem weitern Verfall gewehrt.

IV. Sammlungen.

Hierüber ist auf das im XLI. Bericht Gesagte zu verweisen.

Als Depositum kamen zwei Siegelstempel der Herrschaft Griessenberg (im Thurgau) durch die Gesellschaft an das Landesmuseum.

Der Austausch der Druckschriften vermehrt fortwährend unsere auf der früher — in Bericht XL — erwähnten Vereinbarung mit der Stadtbibliothek vereinigte Bibliothek.

V. Oekonomie.

Die vom Quästor Victor Escher 1906 und 1907 vorgelegten Rechnungen, — ebenso diejenigen über den von der Gesellschaft verwalteten Fonds des Zürcher Urkundenbuches — wurden durch die jeweilig bestellten Rechnungsrevisoren, unter dem Ausdruck besten Dankes, der Gesellschaft zur Genehmigung empfohlen und ebenso von dieser selbst abgenommen.

Der Bericht des Quästorates lautet:

„Es gingen ein an Geschenken und Anderem:

Vom H. Bundesrat für Irgenhausen pro 1906	Fr. 500.—
„ H. Regierungsrat des Kantons Zürich pro 1905	„ 700.—
„ L. Stadtrat Zürich pro 1906	„ 500.—
„ „ „ „ 1907	„ 500.—
„ „ „ für Urkundenbuch pro 1905	„ 400.—
„ „ „ „ „ „ 1906	„ 400.—
„ H. Regierungsrat des Kantons Zürich für Urkundenbuch, Band VII[1]	„ 700.—
Von Herrn A. Bodmer-Beder sel. Legat	„ 200.—
„ Anonym, Prof. Dr. G. Geschenk	„ 100.—
Mitgliederbeiträge pro 1906	„ 2594.67
„ „ 1907	„ 2517.22
	Fr. 9111.89

An grösseren Ausgaben ist zu vermerken:

Castell Irgenhausen, Baukonto 1906	Fr.	995.05
„ „ „ 1907	„	5056.55
„ „ Landankäufe Süd-Front	„	1934.70
Schloss Wülflingen	„	500.—
Idiotikon pro 1906	„	600.—
„ „ 1907	„	600.—
Druckkosten Urkundenbuch, Band VII[1]	„	1104.—
„ Neujahrsblatt, Mittheilungen, 1906 (Ertrag Fr. 1501.—)	„	2437.50
„ „ und Anzeiger, 1907 (Ertrag Fr. 1228.—)	„	2709.50
„ Stadtbücher, Band III (Ertrag Fr. 621.–)	„	1509.50
	Fr.	17446.80

Die Rechnung pro 1906 weist einen Jahresrückschlag von Fr. 1173.05 aus, und diejenige pro 1907 einen Jahres-Rückschlag von Fr. 3102.01. Die ausstehenden Bundesbeiträge pro 1907 und 1908 werden uns die Last etwas erleichtern."

Zürich, im December 1907.

Namens der Antiquarischen Gesellschaft:

Der derzeitige Präsident:

Prof. Dr. **G. Meyer von Knonau.**

Zur

Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz.

II. Teil:

Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert.

2. Hälfte, 1. Abschnitt:

St. Gallen, Schaffhausen und Basel.

Von

Hans Lehmann.

Mit 7 Illustrationen.

Zürich.

In Kommission bei Fäsi & Beer.

Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 1633

1908.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVI, Heft 6.

III. St. Gallen, Schaffhausen und Basel.

Wie wenig die Glasmalerei im 15. Jahrhundert zu ihrer Förderung von den Klöstern im allgemeinen erwarten durfte, und in welche bedenkliche Lage die Benediktinerabtei *St. Gallen,* als älteste und berühmteste aller Kunststätten in oberdeutschen Landen, durch den unglücklichen Krieg mit dem Lande Appenzell geraten war, haben wir schon früher geschildert.[1]) Allein noch warteten Kloster und Stadt härtere Schicksalschläge. Denn im Jahre 1418 wurden beide abermals von einem Brandunglücke heimgesucht, das nicht nur eine grosse Zahl profaner Gebäude in Asche legte, sondern auch das Münster des hl. Gallus und verschiedene andere Kirchen und Kapellen.[2]) Während man sich in den Trümmern der Gotteshäuser, so gut es die Umstände erlaubten, einrichtete, traf Abt Eglolf Blarer die Vorarbeiten zur Erstellung neuer Unterkunftsräume für seine Klosterinsassen. Mit den Bauarbeiten konnte dagegen erst im Jahre 1425 begonnen werden „doch mit nit vil Kostens und on überfluss". Elf Jahre später schritt man an die Abtragung des Chores der Gallus-kirche und 1439 begann der Neubau. Wie die Chronisten melden, dauerte es 44 Jahre, bis er „ufgericht, vollendt und ussgmachet war". In den nächsten Jahren erhalten wir auch Kunde von anderen Bauwerken, an deren Wieder- oder Neuerstellung geschritten wurde, und sogar von einer Ausschmückung der Kirche mit Wandmalereien durch einen Maler aus Winterthur, namens Hakenberg. Sie stellten das Leben der Patrone Gallus und Othmar dar, „abgeteilt in viel gefierte stuk" und unter beide Legenden liess der Abt Ulrich VIII. Rösch aus Wangen (1463—1491) „mancherlei waapen der fürsten, freiherren und edlingen, darzu der burgern zu S. Gallen, besonders der alten geschlechten, gar zierlich machen". Weiter wird uns von der Anschaffung neuer Kultusgeräte, von der Errichtung eines kostbaren Chorgestühles und einer Orgel, auf der die Gestalten der Propheten gemalt waren, einlässlich berichtet. Und als dann dieser hervorragende Abt, in dem das Kloster seinen zweiten Stifter erblickte, starb, gab der Konvent seiner Dankbarkeit Ausdruck, indem er ihm ein prunkvolles Grabmal setzen liess. Noch zu seinen Lebzeiten hatte er die reiche Patrizier-familie der Grübel veranlasst, durch die Erbauung eines kunstreichen Ölberges sich eine viel-bewunderte Grabstätte auf dem Friedhof von St. Laurenz zu schaffen. Weit grösser ist die Zahl der Kunstwerke, welche unter Ulrichs Nachfolgern, namentlich unter Abt Franz von Gaisberg, zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. Aber trotz dieser eingehenden Aufzeichnungen erfahren wir über die Erstellung oder das Vorhandensein von Glasmalereien in den Klosterkirchen kein Wort. Und so verhält es sich auch mit Bezug auf die anderen Gotteshäuser und Kapellen, deren St. Gallen eine stattliche Zahl besass. Nur das St. Katharinenkloster machte darin eine Ausnahme. Denn nachdem die Frauen mit vielem Aufwande in den Jahren 1503—1507 einen neuen Kreuzgang

[1]) Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft Zürich, Bd. XXVI, S. 214 ff.

[2]) Vgl. darüber J. R. Rahn, Zur Statistik schweiz. Kunstdenkmäler, „Anzeiger für schweiz. Altertumskunde", 1888, S. 369 ff., wo auch das Quellenmaterial verzeichnet ist.

errichtet und mit „gebrannten plättlin kostlich belegt“ hatten, verschaffte ihnen Junker Hertenstein, dessen Tochter dem Konvente angehörte, 30 Gönner, welche in diesen Neubau Glasgemälde stifteten. Der erste war Abt Franz von Gaisberg, von dessen Gabe überliefert wird: „hat uns geben ain fenster, uf welchem S. Gall eingebrennt ist: vor ihm kniet er, Franciscus, und daneben liget sin schilt“. Diese gemalten Scheiben gefielen den Frauen dermassen wohl, dass manche die Lust ankam, auch eine solche in ihrer Zelle zu besitzen. Als der ersten gelang dies Magdalena Huxin, welche ihrem Vetter solange in den Ohren lag, bis er ihr ein Glasgemälde brennen liess. Darauf erhielt auch das Refektorium einen Schmuck von sechs Glasgemälden, von denen zwei der Bischof von Konstanz, zwei der Rat und die übrigen zwei Bürger stifteten.[3]) Wenn diese Glasgemälde auch noch vorhanden wären, so würden sie doch für unsere Abhandlung schon darum ausser Betracht fallen, weil sie, wie die Beschreibung deutlich zeigt, als sogenannte Kabinettscheiben der Kleinkunst angehörten.

Ob trotz dieses Mangels an einer bestimmten Überlieferung sich dennoch monumentale Glasmalereien in der einen oder anderen St. Galler Kirche befunden haben, lässt sich heute nicht mehr bestimmen. Wenn man bedenkt, welchen Wohlstand einem Teile der Bürger die weitberühmte Leinwandfabrikation im 15. Jahrhundert verschafft hatte, so dürfte die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen. Aber selbst dann müssten wir vermutlich den Verlust dieser Kunstwerke beklagen, da sie bei den verschiedenen Bilderstürmen, welche während der Jahre 1526 1529 mit ganz besonderem Ungestüm über die alte Klosteransiedlung hinweg brausten, wie die anderen Kirchenzierden, dem Fanatismus des Volkes zum Opfer gefallen wären.[4]) Immerhin haben auch zur Zeit, als die Sitte der Glasgemäldeschenkung in unserem Lande in höchster Blüte stand, die Bestellungen der Bürgerschaft in der sonst so kunstfreundlichen Stadt nur zeitweise einen einzigen Glasmaler zu beschäftigen vermocht.[5])

Unter den kirchlichen Bauten der Stadt *Schaffhausen* kommt der alten Benediktinerabtei Allerheiligen die grösste Bedeutung zu. Vom Grafen Eberhard III. von Nellenburg in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts als bescheidene Anlage gegründet, gelangte das Kloster schon nach hundert Jahren zu hoher Blüte, wurde reich und weithin berühmt, bis die Üppigkeit seiner Insassen zu

[3]) Die Frauen zu St. Katharina in St. Gallen; herausgegeben vom histor. Verein St. Gallen, 1885, S. 14/15, August Naef, Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen, S. 487.

[4]) Aus alten und neuen Zeiten. Kulturhistorische Skizzen; herausgegeben vom histor. Verein St. Gallen. 1879. S. 3/4.

[5]) Joh. Egli, Die Glasgemälde des Monogrammisten N. W. im histor. Museum zu St. Gallen, S. 3.

moralischen und ökonomischen Rückschlägen führte. Am 1. Dezember 1353 zerstörte eine Feuersbrunst einen grossen Teil der Klostergebäude. Doch scheint der Abtei dieses Unglück keine bleibenden Nachteile gebracht zu haben, denn während des 15. Jahrhunderts entstanden, zum Teil gefördert durch die Gunst des Bischofs Otto III. von Konstanz (1411—1434), neue Bauten mit prunkvollen Räumen. Und als dann ein 22 Fuss langes Christusbild, das Abt Berchtold Wiechser (1443 - 1466) im Jahre 1447 herstellen liess, das Münster auch zum weithin berühmten Wallfahrtsorte machte, da wuchsen Reichtum und Ansehen des Klosters so mächtig, dass die Äbte von Allerheiligen durch den Prunk ihres Haushaltes und ihr hoffärtiges Auftreten den Neid und Tadel ihrer Standesgenossen erweckten.

Es war ein letztes Aufflackern vor dem Zusammenbruch. Denn im Jahre 1524 beschlossen der reformationsfreundliche Abt Michael Eggenstorfer und sein auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzener Konvent, das Kloster in eine Propstei umzuwandeln und gegen Zusicherung ihrer Rechte und Einkünfte die meisten Gerechtsamen und Besitzungen der Stiftung auf die Stadt Schaffhausen zu übertragen. Dieser Schritt bildete nur den Übergang zur vollständigen Aufhebung, welche auf dem Fusse folgte. Immerhin ging die Bürgerschaft in Schaffhausen mit der Vernichtung der Kirchenzierden nicht so ungestüm vor, wie dies an andern Orten geschah. Denn trotz ihrer Hinneigung zur Reformation liess sie die Kultusgegenstände noch stehen. Erst 1529 wurden Altäre, Bilder und Kreuze aus allen Kirchen der Stadt entfernt. Auch der grosse Kruzifixus, weithin als „der grosse Gott von Schaffhausen“ bekannt, entging dabei seinem Schicksale nicht.

Wenn die Glasmalerei an irgend einem Orte gedeihen konnte, so war es zweifellos in einem so prunkvollen Haushalte, wie er im Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen geführt wurde. Und in der Tat besitzen wir von dem letzten Abte noch eine wunderbare Serie von Kabinettscheiben aus dem Jahre 1529, von denen zwei in die Sammlungen des schweizerischen Landesmuseums (Raum 21) übergingen, während sich die andern im Privatbesitz befinden. Wie es dagegen um den Schmuck der Fenster in Kirchen und Kapellen stand, wissen wir nicht, da keine direkten Aufzeichnungen sich darüber erhalten haben, sondern nur indirekte, zunächst in den Baurechnungen der Stadt aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Darüber meldet Dr. K. Henking in seiner Abhandlung „Das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen“:[6]) „Besonders hoch erscheinen die Ausgaben für die Glaserarbeiten. Wir dürfen annehmen, dass schon jetzt eine grosse Zahl der mittelalterlichen Glasgemälde, die einst die Kirche geschmückt hatten, entfernt wurden, sei es, weil sie bereits sehr beschädigt waren, sei es, weil sie dem Gegenstande der Darstellung nach nicht mehr zum protestantischen Gottesdienste passten. Immerhin war man für künstlerischen Ersatz besorgt durch die Anbringung von Wappenscheiben, welche von vermöglichen Bürgern gestiftet wurden. Doch scheint ein Rest des alten Fensterschmuckes erhalten und wieder in Stand gesetzt worden zu sein.“ Denn als man sich 1698 zum Empfange einer nach Schaffhausen angeordneten Tagsatzung der reformierten Orte vorbereitete, beschloss der Rat, neben einigen andern Verschönerungen auch die Ersetzung der zerstörten Scheiben in den beiden Hauptkirchen anzuordnen. Ihre gänzliche Entfernung erfolgte, ähnlich wie im Fraumünster in Zürich, erst im 18. Jahrhundert, als man auch die andern Reste des mittelalterlichen Farbenschmuckes mit einer alles gleichmachenden weissen Tünche überzog.

[6]) Dr. K. Henking, Das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen. Neujahrsblatt des historisch-antiq. Vereins und des Kunstvereins in Schaffhausen. 1890, S. 6 ff.

Nach langem Feilschen mit den Glasern wurde beschlossen, für die Scheiben im Münster „gemeines, aber ziemlich helles Glas“ von Klosterwalde zu beziehen, wie für die Leutkirche St. Johann. Infolgedessen wurden mit dem übrig gebliebenen mittelalterlichen Fensterschmuck auch die Wappenscheiben vom Ende des 16. Jahrhunderts entfernt. Einer späteren Tradition zufolge sollen die Glasgemälde auf Befehl des Klosterpflegers Wipf durch den Klosterglaser Buk in ein Fass geworfen, zerstampft und als altes Glas zentnerweise verkauft worden sein. Doch widerspricht dieser Nachricht die Tatsache, dass die Glasermeister für die alten Scheiben einen Abzug von 67 fl. 30 kr. an ihrer Rechnung anboten, ein Betrag, der für gestampftes Glas niemals erhältlich gewesen wäre.[7])

Über den Fensterschmuck in den andern Klosterkirchen sind keine Überlieferungen vorhanden. Dagegen scheint die Leutkirche St. Johann, wie aus den beiläufigen Bemerkungen zum Schicksal der Glasgemälde in Allerheiligen geschlossen werden darf, dieses Schmuckes nicht entbehrt zu haben.

Es liegt auf der Hand, dass ein so kunst- und prunkliebender Haushalt, wie er während des 15. Jahrhunderts in der Benediktinerabtei zu Schaffhausen geführt wurde, für Errichtung und Ausschmückung der Bauten die Anwesenheit von geschickten Handwerkern voraussetzt, umso mehr, als ein reiches Patriziat in der Lage war, die Aufträge zum Schmucke seiner Wohnhäuser zu vermehren. Leider sind uns beinahe keine Namen überliefert worden. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war ein Maler Michel Pfender tätig; ob er aber auch Glasgemälde anfertigte, ist ungewiss. Wahrscheinlich trifft dies aber für Bastian Lindtmayer zu, der aus unbekannter Gegend noch vor Schluss des 15. Jahrhunderts zugewandert war, sich 1518 in die Zunft zum Rüden einkaufte und zum Stammvater einer berühmten Glasmalerfamilie wurde, deren Glieder, vereint mit Männern wie Tobias Stimmer u. a., um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Ruf Schaffhausens als Kunststadt über weite Länder verbreiteten.[8])

Von allen Städten, die heute zur Schweiz gehören, war die Lage *Basels* für die Entwicklung der Kunst am günstigsten. Denn als Endetappe der Gotthardstrasse und Ausgangspunkt des grossen Wasserweges, welcher diesseits der Alpen direkt nach den reichen Provinzen am Niederrhein führte, wurde es nicht nur zu einer Durchgangsstation für den Warenverkehr zwischen Nord und

[7]) Dr. K. Henking, a. a O., S. 8/9. J. R. Rahn, zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler, Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1889, S. 186.

[8]) C. H. Vogler, Schaffhauser Künstler. Festschrift der Stadt Schaffhausen zur Bundesfeier 1901, S. 4 ff.

Süd, sondern gewährte innerhalb seiner Mauern auch all dem gemischten Volke gastliche Aufnahme, das zum Teil unter dem Schutze der Warenzüge und unter Benutzung der Transportmittel die grossen Heerstrassen im Mittelalter belebte: vom päpstlichen Legaten und vom fürstlichen Gesandten, vom wanderlustigen Handwerker, vom unsteten Künstler und Scholaren hinunter bis zum fahrenden Volke. Wo aber Handel und Wandel blühen, da wächst der bürgerliche Wohlstand, dessen es bedarf, um der Kunst auch da einen Boden zu schaffen, wo nicht der Glanz eines Fürstenhofes sie in seine Dienste stellt; und wo die Berührung mit der weiten Welt eine beständige ist, entsteht auch am ehesten der Wunsch nach Werken, die über den mittelmässigen Leistungen von mehr oder weniger zufällig ansässigen Meistern stehen. Dieser Wunsch machte sich in der Bürgerschaft Basels wenigstens bis zu einem gewissen Grade geltend. Wir schliessen dies nicht nur aus der Heranziehung auswärtiger Künstler, wie des Schlettstatter Malers Hans Tieffenthal, des Bibelabschreibers und Miniaturenmalers Heinrich van Vullenho aus Utrecht und anderer, deren Heimat wir nicht kennen, schon während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sondern namentlich auch aus dem bestimmten Verlangen, in der Vaterstadt Kunstwerke zu besitzen, wie man sie auf Reisen anderswo zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. So gab z. B. der Rat im Jahre 1418 den bestimmten Auftrag, es möchte die neu restaurierte Kapelle zum „elenden Kreuz“ nach dem Muster der Kartause zu Dijon ausgemalt werden. Zufolge seiner kunstfreundlichen Gesinnung war Basel auch schon um diese Zeit in der Lage, ansässige Meister an andere Städte abzugeben.[9]) Auf solchem Boden verknöchert die Kunst weniger in althergebrachter, lokaler Manier, sondern trachtet vielmehr darnach, den Meistern nachzueifern, welche die Zeitgenossen als die besten preisen. Auch dieses Bestreben lässt sich in Basel schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wahrnehmen.[10]) Es wurde nicht unwesentlich gefördert durch zwei bedeutungsvolle Ereignisse: die Eröffnung der Kirchenversammlung im Jahre 1431 und die einer Universität am 4. April 1460, der wir hauptsächlich das rasche Aufblühen des Buchgewerbes und damit auch der Buchillustration zu verdanken haben.

Im Banne einer altväterischen Kunst, als deren hauptsächlichstem Vertreter uns noch der Name eines Nicolaus Ruesch, genannt Lawelin, aus Tübingen erhalten blieb, hatte Basel das 15. Jahrhundert angetreten. Gerade dieser dominierende Einfluss der schwäbischen Schule aber mochte das Verlangen nach Kunstwerken anderer Art wachgerufen haben. Trotzdem war d e r Meister, welcher Basel noch vor Schluss der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wenn auch nur auf kurze Zeit, zur ersten Kunststadt in Oberdeutschland machte, auch ein Schwabe namens Konrad Witz, gebürtig von Rottweil. Ungefähr zur gleichen Zeit, wie die Väter der Kirchenversammlung, hatte ihn der Weg nach Basel und wahrscheinlich in die Werkstatt des Meisters Lawelin geführt. Hier scheint ihm das Leben, welches damals die glänzendste Gesellschaft der Christenheit in ihren Mauern führte, gefallen zu haben. Denn schon 1434 kaufte er sich in die Zunft zum Himmel ein, wo die Maler sassen, wurde zu Anfang des folgenden Jahres Bürger und trat sogar später durch die Heirat einer Nichte seines vermutlichen Brodherrn zu diesem in verwandtschaftliche Beziehungen. Über die Bedeutung des Konrad Witz als Künstler verweisen wir auf die treffliche Arbeit von

[9]) Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Bund der Eidgenossen, Basel 1901, S. 28 u. 275 f.

[10]) Daniel Burckhardt, Studien z. Geschichte der Baslerischen Malerei des späteren Mittelalters in „Festbuch zur Eröfffnung des historischen Museums“, Basel 1894, S. 130 ff.

Daniel Burkhardt.[10a]) Im Jahre 1444 siedelte der Meister nach Genf über, um dort das berühmte Altarwerk in der Makkabäer-Kapelle zu schaffen. Dieser Auftrag mochte ihm um so willkommener sein, als das Pestjahr von 1439 und die darauf folgenden Kriegswirren, welche selbst den Dauphin von Frankreich vor die Mauern der Stadt führten, so schlimme Zeiten im Gefolge hatten, dass viele der Konziliumsherren wieder abreisten und zu Ende der 1440er Jahre „Niemand mehr zu Basel der Kunst begehrte". Auch Konrad Witz scheint sich nur noch vorübergehend in seiner zweiten Vaterstadt aufgehalten zu haben. Leider machte ein frühzeitiger Tod seiner erfolgreichen Künstlerlaufbahn schon vor dem August des Jahres 1447 ein Ende.

Den zeitgenössischen Meistern, welche in Basel mit Witz ihre Kunst ausübten, blieb dessen Malweise fremd, mit Ausnahme eines einzigen, bekannt als „der Basler Meister von 1445[10b]), der ihm wenigstens in einigen Äusserlichkeiten nachzueifern suchte. Es kann darum nicht befremden, wenn in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als Martin Schongauer und seine Werkstätte den Glanz ihrer Schöpfungen über weite Lande zu beiden Seiten des Rheines austrahlen liessen, die Basler Maler eine Zeit lang in den Schatten gestellt wurden. Dafür waren sie nun umsomehr bestrebt, jenen Männern nachzueifern. So kam es, dass sich nicht nur eine lange Reihe von Beziehungen zwischen den Werkstätten der Kolmarer Meister und denen zu Basel entwickelten, sondern auch persönliche Bande geknüpft wurden, die u. a. sämtliche Brüder Schongauers zeitweise nach Basel führten.[11]) Dank dieser Bestrebungen langte denn auch gegen Ende des 15. Jahrhunderts das kunstliebende Basel wieder auf einer Stufe an, hoch genug, um den jungen Dürer, als ihn seine Gesellenfahrt im Jahre 1492 nach der Stadt führte, zu veranlassen, den Wanderstab für mehr als ein Jahr auf die Seite zu stellen, um hier zu lernen und zu geben. Und als 13 Jahre später der junge Holbein eine Herberge innerhalb ihrer Mauern suchte, da fand auch der aus einer der ersten Kunststädte des Reiches gebürtige Geselle die Verhältnisse so günstig, dass er den Ort auf lange Jahre zu seinem Aufenthalte wählte und, wie Witz, dessen Bürger wurde.

Als schönstes Geschenk brachte er eine neue Formenwelt mit, in deren Anblick er aufgewachsen, die aber für Basel so gut wie neu war. Wenn darum auch die auf dem Platze tätigen Meister ihn nach dieser Richtung nicht weiter fördern konnten, so fand er doch bei ihnen und bei der Bevölkerung Verständnis genug, um sich selbst weiter zu bilden und seine neue Heimat während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Lehrmeisterin für die junge Kunst der Renaissance zu machen. Dadurch wurde Holbein auch zu einem Bahnbrecher für die Entwicklung der schweizerischen Glasmalerei: nicht, weil er mit der hergebrachten Kompositionsweise brach, wie das schon behauptet wurde, sondern weil er sie neu einkleidete und an Motiven bereicherte, während seine Zeitgenossen, die meist noch in den handwerksmässigen Traditionen der Spätgotik angelernt worden und, sozusagen ausschliesslich von deren Werken umgeben, aufgewachsen waren, mehr Mühe hatten, sich in die „neue Manier" einzuleben.

Es ist auffallend, dass unter so günstigen Verhältnissen während des 15. Jahrhunderts in Basel nicht mehr monumentale Werke von Bedeutung entstanden. Vielleicht hat dies seinen Grund

[10a]) Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt etc., S. 278 ff. Vgl. auch Schmarsow, „Über Conrad Witz und die Biblia Pauperum Weigel-Felix", Zeitschrft. für christl. Kunst von A. Schnütgen, XX. Jahrgang 1907, S. 83 ff. u. 130 ff.

[10b]) Daniel Burckhardt, a. a. O., Festschrift S. 308.

[11]) Daniel Burckhardt, Martin Schongauer und seine Brüder in ihren Beziehungen zu Basel. Jahrbuch der kgl. Preuss. Kunstsammlungen, Bd. XIV.

in Charakter und Zusammensetzung der Bürgerschaft. Eine reizende Abhandlung von A. Burckhardt-Finsler belehrt uns darüber.[12]) Wir folgen ihren Ausführungen umso lieber, als sie aus der unparteiischen und wohlunterrichteten Feder eines Basler Gelehrten stammen, dessen Geschlecht zu den angesehensten der Stadt zählt.

Der alte Basler Lehensadel, die sogenannten Ritter, welcher sich um den Hofstaat des Bischofs gesammelt hatte, war schon im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert der Stadt gegenüber in eine unhaltbare Stellung geraten. Von Österreich, dem Markgrafen und dem Bischof belehnt, konnte er an den Sitzungen des Rates nicht mehr teilnehmen, weil die feudalen den städtischen Interessen entgegenstanden. Sein Schicksal war daher ein ähnliches, wie in bernischen Landen: wo sich den Familienhäuptern im Dienste fremder Herren nicht eine einträgliche Stellung bot, ging der Wohlstand rasch zurück und es nötigte schliesslich die Geldverlegenheit zum Verkaufe der Besitzungen auf dem Lande und in der Stadt. Wohl fehlte es unter der Bürgerschaft nicht an Geschlechtern, die versuchten, als Aristokratie die öffentlichen Ämter ausschliesslich an sich zu ziehen: aber sie hatten, im Gegensatz zu denen in Bern, darin kein Glück, so dass man den Begriff der Regiments- und Ratsfähigkeit für Basel nicht aufstellen kann. Zudem fehlte der Stadt ein ausgedehnter Länderbesitz, dessen Verwaltung die Schaffung einer grösseren Zahl von einflussreichen Amtsstellen notwendig gemacht hätte. Auch die Leichtigkeit, mit der man sich das Bürgerrecht erwerben konnte, war der Bildung unter sich abgeschlossener, bevorzugter Gesellschaftsklassen, die stark genug gewesen wären, um schliesslich die Leitung der Staatsgeschäfte als ihr Vorrecht zu beanspruchen, nicht günstig. „Die Zünfte nahmen jeden mit Freuden in ihre Gemeinschaft auf, der ihr Gewerbe betrieb, einen Harnisch besass, und die Hellebarde zu führen verstand.“ So gab es Jahre, die der Stadt mehr als 400 Neubürger zuführten, namentlich in kriegerischen Zeiten, wo die Teilnahme an einem Feldzuge mit der Verleihung des Bürgerrechtes belohnt wurde. Diese Neubürger rekrutierten sich hauptsächlich aus den stark bevölkerten Gegenden des Sundgaus und Breisgaus, oder aus den unfruchtbaren Tälern und Höhen des Schwarzwaldes und Juras, welche nur eine verhältnismässig kleine Anzahl von Bewohnern zu ernähren vermögen. Das waren fast alles kleine Leute, welche nach der Stadt zogen, um ihren Unterhalt zu finden und es durch Fleiss und Arbeit zu einem bescheidenen Wohlstand zu bringen. Und wem dies gelang, dem standen auch Rats- und Gerichtsstellen offen, zu denen man sich mehr aus Pflichtgefühl wählen liess, als weil sie besondere finanzielle oder gesellschaftliche Vorteile brachten. Eine solche Bürgerschaft aber, deren praktischer Sinn vorab auf den Erwerb gerichtet ist, die ängstlich darüber wacht, dass aus ihrer Mitte keine bevorzugten Sippen und Kasten erstehen, pflegt wohl die Kleinkunst und, wo es die Verhältnisse gestatten, die Kunst im Hause, macht fromme Vergabungen an Kirchen und Klöster in dieser oder jener Form, gründet Schulen und sogar eine Universität, ist aber weniger zu haben für die Errichtung prunkvoller Monumentalbauten. Dazu kam, dass Basel, wie die angrenzenden eidgenössischen Orte, während des 15. Jahrhunderts fortwährend darauf bedacht war, sein Gebiet zu vergrössern und diesem Zwecke in erster Linie seine finanziellen Mittel zuwenden musste.[13]) So war denn dessen Bautätigkeit während des 15. Jahrhunderts eine rege, aber bescheidene, die in ihren äusseren Formen so viel als möglich jeden überflüssigen Prunk vermied. Nur

[12]) Die alten Basler. Basler Jahrbuch 1906, S. 213 ff.

[13]) Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Schweizerbund, S. 13 ff.

manchmal scheint es, als haben die schmucken Bauten in den befreundeten und teilweise sogar verbündeten Städten des Sund- und Breisgaues zu Hause die Lust nach ähnlichen erweckt und auch zustande gebracht, wie in dem schlanken Glockentürmchen der Dominikanerkirche, einem Werke des Ulmer Meisters Johannes, genannt Cuno, vom Jahre 1423, und dem stattlichen Spalentor, 1473 von Jakob von Sarbach umgebaut, der schon früher (1467/68) den schmucken Fischmarktbrunnen errichtet hatte, und später vielleicht auch die zierliche Kapelle auf der Rheinbrücke (1478)[14]) baute. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu den blühenden Städten der Rheinlande fand sogar seinen originellen Ausdruck im Bau der Tore, die man auf der Stadtseite, aus der die Strassen nach ihnen führten, reicher ausgestaltete als auf der gegenüberliegenden, den Hinterlanden der Eidgenossen zugekehrten.

Von einer solchen Bürgerschaft hatte auch der Bischof für den Wiederaufbau des Münsters nicht allzugrosse Unterstützung zu erwarten. Da ihm nach der Handveste das Recht zustand, der Stadt jedes Jahr eine Regierung aus den Angehörigen der „hohen Stube“ zu setzen, so durfte man es mit ihm nicht ganz verderben. In Wirklichkeit lag aber die Sache nicht so schlimm, weil die Adeligen, als Mitglieder dieser Gesellschaft, längst keine Rolle mehr spielten, und anderseits die Klugheit dem Bischof gebot, sich nicht mit der Bürgerschaft, die dieses Privilegium nur mit Widerwillen ertrug, zu entzweien, bis dann zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine neue Handveste die bevorzugte Stellung der „hohen Stube“ aufhob.

Während des ganzen 15. Jahrhunderts wurde am Münster gebaut, aber ohne unnötigen Aufwand. Als zierlichste Arbeiten entstanden im Innern in den Jahren 1436/1438 das Sakramentshäuschen, um 1450 die Chorstühle und um 1486 die Kanzel, als wichtigste die beiden Türme mit ihren kunstvoll durchbrochenen Helmen. Auch die wiedererbauten Kreuzgänge waren eines fürstbischöflichen Hofhaltes durchaus würdig. Dagegen hatten die Bischöfe sich bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts mit sehr einfachen Wohnungen begnügt. Und obwohl sogar die römischen Könige und Kaiser im Bischofshofe ihr Absteigequartier nahmen, ging auch der unter Arnold von Rotberg (1451—1458) aufgeführte Neubau in seiner äusseren Erscheinung nicht wesentlich über die Ansprüche hinaus, welche an ein städtisches Patrizierhaus gestellt wurden.[15]) Trotzdem darf er als der vornehmste Wohnbau Basels jener Zeit angesehen werden. Denn im allgemeinen räumte man, soweit sich dies heute noch beurteilen lässt, an den Basler Bauten des 15. Jahrhunderts den dekorativen Künsten nur eine bescheidene Stelle ein, beschränkt auf Steinmetzenarbeiten an Portalen, Erkern und ähnlichen Baugliedern, sowie auf religiöse Wandmalereien in Kirchen, Kapellen und Kreuzgängen und profane als Fassadenschmuck an öffentlichen und privaten Gebäuden. Doch beginnt die Blüte dieser letzteren erst mit dem Ende unserer Periode. Von der Stiftung grosser Glasgemälde in das Münster erfahren wir nichts.

Die Entstehungszeit der monumentalen Glasmalereien aus dem späteren Mittelalter, deren Überreste in den Kirchen Basels erhalten blieben, fällt zwischen zwei bedeutsame Ereignisse: das Erdbeben vom Jahre 1356 und den Bildersturm von 1529. Während das Naturereignis vermutlich die meisten alten Glasgemälde vernichtete, scheint man zur Reformationszeit mit der Zerstörung der Kirchenzierden nicht in allen Gotteshäusern gleich schonungslos aufgeräumt zu haben. Denn einige derselben, wie z. B. die Barfüsserkirche, wurden auf Befehl der Obrigkeit wenige Monate vor

[14]) Karl Stehlin in Festschrift, a. a. O., S. 317 f. u. 326 f.

[15]) Vgl. Karl Stehlin in „Festschrift“ a. a. O., S. 313 ff.

dem eigentlichen Bildersturm in geordneter Weise durch „unser Herren Werkleuth gerumbt“,[15a]) oder, wie die Kartause, ganz verschont. Diesem vernünftigen Vorgehen verdanken wir nicht nur die Erhaltung des schönen Triptychons, das einst Bürgermeister Peter Rot erstellen liess, sondern auch die wenigen Glasgemälde und Fragmente aus dem 15. Jahrhundert. Wie viele von diesen Kunstwerken jene stürmischen Tage überlebten, lässt sich heute nicht mehr übersehen, denn nachweisbar fielen auch in Basel, wie an anderen Orten, eine Anzahl erst späteren Kirchenrenovationen zum Opfer. So wird uns berichtet, dass noch in den 1840er Jahren Reste von Glasmalereien in den Fenstern des Schiffes der schon genannten Barfüsserkirche vorhanden gewesen seien und einzelne Wappen in den oberen Fenstern des Langenhauses.[16]) Davon ist noch ein einziges Fragment als ehemaliger Schmuck eines Fensteroberteils in der nun zum historischen Museum umgewandelten Kirche erhalten geblieben. Es enthält die alliierten Wappenschilde eines Herrn von Eptingen und einer von Büttikon, umrahmt von gotischer Architektur mit bekrönendem Spitzbogen und mächtiger Kreuzblume auf blauem Rankendamaste, versetzt mit verschiedenen Flickstücken.[17])

Ein ähnliches Schicksal hatten die Glasgemälde im Münster. Mag auch das Erdbeben von 1356 die Mauern dieses Gotteshauses weniger gebrochen haben, als früher angenommen wurde,[18]) so gehörten doch zweifellos die Glasmalereien zu den Kunstwerken, welche dabei am meisten litten. Was an solchen damals überhaupt vorhanden war, wird uns leider nirgends überliefert.

Während beim Wiederaufbau des Münsters der Baumeister wenigstens für die vier grossen Radfenster an der Aussenwand der Empore aus Beleuchtungsrücksichten eine farblose Verglasung von Anfang an in Aussicht nahm,[19]) wurden die übrigen Fenster des Chores und der Schiffe wahrscheinlich nach und nach mit Glasgemälden geschmückt. Wir dürfen dies schliessen aus dem noch vorhandenen Fensterschmuck einer grossen Zahl von Kirchen des angrenzenden Elsasses,[20]) zu dem Basel stets in engen Beziehungen stand, und hinter dessen Gotteshäusern die alte Bischofskirche gewiss auch dann nicht ganz zurückgestanden wäre, wenn sie Mühe gehabt hätte, die notwendigen Mittel zum Schmucke ihrer Fenster mit Glasgemälden aufzubringen. Sicher ist auch, dass von diesen Glasgemälden eine Anzahl den Bildersturm überlebte, nachdem schon im Jahre 1428 ein Hagelwetter an ihnen Schaden angerichtet hatte.[21]) Direkte Zeugen für ihr Vorhandensein sind uns nur in „etlich guten Woppen“ im Masswerke der Chorfenster erhalten geblieben, deren schon der Renovationsbericht von 1596 (siehe unten) gedenkt, darunter die Wappenschilde des Bischofs Senn

[15a]) Daniel Burckhardt, Festbuch a. a. O., S. 145.

[16]) Rudolf Wackernagel, Geschichte des Barfüsserklosters zu Basel. Festbuch zur Eröffnung des historischen Museums, S. 224.

[17]) Katalog des Historischen Museums, Basel. No. III, Glasgemälde, S. 2, No. 7. A. Burckhardt, Die Glasgemälde der mittelalterlichen Sammlung zu Basel, S. 7.

[18]) Baugeschichte des Basler Münsters, herausgegeben vom Basler Münsterbauverein, Basel 1905, S. 137.

[19]) Baugeschichte a. a. O., S. 143.

[20]) Wir erinnern an die prächtigen, zwischen den Jahren 1350—1500 entstandenen und zum guten Teil noch erhaltenen Glasmalereien in den Kirchen zu Mülhausen (um 1350), Strassburg (Münster, St. Wilhelm u. St. Magdalenen), Niederhasslach (1390 u. 1410/20), Alt-Thann (1430/66), Thann (1400/55), Schlettstatt (1430/50), Colmar (um 1450), Walburg (ca. 1461), Zabern (1455 u. nach 1500), Weissenburg (1487), Ober-Ehnheim (nach 1500) und andere.

[21]) Mone, Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters 1834, S. 324. Wahrscheinlich gingen aber auch die beiden folgenden grossen Hagelwetter vom August 1449 und Juni 1487, von denen die Chroniken berichten und welche unter den Glasgemälden in der Kartause so grossen Schaden anrichteten, nicht spurlos an denen im Münster vorüber. (Vgl. Anmkg. 45 u. 46.)

von Münsingen (1335—1365),[22]) von Hochberg und Vienne.[23]) Ein indirektes Zeugnis für das Vorhandensein von Glasgemälden bietet uns dagegen eine Aufzeichnung des Andreas Ryff in seiner Schrift über der Stadt Basel Regiment und Ordnung im Jahre 1597, worin er mitteilt, dass das Münster „ganz finster und nach dem Erdbidmen zerrittet und baufellig gwäsen", nun aber wieder aussen und innen ausgebessert, ergänzt und mit lauter neuen Fenstern ausgestattet worden sei, woran man nicht wenige Tausend Gulden gewendet habe.[24])

Über diese Restauration macht uns der Bericht der Münsterpfleger an den Rat vom 3. Januar 1596 nähere Angaben:[25]) Demnach sollten die sämtlichen Fenster im Chore renoviert werden und zwar zunächst die fünf grossen Hauptfenster im Polygon. „Die müessen nun alle neüw gemacht werden biss oben inn die rondelen (d. h. Masswerke), dieweil noch gute woppen darinnen stond, mag man es (d. h. die Füllungen der Masswerke) mit gemoltem glass wieder verbessern. Dise fünff fenster bruchen scheiben 8600, da wöllen wir rechnen für jede scheiben, hornaffen und hafften 8 dn, thut 224 fl." Es handelte sich demnach um eine einfache, farblose Verglasung mit runden Scheibchen. „Weiters haben wir im chor uf dem gang vier grosser rundelen (d. h. die vier Rundfenster über dem Chorumgang), so gar brochen. Da weren wir dess willens, dass alte zerbrochene steinwerckh heruss zu thun, dieweil dass zu verbessern und zu verglasen mehr costen wurde, dann aber mit uffrechten pfosten neüw zu machen, welches auch vil mehr liecht alss zuvor geben wurde. Darüber achten wir, dass diss vom glaser costen, weil solches 12 fenster werden möchten, thut 90 fl.[26]) Unden im chor sind vier fenster, so zum theil halb neüw halb alt, die vier nun gantz mit scheiben zu machen, wurden an glasswerckh ervordern thut 46 fl." Demnach war für die untern Chorfenster eine farblose Verglasung vorgesehen. Anders in den Schiffen: „Inn der kirchen haben wir 28 fenster gross und clein und 2 gross rundelen ob den nebenthüren. Darunder sind ettliche nur zu verbessern, das thut man mit denen, so man neüw machen muoss. Die jenigen aber, so man ann denen orten, da es am meisten tags (der Helligkeit) und noturfft halben (ihres Zustandes wegen) von nöten ist neüw zu machen, macht man von lautern scheiben. Da achten wir, das über neüw und alte fenster der kirchen wol ergon möchte mit dem glasswerckh thut 350 fl." Das Bedürfnis nach vermehrtem Licht für das Innere des Münsters war demnach in Basel zu Ende des 16. Jahrhunderts grösser, als das nach bunten Glasmalereien. Doch liess man immerhin die alten Fragmente, wo sie nicht störten, verbleiben und gesellte ihnen die aus den Fenstern, welche neu verglast werden mussten, bei. Dagegen würde man sich täuschen in der Annahme, es seien vor dem Bildersturme in allen Kirchen die Fenster mit Glasmalereien geschmückt gewesen. Das Gegenteil davon beweist unter anderm die in eine Kirche oder Kapelle verlegte Darstellung der Verkündigung auf dem berühmten Isenheimer Altar des Matthias Grünewald im Museum zu Colmar, wo alle Fenster mit einfachen Butzenscheiben verglast sind. In Basel scheint namentlich die Geistlichkeit einer

[22]) Dieser Glasmalerei gedenkt Wurstisen in der Beschreibung des Basler Münsters (Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der hist.-antiqu. Gesellschaft zu Basel. Neue Folge Bd. II, S. 418): „So seind auch in den höchsten chorfenstern dises bischofs wapen noch überbliben." Ebenso (Falkeisen): Beschreibung der Münsterkirche zu Basel, 1788, S. 60.

[23]) Sie wurden anlässlich einer Renovation in den 1850er Jahren in die Portalvorhalle versetzt. Baugeschichte a. a. O., S. 312, Anmkg. 1.

[24]) Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Neue Folge, Bd. III, S. 8.

[25]) Baugeschichte a. a. O., S. 302 ff.

[26]) Dieser Vorschlag kam glücklicherweise nicht zur Ausführung. Vgl. Baugeschichte a. a. O., S. 312.

freieren Betätigung der Kunst gegenüber schon recht engherzig gewesen zu sein. Denn als der Maler Hans Bock im Einverständnis des Rates die Münsterfassade mit Darstellungen aus der antiken Mythologie und allegorischen Frauengestalten, von denen einige nicht sehr stark bekleidet gewesen sein sollen, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit zu schmücken begann, erhob sich unter Führung des Münsterpfarrers und Antistes Johannes Jacobus Grynaeus ein gewaltiger Sturm der Entrüstung gegen dieses Projekt.[27]) Das lässt sich an einem streng protestantischen Orte recht wohl begreifen und sogar rechtfertigen. Wenn aber gegen die Restaurierung und Bemalung der beiden bekannten grossen Reiterstatuen der Heiligen Georg und Martin an der Münsterfassade, als zwei Abgöttern, von den Geistlichen Einspruch erhoben wurde, dann finden wir es vom Rate ebenso vernünftig als verständig, wenn er darauf nicht eintreten wollte, und können es nur bedauern, dass in diesem Streite die Geistlichkeit schliesslich doch Sieger blieb und es sogar durchsetzte, dass der hl. Martin nach Entfernung des Bettlers in einen König umgewandelt werden musste.

So ganz ohne farbige Zierden, wie uns die Berichte glauben machen könnten, gingen aber bei dieser Renovation die Fenster des Münsters nicht aus. Dies wäre auch undenkbar gewesen zu einer Zeit, da im ganzen Schweizerlande die Sitte der Fenster- und Wappenschenkung in höchster Blüte stand und selbst das ärmste Dorfkirchlein mit ihren Gaben bedachte. Vielmehr stifteten eine ganze Anzahl von Familien im Verein mit der Universität ihre Wappen in die Fenster des Chores und der Seitenschiffe und selbst der Rat versäumte nicht, auch das Standeswappen in die Masswerke verschiedener Fenster einfügen zu lassen.[28])

Wie in Bern, so hatten schon früher in Basel reiche Prälaten und Adelige sich in Kapellen als Anbauten der Seitenschiffe Familienstiftungen zu besonderer Andacht und zu Begräbnisstätten für ihre Angehörigen geschaffen, deren Ausstattung sie ganz oder teilweise übernahmen. Diese bezog sich nicht nur auf die Errichtung von Altären und deren Dotierung für den Gottesdienst, sondern auch auf den Schmuck der Wände und Fenster mit Malereien, wobei man nicht vergass, dem Standesstolz durch Anbringung der Familienwappen einen prunkvollen Ausdruck zu verleihen. Bei den Umbauten des Basler Münsters nach dem Erdbeben wurden die schon vorhandenen Kapellen renoviert und neue hinzugefügt, so dass wir annehmen dürfen, die seinerzeit noch vorhandenen Wappen und Figuren in den Fenstern seien auch dann im 15. Jahrhundert entstanden, wenn ihre Träger schon früher starben. Denn Erinnerungsstiftungen von Wappenscheiben für längst Dahingeschiedene gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Wir führen hier zunächst an, was Christian Wurstisen in seiner Beschreibung des Basler Münsters und dessen Umgebung uns darüber meldet.

„Die erste neben-capell, darinn seit der reformation der taufstein gestanden, heisst der Scalariorum, Schalern capell, wie solchs ihre wapen in fenstern unnd ausswendig am pfeiler auch bezeugen.“ Gegründet wurde die Kapelle von Peter Schaler, Ritter, laut einer Urkunde von 1308.[29]) Dazu meldet Hieronymus Falkeisen in seiner Beschreibung der Münsterkirche zu Basel vom Jahre 1788[30]): „ehemals war das Schalersche Wappen hier im Fenster zu sehen: nun befinden sich neuere bürgerliche Wappen darinnen mit der Jahreszahl 1597.“ Es fiel demnach mit anderen Glasgemälden

[27]) Baugeschichte a. a. O., S. 297 ff.

[28]) Darüber eingehend Baugeschichte a. a. O., S. 312 und Anmerkung 1—5.

[29]) Beiträge zur vaterländischen Geschichte, N. F., Bd. II, S. 433 u. Anmkg. 90.

[30]) (Falkeisen) Beschreibung der Münsterkirche zu Basel, 1788, S. 71.

der oben erwähnten Restauration zum Opfer. Von der folgenden Kapelle schreibt Wurstisen[31]): „In mitte (liegt begraben) bischof Friderich geboren zu Rhin, verschied den 19 (21) dezember 1436, ward auf Thomae durch die conciliums herren feierlich besungen unnd bestattet. Der grabstein ist anno 1529 am Aschermitwoch zerschlagen worden. Er hat darob das Fenster machen (mahlen) lassen darinn K. Heinrich, unser fraw unnd S. Pantalus stehen mit diser underschrift:

S. Henricus I Imperator	S. Maria	S. Pantalus qui fuit
restaurator huius eccle-	patrona huius	primus episcopus huius
siae sub anno dni 1006.	ecclesiae.	ecclesiae sub anno dni.

Dazu bemerkt Falkeisen: „dieser Herr liess das Fenster, welches oben über seinem Grabmahl steht, mit einer Glasmalerei zieren, in welcher die H. Maria, in der Mitte zwischen Kaiser Heinrich und dem S. Pantalus stehend, zu sehen war;[32]) auch das Fenster-Gemälde, das er (Bischof Friedrich zu Rhin) verfertigen liess, ist weggetan: an dessen Platz sieht man nun bürgerliche Wappen mit der Jahreszahl 1597.“[33]) Über die dritte Kapelle berichtet Wurstisen u. a.: „Mehr ligt darin begraben herr Conrat von Gösskon, propst zu Werd unnd Zofingen, welcher den bauw diser capell vollendet (um 1318).“ Dann folgen die Vergabungen. „Darum dann Gösskon wapen an der saul unnd im fenster, darinn S. Martin, unser fraw und S. Jacob stehn, zu sehen.“[34]) Dazu Falkeisen: „Dieses Wappen von Gösken war ehemals auch in dem Fenster zu sehen, darinnen St. Martin, Maria und St. Jacob stunden; nun ist Wappen und Gemälde weggetan und bürgerliche Wappen mit der Jahreszahl 1597 dafür hingesetzt.“[35])

Auf der Südseite wird uns nur von Glasgemälden in der Freuler-Kapelle berichtet: „Auf der selbigen mittagseiten dess Münsters gegen den kirchhöfen heisst die vorderist capell neben dem chor der Fröwleren capell, welchs geschlechts sechserley wapen in den selbigen fenstern gstanden: seind aber im Febr. anno 1582, weil sie sehr zergengt gwesen (schadhaft geworden), weg gethon, unnd mit scheiben widerumb zugemacht worden.“[36]) Das bestätigt auch Falkeisen.[37])

In den folgenden Jahrhunderten hat man noch zu verschiedenen Malen mehr oder weniger umfassende Restaurationen vorgenommen, doch wohl nie zugunsten der alten Glasgemäldefragmente. So wurden in den Jahren 1733/34 in den Fenstern zahlreiche Scheiben neu eingesetzt oder doch neu in Blei gefasst.[38]) Ein Restaurationsprogramm vom Jahre 1852 sah eine vollständige Neuverglasung der alten Fenster vor mit einer grossen Anzahl beweglicher Flügel zum Zwecke einer besseren Ventilation.[39]) Doch zog sich die Ausführung der Arbeiten in die Länge. Dafür erhielt das ehrwürdige Gotteshaus noch vor Schluss der 1850er Jahre wenigstens einen Teil seines ursprünglichen Fensterschmuckes zurück in Werken zeitgenössischer Meister.[40])

[31]) Beiträge zur vaterl. Gesch. N. F., Bd. II, S. 435. Das richtige Todesdatum f. d. Bischof ist der 7. Jan. 1451. Doch werden auch der 5. u. 6. Januar genannt.

[32]) A. a. O., S. 74.

[33]) A. a. O., S. 75.

[34]) Beiträge, a. a. O., N. F., Bd. II, S. 436

[35]) A. a. O., S. 79.

[36]) Beiträge, a. a. O., N. F., Bd. II, S. 458.

[37]) A. a. O., S. 90.

[38]) Baugeschichte a. a. O., S. 322.

[39]) Baugeschichte a. a. O., S. 361.

[40]) Baugeschichte a. a. O., S. 372/73.

Es mag der Lokalforschung vorbehalten bleiben, festzustellen, was sich aus schriftlichen Aufzeichnungen auch noch über die Glasgemälde in den andern Gotteshäusern der Stadt berichten lässt. Wir beschränken uns an dieser Stelle auf eine Beschreibung der noch vorhandenen Fragmente in den Kirchen von St. Theodor und der ehemaligen Kartause, der wir eine kurze Übersicht über den herrlichen Fensterschmuck in den übrigen Räumen dieses Klosters, wie er uns aus den erhalten gebliebenen Aufzeichnungen entgegentritt, zugesellen.

Im Jahre 1420 gestattete der Bischof von Konstanz den Neubau der uralten, *St. Theodor,* Andreas und Katharina geweihten Pfarrkirche Klein-Basels. Über den Fortgang dieser Arbeit sind wir nicht genauer unterrichtet. Nur gelegentlich erfahren wir von einer Altarweihe im Jahre 1477[40a]) und an der Kanzel steht die Jahreszahl 1497[41]). Zwischen diesen Daten dürften auch die Glasgemälde entstanden sein, deren Fragmente heute noch ein Fenster der nördlichen Chorwand (zweite und dritte Felderreihe von unten) zieren. Beide stellen kleine, offene Türme dar, deren Basis eine starke, sechseckige Platte bildet. Darauf stehen seitlich zwei schwächliche Säulchen, auf denen der derb gezeichnete, ebenfalls sechseckige Turmhelm ruht. Er wird von einem Kranze umrahmt, dessen Seiten oben und unten halbbogig ausgeschnitten sind, wobei ornamentale Knollen die Nasenenden verzieren. Den einen Helm bedecken grosse blaue, den andern rote Ziegel. Jeder endigt in einer phantastischen Kreuzblume. In diesen stark restaurierten Türmen steht je ein Heiliger, links der Apostel Philippus im braunen Rock und grünen Mantel. In der Linken trägt er den Kreuzesstab, in der Rechten ein Buch. Ein grüner Nimbus umstrahlt das bärtige Haupt. Wahrscheinlich ist er der letzte Zeuge von dem Vorhandensein zweier Apostelfenster mit je sechs Gestalten. Ihm gegenüber steht rechts ein Ecce homo. Die nackte, unsympathische Gestalt des Heilandes, dessen Antlitz noch durch einen roten Bart und eine grüne Dornenkrone entstellt wird, ist nur mit einem blauen Lendentuche bekleidet.[41a]) Bei beiden Figuren wurde als Hintergrund ein roter Damast verwendet, zusammengesetzt aus kleinen, ornamentierten Kreisen. Das würde auf ein höheres Alter dieser Glasmalereien deuten, da in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das schablonierte, dem Seidendamaste nachgebildete Ornament oder doch das feine Rankenmuster fast ausschliesslich zu diesem Zwecke Verwendung fanden. Allein diese Hintergründe sind fast ganz neu, und es ist fraglich, ob alte Fragmente als Vorbilder dienten. Und selbst in diesem Falle dürften wir nicht an ein höheres Alter, sondern eher an eine seltene Ausnahme in der Wahl des Hintergrundes denken, da die Figuren so realistisch derb aufgefasst sind und die umrahmende Architektur in ihren Details die Formen des spätgotischen Stiles schon in einer solchen Verwilderung zeigt, wie wir ihnen erst zur Zeit des Verfalles begegnen. Als Werke eines ungeschickten bäuerisch-derben Lokalmeisters sind diese beiden Kompositionen zugleich Zeugen einer niedergehenden Kunst, deren Dienste gewiss auch die Zeitgenossen gerne entbehrten.

[40a]) A. Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, 2. Heft, S. 6.

[41]) J. R. Rahn, a. a. O. S., 120.

[41a]) Wahrscheinlich gehörte diese Darstellung ursprünglich in ein Passionsfenster. Im historischen Museum werden noch drei weitere, zum Teil nur fragmentarisch erhalten gebliebene Glasgemälde aufbewahrt: 1) Rundscheibe mit St. Hieronymus, zu dessen Füssen der geistliche Stifter aus der Familie Kappeler von Mühlhausen kniet. Dat. 1490. 2) Kopf der Madonna, welche ehemals im Giebelfenster eingesetzt war und jetzt im Chorfenster unter den beiden oben beschriebenen Figuren des Apostels Philippus und Christi eingelassen ist. Stiftung der Gesellschaft zur Häeren in Klein-Basel, Anf. 16. Jahrh. 3) Zwei Putten mit Wappenschild dieser Gesellschaft, zu Nr. 2 gehörend. Vgl. Katalog Nr. 13, 58, 59.

Mit unzureichenden Mitteln war im Jahre 1401 die *Kartause in Klein-Basel* durch den Oberstzunftmeister Jakob Zibol gegründet worden. Sie wuchs demzufolge in entsprechender Dürftigkeit heran, obgleich auch der Sohn des Gründers, Burkhard Zibol,[42]) und namentlich dessen zweite Gemahlin, Sophie von Rotberg († 1478), Schwester des Bischofs Arnold von Basel (1451—1458), welcher die Chronisten den ehrenden Beinamen einer Gründerin des Klosters gaben,[42a]) zur Förderung der jungen Stiftung taten, soviel in ihren Kräften stand. Selbst aus den Kreisen des dürftigen Volkes flossen Gaben für das fromme Werk.[43])

Wahrscheinlich hing die erste Schenkung von Glasgemälden in die Kirche mit ihrer Einweihung im Jahre 1416 mehr oder weniger enge zusammen. Stifter waren Eberhardus de Búrius (Propst von St. Peter 1393—1427), Wernherus Guder, Franz Hagedorn (Ratsherr von Rittern 1405—1415) und Hemmann Offenburg (1413—1421 Oberstzunftmeister, seit 1433 Ritter, 1435—1458 Ratsherr von Rittern, † 1458), eine vornehme Gesellschaft.[44]) Über den Inhalt der Darstellungen auf diesen Fenstern erfahren wir auch nicht die kleinste Andeutung, wohl aber, dass Hagedorn Stifter des grossen Fensters hinter dem Hochaltar war, und Guder das über dem Choreingang gegen den Keller und Speicher schenkte.

In der Folge gingen zwei furchtbare Hagelwetter über Basel, das erste im August 1449,[45]) das zweite im Juni 1487,[46]) welche an den Glasgemälden in der Kartause, wie uns Chroniken melden, argen Schaden anrichteten. Bei diesem zweiten Naturereignisse dürften auch die Fenster im Chore so hart mitgenommen worden sein, dass die im folgenden Jahre unter dem trefflichen Prior Jacob Lauber (1480—1502),[47]) durch den Werkmeister Remigius Fäsch[48]) begonnene Einwölbung desselben[49]) willkommenen Anlass bot, um sich nach gütigen Spendern für neue umzusehen. Darüber gibt uns die Fortsetzung der Kartäuserchronik von Georgius Carpentarius aus Brugg (1480-1526) einige wertvolle Aufschlüsse. Die für die neuen Fenster ausgelegte Summe betrug ungefähr 70 Goldgulden. Stifter waren Dr. Georgius Wilhelmi alias Keppenbach (Propst zu St. Peter 1474—1488, einer der Nachfolger des Eberhardus de Búrius), Itelhans Lauber von Lindau, ein Bruder des Priors Jacob Lauber, und Johannes Kupfernagel.[50]) Diese Aufzeichnungen werden

---

[42]) Burkhard Zibol, Ratsherr von Achtburgeren 1414—1427, 1428, 1430—1432, Oberstzunftmeister 1427—1429. Er fand mit seinem Vater Jakob und seiner Gemahlin Sophie seine Ruhestätte im Chore der Kartäuserkirche. Die Grabschriften bei Joh. Gross, Urbis Basil. Epitaphia, Basel 1625, S. 268 u. 269.

[42a]) Basler-Chroniken Bd. I, S. 299 u. S. 387, Anmerkung 5. Ihre Eltern waren Hans Ludwig von Rotberg, Ritter, zu Anfang des 15. Jahrhunderts verschiedene Male Bürgermeister zu Basel, und Ursula von Andlau. Ihre Brüder Arnold, Bischof zu Basel, Ludmann, Adelberg und Bernhart, Ritter, letzterer vermählt mit Anna von Randeck. Ihre Schwestern hiessen Agnes und Margret. Basler Chronik. Bd. I, S. 293, Anmerkung 4.

[43]) W. Vischer-Heusler, Das Karthäuserkloster und die Bürgerschaft von Basel. 51. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, Basel 1873, S. 21 ff. Basler Chroniken, Bd. I, S. 268 ff.

[44]) R. Wackernagel, Die Glasgemälde der Basler Karthause, Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1890, S. 379/80.

[45]) Basler Chroniken, Bd. IV, S. 312; Wackernagel a. a. O., S. 378 u. Anmerkung 60.

[46]) Wackernagel a. a. O., S. 371 und Anmerkung 14.

[47]) Vgl. über ihn W. Vischer-Heusler, a. a. O., S. 26.

[48]) Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Bund der Eidgenossen, S. 336.

[49]) Nicht 1499, wie im Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde 1880, S. 99 irrtümlich steht.

[50]) „Et pro tribus fenestris novis in eodem choro expositi sunt circa septuaginta aurei, quos partim dominus doctor Georgius Keppfenbach, praepositus ecclesiae sancti Petri in Basilea, partim honestus vir dictus Itelhanns Louber de Lindow, eiusdem patris Jacobi germanus, et honestus Joannes Kuppfernagel solverunt.“ Basl. Chr. Bd. I, S. 334.

Fig. 37. Figurenfenster mit Darstellung der Kreuzigung Christi.
(Aus der ehemaligen Douglas'schen Sammlung; jetzt hist. Museum in Basel.)

ergänzt durch weitere im liber benefactorum. Daraus geht hervor, dass der Testamentsvollstrecker des Georg Keppenbach nach dessen am 15. Dezember 1488 erfolgten Hinschiede dem Kloster 12 flor. übergab als Beitrag an das Chorfenster mit Darstellung des Gekreuzigten.[51]) Itelhans Lauber zahlte für das Fenster hinter dem Hochaltar (Mittelfenster des Chorpolygones) mit Darstellung der hl. Margaretha, welcher dieser Altar als der Patronin der Kartause[52]) geweiht war, 22 flor. rhein Gold[53]) und schliesslich Kupfernagel für das dritte mit dem Bilde der hl. Jungfrau Maria in der Mandorla 20 Goldgulden.[54])

Diese Einträge beweisen, dass von den Fragmenten *monumentaler* Glasgemälde aus dem 15. Jahrhundert, welche heute mit späteren das mittlere Chorfenster der Kirche vereinigt, keines an seinem ursprünglichen Bestimmungsorte ist. Die ältesten unter ihnen dürften die beiden Frauenbüsten sein, welche als letzte Überreste ganzer Figuren in die oberste Felderreihe eingesetzt sind. Sie stellen die Heiligen Barbara und Dorothea dar.

St. Barbara (links) trägt auf dem Haupte eine goldene Krone. Darunter quellen zwei blonde aufgebundene Zöpfe hervor, die sich mit dem zart geröteten Antlitz von dem blauen Nimbus, welcher den Kopf umrahmt, recht wirkungsvoll abheben. Ein schwarzer Streifen mit gelben Punkten fasst den Nimbus ein. Das Gewand ist stark verflickt und setzt sich stellenweise nur noch aus grossen, farbigen Gläsern zusammen. Es bestand ursprünglich in einem blauen Rocke und einem roten Mantel mit grünen Aufschlägen. Zurzeit ist der grösste Teil des Rockes durch eine gelbe Glasplatte ersetzt. Auf der Hand trägt die Heilige einen kleinen, violetten Turm. Den Kopf der hl. Dorothea umstrahlt ein gleicher, aber violetter Nimbus. Ihr freundliches Antlitz wird ebenfalls von zwei aufgebundenen Zöpfen eingerahmt. Darauf sitzt ein Kränzchen von roten und weissen Rosen in grünem Laubwerk. Sie ist mit einem roten Rocke und blauem Mantel bekleidet. Mit der Linken deutet sie auf ein gelbes, mit ähnlichen Rosen und Laubwerk gefülltes, geflochtenes Henkelkörbchen, das auf ihrer rechten Hand steht. Beide Figuren sind in Technik und Zeichnung sehr einfach und gehörten jedenfalls dem gleichen Fenster an. Es dürfte noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein und zum Bestande des ältesten Glasgemäldeschmuckes der Kirche gehört haben.

Diesen beiden Frauen am nächsten verwandt, ist eine ganze Männerfigur in der dritten und vierten Felderreihe (von oben), darstellend den Evangelisten Johannes. Der zerstörte Sockel, auf dem er steht, gehört zu den letzten Resten der einrahmenden Architektur eines durchkomponierten Fensters.

[51]) Oretur pro domino Georgio Wilhelmi preposito ecclesie s. Petri Basiliensis. Item 12 florenos recepimus post eius mortem ab executoribus testamenti sui pro subsidio fenestre magne chori prope tabulam reliquiarum cum ymagine crucifixi; reliquam partem domus solvit.“ Basl. Chr. a. a. O., S. 334, Anmerkung 1. Nach den analogen Bezeichnungen der Darstellungen auf den andern Fenstern glauben wir das ymago crucifixi auf fenestra beziehen zu dürfen. R. Wackernagel, a. a. O., S. 379.

[52]) Nüscheler, Gotteshäuser a. a. O., S. Heft II, S. 10.

[53]) Anno 1488 Itelhans Louber frater domini Jacobi Louber de Lindow fecit fieri novam fenestram in choro nostro cum ymagine beate Margarete post summum altare, pro quo exposuit 22 florenos in auro Renens. Basl. Chr. a. a. O., S. 334, Anmerkung 2. R. Wackernagel, a. a. O., S. 380.

[54]) Filius dominae Agnetis Kupfernagelin de Basilea fecit fieri magnam fenestram in choro cum ymagine beate virginis Marie in sole, pro qua exposuit 20 florenos in auro. Basl. Chr. a. a. O., S. 334, Anmerkung 3. R. Wackernagel, a. a. O., S. 380.

Johannes, ein Jüngling in blonden Locken, trägt einen blauen Rock und roten Mantel. Sein Kopf wird von einem gelben, facettierten Nimbus umgeben. In der linken Hand hält er ein Buch, worauf der heraldisch gut gezeichnete Adler steht, auf den er mit seiner rechten Hand hindeutet. Auch diese Figur gehört noch der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an.

Ihm gegenüber erblicken wir einen König in phantastischer Tracht, der zweifellos aus etwas späterer Zeit stammt. Es ist der hl. Ladislaus von Ungarn. Das bekrönte Haupt mit goldenem Bart- und Lockenhaar hebt sich wirksam von dem grünen Nimbus ab. Aus diesem leuchtet eine goldene Umschrift in gotischen Minuskeln hervor, lautend:

ladislaws · rex · ungarie ·

Die Rüstung besteht aus einem stahlblauen Kettenpanzer, unter dem man einen grün und weiss gestreiften Rock erblickt. Die eingeschienten Beine stecken in goldenen Kniekacheln und endigen in lange, blaue Schnabelschuhe. Stahlblau sind auch die Armschienen, die Gelenkkapseln und Handschuhe dagegen wieder golden. Von den Schultern fällt ein blauer, violett gefütterter und mit einem Hermelinkragen verbrämter Mantel herab. In der Linken trägt er den Reichsapfel, in der Rechten eine kleine Tartsche mit dem Wappen von Ungarn, überragt von einer Breitaxt. Sie ist das für den Heiligen charakteristische Attribut.[55])

Die Anwesenheit dieses in unsern Gegenden sonst selten verehrten Heiligen unter denen des Basler Klosters müsste befremden, wenn uns nicht überliefert würde, dass der Bruder Johannes von Ungarn, Profess zu Strassburg, der geschickteste Werkmeister seiner Zeit in alamannischen Landen, im Jahre 1408 den Bau der Kirche in der Basler Kartause begonnen und mit Hilfe der Insassen vollendet habe, um dann später lange Jahre der Kartause Thorberg (Kt. Bern) als Prior vorzustehen.[56]) Es ist darum wohl möglich, dass als dessen Stiftung oder ihm zu Ehren das Bild des in Ungarn viel verehrten Königs in ein Fenster gesetzt wurde. Vielleicht aber besass das Kloster auch Reliquien von ihm, was, so viel dem Verfasser bekannt, bis jetzt allerdings noch nicht nachgewiesen wurde.[57])

Das grösste Interesse dürften die drei Figuren in der zweitobersten Felderreihe beanspruchen. Sie sind bedeutend kleiner, als die schon beschriebenen und von ganz anderer Zeichnung und Technik. In der Mitte steht ein betender Bischof vor einem Betpulte mit aufgeschlagenem Buche. Das gotische Pedum hält er zwischen den Armen eingeklemmt. Die niedere, weisse Mitra mit den langen Bändern rahmen Goldborden ein; von gleicher Farbe sind auch die Handschuhe. Über der Alba trägt er ein rotes, blau gefüttertes Pluviale mit goldenem Saum. Das gut modellierte Gesicht deutet auf einen älteren Mann. Im Felde links neben ihm kniet ein barhäuptiger, vornehmer Herr mit langem, goldenem Lockenhaar auf einem grünlichen Block. Er trägt einen langen violetten Talar. Ihm gegenüber erblicken wir in gleicher Stellung auf grünem Rasen einen Jüngling in einem feurig roten, mit Hermelin verbrämten Rocke. Auch er ist barhäuptig, trägt aber kürzeres,

---

[55]) P. Ch. Cahier, Caractéristiques des Saints, Tome II, p. 477.

[56]) Basler Chron. Bd. I, Seite 271. „Deinde in festo sanctorum Johannis et Pauli anno quo immediate supra, videlicet 1408, pro ecclesie mee erectione fodere inceperunt operarii fundamentum, priore inchoante aliisque fratribus consequenter, ac deinde loboratoribus, opus dirigente in omnibus fratre Johanne de Ungaria, tunc clerico reddito domus Argentine, postea per plures annos monacho et priore domus Porte Montis (Thorberg) ordinis Cartusiensis."

Vgl. auch v. Mülinen, Helv. sacr. Bd. I, S. 238.

[57]) Vgl. E. A. Stückelberg, Basel als Reliquienstätte und Geschichte der Reliquien in der Schweiz.

gewelltes, blondes Lockenhaar. Eng über sein Haupt schmiegt sich ein kleines, teilweise zerstörtes Spruchband. Unter der Darstellung sind weitere Flickstücke, zum Teil von Inschriften, eingesetzt. Nun findet sich in der unteren Felderreihe zwischen Johannes und Ladislaus ein bischöfliches Wappen eingelassen, dessen umrahmende Architektur erkennen lässt, dass es einstmals am Fusse einer figürlichen Darstellung angebracht war. Der weisse Wappenschild zeigt einen nach rechts vornübergeneigten schwarzen Flug. R. Wackernagel spricht in einer kurzen Beschreibung dieser Fragmente von der halbzerstörten Schwarzlotzeichnung eines auffliegenden Vogels oder eines Flugs und setzt hinter beide Bezeichnungen Fragezeichen.[58]) Demnach war im Jahre 1891 die Zeichnung nicht mehr genau zu erkennen. Seither scheint das Wappen vermutlich mit den andern Fragmenten restauriert worden zu sein, worauf auch einige andere Einzelheiten in der Beschreibung des genannten Autors deuten. Wer dessen Träger war, lässt sich leider zurzeit nicht bestimmen. So viel aber ist sicher, dass die Zeichnung der Inful auf dem Bilde des Bischofs mit der über dem Wappenschilde völlig übereinstimmt und darum diese beiden Fragmente ursprünglich dem gleichen Glasgemäldezyklus angehörten. Er bildete wahrscheinlich einen Bestandteil jener zahlreichen Stiftungen der auf dem Konzilium anwesenden hohen Geistlichen, auf die wir gleich näher eintreten werden.

Mochte auch der Fensterschmuck der Klosterkirche ein recht schöner gewesen sein, so stand er doch jedenfalls zurück hinter dem der *Kreuzgänge*. Leider sind wir über dessen Beschaffenheit ausschliesslich auf schriftliche Überlieferungen angewiesen. Wir verdanken sie vor allem dem Sammelfleisse des bekannten Basler Chronisten Christian Wurstisen. Als Abschrift eines knappen, lateinisch abgefassten Originalverzeichnisses dieser Kunstwerke, das um 1487 in der Kartause selbst angefertigt worden sein dürfte, findet es sich in einem Sammelbande der Basler Universitätsbibliothek.[59]) In sehr verdankenswerter Weise wurde es von dem Basler Staatsarchivar R. Wackernagel, mit einem Kommentar über die Personalien der Donatoren versehen, im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde abgedruckt,[60]) was uns aber nicht der Pflicht enthebt, an dieser Stelle darauf näher einzutreten, da es eine der wichtigsten Quellen zur Kenntnis der baslerischen und schweizerischen Glasmalerei des 15. Jahrhunderts ist. Versuchen wir darum, mit dessen Hilfe und unter Beiziehung eines weiteren einschlägigen Quellenmaterials zu zeigen, wie sich die verschiedenen Räume der Karthause allmählich mit den leuchtenden Gaben ihrer Gönner anfüllten, und ein Bild von dem Farbenglanze zu gewinnen, den ihnen ihr Glasgemäldeschmuck einst verlieh.

Dass Kreuzgänge schon im 13. Jahrhundert mit Glasgemälden bedacht wurden, beweisen die noch erhalten gebliebenen Masswerkfüllungen im ehemaligen Cisterzienserkloster Wettingen.[61]) Auch in den folgenden Jahrhunderten erfahren wir hin und wieder von solchen Stiftungen und seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer häufiger. Doch dürfte sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts kein Gotteshaus in weiten Landen eines solchen Reichtums an Glasmalereien erfreut haben, wie die Basler Kartause.

[58]) R. Wackernagel, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1891, S. 435.
[59]) Analecta Urstisii λ II, 14.
[60]) Jahrg. 1890, S. 369 ff. und 1891, S. 432 ff.
[61]) Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft Zürich, Bd. XXVI, S. 176.

Dass die ersten Gebäude dieser jungen Klostergründung in grosser Dürftigkeit entstanden, ist schon erwähnt worden. Sie spricht sich auch in den teilweise noch erhalten gebliebenen, tannenen Chorstühlen von 1428 aus, obschon deren grosse Seitenwangen mit figürlichen Darstellungen in Relief verziert sind.[61a]) Aus den 1420er Jahren erhalten wir die frühesten Nachrichten von der Anlage eines Kreuzganges.[62]) Sie war gewiss einfach genug. Einen völligen Umschwung in die ganze Bautätigkeit brachte erst die Eröffnung der Kirchenversammlung im Jahre 1431, als hohe ausländische Prälaten anfingen, der armen Stiftung ihre überreichen Geldmittel zur Verfügung zu stellen und sogar als Bauherren auftraten. Vor allen der vornehme Spanier Alfons von Curillo, Kardinalpriester von St. Eustachius. Eine der bedeutendsten Bauten, zu denen er das Fundament legte, war ein grosser Kreuzgang (gallilea major). Leider starb dieser rührigste aller fremden Gönner der Kartause schon im Jahre 1434, und es scheint, dass die Anlage in der Folge nicht so umfangreich ausgeführt wurde, wie sie von ihm geplant war. Sogar um Stifter von Glasgemälden zu deren Ausschmückung hatte er sich unter seinen Kollegen auf dem Konzil bemüht und nicht ohne Erfolg.[63]) Aber während ihre Gaben allmählich die Fenster füllten, ruhten seine Gebeine längst in der stillen Gruft neben dem Fronaltar. Er selbst scheint dagegen seine Glasgemäldespenden ausschliesslich der neuen Sakristei zugewendet zu haben.

Schon im Verlaufe des 18. Jahrhunderts wurden drei Seiten dieses Kreuzganges abgebrochen, und wir wären darum über dessen frühere Anlage ohne das schon erwähnte Verzeichnis der Glasgemälde von Christian Wurstisen sehr dürftig unterrichtet.[64]) Darnach bestand er aus einem ungleichmässigen Viereck. Von den vier Armen hatte der östliche, nach der Seite des Refektoriums gelegene, sieben grosse und ein kleines Fenster, der anschliessende nördliche vierzehn, der folgende acht und der letzte zwölf. Jedes derselben bestand aus drei spitzbogig abgeschlossenen Sektoren, die ein flachgewölbter Bogen (testudo) überspannte.[65]) Während sich die Fenster gegen den grossen Klostergarten öffneten, führten in der Rückwand der Kreuzgangarme zahlreiche Türen in die Zellenhäuschen der Mönche, von denen er vollständig eingerahmt war.

Ihrer Einteilung entsprechend, enthielten die Fenster drei Glasgemälde mit einer Hauptdarstellung in der Mitte und je einer heiligen Person in den seitlichen Drittelu. Vermutlich standen letztere zum Stifter oder zum Gotteshause, das er vertrat, in engerer Beziehung. Im übrigen aber lässt sich keine der im Mittelalter beliebten Bilderfolgen erkennen und infolgedessen zeigte wahrscheinlich auch jede Stiftung eine besondere Komposition, so dass nicht an einen gross angelegten, einheitlich durchgeführten Zyklus gedacht werden darf, umsomehr, als es jedem Donator frei gestanden hatte, so viele Fenster mit seinen Geschenken zu füllen, als ihm die Mittel dafür gestatteten.

Wenn die Mönche aus dem Refektorium durch die gedeckten Korridore nach dem Kreuzgange schritten,[66]) dann standen sie gleich beim Eintritt in denselben einer der schönsten aller

[61a]) Festschrift, a. a. O., S. 349 u. Blatt LIV.

[62]) Basler Chron., Bd. I, S. 287.

[63]) Basler Chron., Bd. I, S. 291.

[64]) Basler Chron., Bd. I, S. 538, Anmerkung 1.

[65]) Basler Chron., Bd. I, S. 545. Vgl. auch den sehr übersichtlichen und sorgfältig ausgeführten Klosterplan von E. Vischer.

[66]) Vgl. den Plan der Kartause in Bd. I der Basler Chroniken. Ebenso Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt etc. a. a. O., Blatt XLIX.

Stiftungen gegenüber. Sie umfasste vier volle Fenster und war ein Geschenk des Ludovicus Alamandi, decretorum doctor, Bischof von Maguelone-Montpellier (1418—1423), Erzbischof von Arles (1423 bis 1450), seit 1426 auch Kardinalpriester von St. Cäcilia,[67]) was alles durch Inschriften, welche auf die vier Fenster verteilt waren, einlässlich bekannt gegeben wurde. Dabei vergass der vornehme Gönner nicht, sein Bild in üblicher Darstellungsart anzubringen, und zwar je im ersten Fensterdrittel, jedesmal mit den Abzeichen einer andern Würde: neben dem heiligen Stephan als Doktor, kniend mit gefalteten und erhobenen Händen, neben Petrus als Bischof im Ornate mit dem Hirtenstabe, in dessen Mitte sein Wappenschild mit dem weissen Löwen und einer weissen Inful darüber hing, neben St. Nikolaus als Erzbischof mit dem Kreuze und dem goldbrokatenen Pluviale und schliesslich als Kardinal neben der hl. Cäcilia wieder knieend im roten Pluviale mit dem Kreuze. Dieses Fenster enthielt als Datum der Stiftung die Jahrzahl M°CCCC°XXXVIII. In den gegenüberliegenden Fensterdritteln waren die Heiligen Laurentius, Paulus, Ludovicus im Ornate eines Minoriten und Antonius dargestellt, in den Mittelfeldern der Gekreuzigte, ein Ecce homo, die Jungfrau Maria und der auferstandene Christus. Für alle vier Fenster zusammen hatte Alamandi 20 flor. gestiftet,[68]) d. h. 5 flor. für jedes Fenster, was dem Durchschnittspreise entsprach.

Von den drei folgenden Fenstern dieses Kreuzgangarmes stammte das eine von Magister Johannes Pollart, Canonicus zu St. Andreas in Cöln, das zweite von Magister Robert Appulbius, einem Engländer, und das dritte trug keine Inschrift. Auf ihnen waren die Dreifaltigkeit zwischen Andreas und Martinus, Johannes der Täufer zwischen Hugo, Bischof von Lincoln und St. Katharina sowie die hl. Jungfrau zwischen St. Ambrosius und St. Hieronymus, der dem Löwen den Dorn aus dem Fusse zog, dargestellt. Den Schluss dieses Armes machte ein kleines Fenster mit dem Bilde der hl. Margaretha, Patronin der Kartause und dem Wappen der Offenburg darüber, gestiftet von Ritter Hemmann[69]). Dieses dürfte erhalten geblieben sein in der runden Wappenscheibe, welche heute mit den andern Fragmenten das Mittelfenster im Kirchenchore ziert. Sie zeigt auf blauem, stark verflicktem Damaste den Wappenschild, ein offenes Burgtor, weiss auf rot, umrahmt von einem schwarzen Streifen mit goldenen Ornament-Fragmenten.[70])

Der anschliessende Kreuzgangarm auf der Nordseite zählte 14 Fenster. Auch hier enthielten die vier ersten wieder eine gemeinsame Stiftung, diesmal zur Erinnerung an Johannes Langdon, Bischof von Rochester (1421—1434), der während des Konzils zu Basel am 30. September 1434 gestorben und im Kirchenchore der Kartause begraben worden war.[70a]) Aus dessen Legate liessen Thomas Brouns, Dekan von Salisbury (zuletzt Bischof von Norvich, 1436—1445) und der schon oben genannte Magister Robert Appulbius als Testamentsvollstrecker diese Glasgemäldeserie erstellen, was wieder eine weitläufige Inschrift dem Beschauer zur Kenntnis brachte. Sie enthielt Darstellungen der hl. Jungfrau zwischen St. Thomas von Canterbury und St. Andreas, der Maria Magdalena zwischen Johannes dem Täufer und Bischof Hugo von Lincoln, des Gekreuzigten

[67]) Ludwig, Kardinal von Arles, stand nach Abreise des päpstlichen Legaten dem Konzil von Basel mit ausserordentlichem Geschick vor und krönte den neuen Papst Felix V. Zur Kartause scheint er in besonders guten Beziehungen gestanden zu haben. Basler Chron. Bd. I, S. 266.

[68]) Wackernagel, a. a. O., S. 370 u. Anmkg. 6—8.

[69]) Vgl. S. 282 u. Wackernagel, a. a. O., S. 371 u. Anmkg. 11.

[70]) Wackernagel, a. a O., S. 371, 431 u. 435.

[70a]) Die Grabinschrift bei Joh. Gross, a. a. O., S. 267.

zwischen der hl. Jungfrau und Johannes Evangelist und der hl. Anna zwischen St. Katharina und St. Agnes. Damit fand die älteste Serie an dieser Stelle ihren Abschluss. Sie setzte sich dagegen zunächst fort im westlichen Arme des Kreuzganges, wobei jedes der acht Fenster eine besondere Stiftung aufwies. Die dafür bezahlten Preise betrugen, soweit sich dies noch feststellen lässt, 5—8 flor. Den Anfang machte Petrus de la Trilline, Bischof von Lodève (nordwestl. Montpellier, 1430—1441), dessen Gabe ursprünglich im Fenster neben der vierfachen seines Landsmannes, des Kardinals Ludwig von Arles (vgl. S. 287) eingelassen war. Sie enthielt eine Darstellung Christi am Ölberge zwischen St. Fulcranus, einem heilig gesprochenen Vorgänger des Donators († 1006) und der Madonna mit dem Kinde.[71]) Im nächsten Fenster fehlte der Name des Schenkers; dafür war das Datum „M°CCCC°XXXVII° die decima Julii" angebracht. Neben der thronenden Jungfrau standen S. Ambrosius und S. Hieronymus. Dann folgte eine Gabe des Herzogs Ludwig VIII. von Baiern-Ingoldstadt († 1445), der im Namen seines Vaters im Jahre 1434 vor dem Kaiser und seinem Gericht zu Basel aufgetreten war[72]) und wahrscheinlich bei den Kartäusern verkehrt hatte. Sie unterschied sich von den übrigen durch ihren Figurenreichtum, darstellend die Verkündigung, neben welcher der baierische Wappenschild stand, die Dreifaltigkeit und die Auferstehung. Dagegen fehlte eine Inschrift. Die vier nächsten Fenster enthielten Geschenke spanischer Würdenträger von einfacher, gleichartiger Komposition: im mittleren Felde dreimal die Jungfrau und einmal die Verkündigung, daneben in den beiden äussern Feldern je eine Heiligenfigur. Den Anfang machte Alvaro Nunez von Isorna, Bischof von Cuenca (1417—1445), Gesandter König Johann II. von Castilien und Leon (1406—1454). Ihm folgten Ludovicus de Amaral, Bischof von Vizéu in Portugal, Kardinal des Papstes Felix († 1444), Johannes, Abt von Cervalos im Bistum Burgos und Alfons von S. Maria, Bischof von Burgos (1435—1456) ebenfalls Gesandter König Johann II. Das grösste Interesse bot schon zufolge seines Inhaltes das letzte Fenster als Geschenk der Herzogin Isabella von Burgund, Gemahlin Philipps des Guten und Mutter Karls des Kühnen. Sie gehörte zu den grössten Wohltäterinnen der Kartause. Es enthielt im Mittelfelde der Stifterin Bildnis mit einem Knaben, zu dessen Seiten die beiden Zellenhäuschen abgebildet waren, welche sie gestiftet und begabt hatte und die unmittelbar hinter diesem Kreuzgang-Fenster lagen; in den äussern Feldern sah man die Heiligen Laurenz und Barbara.[73])

Der vierte Kreuzgangarm zählte zwölf Fenster, deren Glasgemäldeschmuck zum grössten Teil ebenfalls um das Jahr 1437 entstanden war. Wenn nach dem Range der Donatoren auf die künstlerische Qualität der Schenkungen geschlossen werden darf, dann möchten von diesen Fensterzierden nicht alle den aufgezählten gleichgekommen sein. Auch erhält man den Eindruck, es seien zur Zeit, als das Verzeichnis angefertigt wurde, nicht mehr alle Fenster intakt und nicht mehr alle Figuren an ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte gewesen. Ihrer Komposition nach stimmten sie dagegen wahrscheinlich mit den aufgeführten überein.

Im ersten Fenster mit den Heiligen Hieronymus, Paulus und Dionysius fehlte die Inschrift mit dem Namen des Donators. Dann folgte die Gabe des Nicolaus Albergati, eines ehemaligen Kartäusermönches, später Bischof von Bologna (1417—1443), auch Kardinalpriester von S. Croce (seit 1426), zugleich Stifter des dem Fenster gegenüberliegenden Zellenhäuschens. Er wird als besonderer

[71]) Wackernagel, a. a. O., S. 374 u. Anmkg. 19, 20.
[72]) Wackernagel, a. a. O., S. 373, Anmkg. 21.
[73]) Basler Chron. Bd. I, S. 497 u. 290.

Vertrauensmann und Wohltäter seiner Basler Brüder gepriesen. Als Schmuck für sein Fenster hatte er sich den Apostelfürsten zwischen dem grossen Kartäuser-Heiligen Bischof Hugo von Lincoln († 1126) und der hl. Helena gewählt, einflussreiche Fürsprecher im Jenseits. Sein Nachbar war wieder ein Spanier, Johannes Cervantes, Bischof von Tuy (1430—1438), von Avila (1438—1442), von Segovia (1442—1449) und Erzbischof von Sevilla (1449—1453); ausserdem Kardinalpriester von San Pietro in Vincoli (1426) und Kardinalbischof von Ostia (1446), ein frommer Mann, der sein Fenster mit dem kreuztragenden Christus zwischen Petrus und Maria zieren liess. Diesen hochgestellten Kirchenfürsten reihten sich zwei Franzosen an: Johannes de Monte Canito, Praeceptor des Antonierhauses zu Roverso nw. Montpellier. Als solcher wählte er sich für sein Fenster den Einsiedler Antonius von Alexandria und dessen Genossen Paulus zu Seiten der hl. Jungfrau. Sein vornehmerer Landsmann dagegen, Johannes de Saint Michel, Bischof von Orleans (1426—1438), erkor sich seinen Namenspatron Johannes d. T. und dazu, gleich seinem spanischen Kollegen, den kreuztragenden Christus und die hl. Jungfrau. Endlich begegnen wir im sechsten Fenster drei einheimischen Gönnern. Sie nannten ihre Namen nicht, sondern begnügten sich, ihre Wappenschilde unter die Heiligenbilder zu setzen. Diese gehörten den Geschlechtern von Andlau,[74]) von Rotberg und Reich an. Das liber benefactorum verrät uns wenigstens die Träger der beiden letzteren. Es waren Peter Reich, Sohn des Bürgermeisters und Ritters Johann Reich († 1448) und dessen Gemahlin, Gredanna von Rotberg[75]) Neben den in unsern Landen weniger bekannten Heiligen Richardis und Eucharius hatten sie sich den im 15. Jahrhundert besonders hoch verehrten Einsiedler am Thunersee, Sanct Beatus, gewählt. Von den beiden Donatoren des folgenden Fensters hatte der erste eine etwas zweifelhafte Herkunft, aber mächtige Gönner. Es war Magister Heinrich von Beinheim, ein unehelicher Sohn des Freiherrn Heinrich von Fleckenstein-Dachstuhl, Bruder des Basler Bischofs Johannes von Fleckenstein (1423—1436). Nach damaliger Sitte konnte er es nur als Pfaffe zu etwas bringen, wurde darum (1428) Official, (1432) promotor concilii, Bürger von Basel, decretorum doctor (1439) und 1455 legitimiert. Zur Zeit der Schenkung, als welche das Jahr 1437 auf dem Glasgemälde angegeben war, trug er noch den Titel eines licentiatus in decretis. Sein Mitschenker, Johann Ner, war damals Dekan vom St. Peter (1432—1439) und wurde später Propst (1439—1463). Als Heilige wählten sich die beiden die Jungfrau Maria, Germanus und Petrus. Auf den beiden nächsten Fenstern fehlten Inschriften mit Bezug auf die Schenker. Im ersten waren der Crucifixus zwischen Matthias und Benediktus dargestellt, im folgenden drei heilige Frauen, durch Aufschriften näher bezeichnet als Elisabeth (von Ungarn), die Witwe, Ursula, Königin von Britannien, Margaretha, die Jungfrau und Martyrerin. Antonius Aduardi aus Janfigliazzi (?) im Staate Florenz, ein reicher Kaufmann, hatte 10 flor. für das zehnte Fenster und den Rest als Almosen gespendet. Es stellte den hl. Hieronymus zwischen St. Antonius, als seinem Namenspatron, und Johannes d. Täufer dar. Im elften Fenster erblickte man die hl. Jungfrau zwischen den beiden Johannes als Geschenk des Stephanns von Novaria, Advokat des Konzils; die Glasgemälde im letzten Fenster stammten aus späterer Zeit.

Damit haben wir unsere Umschau nach dem Fensterschmuck des grossen Kreuzganges aus den 1430er Jahren beendet.

[74]) Ursula von Andlau hiess die Mutter der bekannten Wohltäterin der Kartause, Sophie v. Rotberg. Basler Chronik. Bd. I, S. 293, Anmerkung 4.

[75]) Wackernagel a. a. O., S. 374, Anmerkung 32.

Er war, wie uns die Einträge im liber benefactorum schliessen lassen, ursprünglich allerdings noch umfangreicher. Zu den ersten Stiftern hatte der Erzbischof von Mailand, Bartholomäus Capra[76]) gehört, der während des Konzils im Jahre 1433 starb und im Münster seine Ruhestätte fand.[77]) Aber auch einige weniger hochgestellte Geistliche werden uns in den Eintragungen genannt, die sich mit entsprechend niedrigeren Beiträgen für Glasgemälde beteiligten. Es waren Johann von Rode, Abt von S. Matthias bei Trier (1419—1439), sodann ein nicht näher bezeichneter Abt des Benetiktinerklosters Seligenstadt, und Rudolf Wülflinger, Cisterziensermönch in Maris stella bei Wettingen, damals Schaffner in des Klosters Haus zu Basel, der die Herren auf dem Konzile so trefflich bewirtete und sich mit den damals einflussreichen Kartäusern auf so guten Fuss zu stellen verstand, dass er, kurz nach der Wahl zum Abte (1434), seinem Kloster die Pontifikalien verschaffen konnte.[78]) Den Schluss machte Christen Sliffer, Convertit zu Stein, der vor seinem Eintritte in die Kartause zwei Fenster anzufertigen befahl, worauf die Heiligen Dominicus, Hugo, Johannes der Evangelist und Maria Magdalena dargestellt waren (vermutlich je zu beiden Seiten eines Figurenbildes). Diese Fenster wurden, wie die letzte Eintragung meldet, mit andern durch das Unwetter vom Jahre 1449, dessen wir schon oben gedachten, vollständig zerstört und fehlen darum auch im Verzeichnis der Glasgemälde aus dem Jahre 1487.[79])

Fassen wir diese Aufzeichnungen zusammen, so geht daraus hervor, dass schon die ersten Schenkungen in den grossen Kreuzgang zwischen den Jahren 1430 und 1440 von den 41 Fenstern nachweisbar alle bis auf 5 anfüllten. Im weiteren ergibt sich aus dem Verzeichnisse Wurstisens, dass 1487 im östlichen und westlichen Kreuzgangarme die alten Bestände noch völlig intakt waren und im südlichen nur eine Fensterstiftung fehlte. Infolgedessen müssen die 6 Glasgemälde, deren das liber benefactorum gedenkt, und die durch das Unwetter vom Jahre 1449 zerstört worden waren, sich sämtlich im nördlichen Kreuzgangarme befunden haben. Von Süden heranziehend, hatte dieses nur die ihm entgegenstehenden Glasmalereien zerstört, eine Erscheinung, der wir später noch in verschiedenen Klöstern begegnen!

Die Mittel zur Erbauung eines zweiten, kleineren Kreuzganges (gallilea minor) verdankte die Kartause ebenfalls einem fremden Wohltäter, dem Bischof von Vich (nördlich Barcelona), Georgius de Ornos (1424—1445), seit 1440 Kardinalpriester von S. Anastasia und später von S. Maria in Trastevere.[80]) Darein stiftete er mit andern Zierden die Glasgemälde in die Fenster des westlichen und südlichen Armes und in den letztern auch einen Altar, was er alles in einer langen Inschrift mit dem Datum 1441 der Nachwelt überliefern liess. Dagegen erfahren wir nichts über den Inhalt der Glasmalereien.

Auch über die Lage der einzelnen Glasgemälde in den beiden andern Kreuzgangarmen gibt das Verzeichnis nicht so klaren Aufschluss, wie beim grösseren Kreuzgange, da schon dessen bauliche Anlage viel komplizierter war. In dem Arme, welcher der Kirche entlang führte, werden

[76]) Wackernagel, a. a. O., S. 377: Oretur pro domino archiepiscopo Mediolanensi unde V flor. in fenestras maioris Gallilee.

[77]) Beiträge zur vaterländischen Geschichte, a. a. O., N. F. Bd. II, S. 439.

[78]) Von ihm haben sich nur eine kleine Grisaillescheibe im Kreuzgange zu Wettingen und die grosse, prächtige Truhe im hist. Museum in Aarau erhalten.

[79]) Wackernagel, a. a. O., S. 378.

[80]) Basler Chron., Bd. I, S. 296; Wackernagel, a. a. O., S. 376, Anmerkung 46.

Fig. 38. Drei Figurenfenster mit Darstellungen der Heiligen Helena und Wolfgang, sowie der schmerzhaften Mutter.
(Aus der ehem. Douglas'schen Sammlung.)

uns als Stifter genannt: Magister Andreas de Penegallis, erst Diener des Legaten (Gregorius de Ornos), dann Bullenschreiber. Sein kleines Fenster trug das Datum 1441. Ihm folgten als Donator der drei folgenden Fensterteile Dominicus Ram, Bischof von Huesca (n. Saragossa, 1410–1414), Bischof von Lerida (ö. Saragossa, 1414—1434), seit 1426 Kardinalpriester von San Sisto, dann von San Giovanni e Paolo, Erzbischof von Tarragona (1434–1443), später Kardinalbischof von Porto (1443), † 1445; weiter Otto de Moncada, Bischof von Tortosa (1415–1473), Kardinalpriester von S. Pudentiana (1440), für ein ganzes Fenster. Daran reihten sich wieder einige Gaben von Engländern, die wir zum Teil schon als Spender von Glasgemälden in den grossen Kreuzgang kennen lernten, wie Thomas Brouns, Dekan von Salisbury, zuletzt Bischof von Norvich (vgl. S. 287) und Johannes Langdon, Bischof von Rochester (vgl. S. 287), der 1434 auf dem Konzil gestorben war. Dieses Schicksal teilte mit ihm ein weiterer Donator, Thomas Polton, Bischof von Worcester (1426—1433), der schon ein Jahr früher das Zeitliche gesegnet hatte. Da der Kreuzgang erst um 1440 erbaut wurde, ist es darum wahrscheinlich, dass man diese Stiftungen nachträglich aus Dankbarkeit für die Ruhestätten machte, welche ihnen in der Klosterkirche eingeräumt worden waren.[80a])

Die folgende Aufzeichnung ist für uns von besonderer Wichtigkeit. Sie lautet: „Imago rubea eius, qui dedit, dicentis: Mater Dei memento mei. obnan magister Robertus cancellerius ejus." Ob dieser nicht näher bezeichnete Robertus, Kanzler des Bischofs von Worcester, als Stifter des anschliessenden Glasgemäldes im nebenstehenden Fenster oder des Bischofs von London als Schenker der anderen Hälfte im gleichen oder eines andern englischen Kirchenfürsten gewesen sei, ist für uns gleichgültig.[80b]) Wichtig dagegen, dass die rote Farbe der Kleidung des Donators besonder hervorgehoben und der Inhalt des Spruchbandes angegeben wird. Wir erinnern uns dabei unwillkürlich an das Fragment mit dem blondhaarigen jungen Manne im feurig roten Wams als Figur rechts im Mittelfenster des Chores, sowie der verstümmelten Inschrift, die Wackernagel (a. a. O., S. 434) als misere(re me)i wiedergibt, die aber ebensogut, wenn nicht noch besser, als „meme(nto me)i" gelesen werden kann und erkennen in ihm mit den drei andern gleichartigen Stücken die wenigen uns erhalten gebliebenen Zeugen von der einstmaligen Pracht des Fensterschmuckes in den Kreuzgängen der Kartause. Denn das fällt jedem Besucher des zur Waisenhauskirche umgetauften, alten Kartäuser Gotteshauses sofort auf, dass diese vier fein modellierten, vornehmen Fragmente nicht nur von ganz anderer Hand gemalt sind, als die andern, aus dem 15. Jahrhundert stammenden, sondern auch von Anfang dafür bestimmt waren, aus einer Entfernung betrachtet zu werden. wie sie sich nur in den Fenstern der Kreuzgänge oder ähnlichen Räumen bot. Hoffentlich wird es früher oder später gelingen, auch den Träger des bischöflichen Wappens festzustellen und dadurch unsere Vermutung zur feststehenden Tatsache zu machen.

Kehren wir zu unserer Aufzählung zurück. Mit den letzten englischen Kirchenfürsten wird uns Wilhelmus, Abt von St. York (abbas Eboracensis)[81]) als Donator eines Glasbildes genannt, und den Schluss macht der schon genannte Johannes, Bischof von London, dessen Name vermutlich

[80a]) Die Grabinschriften bei Joh. Gross, a. a. O., S. 266 u. 267.

[80b]) Wahrscheinlich handelt es sich hier ebenfalls um ein Zeichen der Dankbarkeit für die Ruhestätte, welche die Kartäuser dem Robertus Galion de Anglia, decretorum doctor, cancellarius Episcopi ..... geboten hatten. Vgl. die Grabschrift bei Joh. Gross, a. a. O., S. 270.

[81]) Vgl. J. G. Th. Graesse, Orbis latinus, S. 80.

verschrieben ist, da der einzige Bischof Johannes (Kempe) von 1421—1426 regierte,[82]) demnach nicht auf dem Konzil zu Basel gewesen sein kann. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, dass ein Glasgemälde seinem Andenken zu Ehren in diese erlauchte Gesellschaft eingereiht wurde.

Die Fenster im vierten Kreuzgangarme „gegen dem capitelhauss und sacristey" begannen mit einer Doppelstiftung des Königs Johann II. von Castilien und Leon und seines Gesandten, des Bischofs Alvaro Nunez von Isorna, Bischof von Cuenca, dessen Bekanntschaft wir schon in den Stiftungen im grossen Kreuzgange gemacht haben (S. 288), gleich wie auch die des nachfolgenden Brüderpaares, Alfons, Bischof von Burgos und Gonzalo, Bischof von Plasencia (1427—1446).[82a]) Das folgende Fenster stiftete der nicht näher bezeichnete Abt des Klosters auf Monte Aragon nördl. von Huesca[83]) und den Schluss machten mit dem vierten Fenster wieder einige Landsleute. Wahrscheinlich bestanden ihre Gaben in einfachen Wappenscheiben. Sie stammten von Werlin Rot und seiner Gemahlin, Anna von Mörsperg, dessen vermutlichem Bruder Götzmann Rot und seiner Frau, Judith von Rotberg, Eltern des Bürgermeisters Hans Rot, † 1452, demnach von Angehörigen der angesehensten Familien.[84]) Dazu kam noch der Wappenschild eines unbekannten Mitgliedes der Familie Weyer (zem Wiger).

Damit war aber der Reichtum der Kartause an Glasgemälden noch keineswegs erschöpft. Zu den Bauten, welche Kardinal Alfonso von Curillo, dem das Kloster vor allem den Bau des grossen Kreuzganges zu verdanken hatte (vgl. S. 286), neu aufzuführen beabsichtigte, gehörte u. a. auch die Sakristei. Wie weit ihm selbst die Ausführung seiner Pläne zufolge seines frühen Hinschiedes möglich war, wissen wir nicht, wohl aber, dass die grossartigen Summen, welche er dazu dem Kloster testiert hatte, von den Testamentsvollstreckern angefochten wurden.[85]) Immerhin scheint die Sakristei nicht nur erbaut, sondern aus seinem Legat mit prachtvollen Glasmalereien geschmückt worden zu sein. Darauf weist mit aller Bestimmtheit folgende Eintragung im liber benefactorum: „ fol. 73. Anno 1434 mortuus est in Basilea dominus Alfonsus de Curillo quondam cardinalis s. Eustachii. Item XXXVII lb ab eius testamentariis pro fenestra in sacrista."[86]) Wenn wir die künstlerische Qualität der Arbeiten an dem dafür bezahlten Betrage messen dürfen, dann handelte es sich hier um Glasmalereien von aussergewöhnlicher Pracht.

Gleich neben der Sakristei lag der Kapitelsaal als einer der wichtigsten aller Klosterräume. Die Versammlungen, welche darin der Konvent nur bei wichtigen Anlässen hielt, verliehen ihm etwas Feierliches, was auch in seiner Ausschmückung zum Ausdrucke kam. Nur von einem einzigen, grossen Fenster nach dem äusseren Klosterhof beleuchtet, herrschte in seinem Innern ein weihevolles Zwielicht, etwas freundlicher gestimmt durch die bunten Farbenreflexe, welche die Glasmalereien warfen. Diese waren ein Geschenk der schon genannten Sophie von Rotberg (vgl. S. 282). Die Schönheit dieser Bilder wird sowohl in der von Heinrich von Ahlfeld verfassten Chronik über

[82]) Wackernagel, a. a. O., S. 375, Anmerkung 43.

[82a]) Das Fenster im grossen Kreuzgang hatte Alfons vermutlich allein gestiftet. Da das lib. benefact. (Wackernagel, a. a. O., S. 273, Anmerkung 26) beide Brüder als Donatoren nennt, bezieht sich dessen Eintrag auf den kleinen Kreuzgang. J. Gross, nennt a. a. O., S. 442 als Mitstifter auf dem Glasgemälde einen Dr. Salvus Placentinus.

[83]) Wackernagel, a. a. O., S. 376, Anmerkung 44.

[84]) Beiträge, N. F., Bd. I, S. 342.

[85]) Basler Chron., Bd. I, S. 291.

[86]) Wackernagel, a. a. O., S. 380.

die Gründung des Klosters,[87]) als im liber benefactorum besonders hervorgehoben.[88]) Um sie vor böswilliger Beschädigung zu schützen und gleichzeitig nächtlichem Einbruche zu wehren, hatte die Donatorin davor ein eisernes Gitter herstellen lassen.

Wir haben uns auf der Wanderung durch diese wenigen Klosterräume etwas lange aufgehalten; aber es lohnte sich. Denn was sagen uns all' die vereinzelten Notizen von Glasgemäldeschenkungen, welche sich an anderen Orten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten haben, gegen den Reichtum und die Pracht, die uns in diesen Werken der Basler Kartause leider nur noch aus knappen Aufzeichnungen entgegenstrahlt. Und wie ist es möglich, dass diese Dokumente bis jetzt nicht zum Ausgangspunkte für die Feststellung einer *Sitte* der Fenster- und Wappenschenkung in unseren Landen gemacht wurden. Allerdings äussert sich diese noch einseitig im Schmucke von Lokalitäten, welche kirchlichen Zwecken dienen. Noch halten sich die städtischen Räte als solche davon fern und überlassen allfällige Stiftungen ihren Mitgliedern als Privatsache. Noch hat sie fast ausschliesslich den hohen Klerus, den Adel und das Patriziat in ihre Kreise gezogen und noch begnügt sich die Kunst, die ihr dient, im allgemeinen mit der Darstellung von Heiligenfiguren und einzelnen Episoden aus den heiligen Schriften, während sie die profane Malerei auf die Darstellung von Wappen und Stifterbildnisse einschränkt. Und diese figürlichen Kompositionen sind noch ausserordentlich einfach, nicht, weil zu figurenreicheren Bildern den Glasmalern die notwendige Fertigkeit gefehlt hätte, worüber uns die Kirchenfenster aus früheren Zeiten genügend belehren, sondern weil man es vorzog, in Darstellungen, die für eine Betrachtung aus geringerer Distanz, wie in Kreuzgängen, bestimmt waren, die künstlerischen Qualitäten in eine verfeinerte Modellierung der Figuren zu verlegen. Diese aber konnte nur dann zur Geltung gelangen, wenn die verwendeten Gläser so gross waren, dass die als dicke schwarze Linien erscheinenden Bleizüge auch die feineren Tonwerte in den Köpfen und Gewändern noch zu einer genügenden Wirkung kommen liessen, was nur möglich war, wenn man in der Darstellung der Figuren nicht unter ein gewisses Grössenmass ging. Das führte naturgemäss zur Bevorzugung der Einzelgestalten.

Dieser Verzicht einer reicheren Komposition zu gunsten verfeinerter Details kann uns nicht klarer zum Bewusstsein kommen, als wenn wir den Inhalt dieser Fenster analysieren. Daraus ergibt sich, dass von den 90 Bildern in den 30 grossen Fenstern, wie sie im Jahre 1487 noch vorhanden waren, nur 13, und auch diese nur andeutungsweise Vorgänge aus dem Leben Christi darstellten, nämlich die Verkündigung (zweimal), einen Ecce-homo, Christus am Ölberg, den kreuztragenden Heiland (zweimal), den Gekreuzigten (dreimal), den Auferstandenen (zweimal) und schliesslich die Dreifaltigkeit, demnach alles Vorgänge, die sich mit ein bis drei Personen wiedergeben liessen. Die anderen 77 Bilder aber waren einfache Heiligenfiguren, worunter die Jungfrau Maria vierzehnmal vorkam, ein sprechender Beweis für die grosse Verehrung, welche sie noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts genoss, während sie, wie Valerius Anshelm bekanntlich in seiner Bernerchronik klagt, gegen Ende des Jahrhunderts zugunsten ihrer Mutter Anna, die hier nur ein einzigesmal dargestellt war, überall zurücktreten musste.

Eine solche Menge von Aufträgen für in sich abgeschlossene Darstellungen von geringeren Dimensionen, verbunden mit dem Bestreben nach einer verfeinerten Technik zum Zwecke einer künstlerischen Wirkung auch bei Betrachtung auf kürzere Entfernung, musste vor allem auch die

[87]) Basler Chron., Bd. I, S. 294. [88]) Wackernagel, a. a. O., S. 380.

Ausbildung des Kleinstiles in der Glasmalerei mächtig begünstigen, für dessen rasche Entwicklung es nur noch gewisse technische Schwierigkeiten zu beseitigen galt. Diese aber waren nicht unüberwindlich und es bedurfte darum nur der häufigeren Verwendung kleinerer Glasmalereien zum Schmucke der Innenräume von Profanbauten, um die Saat in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit aufgehen zu lassen, von der die Körner schon im Boden keimten. Dieses Bedürfnis aber war noch nicht ausreichend vorhanden.

Kehren wir darum in unsere Kartause zurück, um zu sehen, was sie noch weiter an Glasmalereien zu bieten vermag.

Im Jahre 1449 wurde die Kirchenversammlung aufgehoben. Hatte es eine Zeit lang geschienen, als ob die Vertreter von verschiedenen Nationen, vor allem die Spanier, Engländer, Franzosen und Italiener sich gegenseitig in der Überschüttung der Kartause mit Wohltaten den Rang streitig machen wollten, so trat nun, nachdem die fremden Gönner wieder in ihre Heimat verreist waren, ein um so längerer Stillstand ein. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, dass die Pest, welche während des Konzils wütete und die ihren giftigen Atem auch vor den höchsten Würdenträgern der Kirche nicht zurückhielt, frommen Vergabungen, mit denen man sich ihr Erbarmen erwirken oder doch die Gunst des Himmels vermehren wollte, besonders förderlich war. Fielen ihr doch allein von fremden Prälaten, die ihre Ruhestätte im Gotteshause der Kartause fanden, in den Jahren 1433—1438 fünfzehn und 1439 sogar zehn zum Opfer. Zu den ersten zählten auch die Gründer, Jakob Zybol und sein Sohn Burkhard.

Erst im Jahre 1453 erfahren wir wieder von einer Glasgemälde-Schenkung. Sie stammte von Markgraf Friedrich II. von Brandenburg (1440—1471), der seinerzeit das Amt eines Unter-Protektors des Basler Konzils bekleidet hatte[89]) und fand ihren Platz im letzten Fenster des nördlichen Kreuzgangarmes auf der Westseite. Vermutlich in ähnlicher Komposition, wie die älteren, stellte sie den hl. Erasmus zwischen St. Margaretha und St. Ursula dar. Veranlassung zu dieser Stiftung dürfte die Jerusalemfahrt geboten haben, welche der Donator im genannten Jahre gemeinsam mit Peter Rot, dem spätern Basler Bürgermeister und siegreichen Anführer seiner Bürger in den Burgunderkriegen, unternahm. Sie war demnach eine Art Devotionale, damit die frommen Mönche recht eifrig für ein glückliches Vollbringen des gewagten Unternehmens beten.

Darauf trat wieder ein längerer Stillstand ein. Erst im Jahre 1470 wurde abermals eine kleine Gruppe von Glasgemälden in den grossen Kreuzgang geschenkt. Sie fand ihren Platz ebenfalls in den Fenstern des durch das Unwetter teilweise verwüsteten, nördlichen Kreuzgangarmes und zwar im sechsten bis dreizehnten. Was die Veranlassung zu dieser Schenkung bot, ist dem Verfasser nicht bekannt, denn irgend ein besonderes Ereignis im Kloster nennen uns die Chroniken in diesem Jahre nicht.

Das erste dieser Fenster enthielt die drei Heiligen Laurentius, Vincentius und Cornelius, was ausnahmsweise auf einen bernischen Donator hindeutet; im folgenden sah man den Erlöser zwischen den Heiligen Margaretha und Ursula, dazu im ersten und dritten Felde die Wappenschilde der Familien Brand und Lostorf, sowie die Jahrzahl 1470. Stifterin war nach dem lib. benefact. Domina Margaretha Brandin alias dicta Lostorfin,[90]) Schwester des Oswald Brand, Schultheiss der minderen

[89]) Wackernagel, a. a. O., S. 372 und Anmerkung 18.

[90]) Sie trug den Namen Lostorfin vermutlich von ihrem Manne. Im übrigen gehörte sie zu den grössten Wohltäterinnen der Kartause. Basler Chron., Bd. I, S. 296 und Anmerkung 2. Die Grabschrift bei Joh. Gross, a. a. O., S. 283.

Stadt. Sie starb 1474 und wurde in der Kartause, vermutlich vor dem Altar der hl. Jungfrau, dem Kapitel gegenüber, begraben. Kurz vor seinem Tode hatte der Weihbischof von Basel, Friedrich Franck, das anschliessende Fenster mit der hl. Jungfrau zwischen Johannes d. T. und St. Stephanus geschenkt. Grössere Wohltaten verdankte die Kartause dem Basler Kanonikus Peter zum Luft, da er nicht nur ein Fenster mit Maria Magdalena, Lazarus und Martha schenkte, sondern auch das schöne gegenüberliegende Zellenhäuschen auf eigene Kosten erbaute. Auch diese beiden Fenster trugen die Jahrzahl 1470. Wer die folgenden vier vergabt hatte, erfahren wir nicht. Vermutlich waren es Basler Familien oder Korporationen. Darauf deuten die Heiligen Theodor, Leonhard, Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde einerseits und die deutschen Sprüche anderseits. Letztere sind besonders interessant als früheste Vorläufer jener moralisierenden Reimereien, die auf den Kabinettscheiben des 17. Jahrhunderts gerade so selten fehlen, als sie auf den aus dem 15. und aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammenden vorkommen. Sie lauten:

„Helfen durch euwer ewiger ehre
daz wir unss Gott mögen keren.
Anno Domini 1470."

„Wer Gott in seinen heilgen ehrt
der wirt in allem guten gmehrt."

„Wer gnad wölle han
der soll Marien ruffen an.
Anno Domini M.CCCC.LXX°."

Die beiden jüngsten Glasgemälde trugen die Jahrzahl 1487. Das eine, in das bis dahin leer gebliebene letzte Fenster des südlichen Kreuzgangarmes gegen das Refektorium eingesetzt, enthielt eine Darstellung der Geburt Christi zwischen den Heiligen Andreas und Petrus von Lützelburg als Geschenk des „Magister Petrus de Rynesse, doctor de curia domini ducis de Burgundie" wie er im lib. benefact. genannt wird oder „Petrus de Rynesse alias Boeste uzween de Selandia"(?), wie auf dem Glasgemälde stand. Grösseres Interesse gewährt das andere im fünften Fenster des nördlichen Kreuzgangarmes; nicht wegen seinen Darstellungen, die in gewöhnlicher Weise drei Heilige vorführten, sondern wegen der Person des Stifters und dem Inhalte der grossen Inschrift. Jener war „Johannes Heynlin de Lapide, artium atque sacrae Theologiae Doctor Parisiensis, etc." Ihn, den längst gefeierten Gelehrten und Prediger, hatte der Drang nach einer ungestörten Forschung über das Wesen der Dinge in die Stille der Klosterzelle getrieben.[91]) Das Jahr seines Eintrittes wurde für die Kartause ein besonders verhängnisvolles. Denn kaum hatte man um viel Geld die Glasgemälde restaurieren lassen, so schädigte ein Hagelwetter am Tage der Märtyrer Johannes und Paulus sie so sehr, dass die Kosten ihrer Herstellung die der früheren Restauration bedeutend übertrafen. Heynlin, der schon an jene 2 fl. gespendet hatte, übernahm sie nicht nur, sondern schenkte auch noch ein neues Fenster, dessen Inschrift dieses Missgeschickes und der Verdienste des Donators um die Restauration ausführlich gedachte.[92]) Damit waren die Fenster des grossen Kreuzganges wieder bis auf den letzten Platz mit Glasmalereien angefüllt.

[91]) W. Vischer-Heusler, a. a. O., S. 28 f.

[92]) Basler Chron., Bd. I, S. 330 und 331, Anmerkung 1. Wackernagel, a. a. O., S. 371 u. Anmkg. 14.

Dass ein Unglück zuweilen ein künftiges Glück schon in seinem Schosse birgt, erfuhren auch die Bewohner der Kartause. Denn im gleichen Jahre trat ihrem Konvente noch ein weiteres Mitglied bei, das namentlich für die materielle Wohlfahrt des Klosters bestimmend werden sollte. Es war Hieronymus Zscheckenbürlin, der Sohn des im Jahre 1477 verstorbenen, reichen Oberstzunftmeisters Hans. Ihn trieb, noch ein Jüngling, die Übersättigung an den Freuden und Lustbarkeiten der Welt hinter die ruhigen Klostermauern. Der romantischen Vorgänge, unter denen dieser Eintritt erfolgt sein soll, können wir an dieser Stelle nicht näher gedenken.[93]) Zum weltverachtenden Kartäusermönche aber wurde Zscheckenbürlin nicht. Vielmehr bewahrte er sich eine gutmütige, freundliche und heitere Natur, suchte vor allem Ruhe und Frieden mit seinen Mitbrüdern und liess später, als er Prior geworden war, des lieben Friedens willen auch Vorgänge ungerügt, die einem klösterlichen Haushalte nicht gerade zum Lobe gereichten. Gross dagegen waren seine Verdienste als Renovator und Bauherr der Kartause, wobei ihm seine reichen Geldmittel keinen Zwang in der Ausführung seiner Pläne auferlegten. In der ersten Zeit konnte er allerdings noch nicht nach seinem Gutdünken schalten und walten, sondern musste sich mit der Rolle eines Wohltäters begnügen.

Schon ein Jahr nach seinem Eintritte ins Kloster (1488) spendete er das Geld zur obenerwähnten Einwölbung des Chores.[94]) Eigentümlicherweise aber überliess er die Stiftung von Glasgemälden in die Fenster anderen Gönnern der Kartause. In den Jahren 1490/95 erfolgte, zum grössten Teil aus seinen Mitteln, der Neubau eines Hauses für die Laienbrüder (Langhaus) und vor dessen Vollendung der Bau einer Scheune mit Speicher und einer Trotte, in Verbindung mit einer Mauer, welche den Klostergarten vom Hofe trennte; 1495 stellte man die Zelle des Schaffners und 1498 die des Vikars neu her. Lange Jahre (1499/1527) nahm der Umbau des sogenannten „grossen Hauses“, das die Refektorien und Gastzimmer enthielt, in Anspruch. Während dieser Zeit wurden auch noch die Bibliothek, 1503 das Klostertor und die Pförtnerwohnung, 1506 das Scheerhaus und nach 1513 die Priorzelle entweder restauriert, oder von Grund auf neu errichtet, wozu sich noch eine Anzahl Arbeiten von geringerer Bedeutung gesellten.[95]) Von den eingebauten Räumen haben sich einige wenigstens teilweise in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten. Beinahe unberührt ist das reizende, um 1509 eingebaute gotische Schlafzimmerchen für fremde Gäste, namentlich für die Visitatoren, geblieben, da es wohl seit seiner Erbauung das Schmuckkästchen der Kartause war.[96])

Es ist hier nicht der Ort, eine Baugeschichte dieses Klosters zu schreiben,[97] und wir hätten uns die Aufzählung dieser Arbeiten gerne erspart, wenn die Fenster der dazu geeigneten Lokale nicht alsbald nach ihrer Entstehung mit Glasgemälden geschmückt worden wären. Und wenn diese auch nicht mehr zu den monumentalen Arbeiten gehören, welche uns hier ausschliesslich beschäf-

[93]) Basler Chroniken Bd. I, S. 331 ff. und Anmerkung 4, sodann S. 348 ff.; W. Vischer-Heusler, a. a. O., S. 30; Basler Neujahrsblatt auf das Jahr 1838.

[94]) Basler Chroniken Bd. I, S. 333/334.

[95]) Basler Chroniken Bd. I, S. 539.

[96]) Abgebildet im Basler Neujahrsblatt von 1873 und als solches publiziert von R. Visscher van Gaasbeek, Das Zscheckenbürlinzimmer, Verlag des Gewerbemuseums, Basel 1898. Das gotische Bett, ein Prunkstück, welches darin gestanden haben soll, wird zurzeit im historischen Museum aufbewahrt.

[97]) Wir verweisen dafür auf die Arbeit von Karl Stehlin in Festschrift a. a. O., S. 333 ff. und W. Vischer-Heusler, Basler Chron. Bd. I, S 537 f.

tigen, so führen sie uns dafür die Sitte der Fenster- und Wappenschenkung schon in höchster Blüte zu einer Zeit vor, in die man bis jetzt ihre Anfänge zu verlegen gewohnt war.

Unter den Wohnräumen der Kartause waren es einzelne Mönchszellen, deren Fenster persönliche Freundschaft zu ihren Bewohnern als die ersten mit Glasmalereien schmückte. Die nachweisbar älteste, schon vor 1487 gestiftet, wurde nach ihrer Zerstörung durch das Hagelwetter im genannten Jahre erneuert. Die nächstälteste Scheibe war ein Geschenk des 1493 verstorbenen Ludwig Zscheckenbürlin, eines Neffen des nachmaligen Kartäuserpriors, vielleicht gleich nach dessen Eintritt für seine Zelle bestimmt. Vier weitere Stücke stammten aus den Jahren 1502 und 1503 und die drei jüngsten aus dem Jahre 1516, davon eines von dem bekannten Magister Bonifacius Amerbach. Viel reicher waren die Schenkungen in die Räume der Laien, wohl aus dem einfachen Grunde, weil sie dort besser zur Geltung kamen. Zum Teil schon vor dem vollendeten Umbau des sogenannten Langhauses wurden 1494 fünf von seinen Fenstern mit wertvollen Glasmalereien als Geschenken von drei angesehenen Gönnern in der Stadt geschmückt. Einer davon war Morandus von Brunn. Seine Frau, Maria Zscheckenbürlin, eine Verwandte des Priors Hieronymus, gehört mit ihm zu den freigebigsten Wohltätern der Kartause.[98]) Ein ganz besonders beliebter Mann musste der damalige Pförtner gewesen sein, denn in sein neugebautes Haus kamen im Jahre 1503 nicht weniger als 11 Gaben;[99]) später wurden in das 1506 vollendete Scheerhaus im darauffolgenden Jahre acht Glasmalereien gestiftet[100]) und schliesslich 1510 ebenso viele, meist Wappenscheiben, in die Gastzimmer des „grossen Hauses“; vermutlich blosse Glasfenster dagegen in das Küchenstübchen.[101]) Dabei lässt sich trefflich verfolgen, wie immer weitere Kreise in den Bereich dieser Sitte gezogen werden: neben den höchsten geistlichen Würdenträgern erscheint der niedere Klerus, neben Fürsten, Grafen und Herren der reiche Bürger, neben dem höchsten Beamten der niedere, neben dem Oberstzunftmeister der Zünfter, vor allem der Kaufmann. Für Basel mit seinem grossen Handel ist dies charakteristisch. Da dem reisenden Handelsmann die meisten Gefahren drohten, hatten seine Gaben in Klöster und Kirchen zum Teil einen devotionalen Charakter, gerade so wie später die zahlreicheren der Söldnerführer.[102])

Erhalten haben sich von dieser früheren Glasgemäldepracht der Klosterräume nur noch wenige Andenken: vereinigt mit den älteren Fragmenten im mittleren Chorfenster die Wappenschilde von Sulz, Bubenhofen, Würtemberg, Mörsberg, Bärenfels und Fürstenberg, zweifellos aus den Wappenscheiben stammend, welche mit andern im Jahre 1510 in das „Grosse Haus“ gestiftet worden waren,[103]) sodann ein Reichsschild, vielleicht der letzte Überrest einer Basler Standesscheibe, die der Rat in die Kartause geschenkt hatte, und schliesslich die Wappenschilde des Bürgermeisters Hans Rudolf Burkhardt und der Oberstzunftmeister Hans Ludwig Krug und Emanuel

[98]) Vgl. Wackernagel a. a. O., S. 377; Basler Chronik. Bd. I, S. 334, Anmerkung 6.

[99]) Wackernagel a. a. O., S. 380.

[100]) Wackernagel a. a. O., S. 379.

[101]) Wackernagel a. a. O., S. 377.

[102]) Über die späteren Schenkungen siehe die Verzeichnisse bei Wackernagel a. a. O., S. 377—381.

[103]) Lib. benefact. fol. 116: Oretur pro generosis dominis domino Wilhelmo comite de Furstenberg, domino Rudolffo comite de Sulcz, domino Johanne Jacobo barone de Mörsperg, domino Johanne de Bubenhoffen milite, domicello Adelbero de Berenfelss quo(rum) quilibet solvit fenestram in stuba hospitum, pro qua quisque exposuit $3^1/_2$ lb. facit $17^1/_2$ lb., anno 1510. Wackernagel a. a. O., S. 377.

Socin mit Inschriften und der Jahrzahl 1675, ebenfalls Fragmente aus Wappenscheiben, vergabt zu einer Zeit, da die Kartause schon seit mehreren Jahren zum städtischen Waisenhause umgewandelt war.

Die Fenster des sogenannten Zscheckenbürlin-Zimmers schmücken dagegen heute noch sechs recht gut erhaltene, wenn auch restaurierte und hieher versetzte Figurenscheiben, wovon vier mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte, die zweifellos als letzte Reste eines grössern Cyklus aus den 1520er Jahren stammen, demnach noch zu Lebzeiten des Priors Hieronymus in die Kartause gekommen waren. Es sind etwas derbe, aber recht farbenschöne Arbeiten, deren Verfertiger mit der Werkstätte des Meisters Antony, dem wir den prächtigen Cyklus von Standesscheiben im Rathause verdanken, in Beziehung gestanden haben mag. Die beiden andern dagegen vermögen uns als wässerige, langweilige Glasbilder eines unbekannten Meisters aus dem Jahre 1557 nicht weiter zu interessieren.

Nach wenig mehr als hundert Jahren hatte sich das Geschick der Kartause schon erfüllt. Zwar ging der Rat bei Einführung der Reformation mit diesem Kloster in Anbetracht seiner früheren Verdienste und wahrscheinlich auch eingedenk der Gastfreundschaft, welche es stets gewährt hatte, schonungsvoller vor, als mit den andern. Denn er gestattete im Jahre 1529 dem ins Bruderkloster nach Freiburg im Breisgau geflohenen Prior Hieronymus nicht nur die Rückkehr, sondern übergab ihm sogar die Verwaltung mit der Erlaubnis, es dürfen die Mönche auch ferner ihre Ordenskleider tragen. Dagegen sollte der Konvent ohne Zustimmung des Rates künftig keine neuen Brüder mehr aufnehmen und alle Zeremonien unterlassen, die mit der staatlichen Religionsausübung im Widerspruche standen.

Zufolge dieser Bestimmungen fristete die Kartause nur noch ein Scheinleben. Im Jahre 1536 starb Hieronymus als letzter Prior, eine anmutige Erscheinung, voll mittelalterlicher Romantik, und der Typus eines wohlwollenden, gastfreundlichen Klosterherrn, wie er im Liede gepriesen wird.[104]) Ihm folgte 28 Jahre später (1564) der letzte Kartäusermönch, der sein einsames Dasein im stille gewordenen Hause vergebens in der Hoffnung verträumt hatte, es werde das Schicksal die frühzeitig verfallenden Klosterräume im früheren Glanz wieder aufleuchten lassen. Dieser Traum erfüllte sich nicht. Denn schon nach fünf Jahren zogen die städtischen Waisenkinder in die verödete Kartause ein, denen sie in der Folge während Jahrhunderten das Vaterhaus ersetzen musste.

Die Glasgemälde in den Kreuzgängen teilten das Schicksal der Klosterbrüder, zu deren Freude sie geschaffen worden waren. Denn fast will es scheinen, als sei nach deren Aussterben auch ihnen die Lust am Dasein vergällt gewesen. Wohl verordnete nach dem Tode des letzten Klosterinsassen der Rat, „das der crützgang, da die vatter ir wonung gehept, von wegen des zierlichen fensterwerchs, welches durch die vatter des allhiesigen gehaltenen concilii dahin gegeben und zů machen verschafft worden ist, damit dasselbig nit zergengt noch zerbrochen werde, verschlossen sein solle.“[105])

Und es schien eine Zeitlang auch wirklich, als bestehe die ernste Absicht, diese Kunstwerke der Nachwelt zu überliefern. Denn als im Jahre 1575 ein in der Kartause befindlicher Kerker

[104]) Seine Grabschrift bei Joh. Gross a. a. O., S. 284, diejenigen seines Vaters Hans und weiterer Glieder der Familie S. 270.

[105]) Wackernagel, a. a. O., S. 433.

39

40

Fig. 39. Figurenscheibe mit Wappen des Fr. Georg Brunner, O. C. im Kreuzgange zu Wettingen, c. 1519.
Fig. 40. Figurenscheibe mit St. Margaretha und der Stifterin. 1528. (Aus der ehem. Sammlung Douglas.)

hinter dem Kreuzgange zur Aufnahme eines Gefangenen verwendet werden sollte, verwahrten sich die Pfleger des Hauses dagegen, weil dies die Öffnung des Kreuzganges nötig gemacht hätte, „da zu ersorgen, das hiedurch das fensterwerch und der vattern gemach, die darinnen sind, zerprochen und zerrissen werden, welches doch bitzhar fürsten und herren, wann sie har kommen sind, als für ein zierd zu sechen begert haben, von denen ouch üwere gn. ein rüm gehebt, wan sy es also lustig, suber und unzergengt (unbeschädigt) befunden haben.“[106])

Leider scheint deren Fürsorge nicht auf die Dauer angehalten zu haben. Wenn wir die Aufzählung der Inschriften, welche uns Johannes Gross in seinem Buche „Urbis Basiliensis epitaphia“ (S. 441 ff.) mitteilt, als vollzählig erachten und voraussetzen, es seien jeweilen mit den fehlenden Inschriften auch die Glasgemälde verschwunden, dann waren im Jahre 1622 im grossen Kreuzgange noch in mehr oder weniger gutem Zustande vorhanden: im Ostarme die vierfache Stiftung des Ludovicus Alamandi, Erzbischof von Arles von 1438, im Nordarme die Fenster des Markgrafen Friedrich von Brandenburg von 1453, des Basler Weihbischofs Friedrich Franck von 1470 und des Magisters Johannes Heynlin von 1487; im Westarme die Fenster des Alvaro Nunez von Isorna, Bischof von Cuenca,[107]) und der Herzogin Isabella von Burgund, beide aus den 1430er Jahren, und schliesslich im Südarme die Fenster des Niclaus Albergati, Bischof von Bologna, sowie des Johannes de Saint Michel, Bischof von Orleans, ebenfalls aus den 1430er Jahren, d. h. von 41 Fenstern noch elf. Dazu kamen im kleinen Kreuzgange die Reste der grossen Stiftung des Georgius de Ornos, Bischof von Vich, aus dem Jahre 1441 mit dem Wappen des Königs von Aragon, die gemeinsame Stiftung der Brüder Alfons von S. Maria, Bischof von Burgos, und Gonzalos von S. Maria, Bischof von Plasencia, sowie das Fragment des Glasgemäldes eines nicht näher bezeichneten englischen Gesandten. Von den Fenstern in den übrigen Räumen werden uns nur noch dasjenige des Bonifacius Amerbach als vorhanden aufgeführt, sowie ein zweites ohne den Namen des Donators. Diese Mitteilungen von Johannes Gross druckte Tonjola in seinem 1661 erschienenen Buche „Basilea sepulta“ (S. 378 ff.) einfach ab. Grössere Wichtigkeit hat für uns die Eintragung in einem Inventare des Waisenhauses aus dem Jahre 1690, lautend: „Allerhand gemalte, meistenteils zerbrochene alte Fenster liegen auf einer Zelle im Kreuzgang, und ist das Blei davon genommen.[108]) Das war das Ende von all der früheren Farbenpracht. Dass man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diesen glänzenden Zeugen von der Freigebigkeit hoher katholischer Kirchenfürsten und mit den vielen Heiligendarstellungen in dem streng reformierten Basel kein besonderes Interesse mehr entgegenbrachte, sondern ihren Verfall vielleicht nicht ungern sah, lag ganz im Geiste jener theologisch verknöcherten Zeit.

Leider vermögen uns die wenigen erhalten gebliebenen Fragmente kein ausreichendes Bild von der formalen Entwicklung der monumentalen Glasmalerei in Basel während des 15. Jahrhunderts zu geben. Aber wertlos sind sie darum nicht. Belegen die beiden Heiligengestalten in St. Theodor das Vorhandensein einer handwerksmässigen, auf ziemlich tiefer Stufe stehenden, fast bäuerischen Glasmalerei für grosse Darstellungen einfachster Art in Kirchenfenster, wie sie Gesellen und Meister von Ort zu Ort trugen, so treten uns dagegen in den vier Heiligengestalten im Chore

[106]) Wackernagel a. a. O., S. 433.

[107]) Es kann aber vielleicht auch die Stiftung des gleichen Donators in dem kleinen Kreuzgang gemeint sein.

[108]) Fechter und Schäublin, Das Waisenhaus in Basel, S. 12.

der ehemaligen Kartäuserkirche Beispiele besserer Werkstattarbeit entgegen. Doch fehlt diesen Arbeiten noch vollständig das Gepräge einer künstlerischen Individualität, ein Mangel, den sie mit der landläufigen Tafel- und Freskomalerei jener Zeit teilen. Infolge Fehlens von Vergleichsmaterial kann man sie nicht einmal als Beispiele der handwerklichen Kunst einer bestimmten Schule oder enger begrenzten Landesgegend aufführen. Nur so viel lässt sich sagen, dass sie sich zufolge ihrer Schlichtheit in den Rahmen des damals in den Landen unserer heutigen Mittel- und Nordostschweiz ausgeübten Kunsthandwerkes ohne Zwang einschliessen lassen.

Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit den spärlichen Fragmenten aus dem Kreuzgang. So vornehm gekleidete Menschen mit solch' feiner Haartracht führte die Einfachheit der Sitten unserer Voreltern vor den Burgunderkriegen den einheimischen Meistern zu spärlich vor Augen, als dass sie imstande gewesen wären, sie mit einer solchen Sicherheit und Eleganz wiederzugeben, wie sie uns in diesen Figuren entgegentritt. Die hochstehenden Gönner der Kartause auf dem Konzile waren aber gewiss nicht um fremde Aushülfe verlegen. Und wenn wir bedenken, dass schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts Dijoner Kunstwerke in Basel nachgeahmt werden sollten (vgl. S. 273), dass in der Kartause selbst ein Utrechter Miniaturenmaler tätig war und Isabella von Burgund, als besondere Gönnerin des Klosters, nicht nur Glasgemälde in den Kreuzgang stiftete, sondern 1433 auch eine Bronzetafel in ausgesprochen flandrischem Stile schenkte, (zurzeit im historischen Museum) dann dürfte es nicht allzu schwer fallen, die Strasse zu finden, auf welcher der oder die fremden Meister nach Basel zugewandert kamen. Auch ist historisch verbürgt, dass während der Zeit des Konzils niederländische Händler und Handwerker ihre Waren in Basel zum Verkaufe ausboten. Diesen starken Einwirkungen der flandrischen Kunst konnte sich selbst Konrad Witz, der selbständigste aller oberdeutschen Maler um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wenigstens in seinen späteren Arbeiten, nicht entziehen, sei es, dass ihn Bilder, die von Besuchern der Kirchenversammlung in Basler Gotteshäuser gestiftet worden waren, in ihren Bann zogen, oder die Besteller, welche auf ihren Reisen derartige Kunstwerke kennen und schätzen gelernt hatten, von ihm eine solche Darstellungsart forderten.[109]) Dass man in Basel selbst diese Glasmalereien als etwas Fremdartiges und Aussergewöhnliches betrachtete, deutet schon die oben angeführte Aufzeichnung an, wonach sie fremden Gästen als besondere Sehenswürdigkeit gezeigt wurden.

Nach dem, was uns über das Schicksal der Glasgemälde in den Kreuzgängen gemeldet wird, dürfen wir annehmen, dass die vier erhalten gebliebenen Fragmente im Kirchenchore eher den Fensterzierden des kleineren angehörten. Dabei erblicken wir in dem namenlosen englischen Gesandten, dessen Vorhandensein uns noch aus dem Jahre 1622 resp. 1661 bezeugt wird, wieder unsern Kanzler Robertus. In diesem Falle dürften auch die andern drei Fragmente den damals noch als vorhanden bezeichneten Fenstern dieser Lokalität angehört haben. Ob unsere Vermutung zutreffend ist, wird die Feststellung des Wappens ausweisen. Im übrigen ist diese Lokalfrage nicht von grosser Bedeutung.

Während die Glasgemälde aus den 1430er und dem Anfang der 1440er Jahre unter sich so ziemlich das gleiche Kunstgepräge gehabt haben werden, belegten die späteren Arbeiten von 1453, 1470 und 1487 die fortschreitende Kunst der Glasmaler in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Auffallend ist eine gewisse Ähnlichkeit dieser Kreuzgangfenster-Fragmente mit den etwas jüngeren Darstellungen auf dem Dreikönigs- und Hostienmühlefenster im Münster zu Bern, deren

[109]) Vgl. Daniel Burckhardt, Festschrift, a. a. O., S. 300 ff.

Verwandtschaft zu burgundischer Kunst schon früher betont wurde (S. 258). Dabei braucht man aber nicht an eine direkte Einwanderung der Meister aus Flandern oder andern niederrheinischen Provinzen zu denken, sondern eher aus solchen, die schon stark unter deren Einflusse standen, wie die Gebiete westlich der Vogesen und des Jura, zum Teil auch das Elsass. Es wäre darum auch zu gewagt, mehr als gewisse gemeinsame Anklänge dieser Glasmalereien in den beiden genannten Städten an eine bestimmte ausländische Kunstrichtung feststellen zu wollen.

Wo sich in einer Stadt während so kurzer Zeit ein solcher Regen von hervorragenden Kunstwerken über ein einziges Kloster ergiesst, da spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass wenigstens einige Tropfen auch in die anderen fielen. Und doch scheint dies in Basel nicht der Fall gewesen zu sein. Denn weder schriftliche Aufzeichnungen, noch erhalten gebliebene Fragmente geben uns dafür bestimmte Anhaltspunkte. Eine Ausnahme mag das Münster insofern gemacht haben, als vermutlich Bischof Friedrich II. ze Rhyn (1437—1451) die kunstreichen fremden Meister ebenfalls in seine Dienste nahm und zwar zunächst für den Schmuck der Fenster in derjenigen Seitenkapelle, die er sich zur Ruhestätte auserkoren hatte. Wir schliessen dies aus der Beschreibung der Glasgemälde von Wurstisen (vgl. S. 280), die auf eine ganz verwandte Komposition hindeutet, wie sie uns in den Kreuzgängen der Kartause entgegentritt. Dies trifft auch für ein Fenster in der anschliessenden Kapelle mit dem Wappen derer von Gösken zu.

Wie es im 14. Jahrhundert um die Glasfenster in öffentlichen Gebäuden und das Glasergewerbe in Basel im allgemeinen bestellt war, haben wir schon oben (S. 206/207) geschildert. Auch im 15. Jahrhundert schritt die Verglasung der Fensteröffnungen selbst in öffentlichen Gebäuden sehr langsam vorwärts. Während schon im Jahre 1415 ein Glasmaler Judmann gefärbte Gläser in die Fenster der grossen Stube auf dem Rathause zu Augsburg einsetzte,[110]) besass das zu Basel noch im Jahre 1455 laut den Rechnungsbüchern Fensterverschlüsse aus Tuch und Glas. Im Jahre 1411 werden 14 β ausgegeben „umb alte lilachen zu den venstern uff dem richthus“; 1431 ebenso viel „von tüchenen pfenstern ze machen; 1455 umb lilachen ze den tüchen fenstern in der vordern stube“. Dieser tüchenen Fensterverschlüsse bediente man sich auch in den Privathäusern. Noch im Jahre 1434 drückt Gattaro, ein venetianischer Gesandter auf dem Konzil, in einer Beschreibung seiner Reise grosse Freude über die bunten Laken aus, mit denen die Bürger an festlichen Tagen ihre Fenster schmückten.[111]) Daneben verwendete man auch das billigere Papier. So wird im Jahre 1411 eine Ausgabe „umb schrentzpapir ze ratsstubenfenstern“ verzeichnet. Solchen Fensterverschlüssen begegnete Felix Platter noch 1553 in Montpellier und Gœthe 1786 zu Torbole in Oberitalien. Dass Kirchen und Klöster zuerst im Besitze von Glasfenstern mit und ohne Glasmalereien waren, ist bekannt. Als eine ganz besondere Wohltat schätzte man sie aber auch in den Spitälern, in die sie gewöhnlich mit den Betten als Stiftungen von Bruderschaften kamen. So besassen schon im Jahr 1340 die Handwerkerknechte der Grautücher und Rebleute im Spital zu Basel eine Bettstelle mit einem Glasfenster darüber.[112]) Interessant für die Feststellung des zunehmenden Bedürfnisses von Glasverschlüssen sind ganz besonders zwei Baslerische Ratsverordnungen.

[110]) W. Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei, II, Anmerkung 93.
[111]) Traugott Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel, S. 283.
[112]) A. Fechter, Basel im 14. Jahrhundert, S. 31.

Die ältere, vom Jahre 1420, verbietet den Knaben, Steine zu werfen, damit nicht die Glasfenster der Kirchen und Klöster Schaden leiden. Eine zweite, vom Jahre 1446, wiederholt dieses Verbot, erweitert es aber durch den Zusatz, es sei auch untersagt, „den Lüten in ir hüser durch ire glasvenster" Steine zu werfen. Demnach mussten solche zu dieser Zeit schon in grösserer Zahl vorhanden gewesen sein. Wahrscheinlich gehörten sie zu dem Luxus, welcher infolge des Konzils, in Nachahmung der Lebensweise von fremden Kirchenfürsten und von weltlichen Grossen sich auch in die wohlhabenden Baslerfamilien allmählich eingeschlichen hatte. Trotzdem dürfen wir die Bemerkung von Aeneas Silvius in seiner bekannten Beschreibung Basels vom Jahre 1436, es seien die Fenster der Stuben, in denen man esse und wohne, alle mit Glas verschlossen, nur dann als zutreffend ansehen, wenn wir voraussetzen, er sei ausschliesslich bei den reichsten und vornehmsten Bürgern zu Gaste gewesen.[113]) Immerhin fing seit dieser Zeit das Glaserhandwerk an ein unentbehrliches Baugewerbe zu werden.[114]) Seine Vertreter gehörten mit den Glasmalern, Malern, den Scherern zum Stern und den Sattlern der Zunft zum Himmel an, die sich nach ihrem Hause benannte.[115]) Als dann später auch die Zunftstuben der Glasbefensterung nicht mehr entbehrten, wurde diese doch immerhin so hoch geschätzt, dass man das Zerbrechen einer Scheibe wie ein anderes grobes Vergehen, mit einer empfindlichen Busse ahndete.[116])

Als Bezugsquelle für Fensterglas wird uns selbst für den Norden Deutschlands schon frühe Venedig genannt,[117]) dessen Industrie weithin berühmt war. Im Jahre 1437 kosteten tausend Glasscheiben 11 Pfund.[118]) Aber erst seit 1489 tauchen in den Zollrödeln Basels Spiessglas u. dgl., sowie ein Wagen mit Fensterglas und Trinkgläsern als Transitgüter von grösserer Bedeutung auf, was natürlich nicht ausschliesst, dass schon früher kleinere Sendungen in und durch die Stadt geführt worden waren.[119]) Noch 1557 verlangt die Strassburger Glaserordnung vom Glaser als Meisterstück ein Fenster mit fünfzig „venedischen Scheiben und Hornaffen (Zwickel)".[120])

Auch von den farbigen Gläsern, besonders den leuchtenden roten, wurden die besseren Qualitäten aus Venedig bezogen. Eine Anweisung für Glasmaler vom Ende des 15. Jahrhunderts schreibt: „das rot smelzglas mag man von Venedig oder von den goldschmid kauffen, aber es ist deir;"[121]) ebenso das Crocum Martis, ein Gelb aus Eisenoxyd, „der edlost, der in aller welt ist und kainer machen mag, den laust euch bringen von Venedig oder von dem see." Was unter dem See zu verstehen ist, bleibt unsicher. Man könnte an England denken, wenn nicht in einem gleichzeitigen Vertrage das beste, reinste und stärkste Glas von jenseits der See nach diesem Lande verlangt

[113]) Basler Taschenbuch auf das Jahr 1852, S. 250/251.

[114]) Tr. Geering, a. a. O., S. 283.

[115]) Geering, a. a. O., S. 93. — Über Zunftzugehörigkeit der Glasmaler in andern Städten vgl. W. Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei, S. 66. f. — Ausführlicher bei H. Oidtmann, Die Glasmalerei im alten Frankenlande, Leipzig 1907, S. 163 ff.

[116]) Tr. Geering, a. a. O., S. 88.

[117]) Als zwischen den Jahren 1487 und 1507 das Dominikanerkloster in Breslau besonders reich mit Glasgemälden ausgestattet wurde, kauften die Mönche die besseren Glassorten aus Venedig, das Berg- oder Waldglas dagegen aus dem schlesischen Gebirge. Oidtmann, Die Glasmalerei im alten Frankenlande, S. 147/48.

[118]) Basler Taschenbuch für das Jahr 1852, S. 251. W. Wackernagel, Die Deutsche Glasmalerei, S. 63.

[119]) Tr. Geering, a. a. O., S. 141.

[120]) H. Oidtmann, Die Glasmalerei im alten Frankenlande, S. 172.

[121]) W. Wackernagel, a. a. O., S. 63 und Anmerkung II, 16.

würde.[122]) In Frankreich war das rote Glas der S. Gotthardskirche zu Rouen so berühmt, dass man damit die schöne Farbe des roten Weines sprichwörtlich verglich.[123]) Unsere schweizerischen Glasmaler scheinen wenigstens im 17. Jahrhundert ihre roten Gläser aus Burgnnd bezogen zu haben. Denn 1639 bietet Johann Ulrich Fisch, Glasmaler zu Zofingen, dem Stifte Beromünster seine Dienste an, „diewylen er jetzund schön rott Glass vss Burgund" bekommen habe.[124])

Neuerdings hat der um die Geschichte der Glasmalerei so vielfach verdiente Dr. H. Oidtmann alle Schriften, die sich auf die Bereitung des Fensterglases und die Glasmalerei seit dem Jahre 1400 beziehen, sehr eingehend und mit grossem Verständnisse behandelt, so dass wir uns mit einem Hinweis auf diese verdienstvolle Arbeit begnügen können.[125])

Leider sind wir über die Glasmaler, die während des 15. Jahrhunderts in Basel ihren Bernf ausübten, sehr mangelhaft unterrichtet. D. A. Fechter führt uns in seiner bekannten Topographie Basels aus dem 15. Jahrhundert nur zwei Glasmalernamen auf: „1423 Ludmannus glaser" und, ohne genaue Angabe des Jahres, „Nicolaus dictus Harer, der glaser".[126]) Einige weitere finden sich im Vorwort zum Katalog III (Glasgemälde) des historischen Museums: „Petermann Murer, der Glaser", „Menlinus, der Maler und Glasmaler". Sodann wird eine Familie, die vermutlich ihrem Berufe den Geschlechtsnamen Glaser verdankte, und aus der die Meister Michel und Ludwig in bischöflichen Diensten standen, während Konrad in Breisach arbeitete, genannt. Bei Heinrich Wolleb, dem Glasmaler, gehört der grössere Teil seiner nachweisbaren Wirksamkeit (von 1494—1526) schon dem 16. Jahrhundert an. Es werden aber auch Basler Glaser, die auswärts arbeiteten, erwähnt. Ein besonders kunstreicher Meister scheint Hermann von Basel gewesen zu sein, der 1420 Glasgemälde der Sakristei, des Chores und der Krypta im Strassburger Münster restaurierte, wofür er 1423 eine Bezahlung erhielt.[127]) Denn nebenbei malte er auch Miniaturen für die Chorbücher nnd schnitzte einen Bischofstab, sowie Bilder. Nach ihm soll in den Jahren 1450/60 Hans Hünerhäusel von Basel dort gearbeitet haben. Eine weitere Literatur existiert, wie wir der gütigen Mitteilung von Staatsarchivar Dr. R. Wackernagel in Basel verdanken, nicht, nnd K. Stehlin versichert uns in seiner Abhandlung über das Kunsthandwerk in Basel während des 15. Jahrhunderts, dass sich nicht eine der noch erhalten gebliebenen Kabinettscheiben vor dem Jahre 1500 als Arbeit eines bestimmten Meisters nachweisen lasse.[128]) Um so erfreulicher wäre es, wenn Arbeiten, die mehr Licht in diese Frage bringen könnten, nicht allzu lange auf sich warten liessen, da in den Basler Archiven gewiss noch manch wertvolle Aufzeichnung zu finden sein dürfte.

Mit der Kartause in Basel ist neuerdings eine Gruppe von Glasmalereien in Beziehung gebracht worden, die bis zum Jahre 1897, wo sie mit andern in Köln zur Versteigerung gelangte,

[122]) W. Wackernagel, a. a. O., S. 63.

[123]) Wackernagel, a. a. O., S. 59.

[124]) W. Merz, Hans Ulrich Fisch, Aarau 1894, S. 26.

[125]) H. Oidtmann, a. a. O., S. 51—116.

[126]) a. a. O., S. 38, Anmerkung 1.

[127]) „meister Herman moler von gleser Venster in den Sacristien uff dem Chor und in der Krufft zu besserend." Petit-Gérard, Etudes sur l'art verrier, S. 15. Über sein mutmassliches Alter vergl. Charles Gérard. Les artistes de l'Alsace. 1873, II, 71. Der Katalog des hist. Museums nennt als seine Wirkungszeit die Jahre 1399—1449.

[128]) Festschrift a. a. O., S. 356.

in dem Graf W. Douglas gehörenden Schlosse Langenstein aufbewahrt wurde. Der bei dieser Gelegenheit angefertigte Katalog[129]) führt uns die meisten derselben in guten Reproduktionen vor und enthält ausserdem ein Vorwort von Prof. Fr. J. Mone. Darin schreibt er über diese Kunstwerke, welche zweifellos zu den hervorragendsten Arbeiten oberdeutscher Glasmalerei aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts gehören, folgendes:

„Nicht minder interessant ist die Geschichte der 11 Holbein'schen und 14 Baldung Grien'schen Kirchenfenster „aus der Kartause zu Klein-Basel. Dieselben sind dahin von dem Adel des Breisgaues, des Sundgaues, des Elsasses und „der Stadt Basel in den Jahren 1512/1528 geschenkt worden. Von den Stiftern sind noch folgende Namen und Wappen „erhalten: Morand von Brunn (diese Familie existiert noch jetzt in Basel), von Botzheim, Schnewlin-Bollschweil, Wangen, „Thannheim, Bossenstein, Schütz genannt Bassler, Baldung, Widmann und Spilmann. Auch die Familien von Botzheim „und Wangen existieren noch. Nach meiner Schätzung waren ungefähr 45 solcher Kirchenfenster im „Langhause der Kartäuserkirche in Basel gestiftet worden und vorhanden, von welchen aber ein „grosser Teil vielleicht auf dem Transporte von der Kartause in den St. Blasianerhof und von da nach St. Blasien, „oder dort selbst zugrunde gegangen sind. Nach dem in Basel 1529 ins Werk gesetzten Bildersturm haben die Stifter „jener Glasgemälde in der Karthause dieselben aus den Fenstern herausnehmen und in den St. Blasianerhof (Kameralamt) „und nach St. Blasien verbringen lassen. Hier wurde ein Teil derselben etwas gestutzt, um in eine Kirche eingesetzt „zu werden. Ob dies wirklich geschehen ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Tatsache ist aber, dass „die 11 Stück Holbeinfenster und die 14 Stück Baldung Grien-Fenster von 1690/1774 bezw. 1820 auf dem Speicher des „Klostergymnasiums oder an einem den Gymnasiasten zugänglichen Orte in St. Blasien aufbewahrt wurden. Der Beweis „dafür sind die Namen von Gymnasiasten und Jahreszahlen, welche in die Schwarzlotstellen der Glasmalereien einge„kritzelt sind. Um das Jahr 1820 kaufte aus Privatmitteln Grossherzog Ludwig diese Glasgemälde, im ganzen 32 Stück, „dem Baron Eichthal, dem damaligen Besitzer von St. Blasien, ab und liess sie 1826 in das Schloss Langenstein ver„bringen. Eine 1895/96 vorgenommene, genaue Besichtigung hat ergeben, dass 11 Stück davon nach Cartons des jüngeren „Holbein und 14 Stück nach Hans Baldung Grien's Handzeichnungen angefertigt sind. Einzelne Köpfe, sowie Fleisch-, „Haar- und Gewandpartien, lassen kaum einen Zweifel zu, dass die genannten Künstler selbst die Malerei mit Silbergelb „und Schwarzlot eigenhändig aufgetragen haben. Die Datierungen der Holbein'schen und Baldung'schen Glasmalereien „in Konstanz und in der Kartause, welche in dem kurzen Zeitraum von 1512/1526 entstanden sind, konnten ziemlich „genau für jedes einzelne Bild festgestellt werden, indem teils aus den Porträts, teils aus der Idee der Komposition „sich Anhaltspunkte ergeben hatten. Das wichtigste Resultat der Entdeckung der 11 Holbein-Scheiben, deren Cartons „in den Jahren 151/1516 und 1520/25 angefertigt wurden, besteht in dem unanfechtbaren Beweise, dass der erste Gönner „des jungen Holbein, der Domherr Dr. Johann von Botzheim war, durch welchen er mit dem Abte Spilmann in Sankt „Blasien und mit Erasmus von Rotterdam bekannt wurde. Die Inschrift und das Botzheimerwappen unter der Kreuzigungs„gruppe, sowie das Wappen des Johann von Botzheim und seiner Mutter, der Anna Eicher von Beringen, auf dem „Holbein'schen Madonnabild von 1514 sind unstreitig wichtige Entdeckungen zur Feststellung der frühesten Tätigkeit „des genannten Künstlers. Neues, ungeahntes Licht haben diese Glasgemälde in die Jugendgeschichte Holbeins gebracht. „Hierin besteht ihr hoher und bleibender Wert für die Kunstgeschichte."

Wohl selten sind von einem Gelehrten mit solcher Bestimmtheit Behauptungen aufgestellt worden, die auf so schwachen Füssen stehen, wie die oben als Resumé einer grösseren Arbeit angeführten, welche der Verfasser im „Diözesan-Archiv von Schwaben" (1897, Nr. 4, 5 und 6) veröffentlichte.

Sehen wir zunächst, wie es sich um die Zusammengehörigkeit dieses Cyklus verhält. Mit Ausnahme von dreien, schwankt die Höhe der einzelnen Fenster zwischen 145—148 cm. Das stark beschnittene St. Wolfgangfenster ist auf 137 cm reduziert worden und zwei Scheiben, ein hl. Christoph und eine Madonna, erreichen nur die Höhe von 81 resp. 74 cm, d. h. sie sind einfeldrige Stücke, während alle übrigen zwei übereinander stehende Felder schmückten. Obgleich auch die meisten andern Glasmalereien mehr oder weniger beschnitten wurden, weder in der Komposition noch im Alter unter sich übereinstimmen und zweifellos verschiedenen Glasmalerwerkstätten ihren Ursprung

[129]) Katalog der gräfl. W. Douglas'schen Sammlung alter Glasgemälde auf Schloss Langenstein. Köln, 1897.

verdanken, können sie doch recht wohl ursprünglich gemeinsam eine Lokalität oder doch ein Gebäude geschmückt haben. Immerhin sprechen dafür keine zwingenden Gründe. Ihre Entstehungszeit fällt zwischen die Jahre 1505 und 1530. Die erste Gruppe enthält in drei Fenstern die Darstellung einer Kreuzigung[130]) und befindet sich zurzeit im historischen Museum in Basel (Fig. 37). Die andern Gruppen setzen sich aus je zwei bis drei grossen Einzelfiguren vor Damasthintergründen oder in Landschaften zusammen, wobei eine seitlich einrahmende Architektur fehlt und der obere Abschluss mit Ausnahme eines einzigen Fensters selbst da, wo man ihn nicht abschnitt, vermutlich von Anfang an nur aus einem leichten Renaissance-Ornamente bestand. Es waren demnach Zusammenstellungen, wie man ihnen in oberdeutschen Landen zu Anfang des 16. Jahrhunderts überall begegnete und wie sie die Basler Kartause schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Glasgemädeschmuck ihrer Kreuzgänge besass. Leider ist nur eine dreiteilige Gruppe unbeschädigt erhalten geblieben. Bei andern ist es ungewiss, ob den beiden erhalten gebliebenen Figuren nicht ursprünglich noch eine dritte zugesellt war. In unserer kurzen Aufzählung halten wir uns so viel als möglich an die Reihenfolge im Auktionskataloge.

Von den Glasmalereien, mit denen wir unsere Aufzählung fortsetzen, befinden sich zurzeit noch fünf weitere im historischen Museum zu Basel. Ein Fensterpaar stellt den Schmerzensmann und die Schmerzensmutter dar,[131]) zu deren Füssen der Stifter mit seinem Wappen kniet. Es soll angeblich Dr. Johann Wanner, seit 1521 Dompfarrer zu Konstanz, sein. Beide Figuren umgibt eine malerische Landschaft. Auf dem Bilde der Maria wird der obere Abschluss durch reiches Reblaub mit Trauben gebildet, ein passendes Symbol.

Dann folgt die Einzelfigur des hl. Wolfgang von besonderer Farbenpracht und Feinheit der Zeichnung. Zu seinen Füssen kniet der Stifter, Morand von Brunn aus Basel, † 1513.[132]) Leider wurde diese prächtige Arbeit oben stark beschnitten; der Damasthintergrund kam später für die fehlende Landschaft hinzu (Fig. 38 Mitte).

Die zwei folgenden Glasgemälde[133]), von kleinerem Formate, werden im Kataloge als ein zusammengehöriges Paar bezeichnet. Das bezweifeln wir um so mehr, als sie nicht einmal in der Grösse übereinstimmen. Die unbeschnittene Scheibe mit dem Bilde einer Mater immaculata, die von einem langen Spruchband umflattert wird, misst 74 cm Höhe.[134]) Dass sie nie grösser war, beweist die reizende Miniaturmalerei im spitzbogigen Abschluss, welche eine symbolische Jagd darstellt, worauf vor dem Erzengel Gabriel das Einhorn in den Schoss der Jungfrau Maria flieht. Das sogenannte Gegenstück, ein Fragment voll glühender Farbenpracht, misst 81 cm Höhe. (Historisches Museum Basel.) Es stellt den hl. Christoph in reizender, leider teilweise zerstörter Berglandschaft dar und wurde oben sehr stark beschnitten. Da die Madonna von kleineren Dimensionen ist, als der derbe Heilige, und zwischen beiden jede gegenseitige Beziehung in der Komposition fehlt, — es sei denn, man wolle eine solche in dem ganz zufälligen Umstande erblicken, dass beide Figuren einander zugewandt sind —, so halten wir jedes für eine selbständige Arbeit. Den Abschluss dieses

[130]) Katalog a. a. O., Nr. 1—3, mit Abbildungen, nachgedruckt im Jahresbericht des Vereins für das historische Museum in Basel 1898 und dem Bericht der eidgen. Kommision der G. Kellerstiftung über ihre Tätigkeit im Jahre 1898.

[131]) Katalog Nr. 4 und 5. Die Mater dolorosa abgebildet als Nr. 4.

[132]) Katalog Nr. 6 mit Abbildung.

[133]) Katalog Nr. 7 und 8, mit Abbildung.

[134]) Zurzeit im Besitze von Freiherr Heyl zu Herrnsheim bei Worms. Vgl. Jahresbericht des schweiz. Landesmuseums pro 1898, S. 109.

Cyklus, als dessen künstlerischen Schöpfer Mone kurzweg Hans Holbein d. J. nennt, macht eine dreiteilige. gut erhaltene Gruppe, darstellend die Madonna zwischen Johannes dem Täufer und der hl. Margaretha (Fig. 40). Die beiden letztern sind die Namenspatrone der Donatoren, des Johann Widmann und seiner Gemahlin, Margarethe Spilmann. Ihre Namen und das Jahr 1528 als Entstehungszeit dieser Glasgemälde nennt uns eine schmale Tafel am Fusse des Mittelstückes, worauf auch beider Familienwappen stehen. Ihre Bildnisse dagegen finden sich auf beiden Seiten zu Füssen ihrer Namenspatrone. Diese stehen vor einem grossblumigen Damaste und je unter einem auf Konsolen ruhenden Steindach, von dem Festons herabhängen, während feine Renaissance-Ornamente sich darüber schmiegen.

Den Anfang des zweiten Cyklus, zu dem die Entwürfe von Hans Baldung, gen. Grien, in Freiburg i. Br. stammen sollen, macht ein Scheibenpaar mit den mächtigen Gestalten des hl. Bruno, Gründer des Kartäuser-Ordens, und Hugo. Erbauer der Grande Chartreuse.[135]) Ohne jede architektonische Umrahmung stehen die markigen, flott modellierten Äbte in ihren weissen Ordenskleidern vor farbigem Hintergrund, den man oben so stark beschnitt, dass selbst die Nimben und die Knäufe der Abtstäbe verletzt wurden. Ein weiteres Figurenpaar stellt wieder in etwas einfacherer Komposition ohne weitere Zutaten den Schmerzensmann und die Schmerzensmutter dar (Fig. 38 rechts).[136]) Dann folgen einige grosse Heiligenfiguren, die sich nicht zusammen gruppieren lassen: St. Helena in prächtigem Gewande mit dem wieder aufgefundenen Kreuze des Heilandes (Fig. 38 links)[137]) und, ebenso vornehm gekleidet, die hl. Ursula[138]) mit dem Fragmente des Stifterwappens, das angeblich der Familie von Tannheim bei Villingen angehören soll; weiter zwei beliebte Heilige, der Apostel Jacobus der ältere[139]) im Pilgergewand mit dem Donatorenwappen des elsässischen Geschlechtes der Freiherren von Wangen, und Hieronymus[140]) als Kardinal im roten, Hermelin verbrämten Mantel, mit dem Löwen an der Seite.

In dem vornehmen Paare, darstellend den hl. Ludwig und die Landgräfin Elisabeth von Thüringen, bei dem der Damasthintergrund im Oberteile des Fensters ebenfalls wieder stark beschnitten wurde, will Mone die Porträte Kaiser Maximilians und seiner Gemahlin Maria von Burgund[141]) erkennen. Wenn man es mit etwas mehr oder weniger Phantasie nicht zu genau nimmt, mag das angehen. Beim folgenden Scheibenpaare, das uns die hl. Barbara und Johannes den Täufer[142]) vorführt, steht wieder neben der Heiligen das Stifterwappen. Es gehört der bekannten Freiburger Familie Schnewlin an. Ganz besonders aber auf diese Stadt weisen die beiden letzten Glasgemälde, das eine mit der kraftvollen, geharnischten Figur des hl. Georg hinter dem grossen, bekrönten Reichswappen mit Oestreich-Flandern als Herzschild,[143]) das andere mit dem hl. Lambert hinter dem grossen Stadtwappen von Freiburg[144]) (Historisches Museum Basel).

[135]) Katalog Nr. 12 und 15 mit Abbildungen.
[136]) Katalog Nr. 13 und 14, letztere abgebildet.
[137]) Katalog Nr. 16 mit Abbildung.
[138]) Katalog Nr. 18.
[139]) Katalog Nr. 19.
[140]) Katalog Nr. 20.
[141]) Katalog Nr. 21 und 22 mit Abbildungen.
[142]) Katalog Nr. 23 und 24, letzterer abgebildet.
[143]) Katalog Nr. 25 mit Abbildung.
[144]) Katalog Nr.17. Nicht St.Gebhard mit dem Wappen des Bistums Konstanz, wie im Katalog irrtümlich steht. Mit Abbildung.

Fig. 43. Wappenfenster des Standes Basel in der Kirche von Jegenstorf (Kt. Bern).

Für eine Kartause als ursprünglichen Bestimmungsort aller oder doch der Mehrzahl dieser Glasgemälde sprechen die prächtigen Darstellungen der beiden grossen Kartäuserheiligen Bruno und Hugo, während andere Ordensheilige fehlen. Und da können in der Tat nur die beiden Kartausen zu Basel und Freiburg in Frage kommen. Mone schreibt das eine Mal, dass man nach den in der Kartäuserkirche zu Basel noch vorhandenen Glasfenstern (!) und nach den Fragmenten, sowie nach den bemerkbaren Lücken in der ursprünglichen Anordnung die Zahl derselben annähernd auf 37—40 Stücke schätzen könne[145]), das andere Mal, dass nach seiner Schätzung ungefähr 45 solcher Kirchenfenster in deren Langhaus gestiftet worden und vorhanden gewesen seien.[146]) Davon soll man aber einen grossen Teil auf dem Transporte nach dem St. Blasianer Hof, den das bekannte Schwarzwälderkloster in der Stadt besass, und von da nach diesem selbst bei Anlass des Bildersturmes im Jahre 1529 zerbrochen haben. Woher weiss das Mone? Leider sagt er es uns nicht. Sehen wir darum, wie es sich damit verhält.

Über die beiden Stiftungen in den Chor der Kartäuserkirche, welche nach dessen Erbauung und nach seiner Einwölbung im Jahre 1488 gemacht wurden, unterrichtet uns das liber benefactorum, wie wir gesehen haben, sehr genau. Ausserdem führt es nur noch eine Schenkung aus dem Jahre 1505 von Morand von Brunn auf. Sie bestand in 14 Schilling für das kleine Fenster „circa altare crucis".[147]) Es handelte sich demnach um eine ganz unbedeutende Arbeit, die mit dem Glasgemälde dieses Stifters in der ehemaligen Douglas'schen Sammlung nicht identisch sein kann. Von irgendwelchen Vergabungen in das Langhaus der Kirche erfahren wir überhaupt nichts.[148]) Dieses war höchst einfach und nur einschiffig. Wie es aussah, und wie viele Fenster es hatte, das weiss Fr. Mone ebensowenig wie der Verfasser, denn es ist längst zu Wohn- und Unterrichtszwecken umgebaut. Der dreiseitige Abschluss des langen Mönchschores aber, mit einem dreiteiligen Fenster in der Mitte und zwei zweiteiligen auf den Seiten, kann für die Glasgemälde der Sammlung Douglas schon darum nicht in Frage kommen, weil wir den Inhalt seiner Fensterzierden vom Jahre 1488 aus dem lib. benefact. genau kennen. Ausser diesen Fenstern fanden sich darin von jeher nur noch drei: zwei zweiteilige auf der Südseite, das eine anlehnend an den Chorabschluss, das andere vor dem Lettner und diesem gegenüber ein kleines, ebenfalls zweiteiliges, auf der Nordseite. Die Fenster im einfacheren Schiffe waren aller Wahrscheinlichkeit nach auch nur zweiteilig und es böte sich somit für die dreiteiligen Kompositionen der Douglas'schen Sammlung darin gar kein Platz, geschweige denn für die fünfteiligen, wie solche u. a. der Katalog vorsieht. Die ganze ehemalige Aufstellung dieser Glasmalereien in der Kartänserkirche zu Basel samt ihrem Transport nach St. Blasien ist demnach von Fr. Mone erfunden.

Die Kreuzgänge der Kartause, die Sakristei und der Kapitelsaal waren aber zur Zeit, da unser Glasgemäldecyklus entstand, noch mit den früheren Schenkungen vollständig angefüllt.[149])

[145]) Diözesanarchiv von Schwaben, 1897, Nr. 4, S. 49.

[146]) Katalog, a. a. O. S. II.

[147]) Wackernagel, a. a. O., S. 380.

[148]) Gerade so unhaltbar sind Mone's Behauptungen über das Vorhandensein weiterer Glasgemälde in der Basler Kartause. Diözesanarchiv, a. a. O., S. 65.

[149]) Ob die beiden Stiftungen des Uli Kössi und des Ludwig Zwilchenbart, welche das lib. benefact. im Jahre 1511 aufführt, wirklich für die Kreuzgänge bestimmt waren, wie dies Wackernagel (a. a. O., S. 378) annimmt, ist sehr fraglich, da „testudo" einfach so viel wie „überwölbtes Fenster" bedeutet.

Über die Glasgemälde, welche unter Prior Hieronymus Zscheckenbürlin in die von ihm errichteten Neubauten gestiftet wurden, gibt uns das liber benefactorum ebenso genau Aufschluss. In der Tat treffen wir hier abermals Morandus von Brunn mit zwei Gaben: im Jahre 1494 stiftete er 4 lb. für zwei Fenster in das neue Haus der Laienbrüder und im Jahre 1507 $3^1/_2$ lb. für ein Fenster in das Scheerhaus (stuba rasoria).[150]) Der letzte Betrag lässt auf ein sehr schönes Glasgemälde schliessen; allein es mit dem in der Douglas'schen Sammlung erhalten gebliebenen identifizieren zu wollen, schiene uns aus verschiedenen Gründen doch zu gewagt. Die Namen der zahlreichen anderen Stifter im liber benefactorum kommen dagegen auf den Glasgemälden unseres Cyklus nicht vor.

Schliesslich steht die von Mone beschriebene Ueberführung dieses Glasgemäldecyklus von der Basler Kartause nach St. Blasien auch mit der Geschichte unseres Klosters und seines Fensterschmuckes in direktem Widerspruch.

Mone's Behauptungen über die Beziehungen der Stifter auf einigen dieser Glasgemälde zu Basel hat schon Prof. Dr. A. Burckhardt-Finsler im Jahresberichte des Vereines für das historische Museum von 1898 in einer sehr sorgfältigen und objektiven Untersuchung über die auf der Auktion in Köln erworbenen Stücke zurückgewiesen.[151]) Wenn Burckhardt dabei nach anderen Beweisgründen sucht, die mit besserem Rechte für Basel als Entstehungs- und ursprünglichem Bestimmungsort einzelner dieser Glasgemälde sprechen, so geschah es wohl nur, um die Erwerbung derselben für die Sammlungen dieser Stadt zu rechtfertigen. Heute bedarf es der Gründe zu einer solchen Rechtfertigung nicht mehr. Vielmehr müssen wir den einsichtigen Basler Kunstfreunden sehr dankbar sein, dass sie die Gelegenheit nicht versäumten, unserem Lande für alle Zeiten wenigstens einige dieser hervorragenden Glasmalereien grossen Stils aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu sichern, auch wenn wir heute die Auswahl etwas anders treffen würden.[152]) Darum glauben wir auch um so mehr der Vermutung, es seien die beiden Glasgemälde mit den Darstellungen des hl. Christoph und der Madonna (Nr. 7 und 8 des Kataloges) als eine einheitliche Stiftung des Basler Bischofs Christoph von Utenheim (1502/1527) entstanden,[153]) entgegentreten zu dürfen. Die Ansicht, dass sie ein zusammengehöriges Paar bilden, haben wir schon oben aus formalen Gründen zurückgewiesen. Und wenn man den Beweis auf die Tatsache stützen will, dass die Madonna Patronin des Bistums Basel und Christoph der Namenspatron des damaligen Bischofs gewesen sei, so darf man dagegen einwenden, dass die Madonna auch die Patronin unzähliger anderer Kirchen, Klöster und Altäre war und ihr Bild gewiss zu Anfang des 16. Jahrhunderts selten in einem unserer Gotteshäuser zu Stadt und Land fehlte, dessen Fenster Glasgemälde schmückten. Aber auch dem hl. Christoph begegnen wir sehr häufig, sei es in den

---

[150]) Wackernagel a. a. O., S. 377 und 379. Basler Chroniken Band I, S. 334, Anmerkung 6, wo sich auch die übrigen Vergabungen von Morandus und seiner Gemahlin Maria Zscheckenbürlin, einer Verwandten des Priors Hieronymus, aufgeführt finden.

[151]) Die acht aus der gräflich Douglas'schen Sammlung für Basel erworbenen Glasgemälde, S. 29 ff. — Über die Kölner Auktion handelt der Jahresbericht des schweiz. Landesmuseums von 1898, S. 104 ff. — Von anderen Arbeiten, die sich mit dieser Sammlung befassen, seien mehr der Vollständigkeit als des wissenschaftlichen Wertes wegen, der ihnen zukommt, erwähnt; H. Detzel, in der Augsburger Postzeitung 1897, Beilage 29/30 und Heft 26 der Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees; Neimargedorf in „Die Wahrheit", herausgegeben von Kausen 1897, Heft 9.

[152]) Die Kreuzigungsgruppe, welche ein Konsortium von Basler Kunstfreunden auf der Auktion ersteigerte, ging nachher in den Besitz der eidgenössischen Kommission der G. Keller-Stiftung über (vgl. deren Jahresbericht von 1898).

[153]) A. Burckhardt-Finsler, a. a. O., S. 34.

Fenstern, oder als Freskomalerei auf den Wandflächen im Innern oder an den Fassaden der Kirchen, oft als Riesenbild neben den am meisten benützten Eingängen; denn sein Anblick am Morgen brachte dem Besucher des Gotteshauses Glück für den ganzen Tag und verschonte ihn vor plötzlichem Tode. Ebensowenig ist die Behauptung Burckhardt's zutreffend, es sei das Kirchenmodell, welches der hl. Wolfgang auf der Hand trägt, eine Wiedergabe der Kartäuserkirche zu Basel.[154]) Solcher dreiseitiger Chörlein mit Strebepfeilern, wie das hier dargestellte, gab es landauf, landab eine Menge. Nur nebenbei soll bemerkt werden, dass das Mittelfenster im Chore der Kartäuserkirche zu Basel dreiteilig, das auf dem Modell des Heiligen dagegen zweiteilig ist.

Fassen wir zusammen, was Wappen und Inschriften auf den Glasgemälden uns berichten, so ergibt sich folgendes:

Von den auf der Kreuzigungsgruppe genannten Gliedern der Familie Botzheim stand keines zu Basel in näheren Beziehungen, wohl aber war Bernhard († 1538), dem sie geschenkt wurde, Prior der Kartause zu Freiburg im Breisgau.[155]) Ob das Wappen auf dem Glasgemälde mit der Schmerzensmutter (Katalog Nr. 4) wirklich dem Dr. Johannes Wanner (seit 1521 Domherr zu Konstanz) angehörte, ist zweifelhaft und ebenso, ob das Stifterbild einen Domherrn darstellt. Aber selbst wenn dies zutreffen würde, wären keine Beziehungen dieses Donators zur Basler Kartause nachweisbar. Morandus von Brunn, der Stifter des Glasgemäldes mit St. Wolfgang (Katalog Nr. 6), war, wie wir gesehen haben, dagegen Bürger zu Basel und gehörte mit seiner Gemahlin, Maria Zscheckenbürlin, zu den freigiebigsten Gönnern des Klosters. Da dieses Ehepaar aber keine Kinder besass und verschiedene reiche Basler Familien auch sehr freundliche Beziehungen zu Freiburg im Breisgau und der dortigen Kartause unterhielten, so ist nicht ausgeschlossen, dass diese Stiftung von Anfang an für jene Stadt bestimmt war, um so mehr, als der Basler Bürger Hans Oberriedt, seit 1496 verheiratet mit Amalia Zscheckenbürlin, nicht nur längere Zeit in Freiburg wohnte, sondern auch den berühmten Holbein-Altar in die Universitätskapelle des Münsters stiftete.[156]) Für Johannes Widmann und Margaretha Spilmann als Donatoren der dreiteiligen Glasgemäldegruppe mit der Madonna zwischen Johannes d. T. und St. Margaretha (Katalog Nr. 9—11) in unsere Kartause spricht nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, dass sie Basler waren, und es lassen sich höchstens Beziehungen von ihnen zum Kloster St. Blasien im Schwarzwald kombinieren. Wenn aber die Identifizierung Mone's zutrifft, wonach Widmann von Battmaringen[157]) stammte und seine Frau von Breisach gebürtig war, dann wird die Wahrscheinlichkeit, es seien diese Glasgemälde nach Freiburg geschenkt worden, nur um so grösser. Das Wappen auf dem Glasgemälde mit der hl. Ursula (Kat. Nr. 18) wagt Mone nicht mit voller Bestimmheit den Herren von Tannheim bei Villingen zuzuweisen. Aber selbst wenn diese Vermutung sich als richtig erwiese, könnten auch für diese Familie keine Beziehungen zur Basler Kartause nachgewiesen werden. Die Freiherrn von Wangen, genannt nach dem Städtchen Wangen bei Strassburg, als Stifter des Glasgemäldes mit dem Apostel Jakobus d. Ae. (Katalog Nr. 19), waren ein Elsässergeschlecht. Glieder dieser Familie wohnen noch heute in Basel, doch führen die Chroniken der Kartause keine unter ihren Wohltätern auf. Bei dem Fenster, darstellend die hl. Barbara mit dem Wappen der Familie Schnewlin-Gresser, verzichtet selbst Mone

[154]) A. Burckhardt-Finsler, a. a. O., S. 33.

[155]) A. Burckhardt-Finsler, a. a. O., S. 30.

[156]) Vgl. Fr. Kempf und K. Schuster, Das Freiburger Münster, Freiburg 1906, S. 176 ff.

[157]) Diesen Ort konnten wir übrigens in keinem Lexikon finden.

auf den Nachweis von Beziehungen zu unserem Kloster (Katalog S. 16). Dagegen besass dieses berühmte Freiburger Patriziergeschlecht eine eigene, nach ihm benannte Kapelle am Chorumgang des dortigen Münsters mit seinem Wappen am Schlussstein des Gewölbes,[158]) das genau mit demjenigen auf dem Glasgemälde übereinstimmen soll. Ganz besonders für Freiburg als ursprünglichen Bestimmungsort dieser Fenster spricht aber dasjenige mit dem hl. Lambert und dem Wappen dieser Stadt. Da darf man wohl fragen, was noch für Basel übrig bleibt.

Schliesslich haben wir noch die Frage zu beantworten, wer die kunstreichen Meister gewesen sind, welche diese Glasgemälde entworfen haben und wo die Werkstätten standen, aus denen sie hervorgingen.

Wenn aus mehr oder weniger zufällig erhalten gebliebenen Aufzeichnungen auf allgemeine Zustände geschlossen werden darf, dann wurde, zum Unterschied von andern Ländern, in der heutigen deutschen Schweiz die Glasmalerei schon im 15. Jahrhundert fast ausschliesslich von Laien ausgeübt. Immerhin war die Beteiligung von Geistlichen nicht ausgeschlossen, doch mussten diese, wenigstens in Zürich, nach einer Verordnung vom Jahre 1516 die Kunst nach Handwerksbrauch erlernt haben. In Freiburg im Breisgau dagegen waren noch im Jahre 1513 die Glaser genötigt, den Schutz des Rates anzurufen, weil „die geistlichen, desglichen bader, scherer und andere, die nit ires handwercks“ pflegten und es nicht erlernt hatten, ihnen „das brot vor dem munde abschniden“, worauf dann verfügt wurde, man solle Geistliche, die ausserhalb der Klöster und Häuser glasen, dem Rate anzeigen, damit er nach Vermögen diesem Uebelstande abhelfen könne.[159])

Über das Verhältnis der Glaser zu den Glasmalern im 15. Jahrhundert sind wir nur mangelhaft unterrichtet. So viel ist sicher, dass jeder Glasmaler auch einfarbige Fensterverglasungen auszuführen imstande war und dass darum, so lange Glasfenster und Glasgemälde dasselbe bedeuteten, die Ausdrücke Glaser und Glasmaler ebenfalls identisch sein konnten. Glaser wurden aber bei uns auch die Glasbereiter genannt. Nun haben wir schon oben mitgeteilt, dass die bunten Gläser gewöhnlich ein Importartikel, oft aus weiter Ferne, waren. Aber auch das gewöhnliche Fensterglas wurde jedenfalls grösstenteils aus dem Auslande bezogen (Vgl. S. 208). Denn noch im 18. Jahrhundert liess man in Schaffhausen das Glas für die neuen Kirchenfenster in Klosterwald bei Sigmaringen holen (Vgl. S. 272). Da nun der Glasbereitung in der Eidgenossenschaft eine so geringe Bedeutung zukommt, so wird es auch nicht schwer fallen, in den Urkunden die Fälle auszuscheiden, wo mit dem Ausdrucke Glaser ausnahmsweise Glasarbeiter bezeichnet werden. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, zu welcher Zeit Glaser und Glasmaler als zwei getrennte Handwerke angesehen werden müssen. Jedenfalls vollzog sich bei uns diese Trennung im 16. Jahrhundert noch nicht, auch wenn nicht übersehen werden darf, dass in dem Masse, als das Bedürfnis nach einfachen Glasverschlüssen in Profangebäuden und selbst in den Wohnungen des hablichen Bürgers und Handwerksmeisters wuchs, was in unseren Landen etwa seit 1480 der Fall war, auch das Arbeitsfeld für die Glaser sich derart ausdehnte, dass es selbst Leuten eine Existenz ermöglichte, die weder zeichnen noch malen konnten. Schliesslich kommen wir noch auf das Verhältnis der Glasmaler als Handwerker zu den Malern zu sprechen. Dass man zwischen Malern als Handwerker und Künstler zu dieser Zeit keinen Unterschied machte, ist bekannt. Ein wesentlicher Unterschied

[158]) Vgl. Kempf und Schuster a. a. O., S. 183 ff.

[159]) Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. XVI., S. 162/65.

zwischen Malern und Glasmalern bestand aber darin, dass das Ansehen der Maler in dem Masse wuchs, als sie verstanden, Bilder zu erfinden, die dargestellten Objekte richtig zu zeichnen und schliesslich in glühenden Farben und vollendeter Technik zu malen. Dabei verzieh man dem glänzenden Koloristen gern die Mängel in der Zeichnung der Figuren, man denke nur an Matthias Grünewald, verstand es aber auch sehr wohl, den Wert formvollendeter Zeichnungen zu schätzen. Vom Glasmaler verlangte man dagegen vor allem eine sprühende Farbenwirkung seiner Gläser und rechnete es seinen Arbeiten nicht zum Nachteil an, wenn sie von ihm weder erfunden noch entworfen worden waren. Im Gegenteil, je besser er vermochte, mit seinen bunten Gläsern die Werke berühmter Tafelmaler nachzuahmen, desto höher stand auch sein Ruhm. Denn abgesehen davon, dass man die technischen Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hatte, recht wohl zu würdigen wusste, suchte man die künstlerischen Qualitäten des Glasbildes viel weniger in der Originalität der Erfindung, als in der Technik. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schreibt der Strassburger Dominikaner Johannes Tauler vom Maler: „wenn er für sich ein hübsch Bild machen will, so beschaut er zuvor ein ander wohlgemaltes Bild gar eben und zeichnet alle Punkte und Linien desselben auf eine Tafel und alsdann formiert er sein Bild danach, so treulich er kann“. Und noch die Klosterfrau zu St. Katharina in Nürnberg, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Schriftchen über die Glasbereitung verfasste, rät: „Item, wenn du wilt vensster machen mit gemoltem (ferbtem) Glas, Es sey pild oder Gewechs oder woben (Wappen) wellerley das ist, So mustu dir das lassen entwerffen auf papir einen maler, was oder wie du das machen wilt, und das legstu für dich auf die bang (Arbeitstisch) und darauf mustu das Glas fügen (schneiden).“[160]) Infolgedessen blieb die Glasmalerei auch in der Folge die eifrige Nachahmerin der Tafelmalerei und ging an diesem Bestreben schliesslich zugrunde.

Zur Zeit der Entstehung unseres Glasgemäldescyklus, d. h. zu Anfang des 16. Jahrhunderts, schlugen die Glasmaler in unseren Städten hei Anfertigung ihrer Arbeiten verschiedene Wege ein. Für solche, die hoch bezahlt wurden, liess man zuweilen die Entwürfe bei guten Malern neu machen und begnügte sich mit deren Übertragung auf Glas. Für gewöhnliche Arbeiten half man sich nach Umständen. War der Glasmaler im stande, nicht nur zu kopieren, sondern wenigstens selbst zu kombinieren, so holte er sich seine Motive überall, wo sie zu gebrauchen waren: in Holzschnitten, Kupferstichen und im Buchschmuck überhaupt, aber auch auf den Tafelbildern, wo immer solche zu treffen waren, und sparte dadurch sein Geld. Ganz besonders vorteilhaft war es aber, wenn man einen ansehnlichen Vorrat von guten Vorlagen besass, die sich leicht, den Wünschen der Besteller entsprechend, variieren liessen. Diesem Bedürfnisse kamen Maler und Reisser, d. h. die berufsmässigen Bücherillustratoren entgegen, indem sie derartige Arbeiten, bei uns Scheibenrisse genannt, auf Lager anfertigten. Nur selten wurden sie auch koloriert, weil sie nicht von Fachleuten angefertigt waren und weil eine Kolorierung, die vom Glasmaler nicht ausgeführt werden konnte, keinen Wert hatte.[161]) Dagegen gaben die Glasmaler sehr oft auf den einfacheren Rissen die Farbe der Gläser an, die der Besteller ausgewählt hatte, So wurden diese Scheibenrisse zu einem Handelsartikel, den man aber nicht immer aus erster Hand von dem Zeichner erwarb. Vielmehr verkauften die Meister die Risse einander unter sich und sogar ihren Gesellen, wenn sie Geld notwendig hatten,

[160]) Neu herausgegeben von Oidtmann, a. a. O., S. 60 ff.

[161]) Dass in anderen Ländern bei gewissen Aufträgen anders verfahren wurde, zeigt Oidtmann, a. a. O., S. 143.

und das war bei den Glasmalern sehr oft der Fall. Dadurch wurden diese Vorlagen zum Werkstattinventar, das man fleissig abzeichnete oder kombinierte, wenn es verbraucht war, an andere Orte verhandelte, und das sich beim Tode des Besitzers auf die Nachfolger vererbte. Bedenkt man dabei noch, welch flottantes Volk die Glasmaler waren, dann bekommt man einen Begriff davon, wie schwierig es ist, die noch erhaltenen, unsignierten Glasgemälde bestimmten Meistern zuzuweisen.

Mone hat unsern Glasgemäldecyklus in zwei Gruppen geteilt und die eine (Katalog Nr. 1—11) Hans Holbein dem Jüngern zugewiesen, die andere Hans Baldung, genannt Grien (Katalog Nr. 12—25). Andere Autoren sind ihm darin gefolgt. Selbst die kritisch weit höher stehende Arbeit von A. Burckhardt-Finsler vermag sich dieser vorgefassten Meinung nicht ganz zu entziehen.

Seit dem Jahre 1514 oder bestimmt seit 1515 arbeitete Holbein in Basel, zunächst als Gehilfe, seit 1519 als Meister. Er zeichnete, wonach die Nachfrage am grössten war: Titelbilder für die Buchdrucker mit allegorischen, mythologischen und historischen Darstellungen, Initialen-Alphabete, Buchdrucker-Signete, Scheibenrisse für die Glasmaler, Vorlagen für die Goldschmiede, kurz alles, was verschiedene ansässige Handwerker für die künstlerische Betätigung ihres Berufes brauchten. Daneben gingen zahlreiche Blätter mit den Buchdrucken hinaus in die Fremde. Sie wurden benützt, wie die Handwerker es damals gewohnt waren: jeder nahm daraus, was ihm gefiel und was er gerade brauchte. Viel von diesem Material ist im Verlaufe der Zeit in den Werkstätten verbraucht worden und uns dadurch für immer verloren gegangen, anderes ist uns durch mehr oder weniger Zufall erhalten geblieben und bildet heute einen geschätzten Bestand der Kunstmuseen und Kupferstichkabinette, für die es nie bestimmt war. Denn das wissenschaftliche und künstlerische Interesse, welches wir ihm entgegenbringen, war unsern Voreltern fremd. Wohl wussten die bessern Handwerksmeister recht wohl zwischen guten und minderwertigen Blättern zu unterscheiden, doch waren für sie beide lediglich Gebrauchsartikel zu praktischen Zwecken, die man erwarb, um etwas damit zu verdienen. Wenn aber ein junger Mann das ganze Jahr erfinden und zeichnen muss, um sein tägliches Brot zu verdienen, dann geht vieles unter seiner Hand weg, Besseres und Minderwertiges. Dafür durchdringt aber auf diese Weise seine Kunst die Masse ganz anders, als wenn er jährlich nur wenige Kunstwerke schafft. Wir dürfen darum annehmen, dass seit dem Jahre 1515 Holbein'sche Kunst immer häufiger in den Werkstätten anzutreffen war, sei es in besseren und geringeren Originalblättern, oder in guten und schlechten Kopien solcher, in blossen Skizzen einzelner Details oder in Nachzeichnungen des Buchschmuckes. Dazu gesellte sich eine bunte Gesellschaft anderer Blätter: Kupferstiche, Holzschnitte u. dgl. von allen Meistern, deren Kunst man schätzte. So war es um das Vorlagematerial in den damaligen Glasmalerwerkstätten bestellt, und so sieht es zum Teil auch heute noch darin aus, nur dass die alten Originale durch die billigeren Vorlagewerke ersetzt sind.

Und diesem Schatz der mannigfachsten Formen- und Figurenwelt enthoben die Meister die Vorbilder für ihre Arbeiten in allen Fällen, wo es sich nicht um Arbeiten handelte, für die eigene Vorlagen bei den Reissern und Malern bestellt worden waren. Wenn aber Meister und Gesellen wanderten, so nahmen sie dieses Material mit sich, manchmal als ihr einziges Vermögen. Darum kann auch schon gleich nach dem Jahre 1515 gerade in den Arbeiten eines so abhängigen Kunsthandwerkes, wie der Glasmalerei, der Einfluss Holbein'scher Entwürfe sich geltend machen, die in Freiburg, Strassburg, Zürich oder in noch viel weiter von Basel entfernten Städten entstanden und uns zufällig erhalten blieben, ohne dass deswegen an eine direkte Beteiligung des Meisters bei ihrer Entstehung gedacht werden darf.

Wie sollte es da befremden, wenn in unserem Cyklus von so hervorragenden Glasmalereien Anklänge an Holbein'sche Arbeiten herausgefunden werden. Dagegen hat man bis heute umsonst versucht, die direkte Vorlage auch nur eines dieser Glasbilder unter dem Nachlasse des grossen Meisters nachzuweisen. In dieser Beziehung steht es mit einigen kleineren Werken viel besser.

Fig. 36.

Scheibenriss, angeblich von Hans Holbein d. J., in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.

Der Kreuzgang von Wettingen birgt unter seinen zahlreichen Glasgemälden zwei Kabinettscheiben von hervorragender Zeichnung und Farbenpracht, die zweifellos in Basel entstanden und zwar in der Werkstätte des Meisters Antony. (Vergl. S. 298.) Das eine mit Darstellung der

Heiligen Petrus, Anna selb dritt und Barbara ist eine Stiftung des Mönches Georg Brunner, um das Jahr 1519 oder früher gemalt (Fig. 39), das andere mit den Heiligen Barbara und Magdalena, eine solche des Grosskellners Andreas Wengi aus dem Jahre 1517. Zu diesem ist der Scheibenriss in der öffentlichen Kunstsammlung in Basel noch vorhanden und bis jetzt immer für eine Arbeit Hans Holbeins d. J. ausgegeben worden (Fig. 36). Vergleichen wir die hl. Barbara auf dieser Zeichnung mit der hl. Helena der Douglas'schen Sammlung (Fig. 38 links), so wird man ohne Zweifel eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Figuren herausfinden, namentlich in der faltenreichen Behandlung der Kleider, in den Inschriften auf den Miedern, die Hans Holbein eigentümlich sind, ja sogar in der Gesichtsbildung. Und dennoch wird die hl. Helena Hans Baldung Grien zugeschrieben. Viel grösser aber ist noch die Ähnlichkeit, namentlich in Bezug auf den schmerzhaften Gesichtsausdruck, hervorgerufen durch die eigenartige Zeichnung des Mundes, zwischen der hl. Magdalena auf dem Scheibenrisse (Fig. 36 rechts) mit der Mater dolorosa von Hans Baldung in der Douglas'schen Sammlung (Fig. 38 rechts) und geradezu auffallend die zwischen dieser letztern und dem ungefähr gleich grossen Glasgemälde mit der gleichen Darstellung in den Hochfenstern des Chores im Münster zu Freiburg[162]) (Fig. 37). Und wie innig verwandt sind in der ganzen Auffassung die hl. Barbara auf dem Glasgemälde in Wettingen (Fig. 39), dem ebenfalls ein Holbeinischer Riss als Vorlage gedient haben dürfte, und die hl. Margaretha (Fig. 40) auf dem schönen, dreiteiligen Fenster des Dr. Johannes Spilmann (Katalog Nr. 9, 10, 11). Dabei vergleiche man auch den übereinstimmenden Charakter der architektonischen Bekrönungen auf dem Scheibenrisse (Fig. 36) und auf diesem Glasgemälde. In ähnlicher Weise würden sich selbst in diesem kleinen Bilderkreise noch manch andere gegenseitige Beziehungen finden lassen. Daraus darf aber höchstens geschlossen werden, dass uns hier Arbeiten von Glasmalern erhalten blieben, die sowohl die Werke von Hans Holbein d. J. als Hans Baldung kannten und benutzten. Wenn man dagegen das schöne Fenster mit St. Wolfgang (Fig. 38 Mitte) zu Holbein in direkte Beziehung bringen wollte, dann hätte man bedenken sollen, dass der Stifter desselben, Morand von Brunn, schon 1513 starb, demnach mindestens ein Jahr bevor sich die ersten Spuren dieses Meisters in unserem Lande nachweisen lassen.

Fig. 37.
Mater dolorosa im Hochchor des Münsters zu Freiburg i. Br.

Endlich sei uns auch noch ein Wort über die grosse Kreuzigungsgruppe (Fig. 37) und die wahrscheinlich vom gleichen Meister angefertigten Fenster mit dem Schmerzensmann und der Schmerzensmutter gestattet (Katalog Nr. 4 und 5), sämtlich im historischen Museum zu Basel. Schon eine flüchtige Besichtigung lässt darüber keinen Zweifel entstehen, dass diese farbenprächtigen,

[162]) Der Verfasser benützt diesen Anlass, um Hrn. Prof. Fritz Geiges in Freiburg für die bereitwillige Überlassung seiner Glasgemälde-Photographien aus dem dortigen Münster den verbindlichsten Dank auszusprechen.

aber in der Zeichnung etwas harten Glasmalereien nicht aus der gleichen Werkstätte stammen können, wie die andern. Man hat sich bemüht, auf der Kreuzigungsgruppe in den Details einzelne Anklänge an Holbein'sche Werke zu finden. Geben wir zu, es sei dies gelungen, so handelt es sich doch gewiss nur um reine Zufälligkeiten. Denn bei einer unbefangenen Betrachtung dieser Darstellungen wird jeder, der die Werke der schweizerischen Glasmalerei jener Zeit kennt, das Gefühl nicht los werden, dass ihnen etwas Fremdartiges innewohnt. Glücklicherweise blieben so viele Handzeichnungen von den in der Eidgenossenschaft tätigen Meistern erhalten, dass wir über das Aussehen, die Tracht und Bewaffnung unserer Voreltern sehr gut unterrichtet sind. Aber wie ganz anders sehen unsere Kriegsgesellen aus, als die auf diesem Bilde dargestellten mit ihren langen, herabhängenden Schnäuzen, ihren unmöglichen Rüstungen und wenigstens teilweise eigenartigen Waffen. Wohl lässt sich nicht leugnen, dass gerade der ältere Holbein eine gewisse Vorliebe für solch' phantastische Krieger hatte, und auch bei Ambrosius finden sich hie und da Gestalten in eigentümlich antikisierender Ausstattung, wie z. B. der Basilius auf der Darstellung der Gründung Basels.[163]) Selbst Hans Holbein d. J. ist in seinen ersten Jahren nicht ganz frei von ähnlichen missglückten Versuchen. Allein wie viel naturwahrer sind dessen Söldnerknechte im Vergleich zu diesem fremdartigen Volk mit seinen gesteppten Wämsern, eigenartigen Beinkleidern und aufgebundenen Baretten. Und wenn wir auf Details eintreten wollen, so muss sofort auffallen, dass die langen Spiesse mit den breiten Klingen keine schweizerischen Waffen sind, noch viel weniger der ausgesprochen burgundische Dolch, den einer der beiden um den Rock des Heilandes würfelnden Kriegsknechte trägt und den Holbein, dem wir die prächtigen Entwürfe zu unseren charakteristischen Schweizerdolchen verdanken, nie so gezeichnet hätte. Viel grösser ist dafür die Verwandtschaft dieser Glasgemälde zu jenen in der Kirche von Brou bei Bourg en Bresse, unweit Genf, welche Margarete von Österreich, Statthalterin der Niederlande, um das Jahr 1525 durch flämische Künstler entwerfen liess, d. h. ungefähr zur gleichen Zeit, als auch diese Kreuzigungsgruppe entstand. Wir werden darauf später zurückkommen.

Gegen Basel und gegen die alte Eidgenossenschaft als Entstehungsort dieser Glasgemälde sprechen aber noch ganz andere Gründe. Unter der gesamten grossen Hinterlassenschaft von Glasmalereien aus den Gebieten der XIII alten Orte wird man seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts selten ein Stück finden, das die Grösse eines Fensterfeldes, d. h. zirka 80 cm Höhe im Maximum übersteigt, sei es in Kirchen, Kreuzgängen oder Profanbauten.[164]) Und bei allen ohne Ausnahme wird Wappen, Figur oder bildliche Darstellung in einen Rahmen aus Architektur, oder aus Ast- und Blattwerk eingeschlossen. Diese Formengebung war die Folge der Verweltlichung der Glasmalerei, welche seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zufolge der rasch zunehmenden Sitte der Fenster- und Wappenschenkung in Rats- und Schützenhäuser, in Zunftstuben und Wirtshäuser, daneben aber auch in die Privatwohnungen die früher ausschliesslich kirchlichen Zwecken dienende Kunst in ihren Bann zog, und dafür einen besonderen nationalen Typus ausbildete. Dieser trug in erster Linie dem Bedürfnisse von Glasgemälden als Fensterzierden für Profanbauten Rechnung. So kam es. dass man sehr bald selbst bei grossen Stiftungen in Kirchen, die ein ganzes Fenster füllten, auf eine durchgehende Komposition zu gunsten einzelner, in sich abgeschlossener Bilder

[163]) Handzeichnungen schweiz. Meister des 15. bis 18. Jahrhunderts, I. Serie, Blatt 22.

[164]) Eine Ausnahme macht das Erlachfenster von 1515 in der Kirche von Jegenstorf, vgl. Fig. 36.

verzichtete, von denen jedes auch für sich allein bestehen und sogar für profane Zwecke verwendet werden konnte. Ein glänzendes Beispiel dafür gibt uns das prachtvolle Basler Wappenfenster, das die Stadt etwa fünfzehn Jahre nach ihrem Eintritte in den Bund der Eidgenossen dem mächtigen Nachbar Bern in die Kirche von Jegenstorf schenkte (Fig. 43). Trotz der scheinbaren Zufälligkeit in der Zusammenstellung dieser sechs in sich abgeschlossenen Glasmalereien, liegt ihnen doch ein sehr wohl durchdachter Plan zugrunde: Der Ehrenplatz wird in den beiden obersten Feldern der Himmelskönigin, der Patronin des Bistums Basel, eingeräumt. Darunter steht Kaiser Heinrich, der Standespatron; ihm zur Seite ein flotter Pannerträger, der Vertreter des siegreichen, kraftbewussten Bürgertums, und schliesslich drückt der Rat gleichsam in den untersten Feldern durch die Anbringung des von Basilisken gehüteten Stadtwappens der Schenkung noch sein offizielles Siegel auf. Man sieht daraus deutlich genug, wie sehr in unsern Landen zu Beginn des 16. Jahrhunderts selbst in Gotteshäusern die kirchliche Kunst der bürgerlichen und staatlichen weichen musste. Sogar die monumentale Wandmalerei wurde zuweilen in den Bann dieser Kompositionsweise gezogen, wofür die eine Seite der reizenden Kapelle im Coraggioni-Haus zu Luzern, auf der sich ein Glasgemäldebild an das andere reiht, ein deutlich sprechender Zeuge ist.

Fassen wir unsere Ausführungen zusammen, so geht mit Bezug auf die Heimatberechtigung dieses ehemals Douglas'schen Glasgemälde-Cyklus mit aller Wahrscheinlichkeit hervor, dass für denselben in der Basler Kartause kein Platz war und er darum auch nicht in dieselbe gestiftet worden sein konnte, dass Wappen und Inschriften der Donatoren auf demselben viel eher nach Freiburg i. Br. hinweisen, als nach Basel, dass von den erhalten gebliebenen Glasgemälde-Entwürfen Hans Holbeins d. J. nicht ein einziger mit ihnen in engere Beziehung gebracht werden kann, sondern dass diese Glasmalereien sich vielmehr zufolge ihrer Grösse und Komposition zu den damals in den Landen der Eidgenossen angefertigten Arbeiten, die alle ihre ausgeprägt nationale Eigenart tragen, in einen gewissen Gegensatz stellen.

Wie viel günstiger sprechen dagegen alle Umstände für Freiburg im Breisgau, als die Heimat dieser Kunstwerke. Dort wurden seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts die grossen Fenster der Kapellen des Chorumganges mit monumentalen Glagemälden im Stile der jugendlichen Renaissance, zum Teil urkundlich verbrieft nach Entwürfen von Hans Baldung Grien, geschmückt, zu deren Stiftern Kaiser Maximilian I., Philipp I. von Spanien und Kaiser Karl V. zählten; dort entstand in den Fenstern des Hochchores während der Jahre 1511—1513 durch die Glasmaler Hans von Ropstein, Jakob Wechtlin und Diedrich Fladenbacher die lange Reihe einzelner Heiligengestalten von ungefähr gleicher Grösse und gleicher Art, wie die der Sammlung Douglas, — nur weniger fein in der Ausführung, weil sie für eine Wirkung auf grosse Distanz berechnet waren, — dort hatte die kirchliche Glasmalerei noch grosse und lohnende Aufgaben zu erfüllen und dort konnten darum auch zu dieser Zeit in oberdeutschen Landen noch monumentale Glasmalereien von der künstlerischen Bedeutung des ehemals Douglas'schen Cyklus entstehen.

Inhaltsverzeichnis.

St. Gallen 269 (115)
Schaffhausen 270 (116)
Basel 272 (118)
Basels Kunstbestrebungen im 15. Jahrhundert 272 (118)
Seine Bürgerschaft 275 (128)
Das Münster 276 (122)
St. Theodor 281 (127)
Die Kartause in Kleinbasel 282 (128)
Die Glasgemälde in der Kirche 282 (128)
Die Glasgemälde-Schenkungen in die Kreuzgänge zur Zeit des Konzils 285 (131)
Sakristei und Kapitelsaal 292 (138)
Die Bedeutung der Kartause für die Sitte der Fenster und Wappenschenkung . . 293 (139)
Die späteren Glasgemäldeschenkungen in die Kreuzgänge 294 (140)
Prior Hieronymus Zscheckenbürlin und seine Klosterbauten 296 (142)
Die letzten Schicksale der Kartause und ihrer Glasgemälde 298 (144)
Glaser und Glasmaler zu Basel im 15. Jahrhundert 301 (147)
Die ehemalige Douglas'sche Glasgemäldesammlung auf Schloss Langenstein 303 (149)
Die Herkunft dieser Sammlung. 304 (150)
Die beiden Hans Holbein d. J. und Hans Baldung zugeschriebenen Cyklen 304 (150)
Über den ursprünglichen Standort derselben 307 (153)
Die Beziehungen ihrer Stifter zu Basel und Freiburg i. Br. 309 (155)
Die Hersteller der beiden Glasgemäldecyklen 310 (156)
Glasbereiter, Glaser, Glasmaler und Maler 310 (156)
Über den Entstehungsort der Kreuzigungsgruppe 315 (161)
Das grosse Basler Wappenfenster in der Kirche von Jegenstorf 316 (162)
Freiburg i. Br. als Entstehungsort des ehem. Douglas'schen Cyklus 316 (162)

Zur

Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz.

II. Teil:

Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert.

2. Hälfte, 2. Abschnitt:

Solothurn, das Gebiet des Bischofs von Basel und die Grafschaft Neuenburg.

Von

Hans Lehmann.

Mit 24 Illustrationen.

Zürich.
In Kommission bei Beer & Co.
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 4804
1910.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVI, Heft 7.

IV. Solothurn.

Nicht weniger als zweiundzwanzig Belegstellen aus älteren Autoren führt der gelehrte und für seine Vaterstadt begeisterte Ratschreiber Franciscus Haffner in der Beschreibung Solothurns zum Beweise dafür auf, dass dieser Ort schon zu Abrahams Zeiten, zwanzig Jahre nach der Stadt Trier und 1234 vor der Stadt Rom erbaut worden sei und sich darum in helvetischen Landen nur das um zehn Jahre jüngere Zürich mit ihm an Alter messen dürfe.[165]) In der Tat weisen die Traditionen von der Entstehung dieser beiden Schweizerstädte verschiedene Berührungspunkte auf, die, auch wenn sie zum Teil auf legendarischer oder sagenhafter Überlieferung fussen, doch nicht jedes historischen Kernes entbehren. An den Wasserläufen der Aare und Limmat gelegen, die seit vorhistorischen Zeiten die Waren aus Oberitalien, nach Überschreitung der Pässe im Osten und Westen der Zentralalpen, durch fruchtbares Gelände nach dem Rheine weiter führten, waren beide Plätze schon lange besiedelt, als die Römer ihre günstige Lage benutzten, um die Flüsse an diesen Stellen zu überbrücken und die Übergänge durch Kastelle zu sichern, wobei die Ansiedlung, welche an Stelle des heutigen Solothurn aufgeblüht war, sogar den gebieterischen Anforderungen dieses militärischen Schutzes zum Teil wieder weichen musste.[165a]) Und als dann das Christentum auch nordwärts der Alpen festen Fuss gefasst hatte, verklärten beide Orte die Martyrien vornehmer Mitglieder der thebäischen Legion, deren Ruhm zu Zeiten beinahe den der Apostel verdunkelte. Dadurch wurden Zürich und Solothurn als Kultusstätten heiliger Leiber: des Geschwisterpaares Felix und Regula und der tapferen Offiziere Ursus und Victor, zu Wallfahrtsorten, denen Pilgerscharen aus weiten Landen zuströmten. Um beide Städte schlingt das Immergrün des Karolingischen Sagenkreises seine Ranken, baut königliche Pfalzen und lässt Mitglieder des erlauchten Herrscherhauses Kirchen gründen. Aber während uns schon ein Schriftwerk aus dem 9. Jahrhundert die Pracht der farbenstrahlenden Fenster in dem von Ludwig dem Deutschen erbauten Gotteshause der Fraumünsterabtei zu Zürich schildert,[166]) weiss die Überlieferung von einem ähnlichen Schmucke der angeblich von Werthrada, der Gemahlin Pipins und Mutter Karls des Grossen gegründeten St. Ursenkirche in Solothurn nichts zu melden. Doch wenn uns auch kein glücklicher Zufall eine solche Kunde aufbewahrt hat, bleibt damit keineswegs ausgeschlossen, dass dieses Gotteshaus wenigstens nach seinem Umbau, den die Königin Bertha, Gemahlin Rudolfs II. von Hochburgund, begonnen

---

[165]) Dess kleinen Solothurnischen Schaw-Platzes Zweyter Theyl: Begrifft in sich ein kurtze Beschreibung Der Statt Solothurn etc. Verfasst durch Franciscum Haffner alt-Stattschreibern etc. Solothurn, 1666, S. 4 ff.

[165a]) E. Tatarinoff, Die neue römische Inschrift vom Storchenplatz. Soloth. Tagblatt v. 6. Nov. 1909.

[166]) Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, a. a. O., Bd. XXVI, S. 161.

und ihr Enkel, Rudolf III., 1032 vollendet haben soll, sich eines solchen Schmuckes erfreute. Immerhin schweigen sich auch die späteren Nachrichten über diese Kirche, welche im Laufe der Jahrhunderte teils infolge von Missgeschicken oder, um vermehrten Ansprüchen zu genügen, recht oft baulich verändert wurde, bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts darüber vollständig aus.[167]) Das muss um so mehr befremden, als nach erhalten gebliebenen Aufzeichnungen man zum Schmucke ihres Innern die Mittel im allgemeinen nicht sparte und es ihr auch nie an freigebigen Gönnern fehlte. Erst aus dem Jahre 1546 erfahren wir, dass auf Ansuchen des Kapitels Schultheiss Niklaus von Wengi, Alt Schultheiss Urs Schluni und Junker Hieronymus von Luternan die Fenster des neuerbauten Chores mit Glasgemälden und ihren Wappen schmückten. Sie dürften aber schon zum Teil einem Unwetter des Jahres 1547 zum Opfer gefallen sein[168]) und was späteren Generationen noch erhalten blieb, wurde im Jahre 1762 beim Abbruche der alten Kirche verkauft oder verschleudert.[169])

An dieser Hintansetzung künstlericher Unternehmungen zugunsten anderer mögen, wie in Zürich, nicht zum mindesten die politischen Zustände beigetragen haben. Da die kleine Reichsstadt neben der zielbewussten Politik des stärkeren Bern zur Vergrösserung ihrer Macht wenig Raum fand, war sie um so mehr darauf bedacht, an der Seite des starken Nachbars sich zunächst Österreichs, als des gemeinsamen Feindes, zu erwehren. Dieses Bestreben führte sie schon im Jahre 1318 zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit den befreundeten Städten Freiburg, Bern, Murten und Biel, und es ist darum kein Zufall, wenn wir in den künstlerischen Bestrebungen dieser Orte später manche Berührungspunkte finden, obschon ihre politischen Interessen nicht ununterbrochen den gleichen Zielen zustrebten. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts war Solothurn auch mit Basel in engere Beziehungen getreten, und infolge der Vereinigung Berns mit Zürich zu Beginn des Jahres 1423 wurden nun wirklich auch die engeren Bande mit der Limmatstadt geschlossen, welche die Sage schon viel früher geknüpft hatte. Doch war die Österreich freundliche Politik Zürichs um die Mitte des 15. Jahrhunderts zunächst nicht zu einer dauernden Annäherung geeignet. Um so enger schloss sich Solothurn dafür der burgundischen Politik Berns an, durch die es selbst in freundschaftliche Beziehungen zu Savoyen trat. Nur zu bald hatte es aber auch die unangenehmen Folgen dieses Anschlusses zu tragen, indem es an Berns Seite in vorderster Linie in den Krieg mit Burgund hineingezogen wurde. Nach dessen ruhmvoller Beendigung durfte sich die Stadt zwar in die reiche Beute der Sieger teilen, von der heute noch ihr Zeughaus einige Prunkstücke aufbewahrt, musste dafür aber schon im Januar 1480 wieder ihre Kriegsharste den Bundesgenossen für deren Unternehmungen auf der Südseite der Alpen zur Verfügung stellen. Trotzdem weigerten sich die Länderkantone, als Lohn für die geleisteten treuen Dienste die Stadt in den Bund der Eidgenossen aufzunehmen und erst, als ein versöhnlicherer Geist auf der Tagsatzung zu Stans die Oberhand gewann, wurde, gemeinsam mit Freiburg, wenigstens dessen Angliederung an den Bund beschlossen. Doch brachte dieses Ereignis Solothurn nicht die gewiss von Vielen mit Sehnsucht herbeigewünschte Ruhe.

[167]) P. Urban Winistörfer. Beschreibung des alten St. Ursen-Münsters zu Solothurn. Neujahrsblatt des Kunstvereins von Solothurn 1855. — J. R. Rahn, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn. Zürich 1893, S. 196 ff.

[168]) Haffner, a. a. O., S. 232: „Ein Obrigkeit hat die Fenster zu den Barfüssern, welche durch das Wetter gantz beschädiget, so wol in der Kirchen als Closter wider machen und einsetzen lassen, wie auch in der Kirchen zu St. Ursen". Ebenso musste der Schaden, den das Wetter in der Probstei angerichtet hatte, mit grossen Kosten repariert werden.

[169]) J. Amiet, Solothurns Kunstbestrebungen vergangener Zeit und dessen Lucasbruderschaft. Neujahrsblatt des soloth. Kunstvereins 1859, S. 12.

Fig. 44. Darstellung aus einer Heiligenlegende.
Erlachkapelle im Münster zu Bern.

Fig. 45. Auferstehung Christi.
Erlachkapelle im Münster zu Bern.

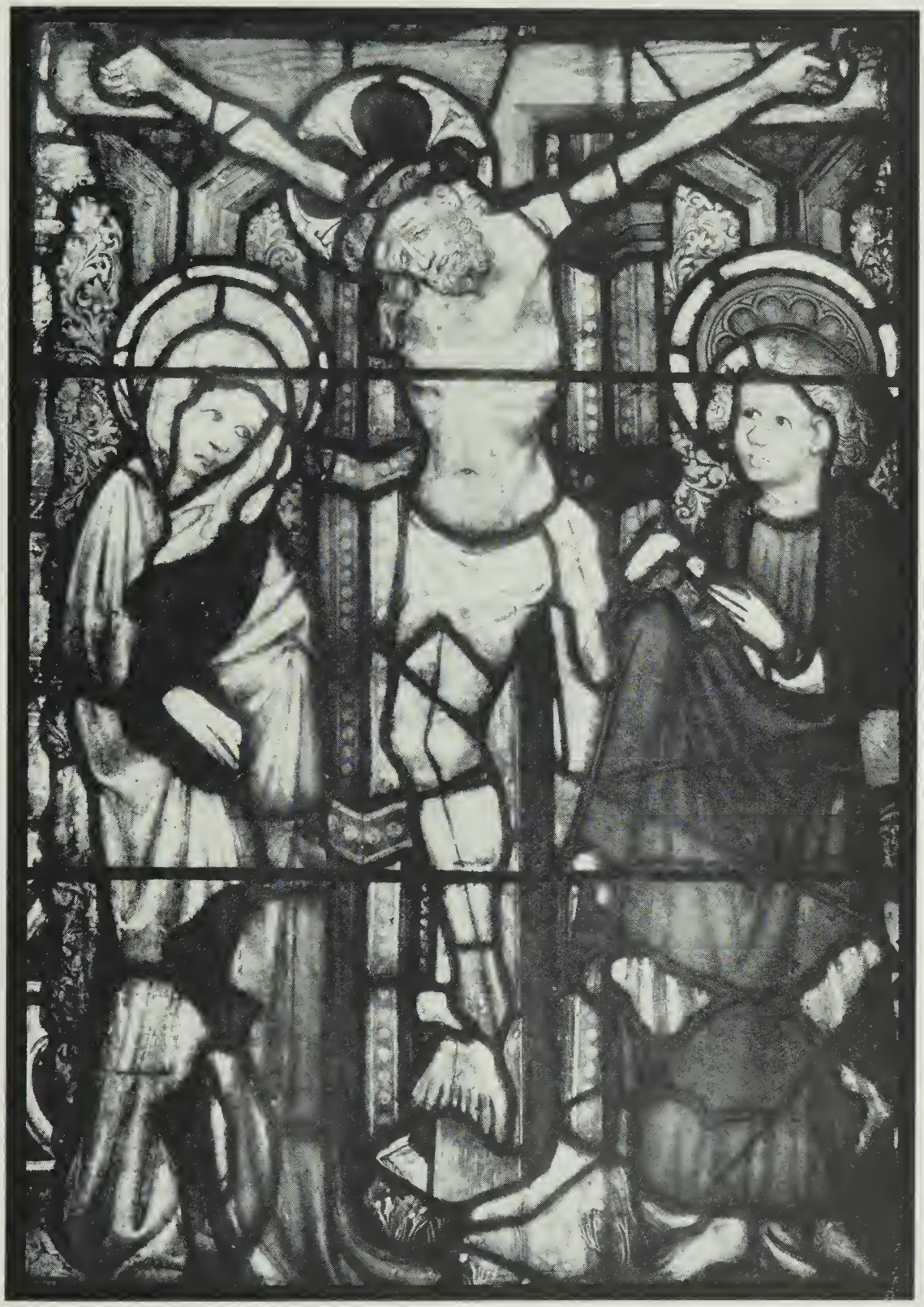


Fig. 46. Kreuzigung.

Erlachkapelle im Münster zu Bern.

Neue Verwicklungen der Eidgenossen mit dem Reiche führten abermals zu einem blutigen Austrag. Zwar schien es eine Zeit lang, als ob der Krieg an der Ost- und Nordgrenze der eidgenössischen Lande und denen ihrer Verbündeten entschieden werden sollte und eine sorgfältige Bewachung und Sperrung genüge, um dem Feinde die Lust zu Einfällen über die Jurapässe zu nehmen. Diese Aufgabe führte Solothurn, unterstützt von Bern und Freiburg, mit viel Umsicht aus. Trotzdem konnte es nicht verhindern, dass Graf Heinrich von Fürstenberg ein wohl ausgerüstetes Heer im Birstale bei Dornach besammelte, um sich damit den Durchpass nach der schweizerischen Hochebene zu erzwingen. Es wären darum Solothurn schwere Tage kaum erspart geblieben, wenn sich nicht der Feind, im Vollgefühle seiner Übermacht zur Sorglosigkeit verleitet, von den durch Zuzug aus Zürich und den Innern Orten verstärkten Grenzbewachungstruppen am 22. Juli 1499 hätte überraschen und schlagen lassen. Damit nahm das Jahrhundert für Solothurn ein ruhmvolles Ende und brachte ihm zwei Jahre später endlich auch die langersehnte Gleichberechtigung mit den ältern Bundesgliedern.[169a])

Fig. 47. Kreuzigung.
Nördliches Chorfenster in der Kirche zu Meltingen, Kt. Solothurn.

Neben der Konsolidierung ihrer politischen Macht war die Stadt während des ganzen 15. Jahrhunderts bemüht gewesen, durch Ankäufe ihr Gebiet zu vergrössern. Eingeklemmt zwischen die Länder der mächtigen Grafen von Thierstein und des Bischofs von Basel im Norden und die des ländergierigen Bern im Süden, dazu

[169a]) E. Tatarinoff, Die Beteiligung Solothurns am Schwabenkriege bis zur Schlacht bei Dornach. Festschrift. Solothurn 1899, S. 3 ff.

mit dem unwirtlichen Gebiete der Juraberge unmittelbar im Rücken, wurde ihr dies recht schwer. Doch versäumte sie nie, wenn sich Gelegenheit zu einer Gebietserweiterung bot, zuzugreifen, wobei ihr die Verarmung der mächtigen Dynastengeschlechter erwünschten Vorschub leistete. So lieh sie auch dem kriegskundigen Grafen Oswald von Thierstein, ihrem Bürger, zu wiederholten Malen ansehnliche Summen und sah es trotzdem nicht ungern, als der Graf an den Wiederaufbau der Hoh-Königsburg im Elsass seine letzten Mittel aufwandte, in der stillen Hoffnung, er werde das stolze Fürstenschloss zum bleibenden Wohnsitze für sein Geschlecht wählen und dafür der Stadt seine Besitzungen im Jura abtreten, eine Spekulation, in der sie sich auch wirklich nicht getäuscht sah.[170])

Bedenken wir, welch grosse Opfer neben den zahlreichen Gebietserwerbungen die vielen Kriegsrüstungen der Stadt zu einer Zeit auferlegten, da sie in ihren Mauern nur eine bescheidene Handwerkstätigkeit ausübte, aber keine gewinnbringenden Industrien wie Zürich, Freiburg und zum Teil auch Bern besass, so wird es uns nicht befremden, wenn während dieser politisch so bewegten Zeit vor dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts für die Entwicklung eines ansässigen Kunstgewerbes der Boden im allgemeinen nur bescheiden vorbereitet werden konnte, das Goldschmiedehandwerk allein ausgenommen.

Nach dem St. Ursenmünster nahm unter den Gotteshäusern der Stadt die Kirche des Barfüsser-Klosters die erste Stelle ein. Im Jahre 1426 hatte man das von Alter presthaft gewordene Gebäude abtragen müssen. Der Wiederaufbau ging, trotzdem auch der Bürgerschaft mildtätige Unterstützung angerufen wurde, und Hans Reich, der Ritter, sowie Peter Reich sich besonders freigebig erwiesen haben sollen,[171]) recht langsam von statten, der beste Beweis dafür, dass trotz alledem nur bescheidene Mittel aufgebracht werden konnten. Erst im Jahre 1466 fand durch den Weihbischof Raimund von Lausanne eine Reconsiliation des Kirchhofes und der Kirche statt.[172]) Ihre Ausstattung scheint, den verfügbaren Mitteln entsprechend, einfach gewesen zu sein. Von einer Stiftung von Glasmalereien erfahren wir bei diesem Anlasse nichts. Dagegen zahlte der Rat im Jahre 1483 einem sonst nicht weiter bekannten Glaser Hans Scher 40 Mark auf das „glasswergk zu den Barfüssen und zu dem niuwen Rathus“ [173]) (Vgl. S. 327). Wahrscheinlich handelte es sich um Arbeiten in das neue Konventgebäude, das am 12. Oktober 1482 vollendet worden war.[174]) Sofern sich darunter auch Glasmalereien befanden, fielen sie jedenfalls schon 1493 dem Brande des Klosters zum Opfer.[175]) Erst im Jahre 1544 soll nach einer Aufzeichnung des Franz Carl von Wallier von Wendelsdorf der Glasmaler Urs Amiet unter anderem auch einige Glasmalereien für Kloster und Kirche der Franziskaner ausgeführt haben und 1558 erhielt er zudem den Auftrag, eine „Tafelen“ für die Barfüsser zu malen.[176]) Diese Fensterzierden dürften aber wenigstens teilweise schon von dem oben erwähnten schrecklichen Unwetter im Jahre 1547 zerschlagen worden sein, das nach den Chroniken nicht nur die Fenster des St. Ursenmünsters, sondern auch die unseres Klosters so arg

---

[170]) Vgl. M. Birmann, Graf Oswald von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechtes. Gesammelte Schriften, Bd. II, S. 282 ff.

[171]) Haffner, a. a. O., II. Teil, S. 147/148.

[172]) J. R. Rahn, a. a. O., S. 213.

[173]) Seckelmeisterrechnungen 1483, S. 147.

[174]) Haffner, a. a. O., Bd. II, S. 191.

[175]) Haffner, a. a. O., Bd. II, S. 193.

[176]) Neujahrsblatt des Solothurner Kunstvereins, 1859, S. 10.

schädigte (Vgl. S. 320). Dafür verliehen der Barfüsserkirche die als Siegestrophäen aus den Burgunderschlachten heimgebrachten Panner einen ebenso farbenprächtigen als vornehmen Schmuck.[177])

Von den Kapellen zeichneten sich zwei durch ein hohes Alter aus, die St. Peterskapelle und die St. Stephanskapelle. Erstere, deren Gründung die Sage der Königin Bertha zuschreibt, wurde 1473 wegen ihrer Baufälligkeit abgetragen und jedenfalls schmucklos genug neu errichtet, da man sie 1666 abermals umbaute. Bei diesem Anlasse dürften allfällige Fensterzierden aus früherer Zeit wohl kaum wieder Verwendung gefunden haben.[178])

Die St. Stephanskapelle auf dem Friedhofe wird urkundlich zum ersten Mal im Jahre 1038 erwähnt, als sie die erlauchte Gesellschaft aufnahm, welche Heinrich III. zum Könige von Burgund erhoben hatte. Leider erfahren wir über ihre Ausstattung vor der Restauration im Jahre 1654 nichts.[179]) Die Gründung anderer Kirchen in dieser Stadt fällt erst in das 16. Jahrhundert, weshalb Forschungen über ihren ehemaligen Fensterschmuck nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit gehören und ältere Kapellen gingen zufolge verschiedener Restaurationen im Laufe der Zeit ihrer früheren Zierden völlig verlustig. Infolgedessen kann es uns nicht befremden, wenn sich heute in der ganzen Stadt kein einziges Glasgemälde mehr vorfindet, das uns Kunde von einem früheren Schmucke der Kirchenfenster mit Glasgemälden innerhalb ihrer Mauern überbrächte.[180])

Von den Klöstern im Gebiete des gegenwärtigen Kantons Solothurn war die alte, während des 15. Jahrhunderts schon verarmte Benediktinerabtei Beinwil im Kriege von 1499 durch die kaiserlichen Truppen eingeäschert und, nachdem sie sich aus dem Schutte kümmerlich neu erhoben hatte, im Bauernaufstande vom Jahre 1525 neuerdings so gründlich ausgeplündert worden, dass sie sich erst wieder erholte, nachdem man sie 1636 mit dem berühmten Wallfahrtsorte Mariastein vereinigt hatte und dort seit 1645 neu aufführen liess. Die jüngere der beiden alten Wallfahrtskapellen, eine Stiftung des Peter Reich von Reichenstein, Schwiegersohn des bekannten Basler Bürgermeisters Arnold von Rotberg, dürfte, der Sitte der Zeit und dem Reichtum ihres Gründers entsprechend, bei ihrer Erbauung um das Jahr 1471 auch einen kostbaren Fensterschmuck erhalten haben, während sich die ältere, in die Felsen eingehauene, unterirdische Gnadenkapelle dafür weniger eignete. Doch musste diese Reichenstein'sche Gründung der neuen Klosterkirche weichen.

Das alte Cisterzienserinnen-Klösterchen Kleinlützel teilte, seit 1486 in ein Augustinerinnen-Kloster umgewandelt, im Jahre 1499 das Schicksal der Benediktinerabtei Beinwil und gelangte, trotzdem es 1505 durch Tausch wieder an die Mutterabtei Lützel gekommen war, nie mehr zur Blüte.

In das weltliche Chorherrenstift Schönenwerd an der Aare hatten schon 1388 die Berner die Brandfackel geworfen. Doch erholte es sich während des 15. Jahrhunderts wieder langsam, so dass 1491 die Kirche reconsiliert werden konnte. Da die Freiherren von Gösgen und nach deren Aussterben die Herren von Falkenstein dem Stifte als dessen Schutzvögte ihre besondere Gunst zuwandten, ist nicht ausgeschlossen, dass sie auch in die Fenster seiner Kirche Glasmalereien stifteten. Denn noch heute legt ein Heiliges Grab Zeugnis davon ab, dass wenigstens Hans von Falkenstein, Landgraf im Aargau, der es im Jahre 1428 errichten liess, die Mittel nicht scheute, um dem Götteshause auch die Weihe eines bescheidenen künstlerischen Schmuckes zu verleihen. Wenn die engere Heimat ihm keine

---

[177]) Weitere Panner wurden im St. Ursenmünster aufbewahrt. Haffner, Bd. II, a. a. O., S. 184.

[178]) Vgl. J. R. Rahn, a. a. O., S. 220.

[179]) J. R. Rahn, a. a. O., S. 221.

[180]) Die beiden kleinen Kapellenfenster im Korridor des Rathauses stammen aus der Kirche von Nendaz im Wallis.

geschickteren Steinmetzen dafür zur Verfügung stellen konnte, so war dies nicht seine Schuld. Dass späterhin die Pröpste sich der Sitte der Fenster- und Wappenschenkung nicht entzogen, beweist heute noch u. a. ein Scheibenpaar in der Kirche von Uerkheim aus dem Jahre 1520, wo die Propstei bis 1541 die Kollatur besass.[181]) Da diese Glasmalereien aber zweifellos Arbeiten des Berner Meisters Hans Funk sind, der um dieselbe Zeit auch für das benachbarte Kloster St. Urban und das Chorherrenstift Zofingen tätig war, so sprechen auch diese Umstände nicht für die Anwesenheit tüchtiger Glasmaler zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Solothurn.[182])

Auch eine Umschau nach alten Glasmalereien in den Kirchen zu Stadt und Land auf dem Gebiete des Kantons Solothurn liefert nur spärliche Ergebnisse. Eine Hauptschuld daran dürften die zahlreichen Renovationen und Umbauten tragen, denen sie während des 17. und 18. Jahrhunderts unterworfen wurden und die vielfach mit den alten Beständen an Glasgemälden aufräumten. Denn die vielen erhalten gebliebenen Aufzeichnungen von Glasgemäldespenden in die Kirchen dieser Gebiete beweisen genügend, dass die solothurnischen Gotteshäuser nicht minder reich mit solchen Kunstwerken geschmückt waren, als die anderer Landesgegenden, und die wenigen noch erhalten gebliebenen Stücke zeigen, dass deren Qualität nicht hinter den besten Leistungen der zeitgenössischen Glasmalerei zurückblieb. Da sie aber bis auf eine Ausnahme der Kabinettmalerei angehören, fallen sie nicht mehr in die Rahmen dieser Arbeit.[183]) Nur ein Gotteshaus macht eine Ausnahme, die auf einem Hügel über dem Dorfe Meltingen gelegene Wallfahrtskirche Maria im Haag. Der heute noch stehende Bau wurde auf Veranlassung des Ritters Hans Imer von Gilgenberg, der zur Zeit des Schwabenkrieges Bürgermeister von Basel war, und seiner Gemahlin Agathe von Breitenlandenberg zum Gedächtnisse an die wunderbare Auffindung eines Marienbildes zu Anfang des 16. Jahrhunderts errichtet.[183a]) Er trat an die Stelle eines älteren, der uns urkundlich bezeugt wird, und aus dem wohl auch die derbe Kreuzigungsgruppe (Fig. 47) in den Neubau herübergenommen wurde, welche heute noch ein Fenster an der nördlichen Schrägseite des Chors ziert. Denn sie entstand zweifellos in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist enge verwandt mit einigen ähnlichen Darstellungen, die wir später behandeln werden (Fig. 46, 54, 58, 59). Auch das Stifterpaar schmückte seine Gründung im Jahre 1519 mit vier prächtigen Figurenscheiben, auf denen es sich selbst und seine Namenspatrone darstellen liess. Leider ist von letzteren nur die heilige Agathe als Patronin der Frau erhalten geblieben und zwar in einer sonst nicht häufig vorkommenden

---

[181]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde N. F. Bd. IV, S. 184 ff.

[182]) Die fragmentarisch erhaltene Wappenscheibe des Propstes und Kapitels von 1698, welche ehemals die Kapitelstube zierte (Vgl. J. R. Rahn, a. a. O., S. 137) und nachmals in der Sakristei aufbewahrt wurde, ging seither in den Besitz des schweiz. Landesmuseums über.

[183]) Die prächtigen Wappenscheiben der Berner Patriziergeschlechter Freiburger und vom Stein vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts aus der Kirche von Aetigen befinden sich im Landesmuseum, eine grosse Standesscheibe von Solothurn von ca. 1500 aus der Kapelle im Haag bei Selzach im Sitzungszimmer des Regierungsrates in Solothurn. Dagegen ging die Berner Standesscheibe in der Kirche von Flumenthal, die U. P. Strohmeier (Der Kanton Solothurn, Gemälde der Schweiz, S. 22) im Jahre 1836 noch als vorhanden erwähnt, seither verloren. Auf sie bezieht sich wahrscheinlich der Eintrag in den Solothurner Missiven (Bd. XI, S. 48), wonach im Jahre 1513 Solothurn den Rat von Bern um ein Fenster in die neuerbaute Kirche zu Flumenthal bittet. Die andern, im Kanton Solothurn erhalten gebliebenen Glasgemälde stammen aus späterer Zeit.

[183a]) K. Vischer-Merian, Die Glasgemälde in Meltingen und ihr Stifter. Basler Beiträge, Neue Folge, Bd. II, Heft 3, S. 291.

Fig. 48. Martyrium des Apostels Matthias. (?)
Erlachkapelle. Münster in Bern

Fig. 49. St. Georg.
Südliches Chorfenster der St. Benediktskirche in Biel.

Auffassung als vornehm gekleidete Dame in weltlicher Tracht, die eine Kerze in der Hand trägt.[183b]) Dafür scheint ein viertes Glasgemälde mit Darstellung der heiligen Katharina darauf hinzuweisen, dass früher noch weitere Stiftungen die Fenster dieses Gotteshauses schmückten.

Schon K. Vischer-Merian machte auf die Verwandtschaft dieser Glasgemälde mit dem schönen Zyklus der Standesscheiben im Rathause zu Basel aufmerksam.[183c]) Heute glaubt der Verfasser, alle diese wunderbaren Schöpfungen schweizerischer Glasmalerei zusammen mit der Wappenscheibe des Heinrich Hug von 1516 im Louvre-Museum in Paris[183d]), dem Zyklus der vier Figurenscheiben im Kreuzgange des ehemaligen Klosters Wettingen als Stiftungen von Conventualen aus den Jahren 1517—1519, der Basler Standesscheibe von ca. 1520[183e]) und der Madonna und dem hl. Bischof aus Pruntrut im hist. Museum in Bern dem Meister Anthony Glaser in Basel zuschreiben zu dürfen, dessen Bruder Michel wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts in den Diensten des Bischofs von Basel begegnen (Vgl. S. 340 ff).

Besser werden wir aus dem Aktenmaterial des solothurnischen Staatsarchives über das allmählige Aufkommen der Glasfenster in Klöstern und öffentlichen Gebäuden unterrichtet.[183f])

Um den Papst Felix V. würdig zu empfangen, als er auf seiner Reise von Konstanz durch den Aargau auch Solothurn am 21. Mai 1418 auf drei Tage mit seiner Gegenwart ehrte, hatte man unter anderem vorher die Fenster der Kammern im Barfüsser Kloster, welche ihm als Quartier zur Verfügung gestellt wurden, verglasen lassen.[184]) Da man dem Oberhaupte der Kirche zweifellos die beste Wohnung anwies, darf wohl mit Sicherheit aus diesen besonderen Vorbereitungen geschlossen werden, dass selbst die Wohn- und Schlafräume der vornehmen Einwohnerschaft Solothurns damals noch der Glasfenster entbehrten, und da der Betrag einem Maler ausbezahlt wurde, ist auch die weitere Annahme gerechtfertigt, es habe damals noch kein Glaser in der Stadt gewohnt. Die erste, leider sehr dürftige Kunde von der Anwesenheit eines solchen bringt uns ein Eintrag in den Seckelmeisterrechnungen vom Jahre 1438, der vermerkt, es habe der Glaser seine Uerte an einen Engelhart beglichen.[185])

Schon frühe waren die Fenster einiger Räume im Rathause mit Glasverschlüssen versehen worden. Denn 1450 bezahlte der Rat dem Glaser von Basel für deren Ausbesserung 1 Pfund, 3 Pfennige und ausserdem erhielt Peter Noll 10 Pfennige für die Herstellung zweier Scheiben.[186]) Diesen Meister lernten wir schon kennen als Gesellen des Berner Glasers Niklaus, dem der Rat die Ausführung des Zehntausend-Ritterfensters übertragen hatte. Er stammte aus der Gegend

[183b]) Vgl. dazu die ähnliche Darstellung der heiligen Agathe aus dem Johanniterhause Bubikon im Schweiz. Landesmuseum (Kreuzgang).

[183c]) A. a. O., S. 249 ff.

[183d]) W. Wartmann, Les Vitraux Suisses au Musée du Louvre, p. 42, Pl. II.

[183e]) Vgl. S. 313/159 und Fig. 36, 39. H. Lehmann, Das Kloster Wettingen und seine Glasgemälde, II. Aufl., S. 69 ff. u. 71 ff., Fig. 12.

[183f]) Wir sprechen an dieser Stelle Herrn F. A. Zetter-Collin in Solothurn, der den Verfasser zuerst auf die Reichhaltigkeit des Solothurner Staatsarchives aufmerksam machte, indem er ihm Auszüge aus den Registerbänden lieferte, und Herrn Staatsschreiber H. Kaufmann für die gütige Unterstützung bei der Benützung des Archives, wie für die Besorgung einiger Abschriften unsern verbindlichsten Dank aus.

[184]) Die bezügliche Notiz findet sich auf dem letzten Blatte der Seckelmeisterrechnungen von 1443, S. 168: Item dem maler uff rechnung als er die feuster in des Bapstes Kammern vnd ander ding gemacht hat, xxx lib.

[185]) Seckelmeisterrechnung 1438, S. 38: D'glaser hatt (bezahlt seine Uerthe) an Engelhart viij β. iiij ₰.

[186]) Seckelmeisterrechnung 1450, S. 31: Item dem glaser von basel von den venstern jm Rathus zu bessren j lib. iij β.; S. 33: Item pet. nollen von zwain schiben zu machen x β.

von Worms und starb 1469 (Vgl. S. 251/97). Seinen Verwandten, den auch in Bern ansässigen Meister Hans Noll, beschäftigte der Rat von Solothurn 1485 und 1488 (S. 332). Es scheint demnach in den 1440er und zu Anfang der 1450er Jahre abermals kein Glaser in der Stadt ansässig gewesen zu sein. Erst 1457 taucht ein solcher namens Ulrich in den Akten auf, der bis zu seinem Tode im Jahre 1481 als einziger Meister auf dem Platze alle nennenswerten Verglasungen ausführte und ausnahmsweise auch Wappenschilde malte. Es ist darum kein Zufall, wenn gleichzeitig die Seckelmeisterrechnungen auch wieder Ausgaben für Verglasungen verzeichnen. Sie wurden vor allem dem Rathause, das den nicht gerade sehr schmeichelhaften Namen „Zum Esel“ führte, zugewendet. Das Jahr 1458 führt drei Posten auf.[187]) Da sie zusammen aber nur wenig über 4 Pfund betragen, kann es sich nicht um grössere Arbeiten gehandelt haben. Wahrscheinlich war dort auch das „Stüblin“, in dessen Fenster 1461 neunzig Scheibchen mit den notwendigen Hornaffen eingesetzt wurden.[188]) Drei Jahre später erhielt auch das „hintere Stüblin“ eine Verglasung,[189]) und 1465 bezog Ulrich Glaser für ein weiteres Fenster und das Fensterwaschen vom Rate eine Entschädigung;[190]) 1471 und 1474 wurden schliesslich die Fenster auf dem Rathause allenthalben geflickt.[191]) Nebenbei hatte auch schon die Sitte der Fensterschenkung, auf welche wir unten zurückkommen werden, bescheiden Einzug gehalten. Dagegen wurden weitere Glaserarbeiten von Bedeutung bis 1471, da auf dem Wendelstein (Kirchturm) der Bildhauer ein neues Fenster machte, das ein Glasfenster erhielt, nicht ausgeführt.[192])

Dann trat wieder eine grössere Pause ein. Schuld daran trugen die unruhigen Zeiten vor und die unsichern während der Burgunderkriege, welche, wie anderswo, die Staatsgelder für die dringenden Forderungen zur Abwehr der drohenden Gefahr beanspruchten. Erst als nach glücklich zu Ende geführtem Kriege auch die politischen Zustände wieder in ruhigere Bahnen eingelenkt hatten, konnten neue Mittel zur Verbesserung der materiellen Wohlfahrt aufgewendet werden. In Solothurn fand das durch die ruhmvollen Siege bei Grandson und Murten mächtig gehobene Staatsbewusstsein seiner Bürgerschaft sogar schon vor Beendigung des Krieges Ausdruck in dem Vertrage zur Erbauung eines neuen Rathauses, den der Rat, voll Zuversicht in die kommenden Ereignisse, auf Sonntag vor St. Bartholomäustag Anno 1476 mit dem Stadtwerkmeister Conrad Spätin abschloss. Doch dürfte es mit dessen Ausführung nicht so schnell gegangen sein, wie man wünschte. Zwar meldet Haffner etwas lakonisch zum Jahr 1480: „Man hat die Fenster im newen Rahthauss eingestellt“.[193]) Aber erst 1482 wurden die letzten Verpflichtungen gegen die Glaser geregelt, vielleicht auch, weil im vorangegangenen Jahre eine grosse Teuerung mit Hungersnot und „grausamem Sterbend“ die Bevölke-

[187]) Seckelmeisterrechnung 1458, S. 55: Glaser dt. j lib. ij ß von des glaswerks wegen vff dem ratthus; S. 116: Item ij lib. ij ß dem glaser umbs glasswerk uff dem rathus. S. 119: Item dem glaser vō glasen zum rathus und sust j lib. ij ß an Korn.

[188]) Seckelmeisterrechnung 1461, S. 96: Item V̊lrich glaser von der fenster wegen jm stüblin tut jx lib. viij ß iiij ß. sind xc schiben fur xv ß. gerechnet inzesetzen vnd für v hornaffen xv ß. vnd für ein nüwe schiben x ß..

[189]) Seckelmeisterrechnung 1464, S. 101.

[190]) Seckelmeisterrechnung 1465, S. 58: Item V̊lrich glaser von dem venster wegen zum Esel ze machen vnd ze weschen j lib. v ß.

[191]) Seckelmeisterrechnung 1471, S. 193; 1474, S. 117: aber V̊lrich glasser von den fenstern vff dem rathus allenthalp ze bessern xiij ß.

[192]) Seckelmeisterrechnung 1471, S. 198 u. 201.

[193]) Haffner, a. a. O., Bd. II, S. 190.

rung heimgesucht hatte.[194]) Vermutlich war diese umfangreiche Arbeit anfänglich dem Glaser Ulrich übertragen worden, da nach dessen Hinschiede der Rat seiner Frau im Jahre 1481 15 Pfund und im darauf folgenden als Restzahlung 19 Pfund aushändigte.[195]) Zu dieser Zeit hatte sich ein zweiter Glaser namens Hans in der Stadt niedergelassen. Doch wagte man nicht, ihn mit der Ausführung grösserer Arbeiten am Rathause zu betrauen.[196]) Vielmehr wurden dafür einige Basler Meister herangezogen. Im Jahre 1482 erhielt Hans Beren zu Basel 46 Gulden für Glas, Blei und Zinn zu den Fenstern im neuen Rathaus[197]) (dem Karrer, welcher dieses Material von Basel heraufführen musste, wurden dafür 15 Pfund bezahlt),[198]) und im folgenden Hans Scher, der Glaser, 40 Pfund für „glasswergk zu den Barfüssen (Vgl. S. 322) vnd zu dem niuwen Rathus".[199]) Neben diesen Glasermeistern wird aber auch ein „Hans der Maler zu Basel" genannt, dem man 1482 den Rest seines Guthabens mit 34 Pfund für das gelieferte „pfensterwerch" ausbezahlte.[200]) Ob dieser Meister Hans identisch ist mit Hans Beren oder Hans Scher oder mit Hans Heinrich, dem Sohn des gleichnamigen Vaters aus Schlettstadt, dessen Beziehungen zum Dreikönigs- und Hostienmühle-Fenster im Chore des Münsters zu Bern wir schon gedacht haben (S. 257/103), muss dahin gestellt bleiben. Denn wohl lässt sich nachweisen, dass dieser Meister in Basel während der Jahre 1454 bis gegen 1489 tätig war, doch blieben keine Arbeiten von ihm erhalten. Immerhin war zu dieser Zeit ein anderer Meister „Hans der Maler" in der genannten Stadt nicht ansässig.[201])

Ein weiterer, vom Rate in Solothurn mit Arbeiten am Rathause betrauter Basler Meister, Ludwig der Glaser, der 1482 ebenfalls 22 Pfund erhielt, „damit er auch aller sachen bezahlt ist",[202]) gehörte jener altbaslerischen Malerfamilie an, deren Mitgliedern wir im Dienste des Basler Bischofs Johann VI. von Venningen wieder begegnen werden (Vgl. S. 340). Diese Herbeiziehung bekannter Basler Meister, die bald Maler, bald Glaser genannt werden, scheint mit einiger Sicherheit darauf hinzuweisen, dass das neue Rathaus zu Solothurn des Schmuckes gemalter Glasfenster nicht entbehrte, und wahrscheinlich an den Façaden und in der Ratstube auch mit Malereien geschmückt wurde. Auf gemalte Scheiben weist ausserdem eine weitere Aufzeichnung in den Seckelmeisterrechnungen hin, wonach 1482 der „Herr Margraf" dem Rate von Solothurn 10 Gulden an dessen neue Fenster im Rathause stiftete.[203]) Zweifellos war dieser gütige Spender Markgraf Rudolf von Hochberg, Graf

---

[194]) Haffner, a. a. O., Bd. II, S. 191.

[195]) Seckelmeisterrechnung 1481, S. 116: V̊lrich glasers seligem wib xv lib., v ß, iij ₰.; 1482, S. 144: Item V̊lrich glassers seligem weib xviiij lib. iij ß j ₰. damit es auch ganz bezahlt ist.

[196]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 136: aber (hans d. glaser) viij ß damit er des werchs im neuwen Rathus bezahlt ist.

[197]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 142: Item Hans Beren zu Basel xlvj guld. xix ß ix ₰. für glass, ply vnd zin zu den pfenstern jm niuwen Rathus damit er alles bezahlt ist mit dem dz er vom . . . . . dem alten Seckelmeister seligen hat.

[198]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 128: Item einem karrer von Basel xv lib. von ply und glass haruff zefüren.

[199]) Seckelmeisterrechnung 1483, S. 147.

[200]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 142: Item Meister Hansen dem maler zu Basel xxxiiij lib. xvij ß vj ₰. damit er aller sachen des pfensterwerchs halbs bezallt ist. Der gleiche Eintrag findet sich nochmals Seite 144.

[201]) Vgl. D. Burckhardt in Brun's Schweiz. Künstlerlex. Bd. I, S. 14.

[202]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 144. Weitere Zahlungen für Glaserarbeiten auf dem Rathaus folgen nach den Seckelmeisterrechnungen an Ungenannte in den Jahren 1485, S. 179; 1486, S. 153; 1488, S. 142, 163; 1494, S. 98 u. s. w.

[203]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 65. Ingenommen von minem gnedigen hern dem Margrafen x gld, so er minen hern an ir pfenster jn dz nüw Rathus geschenkt hat.

zu Neuenburg, zu dessen Ehren der Rat am 15. Januar 1486 eine Festlichkeit veranstaltete, wozu er auch Gesandte aus Schwyz, Freiburg, Biel und Bern als seine guten Freunde einlud.[204])

Neben dem Rathause wendete der Rat seine verfügbaren Mittel vor allem einer Verglasung der Tortürme und der Torhäuschen zu,[205]) so dass die Torwächter und Zolleinnehmer zweifellos im 15. Jahrhundert in dieser Beziehung in Solothurn weit besser gestellt waren, als in andern Städten. Aber auch andere Türme, sofern sie Gelasse enthielten, die staatlichen Zwecken dienten, wie u. a. die Folter- und Pulverkammern,[206]) erhielten eine Verglasung[207]). Ganz besonders trug man auch dafür Sorge, dass dem Wächter auf dem Wendelsteine sein schweres Amt durch schützende Glasfenster erleichtert wurde und er infolgedessen um so schneller seine liebe Stadt bei drohenden Gefahren warnen konnte.[208]) Im Jahre 1489 erhielt selbst die Pulverstampfe zur Verbesserung des Betriebes Glasfenster[209]) und 1496 der Zeitglockenturm.[210]) Reparaturen am eisernen Fensterwerk wurden auch vom Büchsenmeister, als einem Vertreter des Schmiedehandwerks, ausgeführt.[211]) An Stelle des Glases scheint man früher in Solothurn die Fenster mit Zwilch und Tscherter (vermutlich entstellt aus dem französischen Chanvre, ein luftig gewobenes, grobes Hanftuch) verschlossen zu haben, wofür noch Ausgaben in den Seckelmeisterrechnungen bis 1467 vorkommen,[212]) was natürlich nicht ausschliesst, dass diese Stoffe in den Privathäusern noch viel länger verwendet wurden.

Inwieweit die Verglasung der Fenster in den Privathäusern mit denen öffentlicher Gebäude Schritt hielt, lässt sich schwer feststellen. Denn der Rat beschenkte nur ausnahmsweise seine eigenen Bürger, und über private Unternehmungen fehlen uns die Aufzeichnungen. Dass Glasfenster im Jahre 1481 schon in wohlhabenden Häusern vorhanden waren, aber immerhin noch zu den begehrenswertesten Sachen gehörten, geht aus einer Aufzeichnung in den Soloth. Missiven hervor, welche unter den gestohlenen Gegenständen eines überwiesenen Diebes auch „Glasfenster“ nennt, die vordem in einem Hause in Aarberg angebracht waren.[213])

So viel wir ermitteln konnten, datieren die ältesten Fensterschenkungen des Rates aus den Jahren 1461 und 1462. Beide wurden nach Luzern gemacht, die eine dem German Seiler in dessen Stube,[214]) die andere dem Wirt Eglof Frey.[215]) Erst 1471 erfolgten weitere Schenkungen von Fenstern an einen Hemmann Junkher und den Wirt zum „Löwen“ in Olten.[216]) Ersteres wurde aber erst 1474 ganz bezahlt. Es enthielt 80 Scheiben, zu einem Plappart das Paar, und einen Wappenschild, für welchen man dem Meister Niklaus einen Gulden entrichtete.[217]) Ein so niedriger Preis kann nur für eine

[204]) Haffner, a. a. O., Bd. II, S. 191.

[205]) Seckelmeisterrechnung 1486, S. 153, 163; 1488, S. 166; 1489, S. 141; 1490, S. 139; 1494, S. 102.

[206]) Haffner, a. a. O., Bd. II, S. 192.

[207]) Seckelmeisterrechnung 1486, S. 153.

[208]) Seckelmeisterrechnung 1497, S. 125.

[209]) Seckelmeisterrechnung 1489, S. 121.

[210]) Seckelmeisterrechnung 1496, S. 129.

[211]) Seckelmeisterrechnung 1485, S. 155.

[212]) Seckelmeisterrechnung 1458, S. 120; 1461, S. 95; 1467, S. 117.

[213]) Soloth. Missiven, Bd. XIX, S. 22.

[214]) Seckelmeisterrechnung 1461, S. 88.

[215]) Seckelmeisterrechnung 1462, S. 88.

[216]) Seckelmeisterrechnung 1471, S. 200.

[217]) Seckelmeisterrechnung 1474, S. 118: Item V̊lrich dem glaser für Hemman Junkhern fenster so lxxx schiben vnd für j par schyben j plap. tût iij lib. vnd für den schild darin 1 gl. zusammen iiij lib. xiij ß, x ₰.

Fig. 50. Dem Bischof Germanus von Capua erscheint in der Todesstunde des hl. Benedikt dessen Seele als feurige Sonnenscheibe.

Fig. 51.
Der hl. Benedikt schlägt Wasser aus einem Felsen.

Mittleres Chorfenster der St. Benediktskirche in Biel. 1457.

Fig. 52. Christus vor Pilatus.

Fig. 53. Dornenkrönung.

Mittleres Chorfenster der St. Benediktskirche in Biel. 1457.

Wappenmalerei einfachster Art als Vorläufer der farben- und formenreichen Kompositionen, die schon gegen das Ende des Jahrhunderts üblich wurden, bezahlt worden sein.

Auf diese wenigen Blüten, welche die Sitte der Fenster- und Wappenschenkung schüchtern getrieben hatte, fiel als Reif die angsterfüllte Zeit der Burgunderkriege und liess sie, wie auch die übrigen Unternehmungen des Rates auf diesem Gebiete, rasch absterben. Um so lebensfreudiger war ihre Erstehung in den sonnigen Tagen nach der Wiederkehr geordneter Zustände. Im Jahre 1479, wo sie wieder einsetzt, verzeichnen die Seckelmeisterrechnungen neben zahlreichen Arbeiten in der Stadt, worunter auch Fenster in Christens Stübli,[218]) drei Schenkungen nach auswärts: an Herrn Urs in Messen, an Burkart zu Langenthal und an Erni Imgarten von Uri, den Wirt[219]); 1480 erfolgten Schenkungen nach Limbach[220]) und an den Unterschreiber Johannes zu Luzern,[221]) 1481 an Spätin zu Kriegstetten[222]), 1482 nach Freiburg, nach Oensingen und nach Kriegstetten in die Kirche,[223]) 1483 an Stroilin, den Wirt zu Arth,[224]) 1485 an die Wirte Hechler zu Bern und Halbenleib zu Selzach,[225]) 1486 an den Wirt zu Deitingen, in die Ratstube gen Unterwalden, an den Landschreiber von Schwyz und an Hans Kaufmann in sein Haus,[226]) 1488 an Rudi Hentz zu Messen, an den Kilchherrn zu Limbach in die Stube, an den Wirt zu Ettingen, an die Rebleutenzunft in Luzern, die Barfüsser in Bern, in des Schultheissen Haus nach Olten und in die Stube des Benedikt Späti zu Kriegstetten,[227]) 1489 ins Badhaus zu Lostdorf, gen Lenzburg, an Wermelin den Schneider zu Kriegstetten, Weingartner, den Wirt zu Messen,[228]) und so geht es weiter. Wir sehen daraus, dass während dieser zehn Jahre nicht nur die Zahl der Geschenke zunimmt, sondern sich auch der Kreis der Beschenkten stetig erweitert. Auffallend ist unter den Beschenkten die grosse Zahl der Wirte. Eine solche Bevorzugung verdankte dieser Stand einerseits seinem Gewerbe, da bei ihm, als dem Inhaber der Absteigequartiere, die städtischen Beamten vom Schultheissen herab bis zum Läufer auf ihren Reisen Unterkunft und Verpflegung suchen mussten und dann um so eher auf eine freundliche Aufnahme rechnen durften, wenn der Rat der Stadt sich den Herbergsvater durch eine solche Beschenkung zum Freunde gemacht hatte. Anderseits konnten die Wirte manches von ihren Gästen erfahren und den Behörden zur Kenntnis bringen, was diesen namentlich in unruhigen Zeiten zu wissen willkommen war und dadurch sich in deren besondere Gunst setzen. Noch heute glänzen in den Fenstern im Wirtshause des solothurnischen Dorfes Bonigen die alten Glasgemälde in bunter Farbenpracht, die einzigen von all' den ungezählten, welche einst in den schweizerischen Herbergen den Gästen Kunde von den einflussreichen Gönnern ihres Wirtes gaben, während sich Goethe noch im Jahre 1797 auf seiner Schweizerreise einen mehrstündigen Aufenthalt im Gasthause zu Bülach mit deren Studium verkürzte. Örtlich werden in

---

[218]) Seckelmeisterrechnung 1479, S. 137.

[219]) Seckelmeisterrechnung 1479, S. 5, 125, 133, 145.

[220]) Seckelmeisterrechnung 1480, S. 181, 186: Item V̄lrich glaser für die zwei pfenster gen Limbach für die schiben vnd hornaffen viij lib. xij ß; aber für die ij wapen iij lib.

[221]) Seckelmeisterrechnung 1480, S. 94.

[222]) Seckelmeisterrechnung 1481, S. 81.

[223]) Seckelmeisterrechnung 1482, S. 136.

[224]) Seckelmeisterrechnung 1483, S. 128.

[225]) Seckelmeisterrechnung 1485, S. 150, 159.

[226]) Seckelmeisterrechnung 1486, S. 151, 177, 178, 180.

[227]) Seckelmeisterrechnung 1488, S. 141, 142, 146, 161, 163, 166.

[228]) Seckelmeisterrechnung 1489, S. 120, 135, 138, 141, 142.

auffallender Weise die Länder um den Vierwaldstättersee und die Stadt Luzern bevorzugt. Es kann uns dies nicht befremden zu einer Zeit, da Solothurn um die Aufnahme in den Bund der Eidgenossen warb, und dabei gerade auf den Widerstand der Vertreter dieser Landesgegenden stiess. Dass man diesen Fensterschenkungen auch das gemalte Stadtwappen beigesellte, wird nur ausnahmsweise gemeldet,[229]) doch dürfen wir trotzdem annehmen, es habe diese Beigabe, namentlich bei Geschenken nach entfernteren Orten, selten gefehlt.

So eifrig der Rat von Solothurn sich an der Sitte der Fenster- und Wappenschenkung beteiligte, so bescheiden war er in seinen Ansprüchen an die Miteidgenossen. Denn wir erfahren nicht, dass er, dem Beispiel anderer Orte folgend, an die Tagsatzung ein Gesuch um Schenkung ihrer Wappenscheiben ins neue Rathaus gestellt hätte. Dagegen bat im Jahre 1526 der Schultheiss Stölli um solche in sein neu erbautes Haus.[230])

Über die äusseren Lebensschicksale der ältesten Solothurner Glaser und Glasmaler werden wir nur notdürftig unterrichtet. Meister Ulrich, den wir schon kennen lernten, dürfte identisch sein mit dem Glaser, dessen die Seckelmeisterrechnungen seit 1458 gedenken.[231]) Schon ein Jahr früher wird sein Name in den Missiven genannt, als sich der Rat um dessen Freilassung zu Laufenburg verwenden musste.[232]) Als Glaser verrichtete er alle möglichen Arbeiten, wusch die Fenster auf dem Rathause, flickte überall die Schäden aus, machte neue und malte auch Wappen.[233]) Doch wird letzteres nur zweimal ausdrücklich bezeugt. Ein tüchtiger Glasmaler war er auf keinen Fall. Da er 1465 von 60 Mass eingelegtem Wein eine Abgabe entrichtete, betrieb er wenigstens zeitweise auch das Gewerbe eines Wirtes.[234]) Nebenbei, scheint er überhaupt alle möglichen Geschäfte übernommen zu haben, die etwas einbrachten. So führte er mit seinem Knechte 1462 einen „töben man“ nach Balsthal,[235]) 1471 besorgte er Botengänge für den Rat und liess sich für Kundschafterdienste werben.[236]) Es scheint, dass man die Glasmaler mit Vorliebe zu diesen schwierigen Missionen benutzt habe. Da ihr Beruf sie vielfach aufs Wandern anwies, und sie zweifellos in vielen Fällen die gestifteten Geschenke selbst überbrachten, waren sie im allgemeinen nicht nur ortskundige Leute, sondern auch gern gesehene Gäste, obgleich es Trinker und Raufbolde genug unter ihnen gab. In den Jahren 1481 und 1482 werden die Restzahlungen des Rates an „Ulrich glasers seligen wib“ gemacht, so dass wir über dessen Todesjahr nicht im Zweifel sein können.[237])

Im Todesjahre Ulrichs wird neben ihm als Berufsgenosse ein „Hans der Glaser“ genannt. Beruflich scheint er eine ähnliche Stellung eingenommen zu haben, wie sein Vorgänger, da er nebenbei Wirt zum Rössli war.[238]) Vom Rate erhielt er gleich bei seinem Auftreten eine Bestellung für zwei

---

[229]) Seckelmeisterrechnung 1474, S. 117; 1480, S. 186; 1482, S. 136.

[230]) Eidgen. Abschiede, Bd. IV, Abteil. 1a, S. 1011 u. 1023.

[231]) Vgl. Fussnoten 187 ff.

[232]) Soloth. Missiven, Bd. IX, S. 60.

[233]) Soloth. Seckelmeisterrechnungen 1461, S. 96; 1462, S. 109; 1465, S. 58, 188; 1474, S. 117, 118; 1477, S. 116; 1479, S. 125, 137; 1480, S. 181, 186; 1481, S. 111.

[234]) Seckelmeisterrechnungen 1465, S. 58.

[235]) Seckelmeisterrechnungen 1462, S 88.

[236]) Seckelmeisterrechnungen 1471, S. 186, 188, 189; Ratsprotokolle Bd. II, S. 64.

[237]) Seckelmeisterrechnungen 1480, S. 116; 1481, S. 144.

[238]) Seckelmeisterrechnungen 1494, S. 102: Item in Hannsen glassers hus zum Rössly hand die Knecht, so von der landwirt (Baurn) wegen vnder den thoren gehütet hand, verzert iij lib. Vgl. auch 1495, S. 2/3 u. 1485, S. 32/33.

Fenster nach Kriegstetten.[239]) Im folgenden Jahre lieferte er Fenster nach Freiburg, eines in die Kirche nach Kriegstetten und ein drittes mit Wappen nach Oensingen.[240]) Er war demnach auch Glasmaler. Allzu grosses Vertrauen in seine Leistungen scheint aber der Rat nicht besessen zu haben, da er, wie wir sahen, mit den grösseren Arbeiten ins neue Rathaus zu dieser Zeit Basler Meister betraute. Dagegen übertrug man dem ansässigen Glaser kleinere Aufträge für die städtischen Gebäude und für den Neubau,[241]) ebenso wie Fenster- und Wappen-Geschenke nach auswärts.[242]) Schon bei Beginn seiner Laufbahn war er nicht ohne Konkurrenten. Denn in einem Schreiben von Schultheiss und Rat in Solothurn an den „ersamen unsern guten Fründ Meister Hans Rutenzwyz, Maler zu Basel", datiert vom St. Antoniustag 1481, lässt ein Meister Paulus Klage erheben, dass der Sohn des Basler Meisters, Bartholomäus, ihm durch Abjagen von Arbeiten in Solothurn und durch Verläumdung Schaden zufüge. Auch wird Vater Rutenzwyz darauf aufmerksam gemacht, wie unbillig es sei, dass sein Sohn es auf sich nehme, „ettliche Werk unter den unsern zu malen" und dadurch Meister Paulus zu vertreiben, obgleich dieser ihm in Solothurn zu einer Frau verholfen und er vor viel ehrbaren Leuten bezeugt habe, dass Paulus ein guter Maler und jedermann mit ihm recht versehen sei, weshalb er ihn fördern wolle. Darum möge er den Meister Paulus in den solothurnischen Herrschaften „ungeirrt" lassen. Da sich aber Meister Bartholomäus der besonderen Gönnerschaft des einflussreichen Stadtschreibers Hans vom Stall erfreute, scheint er sich an diese Mahnung des Rates nicht stark gehalten zu haben. Vielmehr empfahl er sich schon im folgenden Jahre bei diesem zur Ausführung von „ettlichem Glaswerke", dessen Ausführung, wie er erfahren, sich Meister Paulus nicht unterziehen wolle, mit der nachdrücklichen Versicherung für die Lieferung guter Arbeit. Denn es sei ihm weniger um einen Gelderwerb zu tun, als um die Wiedererwerbung der Freundschaft des Rates. Auch gedenke er, der Hausfrau seines Gönners etwas von seiner Arbeit zu schicken. Meister Paulus dürfte in der Tat unter dieser Konkurrenz auf die Dauer nicht gelitten haben. Denn im Jahre 1505 schenkte der Rat einem Paulus von Schnottwil aus der Vogtei Bucheggberg „wegen seiner Kunst im Malen" das Bürgerrecht, und wir haben keinen Grund zu bezweifeln, dass dieser Meister unser Glasmaler war.[243]) Auffallend ist, dass er in den Seckelmeisterrechnungen nicht erscheint, ebensowenig wie sein Basler Konkurrent. Ob sie vom Rate beschäftigt wurden, wissen wir darum nicht; vielleicht führten sie die Arbeiten aus, zu denen uns kein Meistername genannt wird. Dagegen hatte sich Meister Hans seit 1486 auch noch mit andern ansässigen Berufsgenossen in die Arbeit zu teilen, zunächst mit Urs Kaufmann. Im genannten Jahre lieferte dieser ein Glasfenster dem Wirt zu Deitingen, eines in des Hans Kaufmanns Haus und viere in das Torhaus und Eichtor; [244]) 1489 folgte ein weiteres an den Wirt Weingartner in Messen.[245]) Darauf verschwindet sein Name auf

---

[239]) Seckelmeisterrechnungen 1481, S. 123.

[240]) Seckelmeisterrechnungen 1482, S. 136.

[241]) Seckelmeisterrechnungen 1482, S. 136; 1486, S. 153, u. a. a. O.

[242]) Seckelmeisterrechnungen 1494, S. 108; 1485, S. 159; 1486, S. 153; 1488, S. 141, 166; 1489, S. 113, 141, 127; 1490, S. 127; 1491, S. 110, 145.

[243]) Denkwürdige Sachen, Bd. VI, S. 51 u. J. Amiet, Solothurner Kunstbestrebungen vergangener Zeit u. dessen Lucasbruderschaft. Neujahrsblatt des soloth. Kunstvereins, 1859, S. 9/10.

[244]) Seckelmeisterrechnungen 1486, S. 151, 163, 180.

[245]) Seckelmeisterrechnungen 1489, S. 138.

Jahre aus den Stadtrechnungen. Dafür taucht zu dieser Zeit ein weiterer Meister auf namens Niklaus Ochsenbein. Im Jahre 1489 und 1490 liefert er Fenster nach Lenzburg und zudem im letztgenannten Jahre weitere nach Langenthal und Aarau, sowie 1496 ins Schloss Gösgen.[246]) Als letztem Glasmaler begegnen wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Solothurn Meister Daniel Babenberg. Im Jahre 1490 lieferte er vier Glasfenster in Niklaus des Gypsers Haus um drei Pfund, ausserdem drei Ruthenglasfenster und zwei mit Tafelglas in die Stube nach der Klus, wofür er samt den Eisenstangen und Nägeln sechs Pfund erhielt.[247]) Von ganz besonderer Wichtigkeit in dieser Eintragung ist die Erwähnung von Tafelglas, über dessen Verwendung im Gebiete der alten Eidgenossenschaft in so früher Zeit wir bis dahin aus den Akten keine Kunde hatten. Babenbergs Tätigkeit lässt sich bis 1528 nachweisen; 1529 waren des Glasers sel. Kinder in einen Rechtshandel verwickelt,[248]) und 1530 wurde seine Tochter vom Rate aufgefordert, der Täuferei zu entsagen, unter Androhung, man werde sie sonst ausliefern.[249])

Ausser diesen Meistern, deren Tätigkeit als Glaser und Glasmaler sicher bezeugt ist, begegnen wir in den Akten noch einigen andern, die auftauchen und verschwinden, ohne dass sie festgehalten werden können. So gedenken die Ratsmanuale 1474 eines Nikolaus Kürser, der dem Ulrich Bader zwei Fenster in seinen Hof machte und zwei in die Krautbadestube, die er mit Eisenstäben vergittern musste, damit dem Bader durch Ein- oder Ausschlüpfen kein Schaden erwachsen konnte. Ob es sich dabei aber überhaupt um Glasfenster gehandelt hat, ist nicht sicher.[250]) Ebenso muss auch dahingestellt bleiben, ob „Mathiss der maller", der 1478 das Bürgerrecht schwur, und der Stadt dafür 10 Pfund bezahlte, ein Glasmaler war.[251]) Dass Heinrich Glaser, der in den Stadtrechnungen von 1480—90 sehr oft genannt wird, weder das Glaser- noch das Glasmalerhandwerk betrieb, geht aus den Zahlungen hervor, welche ihm für Werktaglöhne, Bauten, Brücken und Brunnentröge gemacht werden[252]) und ebenso ist Diebold Glaser von Bern, dessen die Akten um die gleiche Zeit recht oft gedenken, wahrscheinlich ein Grosskaufmann gewesen, da er dem Rate von Solothurn nicht nur den neuen Münzfuss berechnete,[253]) sondern ihm auch Tuch als Geschenke für die Büchsen- und Armbrustschützen und die Stadtknechte verkaufte.[254])

Wohnten gute Glasmaler in den Bestimmungsorten der Spenden, oder in deren Nähe, so wurden die Aufträge zuweilen auch diesen zugewendet, so 1485 für den Wirth Hechler[255]) und 1488 für die Barfüsser in Bern dem Hans Noll in Bern,[256]) 1495 für Meienberg von Zug dem Lukas Zeiner in Zürich,[257]) 1496 für den Wirth Suri in Nidau, Suri dem Glaser, welcher sich in Solothurn nicht

---

[246]) Seckelmeisterrechnungen 1489, S. 142; 1490, S. 127/128; 1496, S. 224.

[247]) Seckelmeisterrechnungen 1490, S. 140. Meyer, Fenster und Wappen, S. 314 nennt auch noch ein Fenster gen Betlach in die Kirche zum Preise von neun Pfund, doch sind dessen Auszüge mit Vorsicht zu gebrauchen.

[248]) Soloth. Ratsprotokolle Bd. XVII, S. 207.

[249]) Soloth. Ratsprotokolle Bd. XIX, S. 246.

[250]) Ratsmanuale Bd. II (rot.), S. 208.

[251]) Ratsmanuale Bd. II (rot.), S. 327.

[252]) Seckelmeisterrechnung 1480, S. 137; 1486, S. 231; 1490 usw.

[253]) Seckelmeisterrechnung 1486, S. 177.

[254]) Seckelmeisterrechnung 1491, S. 151.

[255]) Seckelmeisterrechnung 1485. S. 150.

[256]) Seckelmeisterrechnung 1488, S. 158.

[257]) Seckelmeisterrechnung 1495, S. 131.

Fig. 54. Kreuzigung.
Südliches Chorfenster.

Fig. 55. St. Benedikt
macht durch sein Gebet das von seiner Amme Cyrilla zerbrochene Gefäss wieder ganz. Mittleres Chorfenster.

St. Benediktskirche in Biel.

nachweisen lässt[258]) und 1497 ins Wirthshaus nach Werd und in Uli Gerings Haus in Aarau dem „maler von arow".[259]) Auch das lässt nicht darauf schliessen, dass sich die Kunst der Solothurner Glasmaler eines besonderen Rufes erfreute. In der Tat verzeichnen denn auch die Bürgerbücher, welche mit dem Jahre 1411 beginnen, während des ganzen 15. Jahrhunderts keine einzige Aufnahme eines fremden Glasmalers ins Bürgerrecht.[260]) Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass, als im Jahre 1501 der Rat von Bern in Solothurn anfragte, ob man eine geschriebene Glaserordnung besitze, die Antwort verneint werden musste.[261])

Neben diesen Glasern und Glasmalern treffen wir in den Akten noch auf eine dritte Klasse von Berufsgenossen, denen wahrscheinlich das solothurnische Glaserhandwerk im 15. Jahrhundert in erster Linie einen Ruf verdankte, der über die engeren Landesgrenzen hinausdrang. Es sind die Glasmacher, von deren einstmaliger Wirksamkeit sich die Spuren im Laufe der Zeit so vollständig verloren, dass selbst die solothurnischen Historiker davon nichts zu berichten wissen. Wir halten es um so mehr in unserer Pflicht, an dieser Stelle mitzuteilen, was darüber im Solothurner Staatsarchiv zu finden war, als bis jetzt über die Geschichte unseres einheimischen Glasmachergewerbes so gut wie nichts bekannt gegeben wurde und man darum auch über den Ursprung der Glaswaren aus älterer Zeit, die in unserem Lande erhalten blieben, sofern sie nicht ihren Heimatschein in deutlicher Schrift in ihrer Technik vorweisen, heute noch vollständig im ungewissen ist. Aber ganz abgesehen von der Verwendung des Glases zu kunstgewerblichen Zwecken, ist dessen Herstellung zu Fensterverschlüssen ein so mächtiger Kulturfaktor gewesen und hat im ganzen Wohnungswesen einen so tiefgehenden Umschwung hervorgerufen, dass schon diese Tatsache gebietet, der Entwicklung des Glasmacherhandwerkes mit aller Gründlichkeit nachzuforschen.

Zum erstenmal findet sich im Bussenverzeichnis des Landvogtes auf Falkenstein vom Jahre 1450 ein Hans Glaser verzeichnet und ausserdem eine Einnahme aus der Glashütte;[262]) 1458 treffen wir in den Seckelmeisterrechnungen auf eine Eintragung für eine Uerte in der Glashütte[263]) und das Ratsmanual vom Jahre 1460 berichtet uns von einem Streite des Glasers Hans aus der Glashütten mit dem Junker Wilhelm von Scharnachthal.[264]) Sodann verordnete 1473 der Rat von Solothurn, dass die Glaser in der Glashütten in der Zwingmühle zu Oensingen mahlen, bläuen und stampfen lassen müssen[265]) und im gleichen Jahre schwur auf Montag Sankt Laurenzen Abend „Jörg Übersaxer von Cur", der Glaser zu Klusen, den Bürgereid und zahlte der Stadt für seine Aufnahme 10 Gulden.[266]).

[258]) Seckelmeisterrechnung 1496, S. 119.

[259]) Seckelmeisterrechnung 1497, S. 150.

[260]) Gütige Mitteilung von Hrn. F. A. Zetter-Collin in Solothurn.

[261]) „dz wir der dinghalb warlich gantz nichtzit inschrift noch sunst je gehept oder vff gesetzt, sonder so habent sich bisshar biderb lüt mit inen (den Glasern) uff ir früntlich vernügen vereint vnd so nechst, als ein jeder vermögen hat, verkomen. Des wir och also gütlich lassen beschechen; dann ob wir einicherley desshalb geordnet vnd in geschrift gestelt hetten, würd üch von uns mit gütem willen mitgeteilt". Solothurner Staatsarchiv. „Unnütze Papiere", Bd. 41, No. 23. Gütige Mitteilung von Hrn. Dr. A. Lechner durch Hrn. F. A. Zetter-Collin.

[262]) Varia, Bd. I, S. 153.

[263]) Registerband zu den Seckelmeisterrechnungen des 15. Jahrh., S. 91.

[264]) Solothurner Ratsmanuale Bd. V, S. 44; vgl. auch S. 141 und Bd. I, S. 284 sowie Denkwürdige Sachen, Bd. V, S. 68. Vielleicht ist er identisch mit Hans Ziegler dem Glaser, der in einer Finanzsache im Jahre 1461 genannt wird. (Bd. IV, S. 332.)

[265]) Solothurner Ratsmanuale Bd. II (rot.) S. 174.

[266]) Solothurner Ratsmanuale Bd. II (rot.) S. 141. Die Über- oder Obersaxer sind ein Bündnergeschlecht nach dem gleichnamigen Orte im bündnerischen Bezirk Glenner.

Aus dieser letzten Eintragung ersehen wir, dass auch fremde Glaser von weit her nach der Glashütte kamen und, zweifellos nur in Anbetracht ihrer Handwerkstüchtigkeit, sogar in das Solothurner Bürgerrecht aufgenommen wurden. Dabei denken wir bei einem Bündner sofort an die engen Beziehungen dieses Landes zu Oberitalien und besonders zu Venedig mit seiner berühmten Glasindustrie, deren Erzeugnisse auch in unsern Landen besonders geschätzt wurden.

Als Wohnort des neuen Meisters wird uns zum ersten Male die Klus genannt. Klus heisst jenes schmale, tief zwischen den Lebernberg und die Roggenfluh eingeschnittene Quertal in der Jurakette, durch das seit ältesten Zeiten vom Aaretal aus an dem Dorfe Oensingen und der auf stotzigem Fels stolz über ihm thronenden Bechburg vorbei eine der grossen Verkehrsstrassen nach Balsthal und, vor diesem Dorfe sich gabelnd, nordostwärts direkt nach dem Rheine und westwärts über Delsberg entweder durch das Münsterthal nach dem Elsass und Breisgau oder über Pruntrut, in beiden Fällen durch das Gebiet des Bischofs von Basel, nach der Freigrafschaft Burgund führte.

Wie es scheint, wuchs die Glaserkolonie in der Klus rasch an, und es stellten sich darum bei ihr, wie in den Städten, wo eine grössere Zahl von Individuen dasselbe Handwerk ausübten, sowohl in Bezug auf die Beschaffung des Arbeitsmateriales, als die Herstellung und den Absatz der Waren, jene Unzukömmlichkeiten ein, welche eine gemeinsame, verbindliche Regelung des gesamten Handwerkbetriebes wünschbar machten. Eine Zunft mit politischen Sonderrechten, wie solche in den Städten bestanden, konnten diese Glasarbeiter auf dem Lande nicht gründen, nicht einmal eine Handwerks-Innung, welche ihre berufliche Tätigkeit nach dem Vorbilde der städtischen Meister geregelt und geschützt hätte. Denn gerade darin bestand eines der Vorrechte der in den Städten ansässigen Bevölkerung. Eine Bruderschaft aber mit rein kirchlich-gesellschaftlichen Bestimmungen, wie sie vor allem den Bedürfnissen der nicht selbständig produzierenden Gesellen entsprach, konnte ihnen auch nicht dienen. Infolgedessen entstand eine eigenartige Gründung, die zwar mehr den Charakter einer Innung trug, dagegen, um keinen Anstoss bei den städtischen Handwerkern zu erregen, offiziell Bruderschaft genannt wurde und in nicht ungeschickter Weise kirchliche und weltliche Bestimmungen ineinander verflocht.

Das Aktenstück im Solothurner Staatsarchiv,[267]) welchem Schultheiss und Räte der Stadt Freitag vor Laetare 1480 ihre Genehmigung erteilten, scheint uns wichtig genug, um es hier, des Schwulstes des damaligen Kanzleistiles, der in der Solothurner Schreibstube besonders üppig wucherte, entkleidet und unserem Sprachgebrauche angepasst, wiederzugeben. Darnach erschienen vor dem Rate die ehrbaren Hans Hofmeyer, Hemmann Sässeli, Kleinhans sein Sohn, Kleinhans Glaser, Hans und Konrad Markwart, Gebrüder, Heini Tschan, Clewe Osche, Peter Hans Raspinger, Peter und Heini Gasser, Gebrüder, Jakob Glaser von Önsingen, Lorenz . . ., Jörg Übersachs, Hans Frytschmann, Petermann Bürkli, Erhart Guger (?) . . . . . Claus Löffeli, Uli Pfaff, Claus Wacher und Hans von Wally, alle vom Glaserhandwerk, Bürger und ansässig in den Herrschaften Falkenstein und Bechburg, um in ihrem und dem Namen anderer desselben Handwerks, in den genannten Herrschaften und anderswo auf der Stadt Solothurn Gebiet ansässig, mitzuteilen, dass sie zu Ehren Gottes, seiner hochgelobten Mutter Maria, der heiligen Jungfrau Agatha und dem ganzen himmlischen Heer zu Lob und Preis, Nutzen und Trost und zur Förderung ihres Handwerks eine „getrüwe, früntliche bruderschafft und satzung“ gegründet haben. Dabei baten sie um die Bestätigung der in ihren Statuten niedergelegten

[267]) „Copiae“, Bd. 5 (rot. 8), S. 130 ff. Wir sprechen für die Besorgung einer beglaubigten Abschrift dem Hrn. Staatsschreiber H. Kaufmann unsern besonderen Dank aus.

Vorschriften, die der Rat in dem Sinne genehmigte, dass er sich vorbehielt, daran jederzeit zu mehren, mindern oder ganz abzuschaffen, was er für gut finde. Nach dem Inhalt dieses Briefes soll vor allem eine Wachskerze auf dem St. Niklaus-Altar in der Kirche zu Balsthal vor dem Bilde der heiligen Agatha zu allen Messen angezündet und, wenn sie abgebrannt, von den Mitgliedern der Bruderschaft ersetzt werden. Zudem haben alle Mitglieder der Bruderschaft mit ihren Angehörigen, sofern sie nicht durch Krankheit oder Leibesgebresten daran verhindert werden, jährlich am St. Agathentag nach Balsthal in die Kirche zur Seelenmesse und Hochamt zu gehen, wo jede Person zwei, im Gebiete der Stadt Solothurn gültige, Pfennige opfern muss. Bei diesem Anlasse werden die Statuten vorgelesen, damit sie in Aller Erinnerung bleiben. Wer sich gegen diese Vorschriften vergeht, hat zwei Pfund Pfennige als Busse zu bezahlen und ausserdem an die vorgeschriebene Kerze ein Pfund Wachs, es sei denn, dass man sich über die Gründe, welche die Busse veranlassten, geirrt habe oder aus Mitleiden darauf verzichte. Diese Abgabe von einem Pfund Wachs an die Kerzen zu Ehren der heiligen Agatha wird allen künftigen Bussgeldern zugefügt, weshalb wir sie nicht jedesmal wiederholen. Darauf folgen die handwerksgenossenschaftlichen Bestimmungen. Darnach darf kein Mitglied der Bruderschaft einen Erwachsenen mit Worten oder Werken das Glaserhandwerk lehren oder ihm Geschirr zu dessen Ausübung leihen, es sei sein eigenes oder fremdes. Ausgenommen werden nur die eigenen Kinder und leiblichen Brüder. Wer aber jemanden das Handwerk lehren will, dem wird gestattet, einen Lehrknaben anzunehmen. Dieser hat dem Meister 10 Pfund Pfennige Lehrgeld fürs erste Jahr zu bezahlen. Bleibt er aber ein zweites, so müssen ihm davon 5 Pfund zurückvergütet werden und wenn er es drei Jahre aushält, die andern 5 Pfund. Dehnt er aber seine Lehrzeit gar auf vier Jahre aus, dann kann er am Schlusse derselben mit diesen ursprünglich dem Meister bezahlten 10 Pfund die Bruderschaft erkaufen,[268]) wozu er nur noch ein Pfund Wachs für die St. Agathenkerzen zu leisten hat. Wer sich gegen diese Bestimmungen verfehlt, hat 5 Pfund Busse an die Bruderschaft zu zahlen. Keiner, der das Glaserhandwerk betreibt, darf andere Arbeiten ausführen bei Strafe von 3 Pfund. Auch soll keiner, wenn er in den Wald geht, mehr Eschen anzeichnen, als er vorwegs zum Brennen braucht, sonst wird er um 10 Pfund gebüsst. Wenn ein Mitglied einem andern etwas verkauft, so soll es zu dem richtigen Preise geschehen. Wer sich dagegen verfehlt, zahlt, so oft das geschah, 2 Pfund. Kein Mitglied der Bruderschaft darf jemanden, der nicht Glaser ist, bei sich aufnehmen. Auch soll keines mehr Waren (werch) um einen Gulden verkaufen, als von der Bruderschaft festgesetzt wurde. Für jede Überschreitung zahlt der Fehlende der Bruderschaft ein Pfund Pfennige. Dingt ein Mitglied dem andern seine Gesellen ab, so lange sie in dessen Diensten stehen, so wird es mit 3 Pfund gebüsst. Wer Eschen- oder Scheiterholz einkauft oder in Kaufunterhandlungen steht, den sollen die andern in Ruhe lassen, es sei denn, dass der Kauf sich zerschlagen habe, und zwar bei 2 Pfund Strafe. Auch soll jedes Mitglied der Bruderschaft, das seinen Geschäften nachgeht (hausiert), den Wirten die Zeche richtig bezahlen und nicht davonlaufen. Wer dessen angeklagt würde, den hat die Bruderschaft dazu anzuhalten, dass er seinen Verpflichtungen nachkomme; zudem hat er, so oft es geschah, der Bruderschaft 2 Pfund zu bezahlen. Wenn ein Mitglied von einem andern auf seine Waren Geld aufnimmt, so soll kein anderes Mitglied ihm ebenfalls Geld auf weitere Waren geben, es sei denn mit Erlaubnis des Gläubigers, bei einem Pfund Strafe an die Bruderschaft. Die folgenden Bestimmungen beziehen sich

[268]) Sie entsprechen dem Eintrittsgeld.

auf die Einbringung der Bussen und auf die Festsetzung des Eintrittsgeldes in die Bruderschaft. Es besteht in 10 Pfund Pfennigen und 1 Pfund Wachs zu Kerzen für die heilige Agatha.

Leider gewähren uns diese Vorschriften keinen Einblick in den eigentlichen Betrieb der Glashütten, noch nennen sie die darin hergestellten Produkte. Doch lassen sie uns wenigstens einige nicht unwichtige Schlüsse ziehen. Vor allem fällt uns die grosse Zahl der Glasmacher auf, welche zweifellos imstande war, die Bedürfnisse eines weiten Gebietes zu befriedigen. Der Beruf wurde als eine Art Geheimnis ausgeübt, da er vor allem der in der Klus ansässigen Bevölkerung zum Lebensunterhalte dienen sollte. Da es aber nicht in ihrer Macht lag, fremde Konkurrenz zu verunmöglichen, so sollten auch anderswo wohnende Glasmacher verpflichtet sein, dieser Bruderschaft beizutreten. Lehrlings- und Gesellenwesen waren nur notdürftig geregelt. Wer vier Jahre gelernt hatte, erhielt sein Lehrgeld zurück und konnte damit ohne weiteres gleichberechtigtes Mitglied der Bruderschaft werden, wer weniger lang lernte, blieb Geselle resp. Knecht. Über die Beschaffung des Rohmaterials erfahren wir nichts; es war demnach im Überfluss in der Gegend selbst vorhanden, nicht aber das Holz zum Brennen. Die Produktion war nicht begrenzt, wohl aber der Verkaufspreis der Waren geregelt. Da diese wenigstens teilweise verhausiert wurden, durften die, welche zu Hause blieben, nach Umständen ihre Waren auch den Hausierern verkaufen, aber nur zu bestimmten Preisen. Dass man auf die Ehrbarkeit der Hausierer den Herbergswirten gegenüber hielt, darf nicht auffallen. Ähnliche, nur noch viel eingehendere Vorschriften für ein anständiges Betragen auf der Reise enthalten noch die Statuten der „Componey“, welche die Wohlener Strohhutflechter im Jahre 1786 gründeten.[269])

Wenn die Glaser in der Klus glaubten, mit den in ihrem Bruderschaftsstatut enthaltenen Bestimmungen für alle Zukunft fremder Konkurrenz und dem Unfrieden unter sich vorbeugen zu können, so sahen sie sich nur zu bald in ihren Erwartungen bitter getäuscht. Denn einerseits gab es zu allen Zeiten Leute, welche auf Kosten der andern versuchten, sich unter der Hand Vorteile zu verschaffen, anderseits waren Strassen- und Wasserrechte nicht in ihrem ausschliesslichen Besitze. Darum entstand schon bald wegen deren Benützung mancherlei Uneinigkeit und Zwist mit den andern ansässigen Handwerkern, vor allem den Hammerschmieden. Allein das war nicht das Schlimmste. Von der Klus aus hatte sich das Glaserhandwerk, der alten Verkehrsstrasse folgend, weiter nordwärts nach Langenbruck und bis in das Städtchen Waldenburg ausgedehnt und sich damit auf ein Gebiet verpflanzt, das der Stadt Basel gehörte. Dadurch entstand eine unliebsame Konkurrenz. Man gedachte sie zunächst dadurch weniger empfindlich zu machen, dass man die beiden dort ansässigen Meister einlud, der Bruderschaft beizutreten. Durch Vermittlung der Regierungen von Basel und Solothurn gelang es auch, den Glaser in Langenbruck dafür zu gewinnen. Allein da die Bruderschaftsstatuten keine Bestimmungen über den Umfang der Produktion enthielten, fertigte der auswärtige Meister jährlich Glaswaren im Werte von 200 Gulden an, was zu neuen Klagen Anlass gab, da die Meister in der Klus in gegenseitigem Einverständnis ihre Jahresproduktion auf 150 Gulden begrenzt hatten. Vermutlich waren sie dazu durch den Mangel an genügendem Brennmaterial gezwungen worden, während ihrem Konkurrenten solches reichlich zu Gebote stand. Wie der Streit endigte, wissen wir nicht.[270]) Leidenschaftlicher waren die Händel mit dem weiter entfernt wohnenden Waldenburger Glaser. Da sein kürzester Weg nach dem Aaretal durch die Klus führte, nahmen

[269]) H. Lehmann, Die aargauische Strohindustrie, Aarau, 1896, S. 12 ff.

[270]) Denkwürdige Sachen, Bd. IX, 1495, S. 52/53; Missiven Bd. XV, S. 404, 497.

Fig. 56. Verkündigung Mariæ.

Nördliches Chorfenster der St. Benediktskirche in Biel.

die dort ansässigen Glaser ihm die vier Pferde seines Frachtwagens in Beschlag. Ob es ihnen gelang, ihn dadurch zu zwingen, sich ihren Satzungen zu unterwerfen, wissen wir ebenfalls nicht, wohl aber, dass deswegen wieder ein reger Meinungsaustausch der beiden beteiligten Regierungen erfolgte.[271]) Trotzdem diesen Übeln jeweilen nach Kräften gesteuert wurde, gestalteten sich die Zustände für die Glasmacher in der Klus doch immer ungünstiger. Darüber belehrt uns ein zweites Aktenstück des Rates von Solothurn, der „Willigungsbrief der Glaser bruderschafft zu Ballstall unnd Inn der Clus“ vom Jahre 1504.[272]) Sein weitschweifiger Inhalt enthält zwar nur die Bitte um Erhöhung des Eintrittsgeldes, gibt uns aber nebenbei dennoch einige interessante Einblicke in die Entwicklung dieses Handwerkes. Die Bruderschaft begründete ihr Gesuch damit, dass infolge des geringen Eintrittsgeldes viele „tütsch und welsch lüt uss frömdden landen und nationen“ das Glaserhandwerk erlernen und durch die Erwerbung der Bruderschaft die einheimischen Glaser, sowie deren Kinder und Angehörige in ihrem Fortkommen beeinträchtigen. Infolgedessen wurde künftighin für Fremde, die nicht eines Glasers Sohn oder Bruder waren, das Lehrgeld zuhanden der Bruderschaft auf drei Gulden und für solche, die Meister werden wollten, auf zehn Gulden erhöht, wozu ausserdem ein Pfund Wachs für St. Agathen-Kerzen zu entrichten war. Dafür aber durfte kein Glasermeister, wenn er der Bruderschaft angehörte, jemanden das Handwerk lehren noch bei sich aufnehmen, sofern ihm dieser nicht in guten und wahren Treuen an geschworenen Eides statt gelobt und versprochen hatte, dass er seinen Beruf nirgends anders, denn in den Landen und Gebieten der Stadt Solothurn oder in den „Kreissen do ander glaser und meister, so In obbestimpt bruderschafft gehören, sesshaft sindt“ ausüben und dort auch den Wohnsitz nehmen wolle. Wenn aber jemand von den eigenen Bürgern das Glaserhandwerk erlernen wollte, hatte der Rat darüber zu entscheiden, wie die Bruderschaft es mit ihren Forderungen betreffend die Entrichtung von drei und zehn Gulden zu halten habe.[273])

Eine Ansiedlung auswärtiger Meister veranlasste der Rat zum Teil selbst und zwar im Interesse der Hebung des Handwerkes. Dies beweist u. a. folgende Eintragung in den Ratsmanualen: „Vff den tag hant min herren u m f ü r d e r n i s s d e r g l a s e r z u B a l d s t a l Jocob Capitano von Tremont[274]) und Monte Bryante vffgenomen zu ihrem Bürger und sol 5 gulden jetzt geben und die andern 5 gulden in einem Jahr“.[275]) Gleich darunter findet sich die interessante Notiz, dass die Köhler, welche den Glasern die gläsernen Paternoster abkaufen, zum Vogte auf Falkenstein gewiesen werden sollen. Diese gläsernen Rosenkränze sind das einzige Fabrikat der Glaser in der Klus, von dem wir aus den Akten Kenntnis erhalten.

Auch über die einzelnen Glaser vernehmen wir wenig. Da sie in den Ratsprotokollen gewöhnlich nur mit dem Vornamen genannt werden, es aber in den Bruderschaftsstatuten von 1480 verschiedene Meister gibt, die den gleichen Taufnamen führen, so lässt sich nicht einmal immer die Person feststellen. Der bedeutendste unter ihnen scheint Kleinhans gewesen zu sein, da ihn der Rat von Solothurn im Jahre 1494 durch die Schenkung eines Fensters auszeichnete, das 5 Pfund kostete.[276]) Ob es der

[271]) Denkwürdige Sachen, Bd. IX, S. 53.

[272]) Denkwürdige Sachen, Bd. XVIII, S. 190.

[273]) Dass der Rat davon Gebrauch machte, beweist Anmerk. 4, S. 114, in Adolf Lechners Abhandlung „Solothurnische Nachklänge zum Dijoner Vertrag von 1513“. Basler Zeitschrift, Bd. VIII, 1. Heft.

[274]) 1) Gemeinde im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arr. Saumur, Cant. Vihier, 558 Einw. 2) Gem. ebd. Depart. Meuse, Arr. u. Cant. Bar le-Duc. 623 Einw.

[275]) Ratsmanuale Bd. VI, S. 169 (1513—1517).

[276]) Seckelmeisterrechnung 1494, S. 108; vgl. Ratsprotokolle Bd. XX, S. 142, 200.

gleiche „Hänsli der Glaser“ gewesen ist, der 1531 auf der Rückreise von Mailand, von Loy Zimmermann verwundet, zu Freiburg starb, mag dahingestellt bleiben.[277])

Auffallend ist, dass Daniel Babenberg, dem Glasmaler zu Solothurn, vom Rate im Jahre 1490 für drei Rautenfenster in die Stube gen Klusen und für zwei mit Tafelglas samt Stangen und Nägel 6 Pfund bezahlt werden. (Vgl. S. 332). Das scheint darauf zu weisen, dass noch in den 1490er Jahren in der Klus nur das gewöhnliche Waldglas und Glasgeschirr hergestellt wurde. Es ist daher um so begreiflicher, wenn der Rat von Solothurn zu Anfang des 16. Jahrhunderts geschickte Glaser von weit her kommen liess, um die Glasfabrikation seiner Untertanen zu verbessern, da inzwischen die Ansprüche auch an die gewöhnliche Fensterverglasung gestiegen waren. Wenn schliesslich aus dem Jahre 1496 berichtet wird, es habe der „Nieder Ziegler“ der Stadt zu dem neuen Kornhaus, zum Glasofen und zum Ziegelofen einen Beitrag gegeben, so kann es sich hier nur um einen Brennofen handeln, in dem die Tonwaren glasiert wurden.[278]) Dass auch Glasmaler sich vorübergehend in Balsthal aufhielten, wird bezeugt durch den aus Basel gebürtigen Hans Bilger, dem der Rat von Solothurn, wegen seiner grossen Kunst, auf Glas zu malen, 1543, Montag vor Palmarum, das Bürgerrecht schenkte.[279])

Was im Laufe der Zeit aus dieser Bruderschaft geworden ist, wissen wir nicht. Nur so viel bleibt sicher, dass nach Erkundigungen beim Pfarramte in Balsthal die Erinnerung sowohl an die Bruderschaft, als an die einst blühende Industrie vollständig verloren ging, und dass sich auch zurzeit im Pfarrarchive und in der Kirche kein Aktenstück noch Gegenstand mehr vorfindet, der von ihrem einstmaligen Vorhandensein Kunde gäbe.[280]) Erst im Jahre 1780 feierte die Glasindustrie im Solothurner Jura ihre Auferstehung durch die Errichtung einer Glashütte im Guldenthal, der später die Gebrüder Gressli noch weitere in Welschenrohr und beim Neuhäusli im Bogenthale am nördlichen Fusse des Passwang zugesellten.[281]) Besonders berühmt aber waren zu dieser Zeit die Fabrikate der Glashütte in dem benachbarten bernischen Städtchen Laufen, wo man namentlich ein treffliches Tafelglas herstellte, das am ganzen Ober-Rhein und in den angrenzenden Gebieten der Schweiz abgesetzt wurde. Auch in Roches vermochte sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine weitere Glasfabrik zu halten, trotz der Schwierigkeiten, mit denen sie anfänglich zu kämpfen hatte.[282])

In der Stadt Solothurn aber nahmen die künstlerischen Bestrebungen gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts einen solchen Aufschwung, dass sich hinter ihren Mauern allmählig eine ganze Kolonie von Glasmalern, Malern, Goldschmieden und Bildhauern ansiedeln konnte, die im Jahre 1559 sich stark genug fühlte, um eine eigene Bruderschaft zu gründen, deren Patron, wie anderwärts, der heilige Lukas war. Aber wenn auch diese Gründung nicht erfolgt wäre, so würden doch zwei der hervorragendsten Kunstwerke der deutschen Malerei des ausgehenden Mittelalters, die Maria in den Erdbeeren, entstanden um 1430 als Werk eines unbekannten oberdeutschen Meisters und die Zetter'sche Madonna von Hans Holbein dem Jüngeren laut genug von dem Kunstsinne der Solothurner Bürgerschaft zeugen, aus der auch Urs Graf hervorgegangen ist, den die Kunstgeschichte heute zu den originellsten Meistern der beginnenden Renaissance diesseits der Alpen zählt.

---

[277]) Soloth. Ratsprotokolle Bd. XX, S. 337.

[278]) Seckelmeisterrechnungen 1496, S. 248.

[279]) Solothurner Bürgerbuch Bd. II, Fol. 60; Amiet, Soloth. Neujahrsbl. 1859, S. 10, Anmerkung 23.

[280]) Gütige Mitteilung von Hrn. Pfarrer E. Meyer in Balsthal durch Hrn. F. A. Zetter-Collin in Solothurn.

[281]) Vgl. U. Peter Strohmeier „Der Kanton Solothurn, hist. geograph. statistisch geschildert“, S. 236, 266, 101 u. 107.

[282]) Charles-Ferd. Morel, Abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant évêché de Bâle. Strasbourg 1813, S. 257.

V. Das Gebiet des Bischofs von Basel.

Nordwestlich von dem schmalen, langgestreckten, der Stadt Solothurn gehörenden Landstreifen lag das Gebiet des Bischofs von Basel. Das Bistum umfasste im 15. Jahrhundert elf Dekanate. Seine Ostgrenze bildete der Rhein vom Einfluss der Aare bis in die Gegend von Burkheim. Im Norden stiess es in einem starken, über Rappoltsweiler ausholenden Bogen an das Bistum Strassburg. Im Westen schieden es die Vogesen vom Bistum Toule, worauf die Grenze östlich an Belfort vorbei, so ziemlich der heutigen Reichsgrenze folgend, bei Pfettershausen auf unsere gegenwärtige Schweizergrenze stiess, die es vom Erzbistum Besançon trennte. Dann folgte sie dieser bis zur Nordostgrenze des Kantons Neuenburg, erreichte bei Neuenstadt den Bielersee, holte östlich Biel in weitem Bogen um Solothurn herum aus und wandte sich dann in rechtem Winkel nach Süden der Aare zu, die sie bei Wangen traf, und ihr bis zur Einmündung in den Rhein folgte. Durch seine Lage wurde so das Bistum Basel zur natürlichen Vermittlerin zwischen deutscher und welscher Kultur. Von diesem grossen Ländergebiete regierte der Fürstbischof von Basel einen Teil als weltlichen Besitz. Er umfasste die Herrschaften Ajoie mit Pruntrut, Delsberg, die Probstei St. Ursanne, die Freiberge, die Propstei Moutier-Grandval, die Herrschaften Ergeuil und Orvin, die Stadt Biel, die Herrschaft Diesse, das Städtchen Neuveville, sowie die Herrschaften Laufen-Zwingen, Pfeffingen und Birsegg. Dazu kamen noch einige Ortschaften und das Kloster Bellelay. Doch bildete dieses weltliche Herrschaftsgebiet nicht ein kompaktes Ganzes und war auch nicht immer gleich gross. Da es bis auf wenige Dörfer heute verschiedenen Kantonen der Schweiz angehört, ziehen wir es mit in den Bereich unserer Arbeit hinein.

Zu den ständigen Bundesgenossen der VIII alten Orte zählte der Bischof von Basel im 15. Jahrhundert nicht. Vielmehr gehörte er der sog. „niederen Vereinigung“ an, einem Bunde, den die Bischöfe von Strassburg und Basel, sowie die Städte Basel, Strassburg, Kolmar und Schlettstadt geschlossen hatten. Erst als Mitglied dieses Verbandes ging Johannes VI. von Venningen vor Beginn des Burgunderkrieges mit den VIII alten Orten der Eidgenossenschaft und Solothurn am 31. März 1474 ein Bündnis ein, das nach Ablauf von zehn Jahren sein Nachfolger, Caspar zu Rhein, auf Lebenszeit erneuerte, so dass von dieser Zeit an der Bischof von Basel den „zugewandten Orten“ der Eidgenossenschaft beigezählt wurde. Doch löste sich dieses Verhältnis schon wieder, als er sich noch vor Schluss des Jahrhunderts beim Ausbruch des Krieges mit dem Kaiser auf dessen Seite schlug, und später liessen die durch die Reformation geschaffenen politischen Verhältnisse ein dauerndes Einvernehmen mit den eidgenössischen Orten nicht mehr zustandekommen.[283])

---

[283]) J. Stöcklin, Johann VI, von Venningen, Bischof von Basel, S. 112 ff. W. Oechsli, Orte und zugewandte, Jahrb. f. schweiz. Gesch. Bd. XIII, S. 320 ff.

Diese einstmals bischöflichen Lande werden teilweise vom sg. Kettenjura durchzogen, jenen langgestreckten, gewöhnlich nach einer Seite in schroffen Felswänden abfallenden und reichlich mit Wald bekrönten Bergen, die, nebeneinander herlaufend, in den Tälern wenig Raum zur Anlage von Kulturland lassen. Nur hie und da, wo Quertäler einmünden, erweitern sich diese zu grösseren Kesseln, wie in der Gegend von Delsberg und im Tale der Sorne. Nach Norden verbreitern sich zwar die schmalen Bergrücken zu den Hochebenen des sg. Tafeljura, doch lohnt auch hier das allen Winden ausgesetzte, mühsam dem trockenen Kalkboden abgerungene Kulturland den für seine Nutzbarmachung aufgewendeten Fleiss nur kärglich, und ausserdem verhindert der Wassermangel die Anlage grösserer Ansiedlungen. Erst in der Gegend um Pruntrut verliert das Land seinen rauhen Charakter und geht allmählig über in jene breiten, sonnigen, von sanften Hügeln eingerahmten Gelände, in denen der Bauer nicht mehr im täglichen Kampfe mit den Naturgewalten ein dürftiges Dasein fristen muss.

In solchen Gegenden blüht nur ein bescheidener Wohlstand[284]) und es lassen sich nur dann Kunsthandwerker darin nieder, wenn besondere Unternehmungen ihnen einen Aufenthalt möglich machen. Das hing vor allem von den Bischöfen von Basel ab. Wie wir schon sahen (vgl. S. 276/122), führten diese bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts einen sehr bescheidenen Haushalt. Die Grafen von Thierstein aber, deren Besitzungen zwischen das bischöfliche Gebiet und das der Stadt Solothurn eingeklemmt waren, mussten froh sein, wenn ihnen ihre Dienste als Feldherren die Mittel zu einem standesgemässen Leben sicherten.

Erst unter der Regierung des Bischofs Arnold von Rotberg (1451—1458) brachen für das in religiöser und finanzieller Hinsicht vernachlässigte Bistum wieder bessere Zeiten an. Glücklicherweise hatte Arnold in Johann VI. von Venningen einen würdigen Nachfolger, der, wie ein Chronist schreibt, „wol husgehalten, vil gebuwen und an die Stift von Schlössern, Hüsern, Wonungen und wider erlöst . . — durch disen Bischoff wär di stifft Basel one zwifel noch mehr gebessert worden, wo solichs nicht verhindert hätte der burgundisch Krieg, so sich anhub anfänglich 1475.“ [285])

In der Tat geht aus den hinterlassenen Rechnungsbüchern hervor, dass Johannes VI. nicht nur ein gelehrter,[286]) sondern auch ein kunstliebender Herr war. Gleich nach seinem Amtsantritte begann er mit den Renovationsarbeiten in der bischöflichen Residenz zu Basel und dehnte sie später nicht nur auf seine Schlösser zu Delsberg und Pruntrut aus, sondern auch auf die seiner Vögte. Für die Ausführung dieser Arbeiten bevorzugte er im allgemeinen die Basler Meister; wenn es aber die Umstände erforderten, zögerte er nicht, seine Leute da zu holen, wo er sie fand. Infolgedessen treffen wir Maler aus Freiburg im Breisgau, Theobaldus, einen Klosterbruder von Lützel, Meister Gall, den Bildhauer von Bregenz, und andere in seinen Diensten an. Vor allem aber bevorzugte er ein Basler Brüderpaar, Meister Ludwig Glaser, den Maler und Glasmaler und dessen Bruder Michel, den Glaser, die Söhne des Ratsherrn Niklaus Glaser, mit denen er in Gesellschaft des Bürgermeisters von Basel und anderer Gäste oft in seinem Schlosse zu Pruntrut oder auf dem „Stûblin im Hof“ zu Basel tafelte und nachher auch ein Spielchen nicht verschmähte. Wahrscheinlich hatten beide Meister, sicher aber Michel, schon im Dienste seines Vorgängers, Arnold von Rotberg,

[284]) Charles-Ferd. Morel, Abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant évêché de Bâle, pag. 253 ff.

[285]) J. Stöcklin, a. a. O., S. 12.

[286]) Er ist der Gründer der Universität. Vgl. Stöcklin, a. a. O., S. 15 ff.

gearbeitet, für den Johannes VI. bei dem Glasermeister noch 1461 eine restierende Schuld im Betrage von 2 Pfund 5 β einlöste.[287])

Als erste grössere Arbeit wurde Meister Ludwig im Jahre 1460 beim Umbau der bischöflichen Sommerresidenz zu Delsberg die Anfertigung eines Bildes für die neue Kapelle übertragen, wozu der Bischof die Farben, sowie die andern Materialien lieferte und ausserdem den Meister noch mit 6 Gulden löhnte.[288]) Die Glaserarbeiten in die Kapelle besorgte Meister Michel, wofür man ihm 9 Pfund bezahlte, ein Betrag, der nicht auf eine gewöhnliche Verglasung schliessen lässt.[289]) Zu gleicher Zeit wurden auch Arbeiten auf dem bischöflichen Landvogtei-Schlosse Zwingen im Birstale ausgeführt, was Michel noch weitere 3 Gulden eintrug und dazu 6 Pfennige Trinkgeld für seine und seines Bruders, des Malers, Knechte.[290]) Eine letzte Zahlung im Betrage von 20 Gulden erfolgte an ihn im folgenden Jahre, worauf sein Name auf längere Zeit aus den Rechnungsbüchern verschwindet.[291]) Damals schmückte sein Bruder Ludwig im bischöflichen Hofe zu Basel einen Saal mit 122 Wappen, wofür ihn sein Herr mit 8 Gulden löhnte.[292])

Von grösserer Bedeutung waren die Arbeiten auf dem Schlosse Pruntrut. Zu den wichtigsten Unternehmungen Johannes VI., die seiner Regierung einen besonderen Glanz verliehen, gehörte die Wiedererwerbung der Herrschaft Ajoie mit der Stadt Pruntrut, welche durch Imer von Ramstein an die Grafen von Montbeillard veräussert und später durch Erbschaft an Graf Eberhard von Württemberg gekommen war. Er traf das alte Schloss in einem traurigen Zustande an. Da er es aber zu seinem künftigen Lieblingssitze bestimmte, scheute er für dessen Wiederherstellung keine Kosten. Er begann mit den dazu notwendigen Arbeiten im Jahre 1464. Als eine der ersten Neubauten entstand eine Kapelle. Die Herstellung gemalter Fenster darin wurde an Meister Ludwig zu 9 Gulden (ca. 450 Fr.) verdingt. In dieser Summe war die Herstellung der Visierungen für die Bilder mit eingeschlossen. Doch überstieg schliesslich die Ausführung, die bis Mai 1466 dauerte, den Voranschlag um 2 Gulden.[293]) Mehr als das Doppelte dieser Summe erhielt der Meister für die Ausschmückung der Kapelle mit Malereien, wobei wieder heraldische Schildereien eine bevorzugte Rolle spielten.[294]). Neben ihm besorgte ein Meister Gilgenberg die geringeren Malerarbeiten.

Von ganz besonderem Interesse sind die Glaserarbeiten, welche seit dem Jahre 1464 auf dem Schlosse ausgeführt wurden, nicht nur, weil es sich dabei auch um die Herstellung von Glasmalereien handelte, sondern weil sie uns einen seltenen Einblick in das Material gewähren, welches

---

[287]) Stöcklin, a. a. O., S. 190.

[288]) Stöcklin, a. a. O., S. 187.

[289]) Für die drü glasfenster in der nüwen kapellen in dem sloss zu Telsperg 9 ℔. Stöcklin, a. a. O., S. 190.

[290]) „Für Glaswerk zu Zwingen und Telsperg“; „6 β sin und sins bruders des malers Knechten zu dringelt“. Stöcklin, a. a. O., S. 190.

[291]) Stöcklin, a. a. O., S. 190.

[292]) „6 Gulden hait Wunwalt geben dem Maler uff Rechnung von des Sails wegen“. „Item 2 Gulden hab ich geben dem obgenannten Meister Michel dem Glaser Donstag post purificationis Marie von sins pruder wegen und ist also derselb sin pruder ganz bezalt für 122 Wappen, die er in dem Sail gemalt hait.“ Stöcklin, a. a. O., S. 188, Anmerkung 1.

[293]) 1465, Juni. 3 Gulden „uff sin geding alss ime das glasswerk mit den fysierungen zu der Kappel gein Purrentrut für 9 Gulden verdingt ist“. 1465. 2 Guld. 5 β. 1465 4 Pfd. 12 β. 1466. 2 Gulden „an dem Geding des males von der Capellenfenster wegen“. Stöcklin, a. a. O., S. 188. Die Notiz im Schweiz. Künstler Lex., Bd. I, S. 592, er hätte nur die Visierungen zu machen gehabt, ist ungenau.

[294]) „28 Gulden 4 ß. daz er die Wappen und Cappel dem sloiss zu Purrentrut gemailt hait“. Stöcklin, a. a. O., S. 189.

zur Herstellung von Glasfenstern um die Mitte des 15. Jahrhunderts Verwendung fand und ebenso über dessen Bezugsquellen. Im März 1464 werden 34 Gulden vorgemerkt zur Bestellung von 4 Zentner „venediger glaiss“ zu Fenstern. Darauf folgte im April eine Abzahlung von 10 Gulden auf den in Aussicht genommenen Betrag. Der mit dem Ankauf beauftragte Jungermann brachte aber 4060 „schyben, die haben gewegen ffünf zenthner“. Dafür erhielt auch dessen Knecht, der „die schyben von venedigen bracht hait“, im Mai 8 ß Trinkgeld. Zu gleicher Zeit erging an den Schaffner zu Pruntrut, Humbert Burty und an Konrad Glaser, der von Breisach nach Basel hergerufen worden war, um den Meister Michel zu ersetzen, der Auftrag, nach den Glashütten zu reiten, wofür 13 Pfund vorgemerkt werden. Darnach reiste Herr Konrad im Juni auch nach Sankt Rupprecht im badischen Schwarzwald, um 9 Zentner und 5 Pfund Blei einzukaufen, die zusammen 19 lib. 2 ß 9 ₰ kosteten. Ausserdem verzeichnen die Ausgaben in diesem Monat auch einen Posten von 17 Gulden, 10 ß, 3 ₰ für 300 „storcz“,[295]), 4000 „Spicher nagel“, „geferwt glas“, 60 „gebünd waltglass“ samt Auslagen für den Fuhrmann, für Zehrung und Schifflohn. Im September wurden abermals 30 „Gebund waltglass“ angekauft. Ausserdem bezog Meister Konrad vom Kannengiesser Ludwig Hanfstengel zu Basel einen Vierling Zinn und ein Mönch (wahrscheinlich Theobald von Lützel), der rotes und gelbes Glas für Meister Konrad brachte, erhielt einen Botenlohn. Es diente zur Herstellung von Glasmalereien, wozu Konrad noch einen Laden und grobes Papier lieferte.[296]) Inzwischen war auch der Brennofen gebaut worden, und seit dem Januar 1465 folgten Ausgaben für Kohlen zum Brennen. Im April musste wieder Zinn angeschafft werden und zudem 2 Buch Papier, vermutlich zu Visierungen. Im Mai brachte Konrad das fertige Glaswerk auf 4 Karren nach Pruntrut. Es waren 24 Paar Fensterflügel (fensterdorlin). Bis sie aber gebrauchsfähig gemacht werden konnten, brauchte es noch mancherlei Zutaten. Um diese zu beschaffen, erfolgten weitere Ausgaben für Ringlein, Wirbel und Dörne.[297]) Inzwischen waren auch die letzten Vorbereitungen zur Herstellung der Glasmalereien für die neue Kapelle getroffen worden, denen man die weiteren Anschaffungen zuwandte. Zu verschiedenen Malen erhielt Meister Konrad Bruchsilber zur Herstellung von Kunstgelb (Silbergelb), sodann 4 Pfund Gelbglas, das Pfund zu 2 ß, 2 Pfund für die Leibesfarben (Köpfe, Hände und Füsse) zum Preise von 4 ß 8 ₰, dazu 100 kleine Scheiben, 2 Bünde Waldglas, für 4 ß Zinn zum Löten, 5 Zentner Blei und 4 Pfund „gernstaihel“; dann abermals 12 Bünde Waldglas und anderes mehr. Da zu gleicher Zeit die Zahlungen für das Malen der Kapellenfenster an Meister Ludwig gemacht wurden, so hatte Konrad zweifellos nur die Aufgabe, diesem das notwendige Material zu beschaffen und die eigentlichen Glaserarbeiten auszuführen. Weitere Ausgaben für Material zu den Fenstern in Pruntrut finden sich bis zum Jahre 1470 verzeichnet, die letzten für Eisenflügel (Isentorlin) und für Waldglas zu Fenstern in das neue Untere Haus. Oft musste das Material von weit her bezogen werden, so ausser den genannten Orten von Strassburg und Hertenstein. Als Gehülfen hatte Meister Konrad einen Mönch, Theobald von Lützel, bei sich. Wie weit sich dieser künstlerisch an der Ausführung der Kapellenfenster beteiligte, muss dahin gestellt bleiben. Da an Konrad die Lohnzahlungen im Jahre 1466, gleichzeitig mit der Beendigung der Glaserarbeiten in der Kapelle, aufhören und die für Materialanschaffungen 1470, so ist nicht sicher, ob der Meister

[295]) Sturzbleche, wahrscheinlich für die Bedachung des Türmchens, wozu auch die Spichernägel gedient haben mögen.

[296]) 1464 November. 6 ß Her Conrad Glasern zu beczaln eyn laid die er zu dem gebrannten glaisswerk hait laissen machen und für groib pappier daz er koufft hait. Stöcklin, a. a. O., S. 191.

[297]) Es sind die auch später noch gebräuchlichen Fensterbeschläge.

noch länger im Dienste des Bischofs verweilte. Denn im Jahre 1474 wurde wieder Michel Glaser von ihm beschäftigt, der ihm u. a. auch zwei Fenster in die Badstuben machte.[298]) In der Zwischenzeit scheint Johannes VI. sich der Dienste eines Meister Fritz bedient zu haben, der Maler-, Glasmaler- und Glaserarbeiten ausführte. Denn am Samstag nach Jacobi 1472 erhielt Jörg von Venningen 4 Gulden, um „geslagen gold, silber und farwen" für Meister Fritz zu kaufen, damit dieser die Wappen über den Toren zu Pruntrut male und vergolde. Im gleichen Jahre wurde für ihn auch Kreide „zu unser frauwen Bild" angeschafft und 1474 musste er die fertige Badestube des Abtes hübsch und freundlich ausschmücken. Darauf ersetzte er sogar 1476 den wieder in Ungnade gefallenen oder wahrscheinlich verstorbenen Meister Michel in der Ausführung einfacher Glaserarbeiten und wird in dieser Betätigung zum letzten Mal 1478 genannt.[299])

Während wir über die äusseren Lebensschicksale dieser Meister aus den Rechnungsbüchern des Bischofs nur insoweit unterrichtet werden, als es sich um ihre Ablöhnungen für gelieferte Arbeiten handelt, erfahren wir aus weiteren Quellen über Michel Glaser, dass er 1435 um 15 Sch. die Zunftgerechtigkeit zum Himmel erneuerte, 1452 Sekelmeister und 1459 Ratsherr seiner Zunft wurde, nachdem er schon 1456 mit seiner Frau Magdalena ein Haus in der Freienstrasse gekauft hatte. Er war demnach im Jahre 1474, da er zum letzten Male genannt wird, jedenfalls ein älterer Mann.[300]) Für Meister Ludwig geben sowohl J. Stöcklin[301]) als P. Ganz[302]) 1475 als Todesjahr an, allerdings ohne eine Quelle dafür zu nennen. Nun wird nach den Solothurner Seckelmeisterrechnungen (Vgl. S. 327) im Jahre 1482 „meister Ludwig dem glaser von Basel" mit 22 Pfund der Rest seines Guthabens für die im neuen Rathause ausgeführten Glasmalerarbeiten ausbezahlt. Dass Ludwig hier Glaser heisst, kann nicht befremden, da dies die übliche Bezeichnung auch für Maler war, wenn sie auf Glas arbeiteten. Wir zweifeln darum nicht, dass die beiden Meister miteinander identisch sind und infolgedessen das Todesdatum für Ludwig Glaser bis jetzt unrichtig angegeben wurde.

Von all der Fensterpracht in den Schlosskapellen zu Delsberg und Pruntrut ist nichts erhalten geblieben. Das Schloss in Delsberg wurde vom Bischof Johann Konrad von Reinach in den Jahren 1717—1721 vollständig neu aufgebaut und das in Pruntrut nicht nur zu verschiedenen Malen von Brandunglücken heimgesucht, sondern mit der Zeit arg vernachlässigt, so dass die Kapelle jedenfalls schon ein Bild des Verfalles bot, als man sie im Jahre 1804 abtragen liess.

Aber auch in den Kirchen des bischöflichen Gebietes sind mit Ausnahme von Biel (Vgl. S. 252/98) und St. Germain in Pruntrut keine Glasmalereien erhalten geblieben. Es kann das nicht befremden, wenn wir uns daran erinnern, dass diese Gegenden, im Gegensatze zu den Landen der Eidgenossen, die ganzen Greuel des dreissigjährigen Krieges durchzumachen hatten, als Schweden, Franzosen und Kaiserliche das arme Land nacheinander brandschatzten. So waren denn auch die drei Glasgemälde, welche sich in der Kirche St. Germain erhalten hatten, nur noch Fragmente. Das älteste

---

[298]) Stöcklin, a. a. O., S. 194.

[299]) Stöcklin, a. a. O., S. 190.

[300]) Wir entnehmen diese Angaben dem Artikel v. P. Ganz im Schweiz. Künst. Lex. Bd. I, S. 592. In seiner Arbeit über „Die Wandmalereien im St. Peter zu Basel" (Basler Zeitschr. für Gesch. und Altertumskunde, Bd. II, S. 115), lässt Ganz den Michel Glaser 1458 Meister und 1462 Ratsherr werden.

[301]) A. a. O., S. 185.

[302]) P. Ganz, Schweiz. Künstler Lex. Bd. I, S. 592.

von ihnen befand sich in dem Fenster über dem Westeingange und war fast ganz verblichen. Es stellt einen Bischof dar, welcher in einem Turme steht, der sich nach oben treppenförmig verjüngt. Als Hintergrund ist der im 15. Jahrhundert allgemein gebräuchliche Rankendamast verwendet worden. Zweifellos stammte dieses Fragment aus einer grossen Fensterkomposition, und war nicht mehr an seinem ursprünglichen Platze. Es dürfte um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein, demnach zur Zeit, als die Renovationsarbeiten des Basler Bischofes Johannes VI. im vollen Gange waren und wahrscheinlich auch die Bürgerschaft des Städtchens zur Nacheiferung anspornten (Fig. 57).

Fig. 57. Unbekannter Bischof. Aus der Kirche St. Germain d'Auxerre in Pruntrut; im Historischen Museum in Bern.

Die beiden andern Fragmente in den zwei westlichen Fenstern des Schiffes stammen aus dem Ende des 15. oder aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Das eine stellt die Madonna mit dem Kinde auf der Mondsichel in der Glorie dar, das andere einen Bischof in violettem, perlenbesetztem Mantel mit reich verziertem Pedum. Beides sind Kirchenscheiben, wie sie um das Jahr 1500 zahlreich gestiftet wurden und fallen darum nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit. Alle drei Fragmente kamen im Jahre 1901 durch Kauf an das historische Museum in Bern und wurden leider nur zu stark restauriert und ergänzt. Dass die beiden jüngern aus der Werkstätte des Meisters Anthony Glaser in Basel stammen dürften, haben wir schon oben erwähnt (S. 325), obgleich im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ein Meister Bastian Glaser in Pruntrut als Maler ansässig war und wahrscheinlich im Dienste des Bischofs arbeitete. Ihm half sein Sohn Michel, bis er im Jahre 1497 von seinem Verwandten, dem Chorherren Heinrich Glaser, nach Basel berufen wurde, um die St. Peterskirche mit Fresken zu schmücken, worauf er in der Bischofsstadt festen Wohnsitz nahm.[303])

[303]) P. Ganz, Die Wandmalereien zu St. Peter in Basel, a. a. O., S. 114 f. Schweiz. Künstl. Lex. Bd. I, S. 592.

Fig. 58. Kreuzigung.

Aus der Kirche in St. Blaise, z. Z. im Museum in Neuenburg.

Fig. 59. Kreuzigung.

Südliches Chorfenster in der Kirche zu Zweisimmen (Kt. Bern).

Dass auch noch andere Gotteshäuser im Gebiete des Bischofs von Basel einstmals im Glanze gemalter Fenster erstrahlten, steht ausser Zweifel, um so mehr ist darum zu bedauern, dass von all der einstigen Pracht nur diese drei Fragmente unserer Zeit erhalten blieben. In wie weit sich Johannes von Venningen an der Sitte der Fenster- und Wappenschenkung beteiligte, wissen wir zwar nicht, da sein eigenhändig geschriebenes Hausbuch, das zu den interessantesten Quellen für die Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts gehört, nur 1471 eine Ausgabe von 3 Gulden „zu stuwer zu einem Stubenfenster“ nach Delsberg[304]) verzeichnet, doch ist von einem so kunstsinnigen Manne, wie es dieser Bischof war, nicht vorauszusetzen, dass er den Kirchen in seinem Gebiete einen Schmuck vorenthalten habe, auf den er in den Kapellen seiner Residenzen nicht verzichtete. Allerdings sind im Verhältnisse zu den übrigen Ausgaben die für Kunstgegenstände zu kirchlichen Zwecken gering. Dabei darf man aber nicht vergessen, dass zu dessen Regierungszeiten die Sitte der Fenster und Wappenschenkung noch in ihren dürftigen Kinderschuhen steckte, und die notwendigen Kultusgeräte in den Gotteshäusern im allgemeinen vorhanden waren oder deren Anschaffung von den Pfarreien selbst, ohne Hülfe des Bischofs, bestritten werden konnte. Denn von seiner Freigebigkeit legen nicht nur die massenhaften Trinkgelder und Geschenke aller Art an untergeordnete Personen, deren Dienste er benötigt hatte, ein glänzendes Zeugnis ab, sondern auch die an seine Beamten und deren Frauen, wozu er namentlich kostbare Ringe und andere kleine Juwelen bevorzugte, ebenso wie auch für die regelmässig wiederkehrenden Spenden beim Jahreswechsel, sowie bei Taufen, Hochzeiten, Primizen und ähnlichen Anlässen. Wenn darum übelwollende Zeitgenossen diesen hervorragenden Mann spottweise „Hans von Pfenningen“ nannten, um ihn dadurch, wie der Stiftskaplan Johannes Knebel in seinem Tagebuche, zum Geizhalse zu stempeln, so dürften doch die zeitgenössischen Urteile der Wahrheit mehr entsprechen, welche von ihm melden, er sei „kundig über gelt und fällig zu gutt, doch freygebig, wo es von nöten“ gewesen.

[304]) Stöcklin, a. a. O., S. 194.

VI. Die Grafschaft Neuenburg.

Schon seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts stand die Grafschaft Neuenburg mit den westlichen Schweizerstädten in näheren Beziehungen und wurde zuweilen auch als zugewandter Ort bezeichnet. Doch waren die Bande, welche sie mit ihnen verknüpfte, nicht immer die gleichen und auch nicht immer gleich feste. Im Jahre 1290 ging Graf Rudolf ein fünfjähriges Burgrecht mit Freiburg, 1308 ein zehnjähriges mit Bern und angeblich 1324 ein lebenslängliches mit Solothurn ein, das auch bestehen blieb, wenn andere zeitweise wieder aufgegeben wurden. Erst als die Grafschaft auf Konrad von Freiburg überging, schloss dieser, um seinen unzufriedenen Untertanen zuvorzukommen, im Frühjahr 1406 auch ein ewiges Bündnis mit Bern, dem er in Kriegen mit ganzer Macht beizustehen versprach und dessen Jurisdirektion er sich in Streitsachen mit Kapitel und Bürgerschaft der Stadt Neuenburg unterwarf. Dies tat auch letztere in Streitigkeiten mit ihrem Herrn, indem sie ebenfalls mit Bern ein Burgrecht einging. Noch enger wurde der Anschluss an die eidgenössischen Orte durch die ewigen Burgrechte, welche Graf Philipp v. Hochberg mit Freiburg (1495) und Luzern (1501) schloss. Unter solchen Umständen kann es nicht befremden, wenn die Eidgenossen diesen kleinen Staat als einen Nachbarn betrachteten, der sich „ihres Friedens und Unfriedens zu trösten habe“. Auch als mit der Erbtochter Philipps, Johanna, die Grafschaft im Jahre 1504 durch Heirat an den Prinzen Ludwig v. Orleans überging, wurden die alten Bündnisse mit den vier Schweizerstädten erneuert. Doch schienen sie ihnen nicht mehr stark genug, als sich die Eidgenossenschaft mit Frankreich überwarf. Darum ergriffen sie 1512 von Stadt und Herrschaft Besitz, einerseits, um zu verhindern, dass die Miteidgenossen dieses Gebiet als Feindesland behandeln, anderseits, um zu verhüten, dass von ihm aus die eigenen Gaue durch kriegerische Unternehmungen beunruhigt werden. Durch dieses Vorgehen setzten sie sich aber in Widerspruch mit ihren übrigen Bundesgenossen, welche mit allem Nachdruck die Ansicht vertraten, dass Eroberungen allen Orten gemeinsam gehören und darum auch von allen gemeinsam regiert werden müssen. Im Jahre 1514 gelang es diesen auch, ihren Wunsch durchzusetzen. Nur Appenzell, der jüngste der Bundesgenossen, wurde dabei nicht berücksichtigt. Dagegen konnte sich die frühere Gräfin und inzwischen zur Herzogin von Longville emporgestiegene Johanna als Besitzerin des Gebietes mit einem solchen Vorgehen nicht einverstanden erklären, um so weniger, als die vier verbündeten Städte versprochen hatten, ihr die Herrschaft nach Beendigung des Krieges mit Frankreich wieder zurückzugeben. Doch bedurfte es selbst nach erfolgtem Friedensschlusse der eindringlichsten Fürsprache von König Franz I., bis die Eidgenossen ihre leicht erworbenen Vorteile wieder preisgaben, indem

sie im Mai 1529, doch ohne Zustimmung von Uri, der Herzogin die Grafschaft unter Vorbehalt der vier alten Burgrechte wieder zur Verfügung stellten.[305])

Die politische Entwicklung Neuenburgs im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts veranlasst uns, auch für dessen künstlerische, respektive kunstgewerbliche Tätigkeit, Beziehungen des Grafenhauses und besonders des städtischen Rates zu seinen nächsten Bundesgenossen, vor allem zu Bern zu suchen. Leider stehen uns einschlägige Dokumente aus den Archiven der Dynastenfamilien nicht zur Verfügung. Dagegen sind die alten Seckelamtsrechnungen der Stadt Neuenburg wenigstens teilweise erhalten geblieben. Sie füllen 35 Quartbände und umfassen den Zeitraum von 1359 bis 1850. Zum Nachteil für ihre Benutzung wurden die einzelnen Jahrgänge durcheinander gebunden und zum Teil infolge einer Überschwemmung des Seyon im Jahre 1579 durch das Wasser unleserlich gemacht. Die Art der Aufzeichnungen ist eine sehr verschiedene. Oft werden nur Name und verausgabte Summen aufgeführt, oft aber erhalten wir auch mehr oder weniger kurze Aufschlüsse über den Zweck der Ausgaben. Auf alle Fälle hat sich W. Wavre ein grosses Verdienst dadurch erworben, dass er sie im Musée Neuchâtelois, wenigstens soweit sie ein kulturgeschichtliches Interesse bieten, publizierte. (Jahrgang 42, 1905 und ff.)

Die ältesten Aufzeichnungen, welche sich auf Glasfenster beziehen, finden sich in den Jahresrechnungen von 1472/73. Darnach erhielt der Glaser von Bern, welcher das Fenster mit dem Bannerträger in der heizbaren Stube auf dem Rathause machte, 5 Pfund.[306]) Ausserdem wurden Jacob dem Barbier 11½ Schilling als Trinkgeld dafür entrichtet, dass er das Fenster, welches Greyerz in die Stube auf dem Rathause schenkte, brachte,[307]) und schliesslich erhielt der nämliche Glaser von Bern vom Seckelmeister durch einen gewissen Heicquer 28 Schilling für einige Scheiben, die er in die vier Flügel des Kreuzfensters in der Ratsstube einsetzte.[308])

Die folgenden Jahrgänge enthalten keine bezüglichen Aufzeichnungen. Man stand vor den Burgunderkriegen und brauchte das Geld für wichtigere Dinge. In der Tat spiegelt sich diese durch ständigen Kriegslärm aufgeregte Zeit deutlich in den Seckelamtsrechnungen wider, und es beweisen sowohl die Zahl der Eintragungen, als auch die Höhe der verausgabten Summen mit aller Deutlichkeit, welch grosse Opfer Neuenburg für die Abwehr der gemeinsamen Gefahr brachte. Da aber nach glücklich errungenem Siege zunächst noch kein engerer Anschluss an den Verband der acht alten Orte der Eidgenossenschaft erfolgte, sondern lediglich die vor dem Kriege mit den Städten Solothurn und Bern eingegangenen Burgrechte aufrecht erhalten wurden, waren auch die äusserlichen Begleiterscheinungen andere, als bei den neu dem Bunde angegliederten Staaten Freiburg und Solothurn, und es fehlen darum in den Seckelamtsrechnungen Ausgaben für einen, die neu geschaffene staatliche Umwandlung stolz verkündenden heraldischen Schmuck an den Toren und im Rathause. Statt dessen werden in den Jahren 1480/81 auffallend viele Ausgaben für die

---

[305]) W. Öchsli, Orte und Zugewandte. Jahrbuch für Schweizergeschichte, Bd. XIII, S. 99 ff.

[306]) Musée neuchâtelois, Jahrgang 42, S. 66: 1472—73, 59ᵛᵉ. A delivré au verrier de Berne qu'il fist la fenestre du poile de la ville où est le banderet tenant la bandière, 5 liv., 5 s. laus.

[307]) A. a. O., S. 66: 61ᵛᵉ. A delivré a Jacob le barbier pour son vin pour ce qu'il le portit la fenestre de verrière du poële de la ville que Gruyère donnit à la dite ville deux ambressannes 11½ s.

[308]) A. a. O., S. 66: 66ᵛᵉ. A delivré le dit borcier au Verrier de Berne par la main de Heicquer pour les 4 guichets de verriers à la fenestre crosies de la chambre sur le poële, que pour certaines sibes remises es fenestres du poële de la ville par le dit verrier, 28 s.

Errichtung eines grossen Kreuzes aufgeführt, das vielleicht in frommer Dankbarkeit an die glücklich überstandenen Zeiten erinnern sollte.

Im Jahre 1502 zerstörte ein Sturm die oben erwähnten Glasfenster im Rathause. Der Name des Glasers, der sie wieder herstellte, wird uns leider nicht genannt.[309]) Im allgemeinen aber verschloss man in Neuenburg, wie in Zürich, Bern, und andern Städten, selbst die Fenster der heizbaren Zimmer gegen Wind und Unwetter noch nicht mit Glas, sondern mit Leinwand oder geöltem Papier.[310]) Erst im Jahre 1514 wurden grössere Beträge für verschiedene Glaserarbeiten, vermutlich im Rathause, einem Jacob dem Glaser ausgerichtet,[311]) und noch im gleichen Jahre erhielt der Sohn des Glasmalers 3 Groschen als Trinkgeld für den neuen Pannerträger, den sein Vater für das Fenster in der Ratsstube, wahrscheinlich an Stelle des 1502 vom Hagel zerstörten ältern, gemalt hatte.[312]) Ob sich eine weitere Eintragung vom Jahre 1519, wonach man einer Jeannette Hugue eine Restzahlung für ein Fenster mit dem Pannerherrn und dem Stadtwappen entrichtete, auf dieses Glasgemälde im Rathause bezieht, ist zweifelhaft.[313]) Die nächsten Ausgaben für Glaserarbeiten in diesem Gebäude datieren aus dem Jahre 1532, da einem Glaser Loys für die Befensterung der grossen und kleinen Küche 5 Pfund bezahlt wurden.[314]) Der gleiche Meister, in dem wir wohl einen gewöhnlichen Glaser erblicken dürfen, erhielt 1534 auch 5 Pfund für die Verglasung der Fenster in der Schule,[315]) und schliesslich wurden 1539 einem Glaser Jaques Massonde 15 Pfund ausbezahlt für die Verglasung der Zimmer über der Metzg, welche im Erdgeschoss des Rathauses untergebracht war.[316])

Leider sind keine Glasmalereien in den Profangebäuden Neuenburgs erhalten geblieben, die uns einen Einblick in das innerhalb ihrer Mauern ausgeübte Kunsthandwerk gestatteten, und ebensowenig Aufschluss geben uns darüber auch die Kirchen.

---

[309]) 1502, 371. Au verrier quils reffit les verrières du poelle de la ville que la tempeste avoit rompues 35 gros. Musée neuchâtelois, 43. Jahrg., S. 89.

[310]) 1505, 38. Item delivré pour le papier avoir mis ès fenestres du dit poille, ensemble de l'oile pour frocte lesdites fenestres, 20 d. Musée neuchâtelois, 43. Jahrg., S. 94. Eine ältere Eintragung betreffend die Verwendung von Papier als Fensterverschluss findet sich in der Rechnung von 1473/74: Item a delivré pour neuf folliet de papier pour faire les fenestres du poile de Henry de Porrentruy ou quel poële on fasoit la pudre de canon 9 d. Musée neuchât. 1905, S. 133. Noch im Jahre 1519 wird ein Ausgabe für Papier zu Fensterverschlüssen erwähnt. Matile, Musée histor. de Neuchatel et Valangin, Bd. III, S. 151.

[311]) 1514, 202. Item delivré 15 liv. à Jacob le Verrier que dehu ly estoit pour ouvraige fait par luy en 2 fenestres de lauzange pour le secret en 4 pièces, pour une fenestre croisie sur le poillie, plaine verrière en 2 pièces pour une demy fenestre croisie de derrière la dite chambre à l'entrance. plaine verrière, à la petite cusine 2 fenestre plane verrière et à la grande cuysine en une fenestre croysie 4 pièces, icelles carculées pièce par pièce par Messgrs. les 4, par l'ordonnance de messgrs. Revenant le dit ouvraige à la somme de 15 liv. que j'ay delivré au dit verrier par l'ordonnance de Pierre Fabvre et Pierre Aubert, por ce 15 liv. Musée neuchâtelois, a. a. O., S. 128.

[312]) 1514, 208vo. Delivré 3 gros au fils du verrier pour son vin du nouveaul banderet fait par son père à la fenestre du poille de la ville, pour ce 5 s. Musée neuchâtelois, a. a. O., S. 129.

[313]) 1519. Delivré à Jeannette Hugue pour parfayre au payement de la fenestre qu'est à son poille, où le banderet de la ville en ung écusson, 4 liv. Musée neuchâtelois, a. a. O., S. 136.

[314]) 1532. Delivré à Loy le verrier par l'ordonnance de Jehan Vuillame pour advoir fait les fenestres de la grant et petitte cusine de la maison de la ville, 5 liv. Musée neuchât., a. a. O., S. 259.

[315]) 1534, 45vo. Delivré par l'ordonnance du M. B. Jehan Eschler à Loys Le Verrier qui a fais les fenestres de l'escola, pour ce 5 liv. Musée neuchât., a. a. O., S. 262.

[316]) Musée neuchât., 1907, S. 39.

Fig. 60. Madonna.

Südliches Chorfenster in der Kirche zu Zweisimmen (Kt. Bern).

Fig. 61. Johannes der Täufer und ein hl. Bischof.

Mittleres Chorfenster in der Kirche zu Zweisimmen (Kt. Bern).

Die Gründung der altehrwürdigen Notre-Dame, welche den Burghügel der Stadt mit dem Schlosse und dem Kloster bekrönt, schliesst die Überlieferung, wie die des St. Ursenmünsters im altverbündeten Solothurn, in den Sagenkreis ein, welcher die Regierungszeit der „guten Königin Bertha“ von Burgund verherrlicht, doch fusst sie auf historisch noch viel unsicherer Grundlage.[317]) Mit mehr Wahrscheinlichkeit nennt eine andere Hypothese uns als Gründerpaar den Grafen Ulrich II. von Neuenburg (1147—1190) und dessen Gemahlin, Bertha von Granges, da dieser Edle nachweisbar als erster Schlossherr dauernden Wohnsitz auf dem Burghügel nahm.[318]) Doch können selbst die ältesten Partien des noch erhaltenen Baues nicht vor Ende des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Ulrich wird auch die Gründung des Klosters zugeschrieben, das er mit einem Propste und sechs Mönchen bevölkert haben soll.

Ebenso ungenügend sind wir über die weitere Baugeschichte dieser ganzen Anlage, soweit nicht die Formen ihrer Bauglieder und Ornamente zu uns sprechen, unterrichtet. Doch beweisen diese deutlich, dass im Verlaufe der Zeit zu verschiedenen Malen grössere und kleinere Um- und Neubauten stattfanden.

Wenn aus dem prächtigen Kenotaphium der Grafen von Neuenburg, den bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts erhalten gebliebenen Wandgemälden[319]) und andern Kunstwerken, welche in die Kirche gestiftet worden waren,[320]) auf deren übrige Ausstattung geschlossen werden darf, dann verzichtete man gewiss auch nicht zum Schmucke ihrer Fenster auf Glasmalereien irgendwelcher Art. Und in der Tat berichtet uns Jonas Barrillier in seinem Werke, „Les monumens parlans de Neuchâtel et Valangin en Suisse“, das vor dem Jahre 1620 abgefasst worden sein muss: „Un des premiers comtes de Neuchâtel donna aussi son ecusson à l'une des plus hautes fenestres de l'église, émaillé d'or à trois paux de gueules chargés chacun de trois chevrons d'argent, ce que fit aussi un seigneur de Vaumarcus par un autre d'azur à un chevron d'argent. Item un comte de Bourgogne par un troisième de gueules semé de trèfles d'or à un lion rampant d'argant lampassé et couronné d'or comme le tout se voit encore en la tour, qui est au milieu de l'église“.[321]) Diese Wappenschilde überstanden vermutlich den schrecklichen Brand, welcher im Jahre 1450 den grössten Teil der Stadt samt dem Schloss und dem Kloster in Asche legte und auch der Kirche sehr stark zusetzte. Dagegen wurden damals die andern Fensterzierden, soweit solche vorhanden waren, jedenfalls zerstört.[322]) Über die Renovationsarbeiten, soweit sie die Fenster betreffen, erfahren wir nur, dass man im gleichen Jahre ein solches über dem Altar des hl. Jacobus einsetzte und für dessen Anstrich ein Fläschchen Oel verwendete.[323]) Es handelte sich demnach um einen Papierverschluss. Ausserdem berichtet Barrillier, dass „Messieurs des cantons tenant le pays, donnèrent aussi du jour à l'église de ce côté là en l'an 1520, par une fenêtre ronde émaillée de leurs armoiries à l'entour de celles de la ville avec cet écriteau: Alles mit Gottes Hülfe“.[324]) Während die Wappen-

[317]) G. v. Wyss, Die Portalinschrift der Stiftskirche in Neuenburg, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1888, S. 39 ff.; J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1888, S. 24 f. u. S. 53 f.

[318]) J. R. Rahn, Gesch. d. bild. Künste i. d. Schweiz, S. 220 und S. 378 ff.; G. v. Wyss, a. a. O., S. 42.

[319]) J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1888, S. 59.

[320]) J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1888, S. 54.

[321]) George-Auguste Matile, Musée historique de Neuchâtel et Valangin. Neuchâtel 1841, Bd. I, S. 35.

[322]) G. A. Matile, a. a. O., Bd. III, S. 92.

[323]) G. A. Matile, a. a. O., Bd. III, S. 101.

[324]) G. A. Matile, a. a. O., Bd. I, S. 35.

schilde spurlos verschwunden sind, blieben uns über das Glasgemälde, welches sich in dem grossen Rundfenster auf einer Empore über dem Westeingang der Kirche befand, einige weitere Nachrichten erhalten. M. Samuel de Chambrier[325]) weiss zu berichten, dass diese Stiftung 1520 oder 1521 auf Veranlassung des damaligen Landvogtes Nikolaus Halter aus Unterwalden erfolgt sei. Da aber durch dieses Fenster die auf der Empore aufgestellte Orgel Schaden gelitten habe, sei es zugemauert und das Glasgemälde entfernt oder zerbrochen worden, zum grossen Bedauern der Liebhaber.[326]) Dagegen ist er in der Lage, uns noch eine Skizze davon zu bieten (Fig. 62). Ob sie auf eine alte Abbildung zurückgeht oder aus der Erinnerung angefertigt wurde, war nicht mehr zu ermitteln; auf alle Fälle ist die Zeichnung sehr maniriert. Sie wurde später vermutlich auch von M. F. Du Bois de Montperreux in seinem Werke: „Les monuments de Neuchâtel" (Tafel XXVII und XXVIII) verwendet.[327]) Du Bois verlegt die Schenkung zwischen die Jahre 1512 und 1529 und spricht die Vermutung aus, es könnten die Wappen der regierenden Orte einem älteren Glasgemälde beigefügt worden sein.[328])

Nach der erhalten gebliebenen Skizze enthielt dieses grosse Rundgemälde in der Mitte das bekrönte Reichswappen mit Szepter und Schwert, unter dem ein Band mit der oben angeführten deutschen Devise flatterte. Links davon stand der Heilige Michael, dem ein Altar auf der Empore geweiht war, in voller Rüstung auf dem Drachen, rechts ein Heiliger mit einem Sterne in der Hand, vielleicht St. Wilhelm, dessen Altar in der am nächsten liegenden Kapelle vor der Westfront untergebracht war. Über dem Reichswappen thronte die Madonna in einer Madorla, zu deren Seiten schwebende Engel Rauchfässer schwangen. Ein kräftiges Laubgewinde, das die Wappen der XII in Neuenburg regierenden eidgenössischen Orte umrankte, schloss die figürlichen Darstellungen ein. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass dieses Glasgemälde kurz nach der Zeit entstand, da die übrigen eidgenössischen Orte die vier verburgrechteten Städte gezwungen hatten, sie als Mitregenten in der Grafschaft Neuenburg anzuerkennen, d. h. jedenfalls nach 1514. Wir haben auch keinen Grund, daran zu zweifeln, dass der Unterwaldner Landvogt Niklaus Halter, der wirklich von 1520—1522 im Namen der eidgenössischen Orte regierte, die Veranlassung zu der Schenkung gab, da der Stil des Glasgemäldes, soweit er sich aus der Skizze erkennen lässt, in diese Zeit passt. Nun findet sich allerdings in der amtlichen Sammlung der Eidgenössischen Abschiede keine Notiz, welche auf diese Schenkung Bezug nimmt. Doch beweist dies nur, dass diese Publikation nicht lückenlos ist. Dagegen enthält das Protokoll der Tagung der XII regierenden Orte vom 5. Mai 1520 in Neuenburg den Vermerk „man hat ein Fenster für die Kirche bezahlt", leider ohne

---

[325]) Description topographique et économique de la Mairie de Neuchâtel. Neuchâtel 1841, S. 54.

[326]) Jonas Boive (1654—1739) schreibt, dass es zu seiner Zeit noch vorhanden, aber durch die Orgel verdeckt gewesen sei, und Matile weiss zu berichten, dass alte Leute zu Anfang des 19. Jahrhunderts sich noch ganz gut daran erinnert hätten. Musée neuchât., 1887, S. 230. Vgl. auch Mémoire sur l'église collégiale et le chapitre de Neuchâtel en Suisse, 1813, in „Der schweiz. Geschichtsforscher", Bd. VI, S. 185. Wir benützen diesen Anlass, um Herrn L. Thévenoz, Unterarchivar, und Herrn Matthey, Intendant des bâtiments de l'Etat, für die grosse Mühe, welche sie sich um die Nachforschungen nach allfälligen Überbleibseln dieses Glasfensters und nach dem Original der Skizze gegeben haben, unsern wärmsten Dank auszusprechen.

[327]) Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. V. Zürich, 1852. Eine weitere Kopie davon bei Maurice Tripet, Archives héraldiques et sigillographiques, 1887, S. 66.

[328]) Du Bois, a. a. O., S. 18.

den Preis zu nennen. Dennoch dürfen wir diese Eintragung ohne weiteres auf das Rundfenster beziehen.[329]) Schon am 17. November 1516 hatte sich die Tagsatzung mit einem Gesuche Neuenburgs um Schenkung von Glasfenstern mit der Orte Wappen in sein neu erbautes Gesellenhaus zu befassen.[330]) Auch die Bemerkung von Fr. Du Bois, es könnten die Wappen der regierenden Orte einem älteren Glasgemälde beigefügt worden sein, ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Denn in den Seckelmeisterrechnungen findet sich unter den Ausgaben des Jahres 1490 eine bisher unbeachtet gebliebene Notiz, wonach dem Glaser Jakob von Biel eine Summe von 20 Sols für das Glasgemälde über der Türe der Notre Dame-Kirche ausbezahlt wurden.[331]) Da das Rundfenster vermutlich ursprünglich mit Masswerk verziert war, ist wahrscheinlich, dass dieses erst bei der Schenkung der eidgenössischen Orte entfernt, und den älteren Beständen des Glasbildes die Wappen beigesellt wurden. Jedenfalls aber haben wir in dieser Schenkung, wie andernorts, vor allem ein sichtbares staatliches Dokument zu erblicken, welches aller Welt verkünden sollte, dass Neuenburg nunmehr unter dem Machtschutz der Eidgenossen stehe.

Wenn in der Hauptkirche des Landes, am Sitze eines mächtigen Dynastengeschlechtes die Glasmalerei eine so bescheidene Rolle spielte, dann dürfen wir an den Fensterschmuck in den Landkirchen keine grossen Anforderungen stellen. Wie es mit diesen auf dem Gebiete der Grafschaft Neuenburg im allgemeinen bestellt war, belehrt uns der schon früher erwähnte Visitationsbericht aus der Diözese Lausanne vom Jahre 1453.[332]) Für die Mauritius-Kirche in dem Städtchen Landeron wird verlangt, dass man, wie ehemals, eine Tag und Nacht glimmende Lampe vor dem Hostienschrank aufstelle, die Kelche innert 10 Tagen, wie üblich, reinige, bis zum Jahresschluss ein Rauchfass und ein kleines Gefäss zur Aufbewahrung des Weihrauchs und bis zum Martinstag zwei leinene Altartücher beschaffe. Ebenso soll im Chor auf der Epistelseite innert Jahresfrist ein Glasfenster und ein kleines, durch ein Eisengitter geschütztes in der Sakristei eingesetzt und für das Inventar der letztern ein Lavabo und Handtücher angekauft werden. Auch ist die Mauer beim Chorgitter und um den Altar herum bis zum St. Michaelstag neu zu weisseln und das Beschmutzen der Wände durch Auslöschen der Kerzen zu verbieten. Vor allem aber soll sofort eine Holzdecke im Schiff erstellt werden. Bis nach Verfluss eines Jahres muss der Kirchhof durch eine Pallisade oder Hecke und bis nach Ablauf von drei Jahren mit einer Mauer umgeben werden, damit das Vieh nicht mehr darauf weide. Ausserdem sind innert Monatsfrist vier, ungefähr mannshohe Holz- oder Steinkreuze anzufertigen und in den Ecken des Gottesackers aufzustellen. Schliesslich soll von allen Paramenten, Altarzierden und andern Wertgegenständen ein notarialisch beglaubigtes Verzeichnis angefertigt und den Kirchgenossen ein unterzeichneter Doppel davon zugestellt werden. In Cressier ist soweit alles in Ordnung. Immerhin soll in den nächsten zwei Jahren ein kleiner bemalter Schrank zur Aufnahme der Hostien angeschafft, in der Mauernische neben dem Hochaltar auf der Evangelienseite aufgestellt und davor eine Tag und Nacht glimmende Lampe gehängt werden. Auch fehlten ein Rauchfass, der kleine Löffel für den Weihrauch, und eine Prozessionslaterne. Das

---

[329]) Musée neuchât., 1887, S. 230.

[330]) Eidgenössische Abschiede, Bd. III, Abteilung 2, S. 1024, N° 686 m.

[331]) 1490. 185ᵛᵉ. A delivré à Jacob Verrier de Bienne, pour la verrière de Notre Dame sur la porte, vingt sols, de quoy lon en termit 13 sols ou trône de Notre Dame, pour ce yci, 6 s. Musée neuchât., 1906, S. 33.

[332]) Vgl. S. 214 (60) ff. Wir zitieren an dieser Stelle den Auszug für den Kanton Neuenburg, den uns Matile, a. a. O., Bd. I, S. 84 ff gibt.

Missale soll verglichen, korrigiert und wieder anständig eingebunden werden. Dem Taufstein fehlt der Deckel. Bis in zwei Jahren ist auch ein Beinhaus zu erbauen. Schliesslich sollen der Friedhof hergerichtet und, wie in Landeron, neue Inventare angefertigt werden. Auch mit der Kirche in Cornaux ist der Visitator im allgemeinen zufrieden. Doch sind ähnliche Aussetzungen zu machen, wie in den beiden vorangehenden. Als dringend notwendig wird empfohlen, bis Allerheiligen Glasfenster anzubringen und bis in Jahresfrist das Dach zu reparieren. Etwas schlimmer sieht es in der Kirche von St. Blaise aus, die sogar nur zerbrochene Messkännchen besitzt. So gehen die Klagen weiter. Wo aber die allernotwendigsten Kultusgeräte fehlen oder schadhaft sind, wird man nicht erwarten dürfen, dass die Kirchenfenster, die, wie wir sahen, nicht einmal überall eine Verglasung hatten, im Farbenglanze kunstvoll hergestellter Glasmalereien erstrahlten. Diese traurigen Zustände waren nicht zum wenigsten die Folge des unverantwortlichen Schachers, den man mit der Besetzung der Pfarreien trieb. Noch im Jahre 1520 beklagten sich die Pfarrkinder der Gemeinde Fenin bei den Gesandten der XII regierenden eidgenössischen Orte, dass das Kapitel in Neuenburg alle Einkünfte, Zehnten und Hundertstel der Pfarrgemeinde an sich ziehe, während die Kirche nach und nach in Trümmer falle.[333]) Diese Reklamation scheint nicht wirkungslos gewesen zu sein. Denn vielleicht verschaffte sie dem Kirchlein die vier Glasgemälde, die ihm heute die Ehre einräumen, im ganzen Kanton Neuenburg als einziges Gotteshaus einen Fensterschmuck aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu besitzen. Es sind zwei sechzig Zentimeter hohe, auf purpurenem Fliesenboden stehende Heiligenbilder, eingelassen in die rautenförmige Verglasung im Ostfenster des Chors, wie wir solche auch noch in einigen Kirchen der Kantone Bern und namentlich Freiburg antreffen.[334]) Unter jeder der beiden Figuren ist eine Rundscheibe mit einem Wappenschilde, vermutlich dem des Donators, eingesetzt. Die Heiligen stellen Laurentius und Leonhard dar, ersteren in der allgemein üblichen Auffassung mit Palme und Rost, bekleidet mit einer grünen Dalmatica über der Alba, letzteren in einer roten Planeta über der Alba. Er trägt in den Händen ein Buch mit der Inschrift: „dñs deus noster | perpetuam' mente". Die Wappenschilde der beiden Rundscheiben stehen auf blau und schwarzem Damast, eingerahmt von einem weissen Ornamentstreifen. Der eine verrät uns als Donator die Stadt Neuenburg, der Träger des andern Wappens, welches in schwarz-weiss geteiltem Felde eine Lilie in gewechselten Farben zwischen den gotischen Minuskeln b und f zeigt, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Nun findet sich in den Neuenburger Seckelamtsrechnungen eine Eintragung, wonach die Stadt im Jahre 1502 für ein Glasgemälde in die Kirche des hl. Laurentius 5 Pfund bezahlte.[335]) Da aber dieser Heilige in so vielen Gotteshäusern als Patron verehrt wurde, gestattet uns diese Notiz nicht ohne weiteres, dass wir sie auf das Kirchenfenster von Fenin beziehen.

Zwei Glasgemäldefragmente aus der Kirche von St. Blaise[336]) kamen 1886 in das historische Museum in Neuenburg. Das eine, welches eine Justitia darstellt und aus dem 17. Jahrhundert stammt, interessiert uns hier nicht weiter. Um so mehr das andere (Fig. 58). Es stellt auf blauem

---

[333]) Matile, a. a. O., Bd. III, S. 151.

[334]) Musée neuchât., 1879, S. 197, mit unzureichenden Abbildungen; J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1887, S. 505.

[335]) 1502, 369. Delivré pour la fenestre que la ville a donner à l'Eglise Monseigneur Saint Laurent, por ce, 5 liv. Musée neuchât., 1906, S. 88.

[336]) J. R. Rahn im Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1888, S. 85.

Fig. 63. St. Bernhard.

Fig. 64. St. Scholastica, Schwester des hl. Benedikt.

Angeblich aus dem Cisterzienserinnen-Kloster Fille-Dieu bei Romont, z. Z. im Historischen Museum in Bern.

Rankendamaste eine Kreuzigung dar. Während der Restauration der Kirche im Jahre 1884 wurde es durch einen Windstoss aus der locker gewordenen Bleifassung getrieben, in Bern restauriert, und darauf dem historischen Museum in Neuenburg übergeben.[337]) In seiner gegenwärtigen Fassung sind nur noch die Figuren des Johannes, der Maria Magdalena und des Gekreuzigten, sowie einige Partien des Hintergrunds und des Rasenbodens alt; neu dagegen die Beine des Heilandes und die ganze Umrahmung. An sich würden wir diesem ziemlich handwerksmässig trocken ausgeführten Fragmente aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts keine besondere Bedeutung beimessen, wenn es nicht ganz auffallend übereinstimmte mit zwei andern Kreuzigungsgruppen aus gleicher Zeit, wovon die eine (Fig. 59) das südliche Chorfenster in dem Kirchlein zu Zweisimmen im Kt. Bern, die andere ein Feld im südlichen Fenster des Chorabschlusses in der St. Benediktskirche zu Biel ziert (Fig. 54), das zweifellos wieder vom gleichen Meister angefertigt wurde, wie das mittlere grosse Chorfenster aus dem Jahre 1457 selbst (Taf. XIII). Wir treffen damit zum ersten Male auf die Glieder einer Kette gleichartiger Arbeiten, die auch aus ein und derselben Werkstätte hervorgegangen sein müssen. Wo diese lag und wem sie gehörte, wird in der zusammenfassenden kunstgeschichtlichen Würdigung des gesamten aus dem 15. Jahrhundert erhalten gebliebenen Glasgemälde-Materials näher erörtert werden. Dass auch noch weitere Glasbilder in die Kirchen der Grafschaft Neuenburg schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gestiftet wurden, beweist ein kleines Fragment aus dem Jahre 1530 in der Kirche von Cernier.[338]) Doch ist es zu unbedeutend, um auf Beschaffenheit und Inhalt des früheren Glasgemäldes irgenwelche Schlüsse zu gestatten.

Die Dürftigkeit der neuenburgischen Kirchen an Glasmalereien aus dem beginnenden 16. Jahrhundert als einer Zeit, wo sich in die Fenster der Gotteshäuser der verbündeten eidgenössischen Orte ein wahrer Bilderregen ergoss, erklären wir vielleicht am zutreffendsten als eine Folge des Bildersturmes zur Reformationszeit, der wenigstens in der Collegiatkirche zu Neuenburg gründlich mit dem alten Schmucke aufräumte.[339]) Denn der Fenster- und Wappenschenkung konnte sich Neuenburg nicht entziehen. Und wenn auch die auf einen fremden Boden verpflanzte Sitte keine besonders üppigen Blüten trieb, so gedieh sie wenigstens recht erfreulich. Während der Jahre 1502 bis 1519 schenkte die Stadt ausser dem schon erwähnten Glasgemälde in die unbekannte Kirche des hl. Laurentius weitere an einen Balthasar von Bern,[339a]) in die Kirche von Budevillier (1505),[340]) an einen Nycod Willod von Murten (1506),[341]) eines an Peter den Schmied für sein Haus in

---

[337]) Gütige Mitteilung des Hrn. P. v. Pury, Konservator des Hist. Museums, der uns auch in liebenswürdiger Weise eine Photographie des Fragmentes verschaffte, wofür wir ihm unsern verbindlichsten Dank aussprechen.

[338]) Vgl. Musée neuchât., 1881, S. 244, wo es abgebildet ist, die Jahrzahl aber unrichtig 1430 gelesen wird; J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1887, S. 477/78.

[339]) Daran erinnert eine Inschrift am S.-Mittelpfeiler des Chorhauses: „lan 1530 le XXIII doctobre fust ostee et abbatue lidolatrie de ceans par les bourgeois". J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1888, S. 54; Barillier, a. a. O., S. 32.

[339a]) 1505, 35vo. Delivré à Balthasar de Berne pour une fenestre de verrière que Messgrs. lui ont donné, 3 flor. d. R. Musée neuchât., 1906, S. 94.

[340]) 1505, 40vo. Delivré à l'église de Budevillier pour une fenestre donnée par Messgrs, 7 ½ liv. Musée neuchât., 1906, S. 94.

[341]) 1506. Delivré au verrier pour une fenestre que Messgrs ont donné à Nycod Willod de Murat, 6 liv. Musée neuchât., 1906, S. 95.

Serrière (1515),[342]) eines dem Wirt in Aarberg (1515),[343]) eines in die Kirche St. Imier (1519),[344]) eines dem Etienne Grand, Wirt in Lausanne (1519),[345]) eines an Wysbrod in Bern (1519),[346]) eines den Metzgern in Neuenburg (1519).[347]) Nach dem Jahre 1519 trat eine lange Pause ein Denn die Reformation drängte sich in den Vordergrund des Interesses und die durch sie geschaffenen unsicheren Zustände liessen die schöne Sitte auf längere Zeit einschlafen. Nur ausnahmsweise erfahren wir aus dem Jahre 1533, dass ein Jean Chaillet von Burre mit einem Glasgemälde beschenkt wurde.[348]) Die nächsten Spenden fallen erst in die 1540er Jahre und demzufolge nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit.

Es ist wohl ohne weiteres einleuchtend, dass unter solchen Verhältnissen an ein blühendes Glasmalergewerbe in der Grafschaft Neuenburg nicht gedacht werden darf. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts scheint es überhaupt keine ansässigen Glasmaler in der Stadt gegeben zu haben. Denn von den sicher nachweisbaren Zahlungen für Glasmalereien wird 1472/73 die erste nach Bern gemacht, wo damals Urs Werder arbeitete, dessen Ruhm von weither die Bestellungen für derartige Arbeiten seiner Werkstätte zuwandte. Eine zweite erhielt im Jahre 1490 der Glasmaler Jacob in Biel für die Madonna über dem Eingange der Notre-Dame-Kirche (Vgl. S. 351). In dieser weit näher gelegenen Stadt wohnte zu jener Zeit die Glasermalerfamilie Wildermet. Sie stammte wahrscheinlich aus dem bernischen Seelande. Ihr Stammvater, Hans oder Hensli, hatte sich in der sog. Neuenstadt angesiedelt, 1468 an den Zügen ins Elsass und vor Waldshut teilgenommen und auch bei Grandson und Murten mannhaft gefochten. Als angesehener Mann gehörte er 1486 den Abgeordneten zum Friedensschluss von Courrendlin zwischen Bern und dem Bischof von Basel an und lebte noch 1501 als Hans Wildermet „der alt“. Sein Sohn Peter scheint bald nach dem Jahre 1501 gestorben zu sein. Ein Konrad Wildermet war seines Berufes Glaser. Er lebte 1512 mit seiner Mutter, zog 1513 mit nach Burgund und 1515 in den unglücklichen Mailänder Krieg, aus dem er vermutlich nicht wiederkehrte. Ob er ein Sohn Peters und Enkel Henslis gewesen, ist nicht sicher. Ein Zeitgenosse Henslis war Jakob Wildermut, der Glasmaler. Schon 1479 lieferte er ein Glasgemälde in das Johanniterhaus in Biel. Als vielbeschäftigter Meister wird er bis zum Jahre 1497 oft genannt; zuletzt im Ratsprotokolle, als er, Montag nach Invokavit sich mit seiner Frau Margareth freien liess, wobei sie sich, weil kinderlos, gegenseitig zu Erben einsetzten. In ihm

---

[342]) 1515, 21. Delivré à Jacob le Verrier 5 liv. pour une fenestre donnée par Messgr. à Petter le Fabvre pour sa maison de Serrière, pour ce icy 5 liv. Musée neuchât., 1906, S. 130.

[343]) 1515, 21vo. A Yacob le verrier 6 liv. pour une fenestre de sibbe, il estant les armes de la ville donnée par Mesgrs à l'oste d'Arberg pour ce ycy 6 liv. Musée neuchât., 1906, S. 130.

[344]) 1519, 207. Delivré 13 liv. 8 sols et 9 deniers en 5 florins de Rhin pour une fenestre donnée pour Dieu à l'esglise Monsegnr Saint Ymer, pour ce yci 13 liv. 8 s. 9 d. Delivré 7 liv. 3 s. 4 d. pour avoir fait, par le verrier de ceste ville, Monseigneur St Guillaume et un ange tenant les armes de la Ville de la larguer de 3/4 d'aulne pour mettre à la dite fenestre, 7 liv. 3 s. 4 d. Delivré 4 gros à celuy que porta le dit Saint Guillaume et le dit Ange à Saint Ymier, delivré par l'ordonnance de Pierre Fabvre, 6 s. 8 d. Musée neuchât., 1906, S. 135.

[345]) 1519, 212. Delivré 10 livres à Jacob le Verrier pour une fenestre donnée à Estienne Grant, hoste de Lausanne, il estant les armes de la ville, 10 liv. Musée neuchât., 1906, S. 135.

[346]) 1519. Delivré 13 livres à Jacob le Verrier pour une fenestre donnée à Wysbrod de Berne, 13 liv. Musée neuchât., 1906, S. 135.

[347]) 1519, 212ve. Delivré à Yacob le Verrier pour une fenestre, donnée aux mazelliers, il estant les armes de la ville, 7 liv. 6 s. et 8 d. Musée neuchât., 1906, S. 135.

[348]) 1533, 392vo. Delivré par l'ordonnance que dessus à Mre Jacob le verrier pour une fenestre que il a fait à Jehan Chaillet de Burre, que on luy a donné 7 liv. 5 s. Musée neuchât., 1906, S. 261.

werden wir wohl den Meister Jakob zu erblicken haben, welcher 1490 die Arbeit für die Collegiatkirche in Neuenburg ausführte. Kurze Zeit darauf schenkte diese Familie Neuenburg in einem andern Jakob Wildermet nicht nur ihren eigentlichen Stadtglaser, sondern zugleich einen eifrigen Kriegsmann und Förderer der Reformation, der berufen war, im öffentlichen Leben eine bedeutende Rolle zu spielen. Leider ist über seine verwandschaftlichen Beziehungen zur Bieler Familie nichts bekannt. Zum ersten Male nennt ihn ein von 1501—1507 reichender Rodel über das von der Stadt Biel in Basel angekaufte und an ihre Bürger wieder verkaufte Getreide in folgendem Eintrag: „Item so hand wir geben Jakob Wildermut dem Glaser zu Nüwenburg 3 viertel weitzen, soll der Burgermeister bezahlen, von den Fensteren wegen." Demnach war Jakob Wildermut oder Wildermet zu Anfang des 16. Jahrhunderts schon in Neuenburg ansässig und arbeitete von hier aus für seine Vaterstadt. Wenn es kein blosser Zufall ist, dass die Ausgaben für Glaserarbeiten in den Neuenburger Seckelamtsrechnungen seit dem Jahre 1502 nicht nur wieder häufiger werden, sondern auch nach ihrer Abfassung vermuten lassen, sie seien einem ansässigen Meister entrichtet worden, dann dürfte sich Jakob Wildermut um das Jahr 1500 in Neuenburg niedergelassen haben. Sicher ist, dass er 1502 schon in dieser Stadt wohnte, da ihn eine Urkunde des Notar P. Quemyn aus diesem Jahre als „residant à Neuchâtel" bezeichnet. Eine weitere vom 15. Juli 1508 nennt ihn als Bürger; ebenso eine dritte von 1514, worin es u. a. heisst: „le bailli gouverneur de Neuchâtel accuse à J. W. de Bienne, verrier, bourgeois de Neuchâtel, une place et pourprise dans la ville sur le Seyon.[349]) Erst seit diesem Jahre wird auch in den Seckelmeisterrechnungen die nähere Bezeichnung „Jacob le Verrier" üblich. Nach 1514 treffen wir ihn weiter für den Rat beschäftigt in den Jahren 1515, 1519, 1533 und 1539, wo er ausnahmsweise mit seinem vollen Namen aufgeführt wird.[350]) Im Jahre 1541 bezahlte man seiner Frau 21 Pfund für zwei Arbeiten auf das Rathaus: ein Wappen der Herzogin von Longeville und ein Standeswappen von Bern.[351]) Darnach dürfte Jakob Wildermut vermutlich um 1540 gestorben sein.

Diese wenigen Notizen fassen alles zusammen, was wir zurzeit von der künstlerischen Betätigung dieses Meisters wissen. Dagegen ist keine sicher nachweisbare Arbeit von ihm unserer Zeit erhalten geblieben. Ein grosser Meister war er auf keinen Fall. Vielmehr gehörte er zu jenen zahlreichen Kunsthandwerkern, die ihr Beruf nur kümmerlich ernährte und die darum suchten, durch anderweitige Betätigung ihr Leben zu fristen, nicht zuletzt, vom kriegerischen Geiste ihrer Zeit mitgerissen, als Soldat.[352]) Schon im Mai 1512 machte er als Rottmeister der zwölf

[349]) Anzeiger für Schweiz. Gesch., 1905, S. 43. Damit stimmt eine Anmerkung von W. Wavre, wonach er ein Haus „près de l'aule", d. h. am Wasser besass. Musée neuchât., 1906, S. 130.

[350]) 1539, 250vo. Delivré au verrier de Bienne pour les cibes qu'il a forny en la verrière que Messgrs ont baillé ausd. S^{rs}, non comprins l'escusson que Jacob Wildermot a payer montent icelle à 7 l. 2 s. de neufve mon. vaillant à la notre 9 liv. 9 s. 4 d. Musée neuchât., 1907, S. 39.

[351]) 1541 317vo. Delivré à la femme de M^{re} Jaques le Verrier pour deux fenestre faicte à la maison de la ville l'une à l'écusson de ma dame notre Princesse et l'autre à l'écusson de Messgrs de Berne par l'ordonnance du M^{r} B^{s} Guillaume Rosselet, 21 liv. Musée neuchât., 1907, S. 40.

[352]) Wenn nachstehende Eintragung in den Seckelmeisterrechnungen auf ihn bezogen werden darf, dann scheint er auch Malerarbeiten ausgeführt zu haben: 1515. Delivré 6 gros au verrier pour avoir fait huit éccussons des armes de la ville auxdits bosset, délivré comme plus haut 6 gros. Musée neuchât., 1906, S. 130. Nebenbei handelte er auch mit Salpeter. Schon 1512 kaufte ihm der Rat von Solothurn solchen ab (Anz. f. Schweiz. Gesch., 1906, S. 82). Auch für den Rat von Bern kaufte er 1533 ein Quantum ein, doch war man nicht mit ihm zufrieden, da man fand, er habe ihn zu teuer bezahlt (Anz. f. Schweiz. Gesch., 1905, S. 43).

Neuenburger den Pavierzug mit. Darauf liess er sich im Mai des folgenden Jahres von Rudolf Hetzel, Vogt zu Erlach, für den König von Frankreich anwerben, mit dem damals die Eidgenossen Krieg führten. Auf Betreiben Berns wurde aber die ganze landesverräterische Rotte vom Vogte von Grandson aufgegriffen und Wildermut mit seinen Kriegsgesellen eingekerkert, während der Werber Hetzel entkam. Wie lange er gesessen, ist nicht bekannt. Offenbar begnadigte man ihn bald,[353]) vielleicht auf Fürsprache des Rates von Neuenburg, für den er schon 1514 wieder grössere Glaserarbeiten ausführte, worunter einen Pannerträger für ein Fenster in der Ratstube (S. 348, Anmkg. 311). In den Jahren 1518/19 steht sein Name als Jacob Glaser von Neuenburg in dem Reisrodel des Eberhard von Reischach für den Auszug nach Württemberg.[354]) Er hätte unter seinem eigenen Fähnchen dem Heere 300 Knechte zuführen sollen. Dass ihm dies gelang, ist nicht wahrscheinlich, denn gerade im Jahre 1519 finden wir ihn am stärksten für den Rat beschäftigt (S. 354, Anmkg. 344/47), und 1520 malte er wahrscheinlich das Rundfenster im Auftrage der XII regierenden Orte für die Notre Dame (vgl. S. 351). Inzwischen hatte er sich auch wieder mit den Behörden von Bern ausgesöhnt, deren eifrigster Agitator für die Verbreitung der Reformation in Neuenburg er wurde.[355]) Auch unter den Neuenburgern, welche mit Bern und Freiburg im Oktober 1530 nach Genf zogen, steht sein Name.[356]) Ebenso gehörte er zu den angeblich 300 Neuenburgern, welche im November des folgenden Jahres gegen die fünf katholischen Orte auszogen,[357]) und in den folgenden Friedensunterhandlungen wurden ihm sogar wichtige diplomatische Missionen übertragen.[358]) Seine glänzendste Tat aber war die Organisation und Führung des Freischarenzuges nach Genf im Oktober 1535 zum Entsatze der von den savoyischen Truppen hart belagerten Stadt.[359])

Jakob Wildermut hatte einen Sohn gleichen Namens, der in des Vaters Fussstapfen wandelte. Zum ersten Male wird seiner im Jahre 1514 gedacht, wo ihm der Rat von Neuenburg ein Trinkgeld schenkte für den von seinem Vater in die Ratstube gemalten Pannerträger (vgl. S. 348, Anmkg. 312). Im Rodel der Waffenschau von 1523 erscheint der Vater (le verrier) mit einer „colovryne“ und einem Harnisch, sein Sohn mit einer Lanze. Im gleichen Jahre wird dieser auch als Anführer einer kleinen Reiterabteilung genannt.[360]) Zum letzten Mal erwähnt ihn ein Verzeichnis der 1527 einem bernischen Aufgebot folgenden Mannschaft als „Jacob le verrier le jeune“.[361]) Was später aus ihm geworden, weiss man nicht. Sollte dagegen die Aufzeichnung einer Bieler Familie aus

[353]) Schon 1515 bezog er wieder eine französische Pension: Delivré pour 2 voyages fait par Monseigneur le banderet Jehan Marquis et Pierre Guys, fait à Berne à la poursuyte d'avoir la pansion du Roy, il compris Pierre Henchemand en partie, Loys Humbert et le Verrier en despence faicte pour ce 36 liv. 7 1/2 gros. Musée neuchât., 1906, S. 131. 31vo.

[354]) H. Türler, Über Jakob Wildermut, Anzeiger für Schweiz. Geschichte, 1906, S. 82 ff.

[355]) Ed. Bähler, Zwei Briefe Jakob Wildermuts, Anzeiger für Schweiz. Geschichte, 1905, S. 42 f.; Arthur Piaget, Documents inédits sur la Réformation, Neuchâtel, 1909, S. 5. Vgl. auch die Notiz im Musée neuchât., 1906, S. 260: Delivré au dit Emer que a estés despendu par Handrez George et le verrier Jacob à la pourssuite de celluy des Combes lequel regniaz la messe et pouis la reprint, 55 s.

[356]) A. Piaget, a. a. O., S. 17.

[357]) A. Piaget, a. a. O., S. 67.

[358]) A. Piaget, a. a. O., S. 69 und 94, Anmerkung; Musée neuchât., 1906, S. 172.

[359]) Ed. Bähler, Der Seeländerzug nach Genf. Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1905, S. 63 ff und Sammlung Bernischer Biographien, S. 515 ff.

[360]) Sammlung Bernischer Biographien, S. 516.

[361]) Neues Berner Taschenbuch, 1905, S. 73, Anmerkung.

Fig. 65. Kreuzigung.

Fig. 66. Tod der Maria.

Aus dem Chorfenster der Kirche in Bourgouillon bei Freiburg, z. Z. im Historischen Museum in Basel.

der Mitte des 18. Jahrhunderts zutreffen, wonach sich auf einem Landsitze in der Umgebung dieser Stadt ein Glasgemälde mit Namen und Wappen Jakob Wildermuts, datiert 1546, befunden hat, dann dürfte dies eine Arbeit von ihm gewesen sein.[362])

Wo die Aufträge kaum einem Vertreter des Glaser- und Glasmalergewerbes einen bescheidenen Lebensunterhalt ermöglichten, bieten Nachforschungen nach Meisternamen wenig Aussicht auf Erfolg. So auch in Neuenburg. Nicht ohne Interesse ist dagegen eine Aufzeichnung in den Seckelmeisterrechnungen, wonach noch im Jahre 1492 ein Vertreter der Geistlichkeit in Payerne ein Glasgemälde oder doch ein Glasfenster in die Gemeindestube von Möringen anfertigte.[363]) Im Jahre 1531 werden einem Jean Chevalier für fünf Glasfenster in die Stube des Kaufhauses (estaçon=maison des boutiques) vier Pfund bezahlt,[364]) womit es seine erste Fensterverglasung erhielt.

Um diese Zeit scheinen sich auch noch andere Glaser in Neuenburg niedergelassen zu haben. Denn 1532 erhält ein Glaser Loy 5 Pfund für die Verglasung der grossen und kleinen Küche im Rathause (vgl. S. 348, Anmkg. 314) und 1534 die gleiche Summe für die Verglasung der Schule (vgl. S. 348, Anmkg. 315). Schon 1539 taucht wieder ein neuer Glaser namens Jaques Massonde auf, der die Fenster in der Ratsstube über der Fleischhalle restaurierte.[365]) Er war auch Glasmaler und Maler.[366]) Neben ihm arbeitete Meister Peter, der Maler, der 1544 Glasmalereien auf das Rathaus lieferte,[367]) zur gleichen Zeit wie sein Handwerksgenosse Jehan Vefve.[368])

Als vierter Meister gesellte sich ihnen Wilhelm Pury bei, der die Wappenscheiben malte, welche der Rat 1545 Jehan Dryollet in Cressier, 1546 dem Wirt von Vingrave und 1547 Jean Jaquemet, Seigneur d'Essert für sein Haus in Yverdon schenkte und nebenbei 1546 auch Arbeiten für das Rathaus ausführte.[369])

Aber auch auf dem Lande liessen sich seit den 1530er Jahren wenigstens ausnahmsweise Glaser nieder, da die Wohltat der festen, durchsichtigen Fensterverschlüsse zu einem immer weitere Kreise umfassenden Bedürfnisse wurde. So erhielt 1534 der Glaser in Boudry für ein Fenster in den Spital 10 Schillinge.[370])

Diese Konkurrenz, welche sich am Lebensabende des Jakob Wildermut bemerkbar machte, scheint ihm wenig Freude bereitet zu haben. Denn als er 1539 eine Wappenscheibe für den Rat malen musste, bezog er die Scheiben für das zugehörige Fenster beim Glasmaler in Biel (S. 355,

---

[362]) Sammlung Bernischer Biographien, S. 518; Anzeiger für Schweiz. Geschichte, 1905, S. 44.

[363]) 1492, 218. A delivré à ung religieux de Payerne pour avoir faictes une verrière au poelle de la maison de Moringue, laquelle fut donnée par messire Loys de Pierre et celle du poele derriere, lesquelles costerent 8 liv. desquelles Hinzely Merveillieux en paye 4 livres et la ville quatre livres, pour ce pour la ville 4 liv. Musée neuchât., 1906, S. 34.

[364]) 1531, 316vo. Delivré à Jehan Chevalier pour cinq verrières du poille qu'il a faictes en la maison des estazons, à luy passez par tel moyen que en partant hors, les doit rendre en tout point, la somme de 4 livres Musée neuchât., 1906, S. 173.

[365]) 1539, 251. Delivré a Jaques Massonde le Verrier pour avoir reffaict les verrières des poilles sur le mazel. Musée neuchât., 1907, S. 39.

[366]) Musée neuchât., 1907, S. 44.

[367]) 1544, 109. Delivré a M^{re} Pierre le paintre pour des verrières faictes en la maison de la ville par ordre que dessus (M. B. Hardy) 10 liv. 5 s. Musée neuchât., 1907, S. 41.

[368]) 1544. A Jehan Vefve pour certaines verrières faictes en la maison de la ville 21 liv. Musée neuchât., 1907, S. 41.

[369]) Musée neuchât., 1907, S. 41, 43 und 44.

[370]) 1534, 32. Delivré par l'ordonnance du M^{re} Bourgeois Pierre Bothollier au verrier de Bouldry pour une fenestre que il l'a fait la tour des Hopitaux, vers le relogge 10 s. Musée neuchât., 1906, S. 261.

Anmkg. 350). Ausnahmsweise liess der Rat im Jahre 1544 bei diesem auch eine Wappenscheibe für Ymer Pesse in Zug anfertigen.[371])

Im übrigen aber gingen auch während der 1550er Jahre die Bestellungen des Rats an Wilhelm Pury und Jean Vefve. Im Jahre 1555 werden sogar Pury 105 Pfund für die Fenster auf das Rathaus, einen Pannerträger in die Ratstube und ein Fenster nach Bern bezahlt.[372]) Das müssen ganz bedeutende Arbeiten gewesen sein und es ist darum um so mehr zu bedauern, dass keine Spur von ihnen auf unsere Zeit herübergekommen ist.

Die Seckelmeisterrechnungen von 1556—1571 gingen verloren. Da die Glasmalerarbeiten, von denen sie uns Kunde geben könnten, wohl ausnahmslos profanen Zwecken dienten, ist nicht anzunehmen, dass sich unter ihnen auch solche grossen Stiles befunden haben. Immerhin werden wir sehen, dass sich in der Westschweiz und ganz besonders in französisch-burgundischen Landen der monumentale Stil viel länger erhielt, als in denen der alten Eidgenossenschaft. Und wo Beträge bis zu 105 Pfund in einem einzigen Ausgabeposten aufgeführt werden, da hätte es zweifellos an Mitteln zur Ausführung von Aufträgen, die weit über die gewöhnliche Kabinettmalerei hinausgingen, nicht gefehlt, wenn ein Bedürfnis dafür vorhanden gewesen wäre. Dies scheint aber in dem Fürstentum Neuenburg zu dieser Zeit nicht der Fall gewesen zu sein.

[371]) 1544, 112. Delivré au verrier de Bienne pour une verrière que Messgrs ont baillé a Ymer Pesse de Zuc des armes de la ville, assavoir en 2 escus et 3 beches 9 liv. 10 s. 3 d. Musée neuchât., 1907, S. 41.

[372]) 1555, 139. Jtem delivré par l'ordonnance que dessuz à Guillaume Pury pour les fenestres quy la faict à la mayson de la ville, ensemble, le banderet quy la mis à la fenestre du poylles, Ensemble bonne fenestre que l'on donnyt à ung de Berne 105 liv. Musée neuchât., 1907, S. 73.

Fig. 62. Skizze von dem ehemaligen Rundfenster über dem Westeingang der Notre-Dame-Kirche in Neuenburg.

Inhaltsverzeichnis.

Solothurn 319 (165)
St. Ursenkirche 319 (165)
Barfüsserkirche 322 (168)
Klosterkirchen im Kt. Solothurn 323 (169)
Die Pfarrkirche in Meltingen und ihre Glasgemälde 324 (170)
Das Aufkommen der Glasfenster in Klöstern und öffentlichen Gebäuden 325 (171)
Basler Glaser und Glasmaler in Solothurn 327 (173)
Fenster- und Wappenschenkungen des Rates 328 (174)
Solothurner Glaser und Glasmaler 330 (176)
Auswärtige, für Solothurn beschäftigte Glasmaler 332 (178)
Glasmacher und Glashütten 333 (179)
Gründung der St. Agathen-Bruderschaft in Balsthal 334 (180)

Das Gebiet des Bischofs von Basel 339 (185)
Bischof Johann VI. von Venningen und seine Bauten zu Delsberg und Pruntrut 340 (186)
Die Basler Glaser und Glasmaler im Dienste des Bischofs 341 (187)
Die Glasgemälde aus der Kirche St. Germain in Pruntrut 343 (189)

Die Grafschaft Neuenburg 346 (192)
Älteste Aufzeichnungen über das Aufkommen von Glasfenstern 347 (193)
Die Notre-Dame-Kirche 349 (195)
Visitationsbericht von 1453 . . . . . 351 (197)
Die Glasgemälde in den Kirchen von Fenin und St. Blaise 352 (198)
Fenster- und Wappenschenkungen des Rates 353 (199)
Die Glasmalerfamilie Wildermut 354 (200)
Die andern Glasmaler in Neuenburg 357 (203)

Zur

Geschichte der Glasmalerei

in der Schweiz.

II. Teil:

Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert.

2. Hälfte, Schluss:

Freiburg, die Westschweiz, Genf, das Wallis und die südlichen Alpentäler.

Schlusswort und Gesamtregister.

Von

Hans Lehmann.

Mit 6 Tafeln und 19 Textillustrationen.

Zürich.

In Kommission bei Beer & Co.

Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 7358

1912.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVI, Heft 8.

VII. Freiburg.

Zu welcher Zeit das Felsplateau an der Saane, über das sich heute die Stadt Freiburg ausbreitet, zum ersten Male dauernd von Menschen besiedelt wurde, lässt sich heute nicht mehr bestimmen. Denn die Niederlassung, welcher Herzog Berchtold IV. von Zähringen im Jahre 1178 Stadtrechte verliehen haben soll, bestand damals schon seit undenklichen Zeiten. Ihre geschützte Lage hoch oben auf steil abfallendem Fels, den die Saane in tief eingeschnittenem Bogen umschlingt, mag den Fürsten bewogen haben, sie zum befestigten Orte an der Westgrenze des Reiches auszubauen. Denn sicher ist, dass sich auf diesem Felskopfe einst eine Zähringische Burg erhob, an die sich, getrennt durch einen Graben, der älteste Teil der Stadt anschloss, der bis heute noch den Namen Burgquartier beibehielt, trotzdem schon um das Jahr 1500 das alte Schloss einem städtischen Rathause weichen musste. Über die bauliche Entwicklung der Stadt im allgemeinen, soweit sie sich für die ältesten Zeiten überhaupt noch verfolgen lässt, handelt in einer knappen, aber trefflichen Abhandlung J. Zemp[373]). An dieser Stelle haben wir uns nur mit den Baudenkmälern näher zu beschäftigen, welche uns Kunde von ältesten Fensterverglasungen, einfachen oder gemalten, bringen könnten.

Schon Berchtold IV. liess im nordwestlichen Teile der neuen Stadtanlage eine Kirche zu Ehren des hl. Nikolaus bauen, deren Weihe im Jahre 1182 stattfand. Ausserdem wurde ein kleineres Gotteshaus zu Ehren „Unserer lieben Frau“ angeblich im Jahre 1201 vor dem Stadtgraben errichtet[374]). Über beide fehlen nähere Nachrichten.

Nach dem Aussterben des Zähringischen Hauses kam Freiburg durch Erbschaft im Jahre 1218 an die Kyburger, deren Bautätigkeit schon mit dem Jahre 1224 begonnen haben soll. Sie dehnte die Stadt nach Osten und Westen, als den beiden allein möglichen Richtungen, aus, schuf zwei neue Quartiere, das eine direkt anlehnend an die Stadt auf dem Hochplateau, das seinen Namen nach dem neu errichteten Spital erhielt, das andere tief unten in der geschützten Schlinge des Flusses, der Au. Diese Erweiterungen riefen neuen Befestigungsanlagen mit Türmen und Toren und wahrscheinlich auch der Erstellung einer Brücke über die Saane. Doch litt unter diesen notwendigen Profanbauten die kirchliche Bautätigkeit nicht. Sie wurde gefördert durch die Niederlassungen geistlicher Orden in und um den Ort.

Aus einer Urkunde vom 24. Juli 1259 hat man schliessen wollen, es sei von Graf Hartmann dem Jüngeren von Kyburg in der sogenannten Magerau (Maigrauge), etwas südlich des Auquartiers,

---

[373]) Die Kunst der Stadt Freiburg im Mittelalter. Festschrift der beiden hist. Vereine des Kantons Freiburg, 1903. S. 316 ff.

[374]) Vgl. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. IV, S. 419.

das nötige Land zur Erbauung eines Frauenklosters geschenkt worden, dessen Insassen man 1261 dem Cisterzienserorden zuteilte und der kaum zwei Stunden entfernten Abtei Hauterive unterstellte. Doch wird eine solche Interpretation der Urkunde neuerdings mit um so grösserem Rechte angefochten, als einzelne Bauglieder der Kirche auf ein weit höheres Alter schliessen lassen (vgl. Zemp, a.a.O., S. 328).

Dass man in Hauterive schon im 12. Jahrhundert Glas bereitete (vgl. S. 177) und dass im Chor der Kirche bis zum Jahre 1848 die um 1320 von Abt Petrus Rich gestifteten Glasgemälde von der Kunstfertigkeit der Klosterinsassen ein sprechendes Zeugnis ablegten, haben wir schon erwähnt, und ebenso, dass sie in ihrer Mehrzahl seit 1856, leider in neuer und sehr willkürlicher Zusammensetzung, die Chorfenster von St. Nikolaus in Freiburg zieren, während einige kleine Fragmente in Privatbesitz nach Worms und Zürich gelangten (vgl. S. 188 ff.). Doch erfahren wir, trotz den engen Beziehungen des Frauenklosters zu dieser Kunststätte, nichts von Geschenken in sein Gotteshaus, dessen Hochaltar nach Abschluss eines Umbaues im Jahre 1300 neu geweiht wurde, noch sind darin Glasmalereien aus früherer Zeit erhalten geblieben. Nur die prächtigen, um 1380 erstellten Chorstühle und eine Kabinetscheibe vom Anfange des 16. Jahrhunderts im historischen Museum der Stadt, auf der ein Engel das Wappen von Cisterz hält, und die früher in die Rosette an der Westfront der Kirche eingelassen war, zeugen noch heute von der Kunstliebe der ehrwürdigen Bewohnerinnen. Letztere wurde von dem Glasmaler Hans Funk in Bern gemalt.

Im Jahre 1225 gründeten die Johanniter eine erste Niederlassung in der Vorstadt Au, der sie auch ein Kirchlein beigesellten, das erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts niedergelegt wurde. Doch dürfte diese Anlage kaum den notwendigsten Bedürfnissen genügt haben. Denn schon 1259 schenkte man ihnen einen neuen Baugrund ausserhalb der Stadtmauern gegen die Magerau, auf dem eine grössere Anlage mit einem neuen Gotteshause erstand, das zweifellos einer künstlerischen Ausstattung nicht ganz entbehrte. Leider blieb auch davon aus älterer Zeit nichts erhalten, dagegen, ausser einem Fliesenboden in der südlichen Seitenkapelle, aus jüngerer zwei spätgotische Holzstatuetten und der Grabstein des Komturs Peter von Englisberg vom Jahre 1544[375]).

Eine grosszügigere kirchliche Bautätigkeit setzte in Freiburg, wie auch in andern Städten unseres Landes, erst ein, nachdem die Bettelorden innerhalb der Mauern festen Fuss gefasst hatten.

Um das Jahr 1274 begannen die schon 1250 eingewanderten Augustiner-Eremiten mit dem Neubau einer Kirche am Fusse des Hanges, der von der Burg steil nach dem Auquartier abfällt. Sie musste wahrscheinlich eine ältere, provisorische ersetzen. Trotzdem eine stattliche Zahl von hohen Geistlichen bis weit in die deutschen Lande hinaus allen denen, welche das neue Gotteshaus besuchten oder beschenkten, einen kräftigen Ablass verliehen[376]), schritt der Bau nicht sehr rasch vorwärts. Denn erst im Jahre 1311 konnten fünf Altäre geweiht werden, bei welchem Anlasse man auch das Kirchweihfest zu Ehren des hl. Mauritius als Patron festsetzte. Von seinem Schmucke im Innern zeugten noch später Reste von Malereien aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Auch beweist der Grabstein des Johannes von Tüdingen, genannt Felga, † 1325, welcher im Jahre 1882 in einem an der Nordseite des Chores gelegenen Raume wieder aufgefunden wurde (jetzt im Hist. Museum), dass das Kloster schon frühe Glieder der angesehensten Adelsfamilien im Lande zu seinen Gönnern zählte. Über Glasmalereien, die in seine Kirchenfenster in früherer oder späterer

[375]) J. R. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. IV, S. 421.

[376]) Alb. Büchi, Urkunden zur Geschichte des Augustinerordens in Freiburg. Freiburger Geschichtsblätter, 3. Jahrg., S. 84 ff.

Zeit gestiftet worden wären, erfahren wir dagegen nichts, obgleich namentlich das grosse Mittelfenster des Chores mit seinem schönen Masswerk zur Einsetzung von solchen geradezu einlud[377]). Doch wenn auch einst Glasmalereien vorhanden gewesen wären, müsste ein ganz besonders günstiger Stern über ihnen gewaltet haben, der es vermocht hätte, sie aus den verschiedenen Umbauten im Laufe der Jahrhunderte, der Aufhebung des Klosters im Jahre 1848 und der Verwandlung seiner Gebäude in eine Strafanstalt auf unsere Zeiten zu retten.

Sechs Jahre nach den Augustinern liessen sich 1256 auch die Franziskaner in Freiburg nieder. Sie bauten auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, unmittelbar ausserhalb der Stadtmauer und gegenüber dem schon genannten Kirchlein „Unserer lieben Frau" ihr Kloster und Gotteshaus, die nachmals für die Stadt von ganz besonderer Bedeutung wurden. Die Arbeiten leiteten zwei Ordensbrüder, Jean de Saint-Thomas und Hermann von Mainz, so trefflich, dass die Kirchweihe schon 1275 stattfinden konnte, was die schon länger anwesenden Augustiner vielleicht zu ihrem Neubau veranlasste. Nach einer Verfügung vom Jahre 1260 war den Franziskanern nur erlaubt, das Hauptfenster hinter dem Altare mit den Bildern Christi und der Maria, des hl. Franziskus und des Antonius zu schmücken[378]). Doch gibt uns die Kirche von Königsfelden ein sprechendes Beispiel dafür, wie wenig man sich schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts an diese Vorschriften hielt, wo genügende Mittel vorhanden waren und ein starker Wille befahl[379]). Und dass hohe Gönnerschaft auch den Franziskanern in Freiburg nicht fehlte, beweist der noch erhalten gebliebene Grabstein der Gräfin Elisabeth von Kyburg, Witwe des Grafen Hartmann des Jüngeren[380]), einer gebornen Gräfin von Chalons, die als Clarissin schon gleich nach der Weihe des Gotteshauses die östliche Kapelle an der Nordseite des Schiffes zu ihrer Ruhestätte wählte. Da das Schiff der Kirche wohl das geräumigste Lokal in der Stadt war, diente es später der anwachsenden Bürgerschaft bei feierlichen Anlässen auch als Versammlungsort[381]), während in den Klosterräumen, wie wir hören werden, zu verschiedenen Malen hohe Gäste Quartier nahmen. Es dürfte sich darum schon früh der Bürgerschaft besondere Gunst den Franziskanern zugewendet haben. Leider sind nur wenige Stiftungen, die davon Zeugnis ablegen, auf unsere Zeiten herübergekommen. Vieles mag den Umbauten geopfert worden sein, die dem Kloster und Kirchenschiffe um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein vollständig neues Gepräge verliehen[382]).

Im Jahre 1264 starb Hartmann der Ältere von Kyburg ohne Leibeserben als der letzte seines Geschlechtes. Da er einen Teil seiner Güter seiner Gemahlin, Margaretha von Savoyen, einer Schwester des unternehmungslustigen und sieggewohnten Grafen Peter, vermacht hatte, hielt sich Graf Rudolf III. von Habsburg, Hartmanns des Älteren Schwestersohn, in seinen Erbansprüchen für beeinträchtigt. Das führte zwischen diesen zwei streitlustigsten und mächtigsten Herren zu langjährigen Fehden, die mit wechselndem Glücke ausgefochten wurden. Für Freiburg, das mitten in den umstrittenen Gebieten lag, waren dies schwere, einer Entwicklung wenig förderliche Zeiten,

---

[377]) J. R. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. IV, S. 392.

[378]) Vgl. S. 167 u. Anmerk. 23.

[379]) S. 192.

[380]) Gestorben 1264 und begraben mit seinem ihm ein Jahr im Tode vorausgegangenen Onkel Hartmann d. Ä. in gemeinschaftlichem Sarkophage in der Marienkapelle des Klosters Wettingen.

[381]) Ferd. Rüegg, Hohe Gäste in Freiburg. Freiburger Geschichtsblätter, 15. Jahrg., S. 22 ff.

[382]) Vgl. J. R. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. IV, S. 416 ff.

dies um so mehr, als die Stadt mit dem Erbe der Tochter des jüngeren Hartmann, Anna, an Eberhard von Habsburg-Laufenburg kam, auf dessen Schutz sie sich wenig verlassen konnte. Erst als Gráf Peter von Savoyen im Jahre 1268 ohne Hinterlassung männlicher Erben starb und sein schwächerer, schon an der Grenze des Greisenalters stehender Bruder Philipp die Regierung über die noch zum Teil umstrittenen Länder ergriff, durfte die Bürgerschaft wieder zuversichtlicher in die Zukunft schauen. Denn nun neigte sich das Glück ganz auf Habsburgs Seite, das seinen Ansprüchen auf Freiburg noch mehr Nachdruck verleihen konnte, nachdem Graf Rudolf III. im Jahre 1273 den deutschen Königsthron bestiegen hatte. Um einen festen Stützpunkt gegen Savoyen zu haben, kaufte er die Stadt seinem in steter Geldnot lebenden Vetter im Jahre 1277 ab. Unter dem sichern Schutze des neuen Herrn kehrte die alte Unternehmungslust der Freiburger rasch wieder zurück. Ein gewisser Wohlstand, zu dem die Verarbeitung der Produkte einer grossen Ackerbau und Viehzucht treibenden Bauernsame in der Umgebung den Grund gelegt hatte, schaffte dafür die notwendigen Mittel. Als dringendste Unternehmungen fasste man eine vermehrte Sicherung der Stadt durch Anlage neuer Befestigungen und die Erbauung einer eigenen Leutkirche ins Auge. Im Jahre 1283 wurde zu dieser der Grundstein gelegt, wahrscheinlich an gleicher Stelle, wo die um 1180 erbaute St. Niklauskirche gestanden hatte. „Man mochte sich im rechten Momente für eine Unternehmung grossen Stiles fühlen. Eben war die Kathedrale von Lausanne vollendet worden, vor kurzem hatte Bern (1276) einen Neubau seiner Stadtkirche unternommen; auch in Romont wurde gebaut. Vor allem aber durfte die städtische Leutkirche nicht hinter den neuen Ordenskirchen zurückstehen. Der Bau wurde darum mit überraschend grossen Absichten begonnen; noch glühte die Baubegeisterung, welche im 13. Jahrhundert überall die Triumphe der Gotik schuf. Welcher Pessimist hätte der Kirche eine Bauzeit von mehreren Jahrhunderten vorausgesagt? Und doch sollte es so kommen, zum Schaden für die künstlerische Einheit des Werkes, aber zum besonderen Reize für uns, die wir an der städtischen Hauptkirche alle Wandlungen des Geschmackes und der künstlerischen Formen ablesen können. Erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde das Schiff vollendet, erst gegen 1500 der Turm, erst im 17. Jahrhundert der heutige Chorabschluss“ (Zemp, a.a.O. S. 331—32). Leider besitzen wir über dieses interessante Gotteshaus noch keine zusammenfassende Baugeschichte.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde an den städtischen Bauten im allgemeinen weitergeführt und, so gut es die Umstände erlaubten, vollendet, was das 13. Jahrhundert noch zu tun übrig gelassen hatte. Doch verschob das Bestreben des Rates, durch Erwerbung eines Ländergebietes der Stadt mehr Macht und Ansehen zu erwerben, die Interessen mehr und mehr auf politische Unternehmungen. In die Fehden zwischen Bern und dem burgundischen Adel hineingezogen, stellte sich Freiburg, nicht ohne Zutun Österreichs, auf die Seite des letzteren und unterlag mit ihm den wuchtigen Streichen des unterschätzten Gegners im Jahre 1339 bei Laupen, seinen Schultheissen und viele Bürger auf der Wahlstatt zurücklassend. Das folgende Jahr brachte der Stadt eine neue Niederlage vor ihren eigenen Mauern, wobei die Vorstädte in Flammen aufgingen. Es darf darum nicht befremden, wenn bis zum Jahre 1370 auch nicht die Entstehung eines einzigen Kunstwerkes von Bedeutung nachgewiesen werden kann. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts machte sich ein neuer Umschwung zugunsten einer weitern künstlerischen Entwicklung in der Stadt geltend, der aber erst im 15. Jahrhundert zu voller Wirkung gelangte. Er ging Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Aufschwunge, der sich auf die alten Industrien stützte. Denn wie nie zuvor

blühten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Tuchfabrikation und Gerberhandwerk. Sie trugen den Ruhm der freiburgischen Erzeugnisse über weite Lande. In Genf und dem durch seine grossen Messen berühmten Zurzach besass die Stadt eigene Verkaufshallen. Aber auch mit Ulm, Mülhausen, Venedig und Genua wurden engere Handelsbeziehungen unterhalten. Der Norden bevorzugte die rohfarbenen Stoffe, Italien hauptsächlich gefärbte Tücher. In den Jahren 1425 bis 1436 stieg der jährliche Export von 10534 auf 14550 Ballen. Zehn Jahre später besass die Stadt ein Ländergebiet von 77 Gemeinden, worunter 20 Pfarreien. Über der Einwohnerschaft, die im Jahre 1444 mit ziemlicher Genauigkeit auf 5200 Seelen bemessen werden darf, stand ein von der Bürgerschaft gewählter und vom Stadtherrn bestätigter Schultheiss mit drei Ratskörpern: einem kleinen, von der Herrschaft besetzten Rate von 24 Mitgliedern, einem grossen Rate der 200 und einem Rate der 60, die beiden letztern gewählt von Wahlausschüssen nach Vorschlag der Venner oder Pannerherren. Freiburg gehörte somit zu den mittelgrossen Städten des Reiches und stand im allgemeinen unter einer durchaus demokratischen Verfassung. Auch die Bauern auf der Landschaft waren im allgemeinen sehr gut gehalten, da es eine eigentliche Unfreiheit nicht gab[383]). Während die Stadt nach der erweiterten Handfeste des Zähringischen Stadtrechtes vom Jahre 1249 verwaltet wurde, galt auf der Landschaft das schwäbische Landrecht, wie es im Schwabenspiegel niedergelegt ist, von dem im Jahre 1410 der Franziskanermönch Gerhard von Franken für den Ratsherrn Hensli Ferber eine illustrierte Abschrift herstellte, die noch vorhanden ist.

Dieser Aufschwung der Stadt, welcher verschiedene neue Aussenquartiere schuf, liess die Bürgerschaft vor allem darauf Bedacht nehmen, den erworbenen Besitz militärisch so zu sichern, dass er nicht nur künftigen Generationen erhalten werden konnte, sondern einer weitern Bevölkerungszunahme nicht hinderlich war. Es geschah dies durch ein ebenso kühn als geistvoll angelegtes Befestigungssystem, das den Ringmauern einen Umfang gab, den die bauliche Entwicklung der Stadt bis ins 19. Jahrhundert nicht auszufüllen vermochte. Daneben wurde auch am Bau der Leutkirche St. Niklaus kräftig weitergearbeitet. Um 1430 war das Schiff der Kirche fertig. Bald darauf folgte der Bau einer geräumigen Heiliggrabkapelle als Stiftung eines der reichsten Bürger, Jean Mossou. „Eine Reihe von Bildwerken der monumentalen Steinplastik, an denen sich heute noch, wie nirgends in der Schweiz, für jene Zeit die Entwicklung einer lokalen Bildhauerkunst ein ganzes Jahrhundert hindurch verfolgen lässt“ (Zemp), gab den einzelnen Baugliedern eine erhöhte künstlerische Weihe. Dagegen treten die nachweisbaren Unternehmungen auf dem Gebiete der Malerei wesentlich in den Hintergrund. Als einziges grösseres Werk erhielt um 1440 die Nordmauer der Franziskanerkirche eine Folge von Wandgemälden, auf die wir noch zurückkommen werden. Das Einwohnerverzeichnis des Auquartiers vom Jahre 1444 nennt auch einen Maler (der maler), ohne Namensangabe. Er muss darum nur unter diesem Namen bekannt und nur vorübergehend ansässig gewesen sein. In der Tat erscheint sein Name schon in dem Rodel von 1447 nicht mehr[384]). Wie aber stand es um diese Zeit mit der Glasmalerei?

In den Anmerkungen zu einer Beschreibung der St. Niklauskirche, 1853 verfasst von Heliodore Raemy de Bertigny und dem Mönche Etienne Perroulaz, die im Auszuge als Anhang zu der „Chronique Fribourgeoise“ (S. 336, Anm. 1) wiedergegeben ist, wird bemerkt, dass sich in den

[383]) Vgl. Dr. Ferd. Buomberger, Bevölkerungs- und Vermögensstatistik in der Stadt und Landschaft Freiburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Freiburger Geschichtsblätter, 6.—7. Jahrg., S. 1ff.

[384]) Vgl. Buomberger, Bevölkerungs- und Vermögensstatistik a.a.O. S. 151.

Rechnungen des Kilchmeiers von St. Nikolaus mehrere interessante Aufzeichnungen befinden, die über Glasmalerarbeiten Aufschluss geben. So sei u. a. im Jahre 1423 eine Summe von 15 rheinischen Gulden als jährliche und lebenslängliche Pension (pension annuelle et viagère) an den Glasmaler Budmann von Basel ausbezahlt worden. Diese Notiz wird in der Tat bestätigt durch einen weiteren Eintrag in dem genannten Rechnungsbuche aus dem Jahre 1429—30. „Item ou Meister verrei de Bala pour sa pinson chesua (échue) ad Pasque XV florin qui vallion XXI ℔“ [385]). Wahrscheinlich ist dies der gleiche Basler Glasmaler, der schon früher für das Rathaus in Freiburg beschäftigt worden war. Denn die Säckelmeisterrechnungen vom Jahre 1421 (No. 38, Chanoine Fontaine, p. 545) enthalten den Eintrag: „Pour honoraires au garçon du vitrier de Bâle, qui nous fit cadeau d'une pièce de verre peint, 5 s.“ und dazu die Bemerkung: „on avait fait venir le maître verrier de Bâle pour donner la dernière main à l'embellissement des fenêtres de la nouvelle maison de ville, pour lequel ouvrage on lui donna 30 s.“ Sehen wir, wie es sich um die Richtigkeit dieser Aufzeichnungen verhält.

Dass Freiburg den Glasmaler in Basel holte, ist nicht auffallend, da sich diese Stadt zufolge ihrer Verbindungen mit den Rheinlanden zweifellos am frühesten verglaster Fenster in Kirchen und Privatgebäuden erfreute. Verbietet doch schon, wie wir bereits erwähnten (S. 302), eine Basler Ratsverordnung vom Jahre 1420 den Knaben, Steine zu werfen, damit nicht die Glasfenster der Gotteshäuser und Klöster zerstört werden. In Freiburg wurde das alte Rathaus (Richthaus, maison de justice), das an der Metzgergasse hinter der St. Nikolausenkirche stand, wirklich seit dem Jahre 1418 neu aufgebaut[386]). Es dürften darum tatsächlich bei diesem Anlasse einige Fenster verglast worden sein, aber, wie in andern, grössern Städten und sogar in Basel (vgl. S. 301), bei weitem nicht alle[387]). Von grösserem kulturgeschichtlichem Interesse ist der Eintrag vom Jahre 1421, wonach dem Knaben des Glasmalers von Basel für das ins Rathaus geschenkte Glasbild ein Trinkgeld verabreicht wurde. Denn, seine Richtigkeit vorausgesetzt, haben wir in dieser Aufzeichnung die älteste Nachricht von der Sitte der Wappenschenkung der Städte unter sich in ihre Rathäuser, die in unserem Lande erhalten blieb.

Das Geschenk mochte infolge der besonders guten Beziehungen der Bischofsstadt am Rhein zu Freiburg in dessen neues Rathaus gespendet worden sein. Und in der Tat werden wir noch sehen, wie eifrig sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Basel der hart bedrängten Schwesterstadt annahm, deren Bürger es auf ihren Geschäftsreisen nach dem Sund- und Breisgau oft in seinen Mauern sah und zu denen es wohl ebenfalls in Handelsbeziehungen stand. War doch sein

---

[385]) Gütige Mitteilung von Herrn Max von Techtermann in Freiburg.

[386]) Vgl. Heliodore Raemy de Bertigny, Chronique Fribourgeoise, a. a. O. S. 48, Anmerk. 2; S. 52, Anmerk. 1; S. 106, Anmerk. 3.

[387]) An Auslagen für Fensterverschlüsse aus Tuch. Pergament oder Papier, welch letztere man mit Öl oder Fett durchscheinend machte. verzeichnen die Freiburger Säckelmeisterrechnungen u. a.: (No. 66) 1435, à Jean Bossel pour 8 fenêtres de Parchemin 4 ℔ (vermutlich ist das an das Rathaus anstossende schöne Haus des Weibels darunter verstanden. Chronique Fribourgeoise, a. a. O. S. 106, Anmerk. 3) und im gleichen Jahre in der Münzstätte für 9 Fensterrahmen 24 s.. für das Tuch zu deren Überzug 30 s und für das Aufspannen 9 s. Die Kaufkraft des sol entsprach zu Freiburg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einem heutigen Geldwerte von 2 bis 2½ Franken; am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts sank sie auf 1½ bis 1 Franken herab (Max de Techtermann).

Zwei Glasgemälde aus der Kirche von Carignan z. Z. im Münster zu Freiburg i. d. Schweiz.
Um 1530.

Rat schon um die Mitte des Jahrhunderts in einem Rechtsstreite zwischen Freiburg und Strassburg als Vermittler aufgetreten[388]).

Mit besonderem Interesse vernehmen wir auch, dass der Basler Glasmaler Budmann geheissen habe. Zweifellos ist dies nur eine Verschreibung für Ludmann, einen Glasmaler, den Fechter (vgl. S. 303) im Jahre 1423 als in Basel tätig nachweist[389]). Seine Arbeiten für das Rathaus in Freiburg dürften dessen Berufung für die Herstellung der Verglasung der Fenster in der St. Nikolauskirche zur Folge gehabt haben, wofür er, wie andere vom Rate ständig angestellte Handwerker, einen bestimmten Jahresgehalt bezog und, solange die Arbeit dauerte, festen Wohnsitz in der Stadt nahm[390]). Da ihn Fechter noch 1423 in Basel nachweist, er aber in diesem Jahre schon mit 15 rhein. Gulden für geleistete Dienste in Freiburg abgelöhnt wird, so scheint es das Jahr seiner Übersiedlung gewesen zu sein. Die spätere Aufzeichnung aus dem Jahre 1429/30 fällt dagegen zusammen mit der Vollendung des Schiffes von St. Nikolaus, so dass sich der Aufenthalt Ludmanns in Freiburg auf etwa sieben Jahre erstreckt haben dürfte. Über ein längeres Verweilen des Meisters erfahren wir nichts. Dagegen führt der Rodel über die Bevölkerung des Spitalquartiers aus dem Jahre 1444 einen angesessenen Glaser Johann mit Frau, Sohn und einer Dienstmagd auf[391]), der aber schon 1447, wenigstens in diesem Quartier, nicht mehr nachweisbar ist. Denn mit dem Monsieur Johan Couchet, der sich in dem Quartierrodel des genannten Jahres findet, kann er nicht identisch gewesen sein, weil dieser mit einem Hensli Wolf, dessen Frau und Knecht, zusammen wohnte[392]). Dagegen führen die Rechnungen des Kilchmeiers von St. Nikolaus von 1458/59 folgenden Posten auf: „Item a Domp Jehan Couchet pour refaire la verreyre de la chambreta par marchie fait, présent Moussequeur le cure de Friborg XX s.“ [393]). Darnach hätte derselbe für die Wiederherstellung der Verglasung in der Sakristei (chambreta) gemäss Abmachung 20 Schillinge empfangen, die der Stadtpfarrer schenkte. Wichtiger ist ein zweiter Eintrag aus dem gleichen Jahre: „Item a dom Glaudo Dautariva qui ha melliore les verres derrier le grand otar (le grand autel de St. Nicolas) l x s. et a dom Burita que ly a aidie ix s., somma l xviiij s.“ Da Glaudo Dautariva ein Mönch von Hauterive war[394]), betrieben Insassen dieses Klosters, wahrscheinlich Laienbrüder, noch im 15. Jahrhundert wenigstens das Glaserhandwerk. Glasmalereien dagegen haben, wie schon die bezahlten Beträge vermuten lassen, diese Männer nicht ausgeführt. Denn als der Rat im Jahre 1454 einen savoyischen Wappenschild für eines der Fenster in der grossen Ratstube benötigte, liess er dafür, wie wir noch sehen werden, den Glasmaler Meister Michel von Basel kommen.

Bevor wir diese losen Notizen über Glaser und Glasmaler aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an die geschlossene Kette von Mitteilungen aus späterer Zeit anschliessen, wird es von Nutzen sein, weiteres kulturgeschichtlich bedeutsames Material heranzuziehen, das über die

---

[388]) K. Holder, Ein Rechtsstreit zwischen Strassburg und Freiburg aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und seine Beilegung durch die Vermittlung Basels. Freiburger Geschichtsblätter, 3. Jahrg., S. 54 ff.

[389]) Eine Verschreibung in der Chronique Fribourgeoise ist um so eher anzunehmen, als sich an gleicher Stelle (S. 336, Anmerk. 1) der Name des Berner Glasmalers Urs Werder in Urs Vedus verstümmelt findet.

[390]) Von einer lebenslänglichen Pension, wie der Verfasser der Chronique Fribourgeoise schreibt, kann wohl nicht die Rede sein.

[391]) Item Johan Verrier, uxor, Pierro lour fils et sa femma. Freiburger Geschichtsblätter, 6./7. Jahrg., S. 168.

[392]) Freiburger Geschichtsblätter, 6./7. Jahrg., S. 206.

[393]) Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

[394]) Gütige Mitteilung von Herrn Max von Techtermann in Freiburg.

allgemeinen Zustände in Freiburg seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wenigstens einige Aufschlüsse zu geben vermag. Es findet sich in den erhalten gebliebenen Nachrichten über die Besuche weltlicher und geistlicher Fürstlichkeiten und den zu ihrem Empfange und ihrer Bewirtung getroffenen Veranstaltungen[395]).

Als am 2. Juli 1414 König Sigismund nach Übersteigung des Grossen St. Bernhard mit seinem vornehmen Gefolge, dem u.a. auch Graf Amadeus VIII. von Savoyen, der Herzog von Mailand u.a. angehörten, auf der Reise nach dem Konzil zu Konstanz in Freiburg eintraf, wurde ihm nach damaliger Sitte als beste Herberge das Franziskanerkloster angewiesen, wo man sein Nachtlager, so gut es die Umstände erlaubten, mit Vorhängen umgab. Umständlicher waren schon vier Jahre später die Veranstaltungen zum Empfange des Papstes Martin V. auf seiner bekannten Reise durch unser Land. Denn der Rat sorgte nicht nur für reinliche Quartiere, indem er hundert Holznäpfe, drei Kübel und einen Nachtstuhl anschaffte, sondern er liess auch die Strassen säubern, mit Fichtenästen belegen und die Neustadt sogar in aller Eile bepflastern. Wo der Papst seine Wohnung nahm, ist nicht sicher. Daguet nennt, ohne Quellenangabe, das Zunfthaus zu den Jägern[396]). Ganz besonders grossartig aber waren die Veranstaltungen der Bürgerschaft für das Geleite der Gäste nach der Stadt und ihre Bewirtung. Der gleichzeitige Besuch des Herzogs Amadeus VIII. von Savoyen mag dazu beigetragen haben.

Leider sind wir über den dritten Aufenthalt dieses Fürsten im Jahre 1440 als Papst Felix V. nur sehr mangelhaft unterrichtet, da die bezüglichen Ausgaben aus den Säckelmeisterrechnungen entfernt wurden und bis heute unauffindbar blieben.

Dies trifft auch für den Besuch König Friedrichs III. am 8. Oktober 1442 zu. Doch melden uns wenigstens später aufgezeichnete Auszüge daraus mit andern Quellen von der bei diesem Anlasse aufgewendeten Pracht und den mannigfaltigen Belustigungen, wie man sie damals an den Höfen weltlicher und geistlicher Fürsten zu veranstalten liebte. Nicht weniger als 1400 kleine Pannerherren, geführt von einem Standartenträger, alle in österreichischen Farben, waren ihm entgegen gezogen und in frischem Anstrich prangten die Wappen des Herrscherhauses über den Toren der Stadt. Diese Auffrischung war um so notwendiger geworden, als infolge der Erkaltung guter Beziehungen zu Österreich schon zu Anfang der 1430er Jahre der Rat es nicht mehr wagen durfte, dessen Wappen an den Stadttoren zu erneuern. Ein Teil seiner Mitglieder hatte sogar vorgeschlagen, es in den Trinkstuben gänzlich zu entfernen und das Tragen von Pfauenfedern als dem verhassten österreichischen Abzeichen zu verbieten[397]).

Als Willkomm wurde dem erlauchten Gaste ein Becher, gefüllt mit Guldenstücken, gereicht. Auch er sollte, wie Sigismund, sein Quartier bei den Franziskanern nehmen, wo man einige Gemächer für ihn mit kostbaren Teppichen und feinen Tapeten ausgeschlagen hatte, die von reichen Bürgern geliehen worden waren. Doch scheint es, dass er ein Haus in der Nähe des Klosters vorzog und in dieses nur seine Kanzlei verlegte. Die grossen Festanlässe fanden in der Tuchhalle statt, deren Grösse für den bedeutenden Handel der Stadt das beste Zeugnis ablegte. Da Rat und Bürgerschaft nichts unterliessen, um den König von ihrer Treue zum Hause Österreich zu überzeugen,

[395]) Vgl. Ferd. Rüegg, Hohe Gäste in Freiburg vor dessen Beitritt zur Eidgenossenschaft. Freiburger Geschichtsblätter, 15. Jahrg., S. 1 ff.

[396]) Alex. Daguet, Hist. de la ville et seigneurie de Fribourg des temps anciens, p. 79.

[397]) Alb. Büchi, Freiburgs Bruch mit Österreich. Collectanea Friburgensia Fasc. VII, S. 4.

glaubten sie um so mehr, dafür sein Machtwort zum Schutze ihres Handels anrufen zu dürfen, der namentlich auf dem Gebiete des benachbarten Savoyen durch Räubereien und Überfälle schwer geschädigt wurde. Doch begnügte er sich damit, für sie in einem Schreiben vom 12. Oktober 1442 an den Herzog Ludwig ein gutes Wort einzulegen.

Als eine Folge dieses Fürstenbesuches dürfte unmittelbar vor oder nach demselben an der Nordmauer der Franziskanerkirche jene schon erwähnte Folge von Wandgemälden entstanden sein, welche die Jugendgeschichte Christi darstellte. Stifter waren die reichen Familien Praroman und Bugniet, deren Wappen in den Umrahmungen der Bilder oft wiederkehren. Leider wurden die Malereien, welche nach Zemp (a. a. O. S. 347) die Einwirkungen einer zierlich-koketten Spätgotik französischen Gepräges zeigen, im 17. Jahrhundert von Pierre Wuilleret mit originellen Todesbildern zugedeckt, so dass heute nur noch ein kleiner Teil von ihnen sichtbar ist.

Trotz der Auslagen, welche dieser königliche Besuch der Stadt gebracht hatte, erwarb sie am 15. Oktober 1442 von dem Grafen Johann von Thierstein und seinem Vetter Friedrich alle ihre auf Freiburger Territorium gelegenen Lehen um 2000 rh. Gulden zu vollem Eigentum.

Am 1. September 1444 trat König Friedrich III. seinem Bruder Albrecht VI. die Verwaltung der österreichischen Vorlande ab. Damit ging auch die Herrschaft über die Stadt Freiburg an diesen ehrgeizigen, tatendurstigen und verschwenderischen Fürsten über. Dieser Wechsel verschärfte noch die schon sehr bald wieder unfreundlich gewordene Stellung Freiburgs zu Österreich. Das zeigte sich, als der Herzog einen Zuzug aus der Stadt zu seinen Unternehmungen gegen die Eidgenossen begehrte. Denn diesem Ansinnen konnte der Rat schon darum nicht entsprechen, weil die Beziehungen der Stadt zu den Eidgenossen und Bern seit dem Jahre 1403 durch ein ewiges Burgrecht geregelt waren. Er gedachte darum eine neutrale Stellung einzunehmen. Dieses Vorhaben entzweite ihn nun aber auch mit dem Herzog Ludwig, da die Stadt Freiburg mit Savoyen und Bern seit dem Jahre 1412 ein ewiges Bündnis verband und Ludwig sich in diesem Streite entschieden auf die Seite Berns stellte. Dagegen wäre die Landschaft, hätte sie von den Hilfsgesuchen des Herzogs von Österreich und seiner misslichen Lage gewusst, aus alter Treue dem Herrscherhause zu Hilfe geeilt. Um einen Anlass zu offener Fehde gegen Freiburg zu finden, liess der Herzog von Savoyen schon im Frühjahr 1445 die Waren von Freiburger Kaufleuten, welche den Jahrmarkt in Genf besuchen wollten, mit Beschlag belegen. Zwar trat nun Bern insofern wieder auf die Seite Freiburgs, als es zu vermitteln suchte. Da aber die geschädigte Stadt glaubte, im Falle eines ungünstigen Ausganges dieser Verhandlungen nicht mit Sicherheit auf dessen Hilfe zählen zu dürfen, nahm sie am 19. November 1445 eine Söldnerschar von 400 Wallisern in ihren Mauern auf. Das führte zu neuen Verwicklungen, die Freiburg in den nächsten zwei Jahren so sehr in die Enge trieben, dass ihm nichts übrig blieb, als dem Herzog von Savoyen den Krieg zu erklären. Dies geschah am 17. Dezember 1447. Infolgedessen traf am 4. Januar 1448 die Absage Berns in Freiburg ein, der die Biels und des Herrn von Vaumarcus auf dem Fusse folgten. Zu den Feinden gesellten sich im Februar 25 Lehensleute des Herzogs aus der Waadt und im März der Graf von Greierz. So sah sich Freiburg einer erdrückenden Zahl von Feinden gegenüber in einen Krieg verwickelt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Die Feindseligkeiten äusserten sich zwar zunächst vorwiegend in kleinen Unternehmungen, die wenig Leute kosteten. Um so grösseren Schaden verursachten dagegen die gegenseitigen Verwüstungen und Brandschatzungen. Vergebens versuchten die Städte Basel und Solothurn im Verein mit den eidgenössischen Orten Luzern, Uri

und Schwyz zu vermitteln. Darauf erlitten die Freiburger nach einem kurzen Erfolge schon am 28. März eine empfindliche Niederlage auf der Neumatte unweit Tafers, wo gegen 300 Mann auf dem Kampfplatze blieben, darunter manch angesehener Bürger. Trotzdem dauerte der Krieg weiter. Erst am 16. Juli brachten endlich die Abgeordneten der Stadt Basel und der eidgenössischen Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus gemeinsam mit den Gesandten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund den Frieden von Murten zustande, der für Freiburg demütigend genug war, indem er der Stadt eine Kontribution an den Herzog von Savoyen von 40 000 rhein. Gulden auferlegte, wobei sie ausserdem noch zugunsten Berns auf die Mitherrschaft von Grasburg und Schwarzenburg und die Ansprüche auf Güminen verzichten musste. Die Trompeten- und Hörnerklänge, welche am 19. Juli 1448 von den Türmen Freiburgs die Kunde von der Ratifikation dieser Verträge als Freudenbotschaft über die Dächer und Mauern der Stadt hinaus aufs Land tragen sollten, mögen darum von Bürger und Bauer mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden sein. Der Rat wagte denn auch nicht, die Abmachung mit dem Herzog in allen Bestimmungen öffentlich bekannt zu geben. Doch erst als die Steuern zur Abtragung der Kriegsschuld eingetrieben werden mussten, wuchs die Unzufriedenheit allgemein, namentlich gegen die savoyischen Lehensleute Jacob von Praroman, Wilhelm Velga u.a., die man direkt des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigte.

Ob es eine rührende Treue zum alten Fürstenhause oder kluge Berechnung war, welche die Freiburger veranlasste, trotz ihrer traurigen Lage die schottische Prinzessin Eleonore als Braut des Herzogs Sigismund von Österreich schon am 2. Januar 1449 wieder mit alter Gastfreundschaft zu empfangen, wollen wir nicht näher prüfen. Die hohe Dame nahm bei den Franziskanern Wohnung, wohl mehr, weil dies die gute Sitte verlangte, als wegen der Bequemlichkeiten, die ihr dort geboten werden konnten, während ihr Gefolge bei den reichen Bürgern Aufnahme fand. Geschenke konnte man ihr nicht bieten, dagegen lieferte man in die fürstliche Küche, was an Leckerbissen in der Stadt und weit in der Umgegend aufgetrieben werden konnte. Infolgedessen belastete der einwöchentliche Aufenthalt der Prinzessin den leeren Geldbeutel der Stadtkasse mit 1004 Pfund. Das brachte neue Unzufriedenheit. Hatten schon während des Krieges die Bauern auf dem Lande gedroht, die Stadt zu stürmen, die Kornvorräte zu verteilen und sich des Regimentes zu bemächtigen, ohne dass es jemand wagte, sie deswegen zur Verantwortung zu ziehen, so weigerten sich nun auch die Herren, welche Zinsgüter auf dem Lande hatten, die Steuern zu entrichten. Um einen offenen Aufruhr zu verhindern, stellten sich die Venner an die Spitze des Volkes und setzten in mehreren Versammlungen in der Stadt und auf dem Lande einen Gemeindebeschluss durch, wonach schon im März eine Abordnung an den Herzog Albrecht geschickt werden sollte, um, im Besitze unbedingter Vollmacht, mit ihm in dieser Angelegenheit zu unterhandeln. Doch verzögerte sich die Reise bis gegen den August.

Albrecht beschloss, selbst nach Freiburg zu kommen, um Ordnung zu schaffen. Von der Schwesterstadt im Breisgau aus nahm er seinen Weg über Pruntrut und Neuenburg. Am 4. August traf er in Freiburg ein. Zweihundert wohlbewaffnete Edelleute zu Pferd begleiteten ihn. Sein Empfang sollte an Pracht die früheren überbieten. Denn zu dem üblichen Geleite traten noch ganz besondere Veranstaltungen: vor dem Weihertore, das der Zug passieren musste, zündete man ein grosses Freudenfeuer an und innerhalb des Tores wurde ihm ein lebendes Bild dargeboten. Es stellte den hl. Christophorus mit dem Christuskinde dar. Ähnliche Bilder und sogar kleine Aufführungen wiederholten sich bei andern Toren. Eines davon führte den Kampf des hl. Georg mit dem Drachen zur

Befreiung der Königstochter vor, wobei ihre Eltern mit Gefolge von der Stadtmauer aus zusahen. Wahrscheinlich lag diesen Darbietungen eine gemeinsame Idee zugrunde, da der Anblick des hl. Christoph, wie in den Kirchen, dem Gaste vor allem Glück bringen sollte, während die andern Szenen auf dessen ritterliche Tugenden anspielten.

Auch Albrecht stieg bei den Franziskanern ab, wo sein Zimmer mit zwei Stücken grünem Tuch ausgeschlagen und mit neuen Vorhängen aus 58 Ellen weissem Stoff und 2 Ellen rotem drapiert wurde. Dahin brachte man auch die Geschenke, welche diesmal lediglich aus Nahrungsmitteln bestanden und darum den hohen Gast nicht befriedigten. Trotzdem richtete er sich zu längerem Aufenthalte ein, wobei die guten Freiburger eine sehr anspruchsvolle Gesellschaft freihalten mussten. Ein Gelage folgte dem andern. An schönen Sommertagen hielt der Herzog mit Vorliebe Tafel im Garten der Franziskaner. Dann mussten Spielleute, Trompeter und Lautenschlager für die Unterhaltung sorgen. Neun solcher Musikanten hatte der Herzog selbst mitgebracht. Ihnen gesellte der Rat von Freiburg vier fahrende Sänger auf eigene Kosten für drei Wochen zu. So vergingen die Tage in Lust und Freude bis gegen den Herbst. Da ordnete am 21. Oktober Albrecht ein grosses Gastmahl auf dem Rathause an. Um es möglichst prunkvoll zu gestalten, schmückten die Freiburger dabei ahnungslos eine Kredenz mit ihrem ganzen kostbaren Silberschatz. Dem Mahle folgte ein Tanz in der Tuchhalle, dem auch Albrecht in bester Laune bis nachts 11 Uhr beiwohnte. Aber schon nahte das Verhängnis. Zwei Tage später liess der Herzog seinen Entscheid wegen des Streites, der ihn herbeigerufen hatte, verkünden. Noch in der Nacht wurden Schultheiss und Räte in die verschiedenen Türme der Stadt als Gefangene abgeführt. Auch Nicod Bugniet, der Säckelmeister, dem wir einen ausführlichen Bericht über diesen Besuch des Herzogs verdanken, war dabei. Um sich mit vier Schicksalsgenossen die Zeit in dem kalten Turme zu vertreiben, reimten sie ein Lied zusammen, dessen Verse zwar sehr schlecht klingen, das aber ein interessantes kulturgeschichtliches Literaturdenkmal geblieben ist. Nach neuntägiger Gefangenschaft wurden alle auf freien Fuss gesetzt unter der Bedingung, dass sie sich zu Freiburg im Breisgau ihrem Herrn zur Verantwortung stellen. Inzwischen hatte die Bürgerschaft nach dem Wunsche Albrechts einen neuen Rat gewählt. Durch diesen Gewaltstreich glaubte er die Stadt wieder dauernd für Österreich gewonnen zu haben. Er reiste darum am 4. November ab, liess aber zu grösserer Sicherheit seinen Marschall, Thüring von Hallwyl, als Vertreter und Hauptmann in der Stadt zurück. Den schönen Silberschatz, mit dem der Rat so unvorsichtig geprahlt hatte, nahm er mit, und ausserdem musste ihm die Stadt noch 1548 Pfund in bar vorstrecken.

War nun auch die Bürgerschaft durch das persönliche Eingreifen des Herzogs zu ihrem Rechte gekommen, so drückte sie um so schwerer die vermehrte Steuerlast, welche dieser zweimonatliche Besuch im Gefolge hatte, und es kann darum nicht befremden, wenn die savoyische Partei an Einfluss gewann, um so mehr, als Thüring von Hallwyl ein wahres Schreckensregiment einrichtete. Diese Unzufriedenheit nahm trotz verschiedener Wechselfälle in den folgenden Jahren so sehr zu, dass die Stadt sich von Österreich lossagte und am 10. Juni 1452 den Herzog Ludwig von Savoyen als ihren Herrn erklärte, wofür sie von ihm unter Wahrung ihrer bisherigen Rechte und Freiheiten durch neue reichlich entschädigt wurde. Doch gab Österreich seine alten Ansprüche auf die Stadt nicht ohne weiteres preis. Noch im Jahre 1458 verschrieb Herzog Sigismund seiner Gemahlin Eleonore die in der Schweiz gelegenen Besitzungen, darunter auch Freiburg, als Leibgedinge, und die Boten des französischen Königs erhielten den Auftrag, in diesen Gebieten

sich huldigen zu lassen. Dass sie es in Freiburg versucht hätten, kann allerdings nicht nachgewiesen werden[398]).

Schon um den Johannistag des folgenden Jahres (1453) hielt der Sohn des neuen Herrn, Prinz Amadeus von Piemont, seinen Einzug in Freiburg, um in dieser Stadt und in Bern Hilfsvölker für einen Kriegszug nach der Bresse zu werben. Trotz dieser kriegerischen Mission waren die Veranstaltungen, welche man zu seinem Empfange traf, den Herzog Albrecht VI. erwiesenen Ehren ebenbürtig. Selbst die Aufzüge mit den Kindern, diesmal in den Farben des neuen Landesherrn, und die Spiele wurden unter Leitung des Domp Couchet, der schon den Veranstaltungen beim Einzuge Herzog Albrechts vorgestanden hatte[399]), wiederholt. Ob dies der Glaser war, den wir schon kennen lernten (S. 367), mag dahingestellt bleiben. Um die Erinnerungen an Österreich zu tilgen, liess man dessen Wappen überall an den Türmen entfernen und an seine Stelle das savoyische malen. Selbst auf den frisch geweisselten Decken der Tordurchgänge prangte es und auf den Stadttoren, die der Maler Nicod de Villard schmückte. Zu alledem sollten zwei grosse, aus Holzbrettern gezimmerte, weisse Kreuze, die Wappenbilder Savoyens, die man an den Mauern des Berner- und Bisenbergtores aufpflanzte, dem Wanderer schon von ferne verkünden, welchem Herrn die Stadt nun huldigte. Auch das Rathaus erhielt einen neuen Farbenschmuck und schliesslich liess man sogar den Glasmaler Meister Michel von Basel herkommen (vgl. S. 367), damit er in eines der Fenster der grossen Ratstube eine savoyische Wappenscheibe einfüge[400]). Die eigenartigste Dekoration aber schuf der Franziskanerbruder Erhard, indem er aus drei Baumstämmen eine sogenannte Wurzel Jesse in natura errichtete, zu welcher der Meister Steffa die zahlreichen Ahnenbilder des Heilandes malte. Sein Quartier nahm der hohe Gast wieder bei den Franziskanern, wo man ihm das Zimmer des Meister Friedrich anwies, das zu diesem Zwecke neu ausgeweisselt und durch den Einbau eines Kamins heizbar gemacht worden war. Die Ausgaben, welche dieser Besuch des Prinzen verursachte, waren verhältnismässig geringe. Die Hälfte davon beanspruchten die Veranstaltungen des Domp Couchet. Mehr als durch sie, erwirkte zweifellos die Stadt des Prinzen Gunst durch die Erfüllung seiner Wünsche, indem sie ihm für den Zug nach Chambéry zweihundert wohlbewaffnete Mann stellte, denen später noch ein zweiter Trupp folgte. In den Besuchen fremder Fürsten trat darauf, zweifellos zu einer nicht unwillkommenen Entlastung des Stadtsäckels, eine längere Pause ein.

Wie sehr während dieser stürmischen Zeiten die Stadt heruntergekommen war, lässt sich aus einer Notiz in den Annalen des Hans von Greierz schliessen, welche meldet, es seien vor die Pfingsten des Jahres 1452 einige Häuser ohne äussere Veranlassung zusammengefallen[401]). Auch die berühmte Tuchindustrie hatte schwer gelitten. Zwar betrug der Export im Jahre 1450 noch 19300 Ballen, demnach bedeutend mehr, als in den besten früheren Zeiten. Das lässt sich nur durch die Annahme erklären, es sei die während der Kriegsjahre aufgespeicherte Ware damals nach Friedensschluss auf einmal abgesetzt worden, denn im Jahre 1454 gelangten nur noch 4380 Ballen zur Siegelung[402]).

[398]) A. Büchi, Freiburgs Bruch mit Österreich. Collectanea Friburgensia, Fasc. VII, S. 110.

[399]) Vgl. Rüegg, a.a.O. S. 36, 37, 56.

[400]) Rüegg, a.a.O. S. 35.

[401]) Festschrift der hist. Vereine des Kt. Freiburg, 1903, S. 51.

[402]) Buomberger, a.a.O. S. 7.

Erst zu Ende der 1450er Jahre scheinen sich die Verhältnisse wieder gebessert zu haben. Sie fanden ihren Ausdruck in einer neuen Unternehmungslust zum Ausbau der St. Nikolauskirche. In den Jahren 1459—1464 entstanden als ein Werk des Antoine Peney (Pinel) die prächtigen Chorstühle und 1464—1466 das Chorgitter, geschmiedet von einem aus München zugewanderten Meister Ulrich Wagner, beide nach Vorbildern in savoyischen Landen[403]). Im Anschluss an diese Arbeiten verglaste der schon genannte Glasmaler Meister Michel aus Basel 1466 die Rose über der Türe bei dem Altar der Kaufleute[404]). Schon 1450 hatte er die Fenster im Rathause zu Solothurn ausgebessert (vgl. S. 325). Mit seinem Bruder, Meister Ludwig dem Maler, stand dieser angesehene Mann früher im Dienste des Basler Bischofs Arnold von Rotberg und zählte sogar zeitweise zu den Tischgenossen von dessen Nachfolger, Johannes VI. von Venningen, der ihn u.a. 1460 auf seiner Sommerresidenz zu Delsberg und auf dem Landvogteischlosse zu Zwingen, später vermutlich auch auf dem Schlosse in Pruntrut und noch 1474 für seine Badestube in Basel beschäftigte (vgl. a.a.O. S. 340 ff). Aus dieser Zeit stammt zweifellos eine savoyische Wappenscheibe, die früher in der Herberge „Zum weissen Kreuz“ in Freiburg war und sich nun im Besitz des Herrn Max von Diesbach befindet (Fig. 67). Ob sie als eine Arbeit des Meisters Michel angesprochen werden darf, wagen wir zur Zeit nicht zu entscheiden, da noch jedes Vergleichsmaterial fehlt.

Fig. 67. Wappenscheibe von Savoyen.

Im Jahre 1454 hatte sich Freiburg auch wieder mit Bern ausgesöhnt und sogar das alte, namentlich gegen die welschen Herren gerichtete Bündnis erneuert. Es müsste darum befremden, dass es seinen Glasmaler nicht in der benachbarten Stadt holte, dessen Münsterchor vor kurzem einen prächtigen Glasgemäldeschmuck erhalten hatte, wenn wir uns nicht daran erinnerten, welch wichtige Dienste Freiburg der Stadt Basel gerade zur Zeit seiner grössten Not verdankte. Zweifellos war Michel Glaser aus Basel ein geschickter Meister, aber wahrscheinlich ein etwas unverträglicher Mensch, so dass er sich sogar zeitweise mit seinem Gönner, dem Bischof Johannes VI. (vgl. a.a.O. S. 343) überwarf. Auch in Freiburg scheint er sich mit seinen Auftraggebern verfeindet zu haben, da man ihn nach Vollendung seiner Arbeit im Münster nicht weiter beschäftigte. Vielmehr berief man für die weiteren Arbeiten einen Meister Jacob. Zwar handelte es sich im wesentlichen nur um Restaurationen, doch um solche von grösserer Bedeutung. Sie begannen 1467 mit einer Reinigung

[403]) Zemp. a.a.O. S. 349.

[404]) 1466/67. Item ensi coment meister Michel le verrier de Basle a verreyer la verreire de la rosa de ladite église (St. Nicolas) de la porte de l'outer (l'autel) des Favrez (maréchaux) qui a costé par compte fait avec luy XIX ℔ VI s. III d. a laquelle somme hont donne davantage Dom. Pierre Yordilli (il était prêtre du Clerregé de St. Nicolas) 1 florin. Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann in Freiburg.

und Ausbesserung der Chorfenster, worauf die des Hochschiffes folgten und schliesslich die der Sakristei. Ausserdem waren auch ein hl. Johannes und die Wappen darunter zu erneuern[405]). Kaum waren diese Arbeiten beendet, als Amadeus IX., der inzwischen seinem 1465 verstorbenen Vater Ludwig in der Regierung gefolgt war, sich mit seiner Gemahlin Yolanta, Schwester des Königs Ludwig XI. von Frankreich, zum Besuche meldete. Man erwartete ihn schon auf Ende April des Jahres 1469. Doch traf das Herrscherpaar erst am 1. Mai in Romont ein, wo Yolanta erkrankte. Dadurch gewann man in Freiburg Zeit zu den Vorbereitungen zum Empfange. Er sollte den früheren an Prachtentfaltung nicht nachstehen. Wieder wurden die Wappen an den Stadttoren aufgefrischt, die Strassen gereinigt und mit Fichtenästen belegt, grüne Bäumchen vor den Häuserfassaden aufgepflanzt und mit ganz besonderem Aufwande der Platz vor der Tuchhalle und der Herberge „Zum weissen Kreuze“ aufgeräumt, da er zur Aufführung von Spielen dienen sollte. Bei den Franziskanern, deren Kloster man, alter Gewohnheit folgend, als Absteigequartier für die hohen Gäste in Aussicht genommen hatte, wurde die Küche mit Pfannen, Kübeln, eisernen Kesseln und Glaswaren aller Art ausgestattet, während man für die Kammern, welche die hohen Gäste bewohnen sollten, zierliche Bettgestelle mit schlanken Säulen, Tische, Bänke und Stühle herstellen liess. Ganz besondere Sorgfalt aber verwendete man wieder auf das Zimmer des Meister Friedrich, das Amadeus schon bei seinem ersten Besuche im Jahre 1453 als Wohnung angewiesen worden war. Diesmal erhielten dessen Türen eiserne Schlösser und dazu liess man nun auch die Fenster mit Butzen verglasen und mit den Wappen Savoyens schmücken, so dass dieser Raum eines Vorzuges teilhaftig wurde, wie ihn damals jedenfalls nur wenige besassen. Auch diese Arbeit, welche 135 Scheibchen beanspruchte, führte Meister Jacob aus[406]). Dazu trug man an Nahrungsmitteln herbei, was Wald, Feld und Fluss, Stall und Hühnerhof zu liefern vermochten und bezog sogar vom Apotheker Martin in Genf Kerzen, Birnen und Orangen.

Am 15. Mai war Yolanta wieder soweit genesen, dass man die Reise nach Freiburg wagen durfte. Der Herzog fuhr in einem mit roter und blauer Farbe bemalten und reich vergoldeten Schaukelwagen, den zu beiden Seiten das savoyische und französische Wappen, von Löwen als Schildhaltern begleitet, zierte und der den verschlungenen Namenszug AY, Amadeus-Yolanta, in vergoldeter, erhabener Arbeit trug. Er war in Genf besonders für diese Reise gebaut worden. Ihm folgte die von Pferden getragene und ebenso reich verzierte Sänfte der Herzogin, deren Bespannung sich namentlich durch den Prunk der Geschirre auszeichnete, in denen flatternde Fähnchen staken. Edelknaben gaben ihr das Geleite. Den Zug schlossen die Wagen der Hofdamen, umgeben von einem zahlreichen Tross, in dem sich die savoyische Dienerschaft an ihren weissen, rot geschlitzten Kleidern mit dem silbergestickten Monogramm AY auf dem linken Ärmel leicht erkennen liess. Aber auch die Bürgerschaft von Freiburg entwickelte alle erdenkbare Pracht mit Herolden, Kinderaufzügen und Glockengeläute, wie früher. Nur das Freudenschiessen aus den Stücken hatte der Herzog verboten,

---

[405]) 1467/68 fol. 156. Item à meister Jacob glaser por nettoyer et melliorer les III fenestres du chour lXX s. — Item à meister Jacob le glaser pour nettoyer les lX fenestres de la grant na de l'église et les melliorer XX s. (fol. 157). — Item à meister Jacob le glaser pour melliorer les fenestres en la chambreta et renovalar saint Jehan et les armes desoubs lX s. (fol. 157). Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

[406]) a Jacob Glaser pour dues fenestres de verreyres faittez ez Cordalliers de schibes contenant 135 schibes a 9 d. la schiba somma 116 s. 3 d. — au dit Jacob pour lez armez de notres tres redoubte seignieur faitez eis dit fenestres 20 s. F. Rüegg, a. a. O. S. 41 u. 68.

Kirche in St. Saphorin bei Vevey. Chorfenster, datiert 1530.

wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine Gemahlin. Auch an Geschenken liess man es diesmal nicht fehlen, betrug doch die allein für Yolanta dafür verausgabte Summe 1000 Pfund. Acht Tage weilten die Gäste in der Stadt. Man benützte die Zeit, um neben den Amtsgeschäften und Lustbarkeiten die Wagen und Sänften auszubessern und die Pferde neu zu beschlagen. Denn der nächste Besuch des Herzogs galt der Stadt Bern. Doch durfte kein Freiburger dahin folgen. Was dieses Verbot veranlasst hatte, ist nicht ersichtlich. Dagegen finden wir darin eine Erklärung, warum man für die Arbeiten im Münster und im Franziskanerkloster wieder keinen Berner Glasmaler herbeigerufen hatte. Denn dieser Meister Jacob dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach identisch sein mit Jakob Wildermut aus dem mit Freiburg seit 1311 verbündeten Biel, dessen Hilfe die Stadt in den politischen Wirren der letzten Jahrzehnte so oft bedurft hatte.

Um das Jahr 1457 hatten, wie wir schon meldeten (S. 252 ff.), die Bieler die Chorfenster in ihrer St. Benedikt geweihten Stadtkirche mit Glasgemälden schmücken lassen. Die unversehrt gebliebenen Partien beweisen, dass diese Arbeiten unmittelbar im Anschlusse an die Chorfenster im St. Vinzenzenmünster zu Bern entstanden sein müssen, da die dort zuletzt beschäftigten Glasmaler jedenfalls einen Anteil daran haben. Inwieweit Jakob Wildermut schon dabei mithalf, wissen wir nicht, da die in Biel erhaltenen Urkunden erst später seiner gedenken. Trotzdem ist es nicht unwahrscheinlich, dass seine Mitarbeit bei diesem grossen Unternehmen ihn nach Freiburg empfahl. Da in dieser Stadt selbst keine Werke von ihm sich vorfinden, so sei uns gestattet, den Verlauf der historischen Ereignisse unterbrechend, auf der Landschaft nach solchen Umschau zu halten.

Auf einer reizenden Anhöhe östlich von Freiburg liegt im Scheitel eines Dreieckes, dessen Seiten von der romantischen Schlucht des Galternbaches und den tief in die Felsen eingeschnittenen Ufern der Saane gebildet werden, der kleine Weiler Bourguillon, durch welchen die alte Berner-strasse unweit der Tore und Befestigungsanlagen der Stadt vorbei nach dem Greyerzerlande führt. Dort stand schon im 13. Jahrhundert ein Siechenhaus mit einer Pilgerherberge und einem Bethaus oder einer Kapelle, in welcher der Pfarrer von Tafers, das etwas über eine Stunde entfernt auf dem jenseitigen Ufer des Galternbaches liegt, wöchentlich einmal Messe las. Mit der Zeit war das kleine Gotteshaus baufällig geworden, was den Pfarrer Peter Renevey veranlasste, um das Jahr 1459 dessen Renovation oder Neubau anzuregen, wozu er selbst einen Betrag von 9 Pfund beisteuerte. Da in dem Leprosenhause im Verlaufe der Zeit Kranke aus allen Ständen Aufnahme gefunden hatten, fehlte es ihm nicht an Gönnern, zu denen auch Rat und Bürgerschaft der Stadt Freiburg zählten, auf deren Gebiet es lag. Infolgedessen konnte der Umbau schon im Jahre 1465 beendet und das verschönerte Gotteshaus in der zweiten Hälfte des folgenden Jahres durch den Weihbischof von Lausanne neu geweiht werden[407]).

Zu den wertvollsten Kunstwerken, welche frommer Sinn dieser Stätte des Unglückes zugewendet hatte, gehörten auch zwei Glasgemälde im Chorfenster hinter dem Altar, die später von dieser Stelle, wo sie offenbar kaum zur Geltung kamen, enfernt und der Kirche von Autigny, einem Dorfe, das ungefähr in der Mitte zwischen Freiburg und Romont liegt, übergeben wurden. Aber auch dort fanden sie keine bleibende Stätte, sondern gelangten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Kunsthandel. Glücklicherweise war die Leitung des historischen Museums in Basel einsichtig genug, sie für seine Sammlungen zu erwerben.

[407]) Apollinaire Dellion, Dict. hist. et statistique des paroisses catholiques du Canton de Fribourg, vol. V, p. 457 et s.

Die beiden Kirchenfenster, von denen jedes eine Höhe von 150 cm und eine Breite von 75 cm hat, fallen auf durch ihre ernste, fast düstere Farbengebung, die durch den starken Auftrag von Schwarzlot noch verstärkt wird. Sie stimmt trefflich zu den Bildern, welche, für den freudlosen Ort einer Siechenkapelle bestimmt, die Kreuzigung Christi und den Tod der Maria darstellen. Die Abbildungen (Fig. 65 und 66) entheben uns einer detaillierten Beschreibung.

Auffallend ist die Herbheit im Ausdrucke der Gesichter, namentlich bei Personen, wo der Schmerz zur Darstellung gebracht werden soll, ebenso auffallend die Derbheit, fast Hässlichkeit einzelner Figuren, namentlich der Apostel am Totenbette der Maria. Sie erinnert uns auf den ersten Blick an gewisse Partien in den grossen Glasbildern im Chor des Münsters zu Bern und ganz besonders im Chor der Benediktskirche zu Biel (Fig. 50, 52, 53). Und doch ist es nicht die gleiche Hand, die an diesen drei Orten die ganze Arbeit geleistet hat, wohl aber die gleiche Werkstätte, worin Meister und Gesellen nach gleichartigem Vorlagematerial arbeiteten.

Auf dem Kreuzigungsbilde fallen namentlich die beiden Gestalten des Johannes und der den Kreuzesstamm umschlingenden Magdalena auf, deren Profil mit den wulstigen Lippen geradezu hässlich ist. In der Darstellung des Vorganges hat sich der Meister die Freiheit erlaubt, das Bekenntnis des römischen Hauptmanns: „verre filius dei erat iste“ (Matth. 27, 54; Mark. 15, 39) auf ein aufwärts flatterndes Spruchband zu schreiben, das er einem alten Juden in die Hand gibt der vielleicht Nikodemus darstellen soll. Die sonst übliche Zahl der drei Frauen unter dem Kreuze vermehrt er um eine. Beim Tode der Gottesmutter zeichnet er diese als Hauptperson, alter Tradition folgend, grösser als die sie umgebenden Apostel, deren Gruppierung ihm ausserordentliche Mühe macht. Freundlicher als die Jünger des Herrn ist ihm der in den stilisierten Wolken thronende Gott Vater geraten, auf dessen Schoss die Seele der Maria als kleines Mädchen sitzt, während ein Kranz von Engelein sie im Reigen umschwebt. Die offenen Türme, in welche diese Darstellungen hineinkomponiert wurden, sind aus weissen Steinen erbaut, und über dem Kreuzesstamme spreitet sich ein rotes, mit goldenen Sternen besätes Gewölbe aus.

Die Entstehungszeit dieser Fenster steht zweifellos in Beziehung zum Neubau der Siechenkapelle und dürfte demnach in das Jahr 1466 fallen. Dann aber kann der Meister, der sie schuf, kein anderer gewesen sein, als unser damals in Freiburg tätiger Meister Jakob.

Schon auf der Landesausstellung in Zürich im Jahre 1883 waren von Antiquar Picard in Genf drei grosse Kirchenscheiben ausgestellt, welche ebenso viele Heilige darstellen und aus dem Zisterzienserinnenkloster Fille-Dieu bei Romont stammen[408]). Er hatte sie im April des vorangegangenen Jahres, wahrscheinlich gemeinsam mit einer Serie von vier kleinen, runden Wappenscheiben der Familien de Billens, d'Illens und Asperlin, aus den Chorfenstern gekauft, nachdem eine Kollektion anderer Wappenscheiben in den Korridoren, die von freiburgischen Gönnern gestiftet worden war, schon in den 1860er Jahren ihren Weg aus dem Kloster gefunden hatte[409]).

Im Jahre 1893 wurden die drei Figurenscheiben dem schweizerischen Landesmuseum angeboten, ihre Erwerbung aber entgegen dem Antrage von Prof. Dr. J. R. Rahn wegen des schlechten Zustandes abgelehnt. Leider auch ein zweites Mal nach ihrer durchaus fachmännischen Restauration im Jahre 1899. Wir müssen es darum um so mehr dem verstorbenen Direktor des historischen Museums in Bern, L. Kasser, als ein Verdienst anrechnen, dass er sie noch im gleichen Jahre für

[408]) Spezial-Katalog der Gruppe XXXVIII: „Alte Kunst“, S. 38 und 72, Nr. 172—174.

[409]) J. R. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1883, S. 388.

sein Institut erwarb und damit ihren Besitz unserem Lande sicherte[410]). Bevor wir auf diese Glasmalereien näher eintreten, sei uns gestattet, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte ihres Bestimmungsortes zu werfen.

Nach der Überlieferung ist das Kloster Fille-Dieu bei Romont eine Stiftung des Edeln Cono de Villaz und seiner drei Schwestern, das 1268 die Regeln des Ordens von Zisterz annahm. Schon frühe hatte es mächtige Gönner, wie die Grafen von Greyerz, Isabelle von Châlons, die Herren von Billens, Illens, Montagny u. a. Später gesellten sich ihnen die Grafen von Romont und die Bürger dieser Stadt und selbst die Landesherren, die Herzoge von Savoyen, bei. Seit 1350 erhielt die Oberin den Titel einer Äbtissin, als erste Jacquette de Billens[411]).

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde ein Neubau des teils abgebrannten, teils baufällig gewordenen Klosters begonnen. Er ging langsam von statten, denn die in ihrem gegenwärtigen Bestande erhalten gebliebenen Gebäulichkeiten wurden erst 1727 vollendet[412]). Dabei bewiesen die Nachkommen der alten Gönnerfamilien aufs neue ihre wohlwollende Gesinnung, indem sie durch Stiftung von Glasmalereien den Klosterräumen einen neuen Glanz zu verschaffen suchten. Von den vier kleinen, runden Scheiben kamen die mit den Wappen de Billens und Asperlin mit der Sammlung Angst an das schweizerische Landesmuseum (Raum VII). Sie sind sehr einfach: ein leicht ornamentiertes Band umrahmt die Wappenschilde, welche, ohne heraldische Zutaten, der eine vor blauem Rankendamaste, der andere vor stilisierten, schwarzgrauen Blättern, stehen. Die Technik ist dieselbe, wie auf den beiden Fenstern aus Bourguillon, und ebenso die Zeit ihrer Entstehung. Dies trifft auch zu für die drei erhalten gebliebenen Figurenscheiben. Die umrahmende Architektur, welche wieder Turmgeschosse darstellt, in welchen die Einzelfiguren stehen, beweist, dass die erhaltenen drei Felder einem durchkomponierten zweiteiligen Fenster angehörten, was die Überlieferung, dass sie aus dem Chorfenster des Klosters Fille-Dieu stammen, bestätigt. Doch ist keines das Gegenstück zum andern. Dennoch gehören sie schon deswegen zusammen, weil sie zwei Äbte und eine Nonne darstellen, die, obwohl sie durch Atribute wenig charakterisiert werden, einer gemeinsamen geistlichen Sippe angehören und als St. Benedikt mit seiner Schwester Scholastica (Fig. 64) und St. Bernhard (Fig. 63) angesprochen werden dürfen. Das Geschwisterpaar trägt, statt der schwarzen, dunkelviolette Ordensgewänder, eine Lizenz des Glasmalers an die Farbenwirkung, da bei dem schwarzgrauen Grundton, der diesen Glasmalereien nicht eben vorteilhaft eigen ist, mit einer schwarzen Gewandung auch nicht einmal eine bescheidene malerische Wirkung erzielt worden wäre. Auch die schmutzigrote Karnation der Köpfe stimmt ebenso zu der in den Glasbildern von Bourguillon, wie die weissgraue Tönung der Architektur und der Schnitt des gefederten Damastgrundes. Dazu kommt noch die übereinstimmende Hässlichkeit in der Zeichnung der Lippen.

Von den Donatorenwappen ist nur das der Stifterin erhalten geblieben, wie dies deutlich aus der Stellung der Scholastica hervorgeht. Das Fensterfeld mit dem Gegenstück ging verloren oder wurde zerstört. Das bekrönte Wappen stellt den Lilienschild von Frankreich dar. Er dürfte die Unsicherheit mit Bezug auf die Bestimmung der Entstehungszeit dieser Glasmalereien veranlasst haben. Und doch ist er im Gegenteil dafür geradezu wegleitend, wenn wir uns an den oben erwähnten unfreiwilligen Aufenthalt der französischen Prinzessin Yolanta vom 1. bis 15. Mai 1469

[410]) Jahresbericht des historischen Museums in Bern, 1899, S. 13.

[411]) App. Dellion, Dict. hist. et statistique du Canton de Fribourg, vol. 11, p. 135—136.

[412]) Vgl. die Beschreibung der Kirche bei Rahn, Anz. für Schweiz. Altertumskunde, 1883, S. 388.

in Romont erinnern (vgl. S. 374). Was liegt nun näher als die Annahme, es sei bei diesem Anlasse das Chorfenster in die Kirche des eben in Restauration begriffenen, wenig begüterten, aber sehr angesehenen Klosters Fille-Dieu vor den Toren der Stadt gestiftet worden, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für irgendwelche religiöse Dienste, die es dem Herrscherpaare in seiner Not geleistet hatte, und in Fortsetzung früherer Gunstbeweise, die ihm von dem Hause Savoyen als dem des Landesherrn erwiesen worden waren. Die Herstellung dieses Fensters fällt demnach zeitlich unmittelbar nach der desjenigen zu Bourguillon. Und da Romont keinen ansässigen Glasmaler zu dieser Zeit nachweisbar beherbergte und Freiburg nur den Meister Jakob, so ist gewiss auch die Annahme gerechtfertigt, dass er dessen Ersteller sei.

Etwas mehr als eine Stunde östlich von Tafers, zu dessen Kirche die Kapelle zu Bourguillon, wie wir vernahmen, gehörte, liegt das Dörfchen Heitenried in der alten Landschaft Freiburg. Das dem hl. Michael geweihte Dorfkirchlein war bei der Visitation des Bischofs von Lausanne im Jahre 1453 noch im Wiederaufbau begriffen. Sein Zustand scheint ein ganz bedenklicher gewesen zu sein, da es der notwendigsten Kultusgeräte entbehrte und noch nicht einmal geweisselte Wände im Innern besass. Zu den Arbeiten, deren Ausführung als dringend empfohlen wurde, gehörte die Vergitterung der Fenster in der Sakristei und die Anbringung von Glasverschlüssen, sowie die Restauration der Fenster im Schiffe[413]). Bei diesem Anlasse dürfte u.a. auch eine kleine Figurenscheibe mit der Darstellung des Kirchenpatrons, St. Michael, in eines der Fenster gestiftet worden sein, von welcher Herr Max de Techtermann zu Ende der 1880er Jahre die Figur des Heiligen in einzelnen Stücken, gleichzeitig mit den Fragmenten von zwei Wappenscheiben, im Dachstuhl des Kirchturmes fand. Später ging dieses Figurenfragment, durch eine Umrahmung in etwas späteren Formen ergänzt, in den Besitz des historischen Museums in Freiburg über (Fig. 68).

Fig. 68. St. Michael. Aus der Kirche von Heitenried. (Restauriert.)

In der Herbheit der Zeichnung steht dieser hl. Michael mit den Glasmalereien von Bourgnillon und Fille-Dieu auf gleicher Stufe. Als Engel in langem, faltigem Gewande dargestellt, umrahmt das jugendliche Gesicht mit etwas allzu scharf umrissenen Zügen lang herabwallendes, schematisch in Locken geringeltes Haar. In der Rechten schwingt der Heilige das grosse Schwert, in der Linken hält er die Seelenwage. In der sich neigenden Schale sitzt in gewohnter Weise die gerettete Seele als nacktes, kleines Männchen, während in der anderen zwei fratzenhafte Teufel mit Hülfe eines Mühlesteines und eines Fasses sich umsonst bemühen, das Übergewicht auf ihre Seite zu bringen, trotzdem ein dritter Unhold, der auf dem Wagebalken sitzt, ihnen dabei behülflich ist.

[413]) P. Apollinaire Dellion, Dictionnaire historique et statistique de Fribourg, vol. VII, p. 144.

Aus den anderen Fragmenten konnte auch die Wappenscheibe Englisberg fast vollständig wiederhergestellt werden. Nach der Form des Wappenschildes zu schliessen, fällt die Entstehungszeit dieses Glasgemäldes in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts, und in der Technik stimmt sie mit dem hl. Michael vollständig überein. Die noch erhaltenen Damaststücke sind denen in den Glasfenstern von Bourguillon und Fille-Dieu sehr ähnlich, so dass wir glauben, auch diese Wappenscheibe unserem Meister Jakob zuweisen zu dürfen. Dies um so mehr, als sie sich von den übrigen Wappenmalereien, mit Ausnahme einer einzigen, auf die wir gleich noch zu sprechen kommen werden, in der Zeichnung wesentlich unterscheidet. Stifter dieses Glasgemäldes dürfte Dietrich von Englisberg, Vogt zu Grassburg, gewesen sein, einer der bedeutendsten freiburgischen Staatsmänner und Truppenführer in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Von der zweiten Wappenscheibe ist nur noch das Schildchen erhalten geblieben. Es zeigt das Wappen der Familie de Valésie, aus der eine Tochter in erster Ehe mit einem Grafen von Greyerz, in zweiter Ehe mit einem Englisberg verheiratet war[414]).

Nicht ganz zwei Stunden nördlich von Freiburg liegt in der Pfarrei Courtion der Weiler Cournillens mit einer kleinen Kapelle. Dort wohnte im 13. Jahrhundert ein Geschlecht, das sich nach dem Orte nannte, aber wenig Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Später besassen verschiedene edle Familien von Freiburg beim Orte Land und Zehnten. Seit dem Jahre 1466 kann auch eine Kapelle nachgewiesen werden. Man weiss aber nicht, wer sie stiftete. Wahrscheinlich gab ein Einsiedler, der dort wohnte, zum Bau Veranlassung, da, wie aus den Akten hervorgeht, das kleine Gotteshaus gleichzeitig mit einer Einsiedelei erbaut wurde. Beiträge zu diesem Unternehmen erfolgten seit dem Jahre 1467. In den Jahren 1473 und 1474 lieferte die Regierung von Freiburg mehr als 1100 Backsteine zum Bau der Kapelle und mehr als 1000 Ziegel zur Bedeckung des Daches[415]). Kurz nachher dürfte von der Familie d'Avenches eine Wappenscheibe darein gestiftet worden sein, welche sich zurzeit ebenfalls im historischen Museum in Freiburg befindet. Sie ist etwas besser erhalten, als die Englisberg-Scheibe, stimmt aber in der Zeichnung im grossen ganzen mit ihr überein und ist auch aller Wahrscheinlichkeit nach vom gleichen Meister gemalt worden. Als Stifter dürfte Anton von Avenches angesprochen werden, dessen Besitztum zu Villarepos kaum eine Stunde von Cournillens entfernt lag, und der 1468 und 1473 savoyischer Gubernator in der Waadt war. Im hist. Museum in Freiburg befindet sich noch ein Christuskopf aus einem Fenster dieser Kirche.

Ein weiterer Ort, wo wir den Spuren unseres Meisters begegnen, liegt fern ab. Es ist das Kirchlein des hochgelegenen Bergdörfchens Vercorins auf der Südseite des Rhonetales gegenüber Siders im Wallis. Dort befand sich früher in einem Seitenfenster des Chores, der um 1480 neu erbaut worden sein soll[416]), eine eigenartige Wappenscheibe (56 : 40 cm), die später in den Antiquitätenhandel gelangte und mit der Sammlung Angst an das schweiz. Landesmuseum kam (Raum XV). Sie stellt einen Ritter in stahlgrauer, gothischer Plattenrüstung dar. Über den Brustharnisch schmiegt sich ein eng anliegendes, leuchtend rotes Wams mit dem savoyischen Kreuz. Auch die Schuhe strahlen in dieser Farbe. In der Stirnbinde, welche sich um das gelockte Haupt schlingt, stecken keck drei Federn. Mit der einen Hand trägt der Krieger ein kleines Kruzifix, mit der andern hält er eine Schildfessel, an welcher zwei Wappenschilde befestigt sind. Den Hintergrund bildet zurzeit ein

[414]) Gütige Mitteilung von Herrn Max von Techtermann.

[415]) P. Apollinaire Dellion, a. a. O., vol. III, p. 389.

[416]) Furrer, Gesch. d. Wallis, Bd. II, S. 116.

scharfgeschnittener Rankendamast, die Umrahmung ein gelbes Ornamentband mit schwarz eingezeichneten, ornamentierten Kreisen[417]), ähnlich wie auf den oben beschriebenen Wappenscheiben, die ebenfalls einer architektonischen Umrahmung entbehren. Das an Hässlichkeit grenzende Gesicht mit den wulstigen Lippen gleicht in seiner Zeichnung auffallend denen des Johannes und der Magdalena auf der Kreuzigungsdarstellung aus der Kapelle von Bourguillon; das Lockenhaar ist gleich behandelt, wie das des hl. Michael auf der Figurenscheibe aus Heitenried. Zudem stimmt der herbe, schwarz-graue Gesamtton mit dem der oben beschriebenen Glasmalereien völlig überein. Alle diese Merkmale sprechen für Meister Jakob, um so mehr, als es damals im Wallis nachweisbar keine ansässigen Glasmaler gab. Schwieriger ist die Bestimmung der Herstellungszeit. Von den beiden Schilden zeigt der eine, welcher nach seiner Stellung dem Donator angehört, das Wappen der Chevron aus Tarantaise, welche im Gefolge der Grafen von Savoyen zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach dem Rhonetal kamen[418]). Der Frauenschild dagegen gehört dem alten Walliser Geschlechte der Tavelli an, welches einst Herrschaftsrechte zu Granges im Zehnten Siders, das schon 1375 zerstört worden sein soll, besass, und aus welchem Guiscard 1342 den Bischofsstuhl zu Sitten[419]) bestieg. Er starb 1375 eines tragischen Todes, da er von seinem Neffen Anton von Turn auf Schloss Seta über die Felsen hinunter gestürzt wurde.

Ein letztes kleines Glasgemälde (29 : 23 cm), das wir unserem Meister Jakob glauben zuweisen zu dürfen, da es sowohl in Komposition als Technik mit dem oben beschriebenen aufs engste verwandt ist, stammt aus dem gleichen Walliserkirchlein und kam auch mit der Sammlung Angst ans schweizerische Landesmuseum. Es dürfte zur gleichen Zeit entstanden sein und stellt den hl. Mauritius als geharnischten Ritter zu Pferde dar. In der Linken hält er die Zügel, in der Rechten trägt er ebenfalls ein kleines Kruzifix. Von dem blauen Federdamaste des Hintergrundes und dem grünen Rasen hebt sich die weisse Reitergestalt auf dem kleinen Schimmel wirkungsvoll ab. Nur für das Kruzifix und die eine Hälfte der in zwei langen, breiten Bändern flatternden Schalerdecke verwendete er rotes Glas, während er sich im übrigen damit begnügte, einzelne Partien des weissen Bildes durch Auftrag von Silbergelb hervorzuheben. Die ganze Darstellung umrahmt ein gelbes Ornamentband mit roten Rosetten in den vier Ecken.

Weitere Arbeiten unseres bis anhin völlig unbekannten Meisters Jakob lassen sich zurzeit nicht nachweisen. Anmutig sind die von ihm gemalten Figuren nicht. Bemerkenswert ist er dagegen als Realist und nicht ungeschickt als Zeichner. Dagegen bereitete ihm das Komponieren figurenreicher Bilder da, wo er sich nicht auf Vorbilder stützen konnte, wie uns die beiden Fenster aus Bourguillon bewiesen, grosse Schwierigkeiten, wie übrigens den meisten seiner Handwerksgenossen.

Schliesslich soll an dieser Stelle noch eines Kirchenfensterfragmentes gedacht werden, das sich im historischen Museum in Basel befindet, wohin es durch den Antiquitätenhandel gelangte. Das vollständige Fenster bestand ursprünglich wahrscheinlich aus sechs Scheibenpaaren, von denen jede einzelne Scheibe 70 cm hoch und 47 cm breit ist und in etwas massiger, gedrückter Architektur bei systematischem Wechsel der Formen und der Farben des Hintergrundes ein oder mehrere Personen umrahmt. Erhalten blieben davon noch sechs Felder, wovon vier als zwei ursprünglich zusammengehörende Paare. Das eine stellt zwei Königinnen aus dem burgundischen Herrscherhause,

---

[417]) Abgebildet in „L'art ancien à l'exposition nationale suisse". Genève 1896, Pl. 22.

[418]) Furrer, a. a. O. Bd. I, S. 205, 208; Bd. III, S. 255.

[419]) Furrer, a. a. O. Bd. I, S. 205.

wahrscheinlich Berta, die Gemahlin König Rudolfs II. von Burgund, und ihre Tochter Adelheid, Gemahlin Kaiser Ottos I. dar, das Gegenstück ihre Männer. Das zweite Scheibenpaar führt uns zwei Heilige vor, St. Leonhard und St. Wolfgang, vermutlich die Namenspatrone der beiden zu ihren Füssen knieenden Stifter. Die beiden letzten Scheiben sind nicht Gegenstücke. Auf der einen erblicken wir wieder in ähnlicher Darstellung St. Andreas hinter zwei knieenden Donatoren mit ihrem gemeinsamen Wappen (Fig. 69), auf dem andern legt St. Barbara dem Schenker segnend ihre Hand aufs Haupt, während der Wappenschild zwischen beiden Figuren steht. Mit Recht vermutet der Verfasser des Glasgemäldekataloges des historischen Museums in Basel (S. 4), es dürften diese Glasmalereien aus der Westschweiz oder aus Burgund stammen.

Wenn wir uns eher für Burgund entscheiden, so geschieht es nur, weil in der ganzen Westschweiz keine Arbeiten erhalten blieben, die mit diesem Fensterfragment, dessen Entstehungszeit in die Mitte des 15. Jahrhunderts fällt, in engere Beziehung gebracht werden könnten. Im übrigen aber tragen weder die Architekturdarstellungen, noch die der Personen Merkmale, welche als früheren Standort eine Kirche der Westschweiz völlig ausschlössen. Vielleicht führen die Wappen, welche bis heute noch nicht bestimmt werden konnten, die Forschung den richtigen Weg nach der ursprünglichen Heimat.

Fig. 69. St. Andreas mit dem Stifterpaar und unbekanntem Wappen. Hist. Museum in Basel.

Halten wir nach dieser kurzen Umschau wieder Einkehr in der Stadt Freiburg, um deren politische Schicksale und ihren Einfluss auf die Entwicklung des einheimischen Kunsthandwerkes weiter zu verfolgen.

Der Besuch des Herzogs Amadeus von Savoyen im Mai des Jahres 1469 hatte die Stadt mehr als 3000 Pfund gekostet und dadurch den Stadtsäckel abermals so gründlich geleert, dass grösste Sparsamkeit geboten war.

Obgleich Freiburg seit seinem Anschluss an Savoyen seinen Untertanenpflichten nachkam, sich an den Tagen der savoyischen Stände vertreten liess und dem neuen Herrn bei verschiedenen Kriegsfahrten gegen seine Gegner, wenn auch unter ausdrücklichem Vorbehalt seiner Rechte und Freiheiten, Zuzug leistete, blieb doch das gegenseitige Verhältnis ein kühles. Dazu trug der Umstand, dass der geldbedürftigen Stadt der für den Zuzug versprochene Sold gewöhnlich infolge der eigenen Geldnot nicht ausbezahlt werden konnte, wesentlich bei. Schon im Jahre 1459 hatte man daran gedacht, ihn unter Mithülfe der verbündeten Städte Bern und Biel mit Waffengewalt einzutreiben. Auch der Jubel, den der Besuch des Herzogs Amadeus und seiner Gemahlin für kurze Zeit entfachte, machte bald einer grossen Ernüchterung Platz, als der Stadt daraus keine Vorteile entstanden, sondern vielmehr die Sorge um die Beschaffung neuer Geldmittel als Ersatz für die geleerten Geldkassen. Dazu nahmen die politischen Ereignisse eine Wendung, wie man sie nicht vorausgesehen hatte. Im Jahre 1471 geriet Amadeus in die Gefangenschaft seiner burgundisch

gesinnten Brüder und ihrer Verbündeten und erlangte nur unter Mithülfe der Städte Bern und Freiburg wieder seine Freiheit. Als Entgelt dafür wurde Freiburg die Anerkennung der von den Vorgängern des Herzogs bei der Stadt gemachten Schulden zugesichert mit dem Versprechen, sie in jährlichen Raten abzuzahlen, und das Recht, sofern dies nicht geschehen sollte, Pfandschaften besetzen zu dürfen. Doch starb der Fürst schon im März des folgenden Jahres. Am 7. Februar 1473 huldigte Freiburg dem Grafen von Greyerz als Stellvertreter der Regentinwitwe, welche die früheren Versprechungen wiederholte. Trotzdem lockerten sich die Bande, welche die Stadt an Savoyen knüpften, als eine grössere Zahl savoyischer Lehensleute mit dem benachbarten Grafen von Romont in die Dienste des Herzogs von Burgund traten. Diese sich neu entwickelnde Macht konnte Freiburg um so gefährlicher werden, als der Graf von Romont sein von savoyischen Lehen durchbrochenes Gebiet abzurunden begann und dadurch die Interessen der Stadt gefährdete. Es kann darum nicht befremden, wenn sie sich immer enger an Bern und durch dieses an die Eidgenossen anschloss, an deren Kriegsfahrten und Beratungen sie sich schon seit 1462 beteiligte.

Wir müssen darauf verzichten, die schwierige Lage, in welche Freiburg diese zwiefachen Beziehungen zu Savoyen und den Eidgenossen vor Beginn des Krieges mit Herzog Karl dem Kühnen versetzten, an dieser Stelle näher zu erörtern[420]). Dass die Stadt ihr künftiges Schicksal an das der Eidgenossen knüpfte, zeugt ebenso für den Mut als den politischen Weitblick ihrer Leiter.

Diese unsichere politische Lage, die durch den Besuch des Herzogspaares von Savoyen geleerten Geldtröge und die Bedachtnahme auf eine möglichste Förderung der wirtschaftlichen Bedürfnisse liessen für Unternehmungen auf künstlerischem Gebiete wenig Zeit und Mittel übrig. Wir vernehmen daher aus diesen Jahren nichts von Unternehmungen zur Verschönerung der öffentlichen Gebäude. Nur für die St. Niklausenkirche machte man eine Ausnahme, doch mehr der Not gehorchend. Denn noch war der gross angelegte Turm auf der Westseite kaum bis zur Höhe des Kirchendaches angewachsen und bestand demnach nur aus einer zweistöckigen Vorhalle, während die Glocken in einem niedrigen Dachreiter über dem Chore hingen. Man berief zu dem weiteren Aufbau einen Welschen, den Werkmeister George du Jordil aus Genf. Er führte die Arbeit „in nüchterner, auf Massenwirkung abzielender Spätgotik“ (Zemp) bis zum zweiten Geschosse über dem grossen Rundfenster weiter, als ihn im Jahre 1475 der Tod abberief und zudem der Krieg mit Burgund der Bautätigkeit ein vorläufiges Ende setzte.

Im übrigen aber wurde nur restauriert und angeschafft, was nicht umgangen werden konnte. So vernehmen wir aus dem Jahre 1471, dass man die Glasfenster in der Ratsstube flickte[421]). Wer die Arbeit ausführte, wissen wir nicht. Dagegen übertrug man schon drei Jahre später eine abermalige Reparatur dieser Fenster, bei welchem Anlasse neue Scheibchen, das Stück zu 6 Schilling, eingesetzt wurden, einem sonst nicht weiter bekannten Glaser Claude Zwieter[422]). Vielleicht ist er identisch mit Meister Glaudo, dem Glaser, der nach den Rechnungen des Kirchmeiers von St. Niklaus

---

[420]) Wir verweisen auf die treffliche Arbeit von A. Büchi, Freiburgs Bruch mit Österreich, a.a. O. S. 119 ff.

[421]) 1471: Réparation aux verres de fenêtres de la salle du Conseil. — Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

[422]) Säckelm.-Rech. Nr. 144, 1474: „Au vitrier Claude Zwieter pour réparer fenêtres du Conseil pour chaque cibes neuve 6 d.“.

Museum für Kunst und Geschichte in Genf.
Apostelfenster aus St. Peter in Genf. Ende 15. Jahrh.

von 1494/95 für gelieferte Arbeiten 1 Pfund erhielt[423]). Daneben aber benützte man, wie früher, zu Fensterverschlüssen Papier. Denn noch 1471 bezahlte der Rat für ein Buch Papier grossen Formates zur Überspannung der Fenster im Läuferstübchen (chambre des sautiers) des Rathauses vier Pfund[424]) und 1476 erhielt Jacob Arsent, der Krämer, für sechs Buch Papier zur Überspannung von Fenstern in demselben 10 Schilling[425]).

Davon, was Freiburg während der kriegerischen Zeit von 1474 bis 1481 alles zu leisten hatte, geben uns die Ratsmanuale, Säckelmeisterrechnungen und Missiven der Stadt, welche A. Büchi im 16. Jahrgange der Freiburger Geschichtsblätter veröffentlichte, ein ebenso anschauliches als kulturgeschichtlich interessantes Bild.

Am 25. Juli 1476 sah Freiburg in seinen Mauern eine Versammlung, wie sie glänzender nie getagt hatte. Es galt nach den ruhmreichen Siegen über Burgund nun auch mit Savoyen, als dessen Verbündetem, abzurechnen. Alle Teilnehmer an dem Kriege waren durch Gesandte vertreten. Zu den Forderungen, welche an Yolanta gestellt wurden, gehörten auch die der Abtragung der früheren Schuld an die Stadt und ihrer Entlassung aus dem savoyischen Untertanenverbande. Da aber die Ansprüche der Eidgenossen allgemein hoch gestellt waren, kam es auf dieser Tagung zu keinem Entscheide. Vielmehr dauerten die Verhandlungen noch mehrere Jahre weiter. Während derselben entsagte die Herzogin schon in einer Urkunde vom 10. September 1477 allen ihren herrschaftlichen Lehensrechten und Ansprüchen auf Freiburg, wodurch dieses reichsunmittelbar und zufolge kaiserlicher Genehmigung vom 31. Januar 1478 als freie Reichsstadt anerkannt wurde. Dagegen war Savoyen nicht imstande, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Als einigen Ersatz dafür hatte am 20. August 1477 die Erneuerung des alten Bündnisses, das Bern und Freiburg mit Savoyen schon früher verband, beiden Städten wenigstens eine Reihe vorteilhafter Bestimmungen zum Schutze ihres Handels gebracht.

Trotzdem war die Freude über die neuen Zustände in Freiburg gross. Doch entfernte man erst am 25. September an den Stadttoren die savoyischen Abzeichen, deren Anbringung einstmals den Bürgern mehr Vergnügen gemacht, als die Unterwerfung unter das Herrscherhaus Glück gebracht hatte, und liess sie durch den Reichsadler ersetzen. Die Tafeln für das Bernertor und den städtischen Glockenturm, den Jacquemar, waren schon früher von Meister Heinrich Bichler zu Bern gemalt worden[426]). Aber auch in den Fenstern der neuen Stadtkirche, im Rathause und in der Kanzlei sollte diese Freude Ausdruck durch die Anbringung von Wappenscheiben finden, welche Einheimischen und Fremden verkündeten, dass Freiburg nun eine freie Reichsstadt sei. Doch betraute man mit der Ausführung dieser Arbeiten ebenfalls nicht den ansässigen Meister

[423]) Säckelm.-Rechn. 1494/95, S. 113. „Denne von Meister Glaudo des Glasers wegen 1 ℔“. Auch die Eintragung in den S.-R. von 1492, I. Semester: „Vitraux à Mr. Claude Krämer pour les fenêtres qu'il a faits à Farvagny 28 l. 4 s. 9 d.“ dürfte die gleiche Person betreffen, da Glaudo offenbar mit Glas handelte.

[424]) Säckelm. Rech. 1471, I. „Item pour une main de grand papier pour faire les fenêtres de la chambre des sautiers à la maison de ville.“

[425]) Säckelm.-Rechn. 1476, II, Nr. 148.

[426]) Säckelm.-Rechn. 1478, I. Semester, S. 22: „Item a Thoman Studer charroton de Berne por la veteri de ammeneir les 2 tables des enseignes de l'empereur lesquelles lon a mises lune a Jaquemar et l'auetre en la porte de Berne 40 sols“.

Jakob, sondern liess sie in Bern bei dem Glasmaler Urs Werder herstellen[427]). War es die herbe Kunst des einheimischen Malers, welche ihm diese ehrenvollen Aufträge entzog, war er bei den massgebenden Persönlichkeiten in Ungnade gefallen oder wollte man sich Bern gegenüber besonders liebenswürdig zeigen? Wohl das letztere. Die Politik während der Burgunderkriege hatte die Interessen beider Städte so enge verknüpft, dass sich daraus Freundschaftsbande knüpften, die sogar ihre Verherrlichung durch Veit Weber im Liede fanden:

Bern, Friburg sind zwen namen
Und ist doch nur ein statt;
Sy hand gros lieb zusamen:
Was ein die andere batt,
Das ist ir nie worden verseit,
Einandern sy nit lassen
In lieb und auch in leid!" [428])

Dazu kam, dass Freiburg noch nicht in den Bund der Eidgenossen aufgenommen war und man darum einflussreiche Freunde warb, welche die Erfüllung dieses Wunsches fördern konnten. Zu diesen aber dürfte Urs Werder gezählt haben, der schon seit 1466 dem grossen Rate in Bern angehörte, ausserdem Mitglied der einflussreichen Zünfte „zum Distelzwang" (1472—1499) und „zu Schuhmachern" (1468—1485) war und 1479 sogar zum Mitgliede des kleinen Rates vorrückte, in welcher Stellung er mehrmals diplomatischen Gesandtschaften beiwohnte.

Von den Wappenscheiben ist eine erhalten geblieben. Sie wurde seinerzeit in Bruchstücken im Dachstuhl der Kanzlei von Staatsarchivar Schneuwly gefunden und, nachdem sie wieder zusammengesetzt und restauriert war, zuerst in ein Fenster der St. Nikolauskirche eingesetzt, später im kantonalen Museum aufbewahrt, wo sie sich noch heute befindet. Die Ausführung spricht am allerdeutlichsten dafür, dass es nicht nur künstlerische Erwägungen waren, welche Urs Werder diesen Auftrag brachten, denn sie übertrifft die Arbeiten des Meisters Jakob keineswegs: Vor rotem Hintergrunde ruht der grosse bekrönte Reichsschild auf den beiden gegeneinander geneigten Standesschilden von Freiburg, die auf einem graublauen Fliesenboden stehen. Die ganze Umrahmung begnügt sich mit zwei Blattzweigen, deren jeder eine Blume trägt, als Schmuck der oberen Zwickel[429]). Am Fusse der Scheibe nennt sich in grossen Lettern der Glasmaler: Dvrs Weder Bernensis 1478". Dies ist die einzige, erhalten gebliebene, ausgeschriebene Signatur eines Glasmalers aus dem 15. Jahrhundert in den Landen der Eidgenossen.

Auch während der Zeit, da die Unterhandlungen über die Aufnahme Freiburgs in den Bund der acht alten Orte fortdauerten, wandte der Rat seine Aufträge dem Berner Glasmaler zu. So lieferte er 1481 eine Standesscheibe in die Kirche von Kerzers, an deren Eintragung in den

---

[427]) Säckelm.-Rechn. 1478, II. Semester, S. 20: „Item a Durs Weder verreir de Berne pour IX pièces qu'il a fet en légliese (de St Nicolas), en la Justice (maison de Justice) et en la secretererie (Chancellerie) deis Wauppen de l'empereur par compte fet avec luy présent monseigneur l'Avoyer et monseigneur Rod. de Wippens chevalier 25 florins videlicet 50 livres". S. 22: „Item mais pour le vin des varlet ordonné par les susdits 2 florins vid. 4 livres". S. 23.: „Item a la Goltschina pour la despensa de Durs Weder le verreir . . . quand il mirent les Wauppen eis fenestres de légliese et de la Justice."

[428]) Über die guten Beziehungen beider Städte zu einander vgl. Veit Weber, Burgunderlieder bei Lilienkron, 2,27 ff., 39 ff., 60 ff., 69 ff., 92 ff.

[429]) Gross abgebildet und beschrieben von Fréd. Th. Dubois im Fribourg artistique, 20me année, 1909, pl. I.

Säckelmeisterrechnungen die Bemerkung geknüpft ist: „vehu qu'ils sont nôtres“ [430]). Sie ist ein sprechender Beweis für die staatsrechtliche Bedeutung der Stiftung von Standesscheiben [431]). Umfangreicher aber waren noch weitere Aufträge im gleichen Jahre nach Murten, Willisau und an andere Orte, für welche ihm der Rat nicht weniger als 61 Pfund bezahlte [432]).

Endlich zogen am 2. Januar 1482 die Boten von Bern, Zürich und Luzern in Freiburg ein, um die Stadt in den eidgenössischen Bund aufzunehmen. Abermals war die Freude gross. „Wie eine reife Frucht war der Stadt ihre Entlassung aus dem früheren Untertanenverbande in den Schoss gefallen. Durch die Rückvergütung der Kriegsschuld wurden die vom Savoyer Kriege her zerrütteten Finanzen wieder ins Geleise gebracht, und für ihren Einsatz an Gut und Blut im Burgunderkriege erhielt sie einen namhaften Zuwachs an Gebiet im Süden und Westen. Die Aufnahme in die Eidgenossenschaft bildete zu diesem Entwicklungsprozess einen naturgemässen Abschluss. Freiburg war auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens, aber auch seiner materiellen Wohlfahrt angelangt [433]).

Nirgends zeigt sich dieser Aufschwung deutlicher, als in der Geschichte seines einheimischen Kunsthandwerks. Zwar gab das wichtige politische Ereignis zu einer Anderung des Wappenschmuckes an den Toren, in den Fenstern der Stadtkirche und denen der öffentlichen Gebäude keine Veranlassung und auch die Fenster- und Wappenschenkungen in die eigenen Lande und die der neuen Bundesglieder, unter denen namentlich die Urkantone bevorzugt wurden, zeigen keine wesentliche Vermehrung, soweit die Säckelmeisterrechnungen darüber Aufschluss geben [434]). Aber dennoch muss die Nachfrage nach Glasmalereien grösser geworden sein, denn im folgenden Jahre (1483) taucht wieder ein ansässiger Meister auf. Sein Name wird in den Akten verschieden geschrieben oder ist verschieden gelesen worden, als Jörg Barcher, Gregor Barscher, Gregorius Borcher und Georges Barrat. Das kann bei den Sprachzuständen in Freiburg nicht befremden. Er begann seine Tätigkeit zunächst mit der Herstellung von Fenstern in Goltschis Haus, in der Kanzlei und mit Bletzwerk auf dem Rathaus. Dafür wurden ihm etwas mehr als 22 Pfund Arbeitslohn bezahlt [435]). Schon das folgende Jahr brachte ihm das Bürgerrecht [436]). Auch lieferte er je eine Wappenscheibe des Herzogs von Zähringen in die Fenster der St. Nikolauskirche und des Stadthauses, wofür er mit einigen unbedeutenden Glaserarbeiten zusammen 34 Pfund

---

[430]) Die Wappenscheibe, welche zu gleicher Zeit Bern in diese Kirche stiftete, prangt heute noch in einem Chorfenster. Die von Freiburg mag ähnlich gewesen sein, da sie vom gleichen Meister gemalt wurden.

[431]) Säckelmeister-Rechnung 1481, I. Semester: „A Durs Weder por une fenestre de verrery quil a fet por mettre en leglise de Chiètre laquelle a leur est ehu schengue vehu qu'ils sont nôtres et en laquelle les armes de Fribourg sont ordonné par Messeigneurs 6 ℔, 10 sols.“

[432]) Säckelmeister-Rechnung 1481, II. Semester: „A Durs Weder por verrieres et armes quil a fet pour la ville à Morat, à Willisow, à Sainte Catherine de Morat et aultre part, par compte fet avec luy, ordonné par Messeigneurs 61 ℔“.

[433]) A. Büchi, Freiburgs Bruch mit Österreich, a.a. O. S. 150.

[434]) A. Büchi, Kleine Mitteilungen aus dem Freiburger Staatsarchiv, in Freiburger Geschichtsblätter, I. Jahrg. S. 109. — H. Meyer: Die schweiz. Sitte der Fenster- und Wappenschenkung, S. 314 f. — Dabei ist zu beachten, dass vollständige Auszüge aus den Säckelmeister-Rechnungen zurzeit noch nicht veröffentlicht wurden.

[435]) Säckelmeister-Rechnung 1483, Nr. 162, f. XXXV: Item Gregory Barcher dem Glaser umb das fenster in Goltschishuss auch etliche venster in der Cantzly und bletzwerck in dem Rathuss für XXII ℔, XI s., VI d.

[436]) G. b. B. f. 97², 1484. Gregorius Barcher der Glaser ist Burger worden und hat sin burgrecht gesetzt uff sin huss am Vischmarckt, Ulrich der Zyttgloggenmacher hatt oben daran und Guillaume Castros unten.

erhielt[437]). Wahrscheinlich wollte mit diesen Glasgemälden die freie Reichsstadt das Andenken an das längst ausgestorbene Geschlecht ehren, dem sie ihre Gründung verdankte. Auch in den folgenden Jahren taucht sein Name verschiedene Male in den Säckelmeister-Rechnungen auf, doch lauten die Einträge öfter auf Glaserarbeiten als auf Fenster resp. Wappen[438]). Erst nach 1507 verschwindet er. Ein besonders geschickter Glasmaler aber scheint Bartscher nicht gewesen zu sein, denn neben ihm wurde Urs Werder weiter beschäftigt, so 1484 für Glasfenster nach Murten und Grandson im Betrage von 20 Pfund und ein zweites Mal 1488 abermals für solche nach Murten, Kerzers, Huttwil und einige ungenannte Orte im Betrage von 36 Pfund[439]). Erst nachdem unser Berner Meister 1490 Gouverneur von Aigle geworden war, hörten die Bestellungen bei ihm auf.

Vielleicht hatte diese Bevorzugung Urs Werders auch den Wegzug des alten Meisters Jakob veranlasst und Platz für den zugereisten Gregor Bartscher geschaffen. Seit dem Jahre 1478 nennen ihn die Säckelmeister-Rechnungen, soweit wenigstens dem Verfasser daraus Auszüge zu Gebote standen, nur noch zweimal und zwar für Malerarbeiten, das letzte Mal in der zweiten Hälfte des Jahres 1480[440]). Dagegen findet sich 1479 wieder ein Meister Jakob Wildermut als Ersteller eines Glasgemäldes in das Johanniterhaus zu Biel in den Akten dieser Stadt eingetragen und seit dieser Zeit noch oft, zuletzt 1497 (vgl. S. 354), so dass die Vermutung nahe liegt, es habe unser Glasmaler Jakob am Orte seiner ersten Wirksamkeit auch sein Lebenswerk beschlossen.

Aber auch Gregor Barscher hatte wenigstens eine zeitlang einen Konkurrenten in Hans Müller, dem Glaser. Im Jahre 1484 wurde er zum Bürger angenommen[441]) und nachweisbar zwei Jahre später mit der Erstellung eines Fensters nach Schwarzenburg beauftragt[442]). Sein Erscheinen

[437]) 1484 II. „Au vitrier Gregorius Barscher pour les armes du Duc de Zaehringen qu'il a faites à une des fenêtres de l'église de St. Nicolas et à la maison de ville et autres ouvrages 34 l. 10 s." Vgl. Freiburger Geschichtsbl. 1. Jahrg., S. 109.

[438]) 1485 II. On donna à Gregorius Barcher pour une fenêtre de verre qu'il fit à l'église de Marcens et autres ouvrages 22 l. Freiburg. Geschichtsbl. 1. Jahrg. S, 109. — 1488 II. Vitraux au vitrier de la Gd. Rue pour les fenêtres de l'église du Guggisberg 6 l. — 1504. Denne Jörgenn dem Glaser umb werck so er minen Herren gemacht hat XXIII ℔, VII s. Säckelmeister-Rechnung Nr. 202, S. 24. — 1504/05. Denne Jörgen Barcher dem Glaser umb etlichen Glaswercken uffem Rathus und fenster minen herren XXVIII ℔. Säckelmeister-Rechnung Nr. 204, S. 25. — 1506 I. A Georges le vitrier la part de Fribourg pour une fenêtre au chancelier de Morat 13 ℔, 10 s., 8 d. — item la même part pour 4 fenêtres à Wilhelm Risot de Morat 8 ℔, 10 s. — 1507 II. Au vitrier Georges Barrat pour la fenêtre dont on fit cadeau à ceux de Lausanne 6 ℔. 6 s., 8 d. — item pour une dont on fit cadeau à Jacques Tschachtli à Morat 9 ℔. Gütige Mitteilungen von Herrn Max de Techtermann.

[439]) 1484. Urs Werder umb ettlich venster so er zu Murten und Grandson gemacht hatt 20 ℔. — 1488. Urs Werder umb allerley glasvenster, hatt er minen Herren wider und fürgemacht zu Murten, Kertzers, Huttwyl und anderen enden 36 ℔, 14 sols.

[440]) Säckelmeister-Rechnung Nr. 154, 1479 (II. Semester): Item a Jacob le glaser por pentar les 2 banderet de la justice et la lance que lon a porta ou zusatz de Belletz 15 s. — Säckelmeister-Rechnung 156, 1480 (II. Semester): Item a meister Jacob le pointre por pentar blanc et noir le hastes deis deux penons, compta la piece 7 s. somma 14 s. A. Büchi, Freiburger Akten für Geschichte der Burgunderkriege in Freiburger Geschichtsbl. Jahrg. 18., S. 91 u. 95.

[441]) 1484. Hans Müller der Glaser ist Burger worden und hatt sin burgrecht gesetzt uff Rutschman Kiesters huss, gelegen zu Friburg in der Ou. Stephan Studer hatt oben und Tschan Reyff unden davon. Actum XX. february anno supra. Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

[442]) 1486. Item a Hans Müller vitrier pour une fenêtre a Schwartzenburg 5 ℔ Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

mag mit der wachsenden Zunahme der Fensterverglasungen in engerem Zusammenhange gestanden haben, als mit der Sitte der Wappenschenkung.

Mehr als in diesen wenigen Werken der Glasmalerei, äussert sich der Aufschwung Freiburgs nach den Burgunderkriegen auf anderen Gebieten der bildenden Kunst. Vor allem galt es jetzt, durch die Vollendung des Kirchturmes von St. Nikolaus der Stadt ein weithin sichtbares Wahrzeichen ihrer Frömmigkeit, aber auch ihres Wohlstandes zu setzen. Sie erfolgte in den Jahren 1481—1492. Dann gebot kluge Vorsicht zur Wahrung der neugeschaffenen Zustände die Verstärkung der Befestigungsanlagen, namentlich auf der Westseite. Als solche entstand zwischen 1490—1495 ein grosses Bollwerk für Artillerie. Aber auch das alte Rathaus genügte den Ansprüchen des neu erwachten Bürgerstolzes nicht mehr. An der Stelle, wo einst die Zähringer-Burg weit über das Land hinausschaute, wuchs unter der Leitung des Meisters Gylian Aetterli seit 1502 ein Neubau heran, dessen Aufführung seit dem Jahre 1506 Hans Felder, der Sohn des Erbauers der Wasserkirche in Zürich und des St. Oswaldmünsters in Zug, übernahm. Ganz besonders aber fand der neu in die Stadt eingezogene Wohlstand seinen Ausdruck an den Fassaden der Tuchmacher- und Gerberhäuser in der Unterstadt, die heute noch zu den Kleinoden spätgotischer Baukunst in unseren Landen zählen. Eine solche Bautätigkeit rief natürlich auch geschickte Steinmetzen herbei. Als solche werden uns die Meister Wilhelm und Peter genannt, welche mit ihren Arbeiten den Kirchturm von St. Nikolaus zierten, und ganz besonders der schon genannte Gylian Aetterli, der 1499 in dieser Kirche einen Taufstein erstellte, wie ihn nur die vollendete Steinmetzentechnik der Spätgotik zu schaffen und nur Künstlerhand mit Bildwerken zu schmücken vermochte. Dazu gesellte in den Jahren 1513—1516 Hans Felder eine Kanzel in überraschend tüchtiger Ausführung. Schon 1484 war als eine Stiftung des Schultheissen Petermann von Faucigny ein Cruzifixus von ergreifender Wirkung geschaffen worden, der heute den neuen Friedhof bei Freiburg ziert, und im Jahre 1508 meisselte Meister Marti einen zweiten am Mittelpfosten eines Fensters im Rathause aus, in jenem düsteren Raume, wo die Angeklagten des Richterspruches harrten. Um diese Zeit (1505—1508) entstanden auch als ein treffliches Werk der Holzschnitzerei die Chorstühle in der Notre-Dame-Kirche, vielleicht als eine Arbeit des unbekannten Nidauer Meisters, der 1495 die Chorstühle in Murten angefertigt hatte. Als ein würdiger Nachfolger Meister Martis trat 1515 Hans Geiler auf den Plan, der die in Ehren alt gewordene gotische Bildhauerkunst in die Formen der Renaissance überführte und erst um das Jahr 1560 als bedeutendster Bildhauer in der Westschweiz während des 16. Jahrhunderts das Zeitliche segnete.

Zur Erinnerung an die grosse Zeit, welche Freiburgs politisches und wirtschaftliches Leben wieder in glückliche Bahnen gelenkt hatte, musste Heinrich Bichler im Jahre 1480 für den Ratssaal ein grosses Gemälde der Schlacht bei Murten malen, das leider der Nachwelt nur in einem Kupferstich von Martin Martini aus dem Jahre 1609 erhalten blieb. Zu gleicher Zeit führte er auch das Mittelbild und die auf den beiden Seitenflügeln des grossen Hochaltars aus, den der Ratsherr Johann Favre in die Franziskanerkirche stiftete. Noch bedeutender aber wurde für die Stadt und ihre Umgebung die Tätigkeit seines Schülers, Hans Fries, der von 1501 bis 1511 in ihrem Dienste stand, und während dieser Zeit eine ganze Reihe von Bildwerken schuf, die ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Malerei sichern. Leider dauerte diese Blütezeit nicht sehr lange. Schon sein Nachfolger, Hans Boden, der von 1520—1526 in Freiburg nachweisbar ist, zählt wieder zu den Meistern, die mit einer tüchtigen Werkstatt-Kunst ihr Brot

verdienten und je nach der besseren oder schlechteren Bezahlung mehr oder weniger Sorgfalt und Fleiss auf ihre Arbeiten verwendeten. Das trifft auch für die beiden Stadtmaler Wilhelm Ziegler aus Rothenburg a./Tauber und Hans Schäufelin aus Nördlingen zu, welche ihm folgten.

Wo Handel und Gewerbe unter dem Schutze einer starken Regierung blühen, da gedeiht auch das Handwerk der Goldschmiede. Unter seinen Vertretern zeichneten sich namentlich Jost Schaeffli aus Strassburg, tätig von 1476—1509, der 1476 die schöne Monstranz in der Augustinerkirche aufbaute und 1483 das prächtige Staatssiegel schnitt, und Peter Reynhart (geb. vor 1480, gest. 1540) aus, von dem noch eine Monstranz in Bürglen und Kelche in St. Johann und in der Kapelle zu Treffels erhalten blieben.

Fig. 70. Madonna. Aus der Kirche von Rueyres-les Prés. Hist. Museum Freiburg.

Schliesslich liess sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts auch eine kleine Kolonie von Glasmalern in Freiburgs Mauern nieder. Neben dem alten Georg Bartscher begannen vermutlich schon vor dem Jahre 1500 Oswald Heckenstorfer, um die Jahrhundertwende Rudolf Reschy und „der jung Kolly“ ihre Tätigkeit. Zu ihnen gesellte sich um das Jahr 1506 Hans Werro. Leider ist der Bestand an Glasgemälden, der im Kanton Freiburg aus dieser Zeit bis auf unsere Tage erhalten blieb, ein so kleiner, dass es schwer fällt, ihn mit Sicherheit den einzelnen Meistern zuzuweisen.

Vielleicht dürfen wir Georg Bartscher als Ersteller für das Doppelfenster ansprechen, welches aus dem Kirchlein von Rueyres-les-Prés in das historische Museum in Freiburg kam (Fig. 70). Es stellt die Madonna und den Papst Sylvester dar, beide vor einem reichen Damaste, seitlich eingerahmt von einfachen Säulchen, von deren Kapitälen sich eigenartig stilisiertes Blattwerk mit Rosetten zwischen die beiden Nasen der spitzbogigen Fenstereinfassung in ein Oval hinaufrankt. Leider gibt die Geschichte der Kirche keine sichern Anhaltspunkte für die Entstehung des Glasgemäldes[443]). Das Dörfchen liegt etwa eine Stunde östlich von Estavayer, zu dessen Herrschaft es früher gehörte, am Abhange gegen das Tal der Broye. Auch ist auffallend, dass in seinem St. Wolfgang (St-Loup) geweihten Kirchlein eines der beiden Glasfenster, die doch zweifellos dessen Hauptschmuck bildeten, den Papst Sylvester darstellt, es sei denn, dass dieser der Patron des Donators war, was sich nicht mehr ermitteln lässt. Bei der Visitation im Jahre 1453 trug es schon alle Merkmale einer

[443]) Appoll. Dellion, Dict., Bd. 10, S. 521 ff.

Pfarrkirche: Sakramentshäuschen, Taufstein und Kirchhof. Auch las man darin an Sonn- und Festtagen die Messe. Trotzdem wurden verschiedene Verbesserungen, namentlich an den Kultusgeräten, befohlen. Dann erfährt man auf lange Zeiten nichts mehr über dasselbe. Nur die Masswerke der Fenster beweisen, dass zu Ende des 15. Jahrhunderts Umbauten stattgefunden haben. Bei diesem Anlasse dürften auch die beiden gemalten Fenster gestiftet worden sein.

Madonna und Kind auf dem einen Glasfenster sind von einer Herbheit des Ausdrucks, die an Hässlichkeit grenzt; besser ist der leider zum Teil zerstörte Faltenwurf des Mantels. Von Papst Sylvester waren überhaupt nur noch der gut modellierte Kopf und einzelne Teile der Gewandung erhalten geblieben. Einrahmung und Hintergrund fehlten und auch in den bekrönenden Blatt- und Blumenornamenten sind viele neue Bestandteile. In einigen Details, so in der Behandlung der Haare, erinnern diese Glasmalereien auch an Urs Werder, bei dem Georg Bartscher vielleicht sein Handwerk gelernt hatte.

Fig. 71. Madonna. Aus der Klosterkirche von Hauterive. Hist. Museum in Freiburg.

Eine gewisse Ähnlichkeit im Schnitte der Helmdecken mit dem des Blattwerkes in der Bekrönung dieser beiden Kirchenfenster zeigen zwei runde Wappenscheiben im Besitze des Marquis von Maillardoz in Freiburg, die eine mit Allianzwappen Maillardoz-Blanc (de Vevey), die andere mit Maillardoz-de St-Maurice de Pontarlier (?), welche um das Jahr 1500 entstanden sein dürften. Leider sind sie so stark überarbeitet und restauriert, dass eine genaue Vergleichung unmöglich ist.

Als Kunstwerk steht hoch über all diesen Arbeiten eine Madonna mit Kind in der Flammenglorie auf grauem Fliesenboden, welche früher ein Fenster in der Abteikirche zu Hauterive zierte und 1899 als Fragment ohne Hintergrund und Umrahmung mit andern Glasmalereien ins historische Museum in Freiburg kam[444]). Die Himmelskönigin trägt in üblicher Weise über dem weissen Rock einen blauen Mantel, umflammt von dem goldenen Glorienschein. Das mit einer goldenen Krone geschmückte Haupt umrahmt ein leicht ornamentierter Nimbus (Fig. 71). Zeichnung und Modellierung dieser Figur sind so edel, dass sie wohl kaum unter der Hand eines Glasers oder Glasmalers entstanden sein dürften, der nach fremden Entwürfen arbeitete, sondern vielmehr als Werk eines Malers, der auch Glasmalereien ausführte.

Die Baugeschichte der Zisterzienserabtei Hauterive bietet uns für die Datierung des Glasgemäldes keine Anhaltspunkte. Unter Abt Johann IV. Philibert (1472—86) entstanden die prächtigen Chorstühle. Das Glasgemälde dürfte dagegen erst unter dessen Nachfolger, Johann V. Reynold von Freiburg

[444]) Vgl. Anz. f. schweiz. Altertumskunde, N. F. Bd. I, S. 209, Nr. 6.

(1486—99), in die Kirche gestiftet worden sein, oder sogar erst unter dem gelehrten früheren Augustinereremit Johann VI. Spegli, der am 3. Oktober 1500 den äbtischen Stuhl bestieg, nachdem er eine zeitlang verwaist gewesen war. Als sein Ersteller kommt vor allem Oswald Bogstorfer, wohl identisch mit Oswald Heckstorfer oder Hackstorfer, in Betracht, der nach Prof. Dr. Daniel Burckhardt als „Maler oder Glaser zu Friburg im Oechtland" schon im Jahre 1493 in einem Basler Urteilsbuche erwähnt wird[445]), während die Freiburger Säckelmeisterrechnungen, soweit sie zur Kenntnis des Verfassers gelangten, ihn erst seit 1501 aufführen. In diesem Jahre wurden ihm „pour la belle fenêtre qu'on a placée à la chapelle" 42 Pfund 15 Schilling bezahlt[446]). Um welche Kapelle es sich handelte, kann nicht mehr festgestellt werden, jedenfalls aber zeugen sowohl der Wortlaut der Eintragung als die bezahlte Summe für ein bedeutendes Werk. Auch im folgenden Jahre scheint er grössere Arbeiten ausgeführt zu haben, denn es mussten ihm vom Rate drei Zentner, 70 Pfund Blei, die er zu deren Fassung brauchte, bezahlt werden. Im Jahre 1504 lieferte er sodann ein Fenster nach Favernach um 22 Pfund, und 1505 erhielt er um fünf Glasfenster für das Münzhaus 13 Pfund[447]). Leider ist auch das Glasgemälde in der Kirche von Favernach nicht mehr erhalten[448]). Des Meisters fernere Schicksale kennen wir nicht. Vielleicht wanderte er von Freiburg weg. Denn seit dem Jahre 1506 erscheinen die Namen zweier anderer Glasmaler in den Säckelmeisterrechnungen. Von diesen war der eine, Rudolf Reschy, schon seit dem Jahre 1501 nachweisbar tätig. Von Beruf wahrscheinlich Glaser, führte er, wie seine Berufsgenossen, auch Glasmalereien aus. Als erste Arbeit verzeichnen die Säckelmeisterrechnungen von 1501 (erste Hälfte) einen Eintrag für ein Fenster in das Gasthaus zur Krone und einige Flickarbeiten[449]). Darauf lieferte er in den beiden folgenden Jahren eine Standesscheibe in die Kanzlei[450]) und eine Wappenscheibe als Geschenk des Rates an den Rechtskonsulenten Peter Falk, sowie verschiedene nicht näher bezeichnete Arbeiten, die ihm mit 32 Pfund bezahlt wurden[451]).

Ähnliche Einträge finden sich sprungweise verzeichnet bis zum Jahre 1517. Wappenfenster als Geschenke des Rates lieferte er 1506 in die dem hl. Moritz geweihte Kirche zu Murten und 1517 in die Kirchen von Montagny und St. Wolfgang, und nebenbei 1509 Wappenscheiben in das Rathaus zu Murten und für verschiedene Privatpersonen[452]).

---

[445]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, S. 169.

[446]) Gütige Mitteilung von Herrn Max v. Techtermann.

[447]) Säckelmeisterrechnungen: Nr. 199, S 18, 1502: „Denne Oswald Heckstorffer dem glaser iij Zentner lxx ℔ blijs, zu vi ℔ den Zentner." Nr. 204, S. 22, 1504: „Denne geben Oswald glaser um das Venster von Favernach xxii ℔." Nr. 205, S. 16, 1505: „Denne Oswalden dem glaser um fünff pfenster zum Münz Hus xiii ℔." Gütigē Mitteilungen von Herrn Max v. Techtermann.

[448]) Appoll. Dellion, Dictionnaire, a. a. O. Bd. V, S. 242 f.

[449]) 1501 I: Au vitrier Rodolph (Reschy) pour une fenêtre à l'auberge de la Couronne et quelques racommodagēs 7 ℔, 13 s., 4 d.

[450]) 1502: (Säck.-Rechn. Nr. 199, S. 18) Denne rodolff räschin um miner herren Wappen so in die cantzlin komen ist, 11 ℔, 5 s.

[451]) 1503 I: item au vitrier Rodolphe pour la belle fenêtre donc on fit cadeau à notre séctrétaire du droit (Peter Falk) 19 ℔, 10 s. — (Säck.-Rechn. Nr. 200, S. 18) Rudolf Räschin pour divers travaux (non indiqués) xxxii ℔, 5 s.

[452]) 1505 (Säckelm.-Rechn. Nr. 205, S. 21): Denne Rudolffen Räschi umb allerley glasswerke so er diss Jars meinen herren gemacht hatt l xxxvj ℔. 1506 I: Payé 35 ℔ 18 s. 4 d. à Rodolph Räschi pour la fenêtre qu'on envoya à l'église de St. Maurice à Morat. — Au même pour la fenêtre dont on fit cadeau à Ully Seiler 5 ℔ 13 s. 4 d. 1509 I: Au vitrier Rodolph pour 2 fenêtres qu'on a envoyées à Morat et 4 autres à cadre de chêne y placer des armoiries 27 ℔ 14 s.

Museum für Kunst und Geschichte in Genf.
Verkündigung. Aus dem Jakobus-Fenster.

Während wir zurzeit die Tätigkeit dieses Meisters aus den mehr oder weniger vollständigen Einträgen in den erhalten gebliebenen Säckelmeister-Rechnungen nur bis zum Jahre 1517 zu belegen vermögen, beweist uns ein weiterer in denen der Stadt Bern, dass er noch 1522 tätig war. Denn er erhält in diesem Jahre vom Rate für drei Fenster, die man nach Freiburg schenkte und der Einfacheit wegen gleich bei einem dort tätigen Meister anfertigen liess, etwas über 12 Pfund [453]), ein Beweis, dass er jedenfalls nicht ungeschickt war. Dies bestätigen die Arbeiten, welche wir ihm aus dem Bestande der noch in Freiburg erhalten gebliebenen Glasmalereien glauben mit einiger Sicherheit zuweisen zu dürfen.

Ihre Ermittlung ermöglicht uns eine Notiz des P. Appollinaire Dellion. Dieser berichtet uns in seinem schon oft angeführten Dictionnaire, dass im Jahre 1517 der Rat von Freiburg dem Meister Rudolf 35 ℔, 3 s. und 3 d, für ein Glasgemälde in die Kirche von St-Loup (St. Wolfgang), etwa eine Stunde nördlich der Stadt an der Strasse nach Laupen gelegen, bezahlt habe [454]). Leider ist dieses Kirchenfenster nicht mehr erhalten. Das Gotteshaus war infolge eines Wunders des hl. Wolfgangs im Jahre 1491 an Stelle einer ältern kleinen Feldkapelle „zur schönen Buche“ erbaut und schon im folgenden Jahre vollendet worden. Da sich bald darauf noch weitere Wunder zugetragen haben sollen, strömten von überall her Pilger herbei, die es so reich mit Geschenken bedachten, dass über die Eigentumsansprüche an denselben ein Streit zwischen dem Pfarrer zu Düdingen und seinen Kirchengenossen, in deren Sprengel es lag, entstand, der aber schon 1497 geschlichtet werden konnte. Unter solchen Umständen kann es nicht befremden, wenn auch Glasgemälde in dessen Fenster gestiftet wurden. Glücklicherweise blieb davon ein Zyklus von drei Figuren- und einer Wappenscheibe aus dem Jahre 1517 erhalten, der wahrscheinlich vom gleichen Meister, wie das Fenster, welches der Rat von Freiburg gespendet hatte, gemalt wurde. Er kam 1882 in das historische Museum in Freiburg und gibt uns eine ausreichende Auskunft über die künstlerischen Qualitäten des Glasmalers Rudolf Reschy. Die Einrahmungen von Figuren und Wappen auf diesen Scheiben sind etwas handwerklich schematisch. Sie bestehen gewöhnlich aus zwei schlanken, mit nicht viel Verständnis für architektonische Formen komponierten Säulchen, auf denen kleine Heiligenfiguren (Madonna, Barbara, Kathrina) stehen. Hinter ihnen windet sich spätgotisches Blattwerk um ein einfaches Stämmchen, das in flachem Bogen die figürliche Darstellung nach oben abschliesst. Die Figuren des Mittelbildes sind gross und derb gezeichnet, die Gewänder mit scharfen Strichen in Falten geknickt, Haar und Bart entweder in schematische Locken gerollt oder in Strähne gezogen, ganz ähnlich wie auf zahlreichen Holzskulpturen damaliger Zeit. Manche Einzelheit erinnert noch an den Meister Jakob, bei dem Reschy recht wohl gelernt haben könnte. Anderseits stehen seine

---

— Au même pour les fenêtres de la singine (?) 19 ℔ 11 s. — Denne Rudolffen dem Glaser umb die Fenster in der Kanzly. — item um die Fenster in Anthoni de Pres huss, mer umb ein Wappen gan Murten uff das Rathus und ettlich schybenn in zusetzen, tutt samethafft XXVIIj ℔, XVIIj s. Xj d. (Säckelm.-Rechn. Nr. 213, S. 18). 1514[I]: item à Rodolphe Räschi pour une fenêtre dont on fit cadeau à Richard Schluchkubeli de Morat avec les armoiries et pour des fenêtres au Bordel 17 ℔, 18 s., 4 d. 1517[II]: à Rodolph Räschi pour 3 fenêtres a l'église de Montagny avec les armoiries de l'Etat, elles contiennent 1126 cibles, 55 ℔. — item au même pour une fenêtre au curé de Schwartzenburg 5 ℔ 3 s. 4 d. (Gütige Mitteilungen von Herrn Max de Techtermann).

[453]) 1522: die ussern buw des ersten Rudolfen Reschy dem glasser zu friburg umb drü pfenster, so min H. H. dahin geschänkt hand, tuond 12 ℔, 16 s. 8 d. (Berner Taschenbuch, 1878, S. 188).

[454]) a. a. O. Bd. VII, S. 98.

Arbeiten auch denen seines Zeitgenossen Jakob Wildermuth des jüngern zu Neuenburg nicht ferne, ja es scheint fast, als ob beide Meister aus derselben Werkstätte hervorgegangen seien.

Das eine Glasgemälde stellt den Kirchenpatron St. Wolfgang im Ornate, ein Kirchenmodell tragend, in einer dürftigen Landschaft dar. Zu seinen Füssen stehen die zwei einfachen, gegeneinander geneigten Wappenschilde des unbekannten Stifterpaares. In einem zweiten tritt uns der hl. Wilhelm[455]) als Ritter im Harnisch und faltigem Mantel, bewaffnet mit Schwert und Hellebarde, vor einem Teppich entgegen. Zu seinen Füssen kniet der Donator, ein Mönch ohne Wappen. Die dritte Figurenscheibe führt uns Johannes den Täufer als Patron des Donators Hans Senn vor, welcher zu seinen Füssen kniet. Ein Spruchband, das sich unter diesen Figuren über die ganze Bildfläche schlingt, nennt seinen Namen und die Jahrzahl 1517. Darunter sehen wir den Stifter nochmals, wie er auf einem Nachen über ein Gewässer rudert. Vielleicht darf daraus geschlossen werden, dass dieses Glasgemälde als Exvoto in das Kirchlein gestiftet wurde. Hintergrund und obere Umrahmung sind neu. Die Wappenscheibe des Petermann de Faucigny[456]) ist entsprechend komponiert, trägt aber die unrichtige Inschrift „her wilhel. vom nuwehus kapla. zu st. wolfgang MCCCCXXXXII", welche wahrscheinlich als Rest eines älteren Glasgemäldes bei irgend einer Restauration in dieser irreleitenden Art verwendet wurde[457]).

Aufs engste verwandt mit diesem kleinen Zyklus ist das restaurierte Fragment einer Wappenscheibe der kleinen Ortschaft Fillisdorf, die etwa eine halbe Stunde nordöstlich des Dorfes Düdingen liegt, zu dessen Pfarrgemeinde sie ebenfalls gehört. Das im historischen Museum in Freiburg aufbewahrte Glasgemälde zeigt in ähnlicher Umrahmung, wie die oben beschriebenen, die Heiligen Sebastian und Barbara neben dem Gemeindewappen, das wahrscheinlich auch früher, wie in seinem restaurierten Zustande, von einem Engel gehalten wurde. Von dem Adelsgeschlecht, das sich nach dem Dörflein benannte, trug im Jahre 1339 ein Angehöriger der Stadt Freiburg Panner in dem für sie unglücklichen Treffen bei Laupen und blieb mit 14 seiner Mitbürger auf der Walstatt, ein anderer zog mit nach Murten[458]). Was dazu Veranlassung gegeben haben mag, dass ein unbekannter Restaurator über dem (neuen) Engel die Inschrift „Thomme vō Fillistorff 1499" anbrachte, während das Glasgemälde erst etwa um 1515 entstanden sein dürfte, wissen wir nicht.

Die älteste von Rudolf Reschy erhalten gebliebene Figurenscheibe besitzt das Schweiz. Landesmuseum. Sie soll aus dem Kloster Fille-Dieu bei Romont stammen und stellt vor rotem Damaste die Himmelskönigin in der Mandorla auf der Mondsichel dar. Auf ihrem rechten Arme sitzt der kleine Weltenherrscher, der sie zärtlich umschlingt und ein zierliches Szepter trägt, während ihm seine Mutter die schwere Weltkugel abgenommen hat. Die Umrahmung ist wieder sehr einfach gehalten. Auf den seitlichen Säulen steht je ein posaunenblasendes Engelchen[459]).

---

[455]) Wäre der Donator nicht als Mönch abgebildet, so könnte man an ein Geschenk des Ritters Wilhelm Felga (von Düdingen), der schon in dem Streite von 1497 als Schiedsrichter mitgewirkt hatte, denken.

[456]) Er war 1497 ebenfalls Schiedsrichter in dem Streite zwischen Pfarrer und Kirchgenossen von Düdingen.

[457]) Archives héraldiques suisses 1904, p. 10 und Pl. IV. Die Schrift trägt den gleichen Charakter, wie die auf der Scheibe des Hans Senn, doch scheint in der Jahrzahl das 1 vergessen worden zu sein, da sie höchstens 1492 geschrieben worden sein kann.

[458]) H. Rœmy de Bertigny, a. a. O. S. 80 u. 127.

[459]) Nach einer Notiz von Max de Techtermann im Anz. für schweiz. Altertumskunde, 1899, S. 209, Nr. 3, hätte Reschy bis 1536 gemalt.

Seit dem Jahre 1506, demnach bald nach dem Abgange des Oswald Heckstorfer, taucht in den Säckelmeister-Rechnungen der Name des Hans Werro als eines Konkurrenten des Rudolf Reschy auf. Die Werro waren eine alte Freiburger Patrizierfamilie. Trotzdem wissen wir über die äusseren Lebensschicksale dieses Meisters nur, dass am 19. Oktober 1517 seiner Witwe noch verschiedene Guthaben vom Rate bezahlt wurden [460]), er demnach verstorben war.

Im Jahre 1506 lieferte Werro für den Rat Wappenscheiben nach Bellegarde, Marsens und Guin (Düdingen) im Betrage von 29 Pfund, 1508 nach Zurzach, Payerne und anderswohin für den beinahe gleichen Betrag und Wappenfenster in die Kirche von Barbarêche und anderswohin für 24 Pfund; 1509 dagegen Geschenke in das Gasthaus zu Bellegarde und dem Schenkwirt der Eremiten „Zum Weissen Wind" zusammen für 12 Pfund; 1510 machte Werro die Wappen und ein Glasfenster in den grossen Saal des Rathauses für 6 Pfund und ein Glasfenster nach Môtier am Murtensee für 36 Pfund, sowie ein weiteres, dessen Bestimmungsort in den Säckelmeister-Rechnungen nicht mehr entziffert werden kann, für 9 Pfund. 1511 folgte eine Wappenscheibe als Geschenk an den Ammann von Plafeyen und für verschiedene an ungenannte Personen, zusammen für 30 Pfund. Auch 1512 wird er vom Rate in ähnlicher Weise beschäftigt. Weitere Zahlungen an ihn finden sich sodann in einem Rechenbuche eingetragen, das die Jahre 1513 bis 1517 umfasst, aber weder numeriert noch gebunden, noch nach Jahren geführt worden ist. Darin interessiert uns nur ein Eintrag, wonach Werro für die „pfenster gan Kerzers" 9 Pfund erhielt [461]).

Wir sehen aus diesen Mitteilungen, die ebensowenig, wie die andern, auf Lückenlosigkeit Anspruch erheben dürfen, dass Werro ein recht ausgiebig vom Rate beschäftigter Meister war. Für seine Beurteilung als Künstler bietet das Geschenk des Rats an die Kirche von Barberèche, das westlich von Düdingen auf dem linken Saaneufer liegt, genügende Anhaltspunkte. Denn die eine Wappenscheibe davon ist erhalten geblieben.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts war dieses Kirchlein ordentlich mit Kultusgeräten ausgestattet worden. Aber schon im Jahre 1453 sah es darin bedenklich aus. — Denn nach dem Berichte der Kirchenvisitation ruhte das durchlöcherte Dach auf gerissenen Mauern; weder Chor noch Schiff hatte einen Bodenbelag. Man sollte darum die unebenen Stellen ausgleichen und die rauhen Wände weisseln. Von den beiden Altären war der Hauptaltar im Chor nicht geweiht und hatte keinen Auftritt, das kleine Chorfenster keine Scheiben, eine Sakristei fehlte ganz. Dafür standen in der Kirche, die

[460]) Gütige Mitteilung des Herrn Max de Techtermann.

[461]) Säckelmeister-Rechnungen: 1506 II: Au vitrier Hans Verro pour ouvrage fait pour le compte de Messeig. à Fribourg, Bellegarde, Marsens et Guin 29 l., 8 s., 7 d. — 1508 I: à Hans Werro pour cadeau à Zurzach, Payerne et ailleurs 29 l, 19 s., 6 d. — à Hans Werro pour les fenêtres dont il fit cadeau à Barberêche et ailleurs 24 l., 5 s, 5 d. — 1509 II: à Hans Werro pour la fenêtre dont on fit cadeau à l'auberge de Bellegarde 5 l. — item, pour une fenêtre au cabaretier des Eremites à l'enseigne du vent blanc 7 l. 1510 I: à Hans Werro pour faire les armoiries et la belle fenêtre à la grande salle de la maison de ville 6 l. — à Werro pour la part de Mgr. à la belle fenêtre qu'il a faite à Motier 36 l. — au même, pour la fenêtre dont on fit cadeau à Ta..... 9 l., 4 s., 6 d. — 1511 I: à Werro pour la fenêtre dont il fit cadeau à l'ammann de Planfayon 6 l., 5 s. — II: à Hans Werro pour un grand nombre de cadeaux de fenêtre 24 l, 17 s., 4 d. 1512 I: item à Hans Werro pour une fenêtre au Cordeliers 4 l. — II: à Hans Werro pour une fenêtre dont on fit cadeau à Schnewli de Guin et reparation de plusieurs fenêtres etc. 1517: Hans Werro étant mort on paya divers ouvrages de lui à sa veuve. „Buch uff g. Rechnung" (zwischen 1513 und 1517). — Hanns Werro hatt uff samstag vor omnium sanctorum VII ß. — aber hatt er II stück blij (Ist nicht In gest.. ...) — aber hatt er uff die pfenster gan Kerzers uff sampstag ..... IX ß, X s. (Gütige Mitteilungen von Herrn Max de Techtermann).

nebenbei als Magazin diente, allerhand Ackergeräte herum. Immerhin scheinen die Reklamationen zu besseren Zuständen geführt zu haben, denn schon zwei Jahre später wurde ein neuer Altar geweiht. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts stifteten auch angesehene Familien ihre Wappenscheiben in die Fenster, von denen, ausser der Standesscheibe von Freiburg, fünf weitere aus späterer Zeit erhalten blieben.[462])

Die Standesscheibe von Freiburg ist keine künstlerisch hervorragende Arbeit: zwei Engel von sehr gedrungener Gestalt halten den bekrönten Reichsschild, der in gewohnter Weise auf den beiden Standeswappen ruht. Von der Umfassung blieben nur noch die beiden seitlichen Säulen erhalten, der obere Teil der Scheibe ist abgeschnitten worden.

Zweifellos schenkte mit dem Rate auch der kurz vorher gewählte Schultheiss von Freiburg, Franz von Arsent, seine Wappenscheibe nach der Kirche von Barberéche. Sie steht künstlerisch höher als die Standesscheibe und beweist uns, dass Werro, aus dessen Geschlecht einige zu den Wohltätern dieser Kirche zählten, ein trefflicher Heraldiker war. Über dem Wappen, dessen Helmzier und Decke den Raum trefflich ausfüllen, sind die Abzeichen des St. Katharinenordens und der Ritter des hl. Grabes angebracht. Den Hintergrund bildet ein grossmustriger Damast, in dessen dunkle Partien, wie auf den Standesschilden von Freiburg, strahlenförmige Verzierungen eingeritzt sind. Leider ist auch diese Scheibe oben stark beschnitten. Der unglückliche Schenker wurde am 18. März 1511 hingerichtet.

Mit dieser Wappenscheibe stimmt auffallend eine zweite der Familie Lanther im historischen Museum in Freiburg überein. Sie stammt aus der Kirche von Ependes (Spinz), das etwa anderthalb Stunden südlich von Freiburg auf einer Anhöhe liegt. Bei der Visitation von 1453 war auch dieses Gotteshaus in einem beklagenswerten Zustande und aller Scheiben in seinen Fenstern vollständig beraubt. Im Jahre 1480 fiel das Schiff zusammen und wurde, nachdem mit viel Mühe die notwendigen Geldmittel aufgebracht waren, sehr langsam, an den alten Chor anlehnend, neu errichtet.[463]) Zu den ersten Zierden, welche ihm gütige Gönner, zu denen auch die angesehene Freiburger Familie gehörte, die wahrscheinlich an dem Orte begütert war, spendeten, gehörte auch dieses prächtige Fragment. Denn leider fehlt dem flott gezeichneten Wappen, das wieder vor dem grossmustrigen Damaste auf grünem Rasen steht, die ganze Umrahmung.[464])

Als weitere Arbeiten unseres Meisters dürfen auch die beiden runden Wappenscheiben angesprochen werden, welche die Stadt Murten in der Kirche des fast unmittelbar vor ihren Mauern gelegenen Dorfes Merlach (Meyriez) schenkte. Der gegenwärtige Bau soll nach unverbürgten Nachrichten erst 1520 aus Materialien, die man aus den Ruinen von Avenches holte, errichtet worden sein[465]). Diese Angabe als richtig vorausgesetzt, müssten die beiden Wappenscheibchen aus den Fenstern der alten Kirche stammen. Ihre Komposition ist höchst einfach, da der Wappenschild der Stadt in üblicher Weise so auf den unteren Scheibenrand gestellt wurde, dass für den grossmustrigen Damast, der dem beschriebenen genau entspricht, der obere Drittel und die Seiten frei

---

[462]) Wappenscheibe des Schultheissen François d'Arsent, vor 1511; Wappenscheibe des Johann Petermann von Praroman, 1552; Wappenscheibe der Frau Ursula Falk, dessen Witwe, 1555; Wappenscheibe des François-Henri de Gleresse, 1673, und Wappenscheibe des François de Glercsse und der Marie-Catherine de Praroman, 1676.

[463]) App. Dellion, Dictionnaire, Bd. V, S. 52 f.

[464]) Vgl. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1899, S. 209.

[465]) J. R. Rahn, Anzeiger für schweizer. Altertumskunde, 1884, S. 20.

blieben. Leider sind beide Scheiben unvollständig: bei der einen fehlen zwei grössere Stücke Damast, bei der andern wurde der einrahmende Ornamentstreifen durch einen ungeschickten Glaser ergänzt.

Schliesslich darf diesem Meister auch noch das Fragment einer Masswerkfüllung zugesprochen werden, welches in einem Oval hinter einer Bretterballustrade, welcher der Wappenschild von Freiburg vorgestellt ist, den hl. Niklaus darstellt, wobei wieder der grossmustrige Damast als Hintergrund dient. Es war 1908 im Handel[466]).

Die grosse Ähnlichkeit der Arbeiten unseres Freiburgers Hans Werro mit den gleichzeitigen der Meister zu Bern lässt vermuten, dass er dort sein Handwerk erlernt habe.

Schliesslich sei noch eines Meisters gedacht, dessen Name nur zweimal in den Säckelmeisterrechnungen auftaucht. Im ersten Halbjahr 1502 malte „der junge Koli“ den Priestern auf ihre Stube ein Fenster, das ihnen der Rat schenkte und wofür dem Meister 8 Pfund bezahlt wurden[467]). Ein zweites Mal löhnte ihn dieser im Jahre 1504 für allerhand Bletzwerk in der Weibelstube mit 1 Pfund 5 Schillingen[468]). Wahrscheinlich war er ein Sohn des Schneiders U. Kolly aus Jegenstorf, der sich 1467 zu Freiburg eingebürgert hatte[469]). Ob der Meister seine Vaterstadt verliess, ob ihn ein früher Tod wegraffte, oder ob seine Arbeiten nicht befriedigten, wissen wir nicht.

Nun befinden sich in den beiden schmalen Chorfenstern eines Kirchleins zu Treffels (Treyvaux) das etwa zwei Stunden südlich von Freiburg in abgelegener Gegend, hoch über dem rechten Ufer der Saane, innerhalb der Mauerreste einer längst zerfallenen Burg liegt, deren frühere Besitzer sich nach ihr benannten, die Fragmente zweier Figurenscheiben. Die eine stellt die Madonna, die andere den hl. Petrus dar. Letzterer war seit alten Zeiten Patron dieses Kirchleins, dessen Chor als ehemalige Schlosskapelle noch aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen dürfte. Später wurde die Kapelle, durch ein angebautes Schiff erweitert, zur Pfarrkirche des Dorfes. Aber schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts nahm diese Stelle eine zweite, der Maria geweihte Kapelle im Dorfe ein, während das ältere Gotteshaus allmählich in Abgang kam. Das beweist auch der Visitationsbericht von 1453. Damals stand das Kirchlein vereinsamt. Seit Menschengedenken wohnte in seiner Nähe niemand ausser einem frommen Weibe, einer Rekluse. Es wurden darin auch weder der Leib Christi aufbewahrt, noch Sakramente gespendet und während des Jahres nur noch etwa zwanzig Messen gelesen. Zu den anbefohlenen Renovationsarbeiten gehörte auch die Verglasung der beiden Chorfenster[470]). Doch scheint man sich damit nicht beeilt zu haben. Denn die heute noch vorhandenen, welche wahrscheinlich auf Veranlassung des Visitationsberichtes entstanden, stammen erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts[471]). Die noch in Fragmenten erhalten gebliebenen Figurenscheiben weichen in ihrer Technik insofern von den bekannten Arbeiten der Freiburger Glasmaler ab, als sie in Graumalerei hergestellt wurden, während der Meister für die übrige Fensterfläche auch rote, blaue und gelbe, zu einfachen geometrischen Ornamenten

[466]) Vgl. Auktionskatalog Angst, Huber, Siegfried, Zürich, 1909, S. 80, No. 660.

[467]) Säckelmeister-Rechn. 1502[I] (No. 199): „Denne dem jungen Kolin umm 1 pfenster so min Herrn den priesternn uff ir stuben geschännckt habenn, 8 Pfd., 12 s.“

[468]) Säckelmeister-Rechn. 1504 (Nr. 201. S. 18): M. Kolin, dem Glaser umb allerhand bletzwerks in der wybelen stuben 1 Pfd. 5 s.

[469]) Brun, Schweiz. Künstl. Lex., Bd. I, S. 188.

[470]) W. Effmann, Die St. Peterskirche zu Treffels. Freiburger Geschichtsblätter. 1. Jahrg. S. 85 ff.

[471]) Appoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. XI, S. 227, verwechselt in seiner historischen Beschreibung die beiden Kirchlein fortwährend miteinander.

zusammengefügte Gläser verwendete und die ganzen Fenster in Holzrahmen fasste. Dieser Technik werden wir in savoyischen Landen wieder begegnen. Nun liess ein Mann, namens Kolly, in dem zu Treffels gehörigen Weiler Ried (Essert) im Jahre 1526 eine Kapelle bauen[472]). Es scheint demnach dieses Geschlecht in besonderen Beziehungen zu der Gegend gestanden zu haben, was nahe legt, die Erstellung der beiden primitiven Chorfenster dem jungen Kolly zuzuschreiben. Dann würden wir auch begreifen, warum ihn der Rat von Freiburg nicht weiter für Glasmalereien beschäftigte. Da aber die Glasfenster zu Treffels noch dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören, während Kolly als junger Meister erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts in den Freiburger Akten genannt wird, muss die Frage nach ihrem Ersteller offen bleiben.

Schliesslich tauchen sowohl in den Freiburger als den Berner Säckelmeister-Rechnungen die Namen einiger Männer auf, von denen es schwer ist zu entscheiden, ob sie überhaupt Glasmaler waren und in welcher der beiden Städte sie wohnten. So erhält nach den Freiburger Säckelmeister-Rechnungen im Jahre 1499 ein Peter Studer 6 Pfund für ein Glasgemälde, das man als Geschenk nach Zurzach sandte[473]), und im Jahre 1518 löhnt der Rat von Bern „Peter Studer von Freiburg „um vensterwärch zu den Augustinern mit 22 Pfund, 18 s., 4 d.“ [474]) Dazu bemerkt Staatsarchivar Dr. H. Türler im Schweiz. Künstlerlexikon (Bd. III, S. 274), es handle sich um ein Geschenk Berns an die Augustiner in Freiburg. Das ist nicht wahrscheinlich. Denn im Jahre 1519 zahlt der Rat von Freiburg einen Beitrag für die Glasgemäldeschenkung an die Augustiner in Zürich[475]). Es handelt sich darum wohl in beiden Fällen um das Gesuch, welches die Augustiner Herren in dieser Stadt an die Regierungen der dreizehn alten Orte der Eidgenossenschaft um Fenster in ihr neues Kapitelhaus gestellt hatten und über das deren Gesandte auf der Tagung zu Zürich vom 3. Juni 1519 verhandelten. Offenbar hatten einige Orte, wie Bern, ihren Beitrag damals schon eingesandt, während andere bei diesem Anlasse daran erinnert werden mussten, wie dies häufig vorkam[476]). Dieser Zyklus, der in Zürich gemalt wurde, ist zurzeit im Schweiz. Landesmuseum. Sodann meldet Prof. Trächsel in Bern, gestützt auf Mitteilungen von Staatsarchivar G. Schneuwli in Freiburg[477]), es seien vom Rate dieser Stadt im Jahre 1503 dem Ulrich Studer für ein in die Heiliggeistkirche zu Bern geschenktes Fenster 13 Pfund, 10 Schilling bezahlt worden, wozu Staatsarchivar Dr. H. Türler in Bern (im Schweiz. Künstlerlexikon, Bd III, S. 274) bemerkt, dieser Ulrich Studer sei nicht Glasmaler, sondern Kaufmann gewesen. Dies dürfte auch für Peter Studer zutreffen. Wahrscheinlich vermittelten beide den Verkehr Freiburgs mit Bern, Zurzach und Zürich und wurden darum zur Überbringung von Geldbeträgen benutzt, wie das in damaliger Zeit üblich war[478]). Ebenso waren auch Michel Schmalz und Gregor Borter, von denen Trächsel (a. gl. O.) meldet, sie hätten als Berner Meister 1505 für Freiburg

---

[472]) Appoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. XI, S. 228.

[473]) Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

[474]) Berner Taschenbuch, 1878, S. 187.

[475]) Säckelm.-Rechn. 1509^{II}: Cadeau de fenêtre à l'église de Zurzach 46 ℔, 8 s., 4 d.; idem pour une dite aux Augustins de Zurich. Gütige Mitteilung des Herrn Max de Techtermann.

[476]) Eidgen. Abschiede, Bd. III, Abt. 2, S. 1169, Nr. 7809.

[477]) Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern, 1879, S. 32.

[478]) Vgl. auch Fussnote 426, S. 383: Thoman Studer charroton de Berne, und 441, S. 386: Stephan Studer, Bürger zu Freiburg in der Au.

Glasmalereien geliefert, vermutlich Kaufleute, da sie weder in der einen noch der andern Stadt als Glasmaler nachgewiesen werden können[479]).

Dagegen ist in der Tat auffallend, wie zahlreich die Aufträge des Rates zu Freiburg an die Glasmaler zu Bern, trotz der Anwesenheit guter Meister in der Stadt, um die Wende des 15. Jahrhunderts waren. Bis zu Anfang der 1480er Jahre hatte, wie wir sahen, Urs Werder in Bern einen bedeutenden Teil der Geschenke Freiburgs in die Eidgenossenschaft ausgeführt. Die Schwierigkeit des Transportes einer so zerbrechlichen Ware an entfernte Orte mag zur Vergebung dieser Arbeiten in ihrer Bestimmung näher gelegene Städte mitbestimmend gewesen sein und die guten Beziehungen zu Bern mögen zu dessen Bevorzugung beigetragen haben. Wie gross der Anteil der Berner Meister an den Bestellungen während der 1480er und 1490er Jahre war, entzieht sich unserer Kenntnis, weil die damaligen Freiburger Säckelmeister die Namen der Glasmaler nur höchst selten ihren Einträgen beifügten. Dagegen beweist uns ein Ausgabeposten, wonach im Jahre 1491 die stattliche Summe von 100 Pfund für ein Fenster als Geschenk an die Dominikaner in Bern bezahlt wurde, dass die monumentale Glasmalerei zu dieser Zeit noch nicht in Abgang gekommen war und, wenn auch seltener als früher, so doch immer noch ganze Kirchenfenster geschenkt wurden.

Im Jahre 1503 erhielt der damals schon betagte, aber gute Berner Meister Hans Stumpf für ein Glasgemälde in die Kirche zu Büren 6 Pfund 6 Schilling (nach Berner Währung, 7 Pfund 16 Schilling nach freiburgischer)[480]). Viel bedeutender aber waren die Bestellungen bei dem Berner Meister Hans Funk, der seine Tätigkeit in der Stadt damals eben begann.

Im Jahre 1504 war der Bau des neuen Rathauses in Freiburg soweit fortgeschritten, dass man daran denken durfte, sich nach dem Schmucke der Fenster im Ratsaale mit den Wappen der verbündeten Orte als deren Geschenke umzusehen. Man wählte dafür nicht den sonst üblichen Weg durch Einreichung eines dahin gehenden Gesuches an die eidgenössische Tagsatzung, sondern schickte, um rascher zum Ziele zu gelangen, den angesehenen Ratsherrn und früheren Bürgermeister Hans Techtermann[481]) zu den Regierungen, so dass er noch im gleichen Jahre in der Lage war, die Beiträge sämtlicher zwölf Stände dem Säckelmeister auszuhändigen, der darauf im folgenden den Glasmaler Hans Funk in Bern für die abgelieferten Arbeiten bezahlte[482]). Dass man trotz den anwesenden Meistern diesen wichtigen Auftrag in Bern bei dem besten Glasmaler im Westen der Eidgenossenschaft ausführen liess, ist ein trefflicher Beweis für das Kunstverständnis der leitenden Kreise in Freiburg. Auch später blieben sie, nicht zu ihrem Schaden, den Berner Meistern treu. Leider sind die Standeswappen, welche ehemals die Fenster des Rathauses schmückten, nicht mehr an ihrem

---

[479]) Auch Hans Wick, der 1499 ein Fenster für den Rat in Freiburg als Geschenk für Hans Rutz im Lande Uri malte und dafür 7 l., 50 s. erhielt, kann als Meister in dieser Stadt nicht nachgewiesen werden. Gütige Mitteilung von Herrn Max von Techtermaun.

[480]) 1503[I] (Säckelm.-Rechn.): „Cadeau d'un dit vitrail à Büren (vitrier de Berne Hans Stumpf) 6 ℔, 6 s. valeur de Berne, soit 7 ℔, 16 s. de notre valeur." Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.

[481]) Er bekleidete letzteres Amt 1492—1495 und 1502.

[482]) 1504[I]: Reçu de Hans Techtermann l'argent que nos Confédérés lui ont remis, chacun pour une fenêtre: Zürich 13 ℔, 4 s.; Luzern 13 ℔, 4 s.; Uri 13 ℔, 10 s.; Schwyz 13 ℔, 6 s., 8 d.; Unterwalden 13 ℔, 10 s.; Zug 13 ℔, 3 s., 4 d.; Glarus 13 ℔, 6 s., 8 d.; Basel 13 ℔, 10 s; Solothurn 13 ℔, 10 s.; Schaffhausen 13 ℔, 10 s. (In Bern wurde der Beitrag nicht erhoben, weil der Rat den Glasmaler am Orte direkt bezahlen konnte. Appenzell war dem Bund noch nicht beigetreten.) 1505[I]: (Säckelm.-Rechn. Nr. 205, S. 20): Denne Hans Funcken ein glaser von Bern umb der eidgenossen Wappen uffem Rathus XXX gulden = lXXij ℔, VIII s., 4 d. Gütige Mitteilungen von Herrn Max de Techtermann.

ursprünglichen Bestimmungsorte. Dafür hat sich Hans Funk ein glänzendes Denkmal seiner Kunst vor den Toren der Stadt Freiburg in den Wappenscheiben der Familie von Diessbach gesetzt, welche heute noch die Schlosskapelle zu Pérolles zieren[483]).

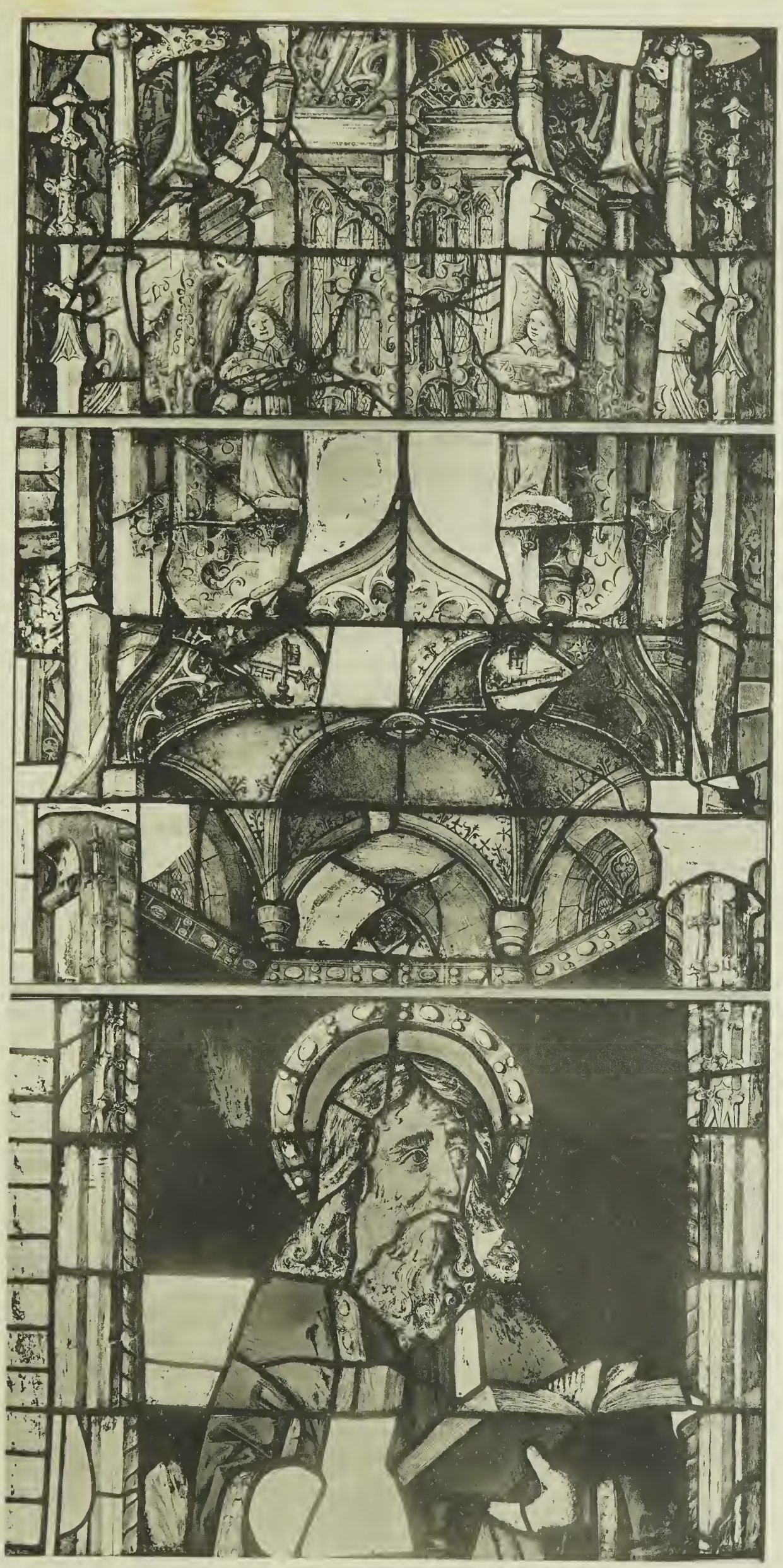
Neben Hans Funk wurde später auch der Berner Meister Jakob Meyer vom Rate beschäftigt. Von dem Fenster, das er in seinem Auftrage für die Kirche in Jegenstorf anfertigte und das nicht weniger als 47 Pfund kostete, sind das Standeswappen und die zugehörige Figurenscheibe mit dem Landespatron St. Nikolaus noch heute erhalten[484]).

So wurde zu Freiburg an der äussersten Mark des Reiches seit seinem Beitritt zum Bunde der Eidgenossen ein Kunstgärtlein gehegt, das namentlich auf dem Gebiete der Malerei prächtige Blüten trieb, so lange deutsche Meister seiner warteten, dagegen, wenigstens auf dem Gebiete der Glasmalerei, immer wieder verkümmerte, so oft der Einfluss aus savoyischen Landen die Oberhand gewann.

---

[483]) Auch die aus dem Kloster Maigrauge stammende Wappenscheibe ist eine Arbeit von ihm. Vgl. S. 362.

[484]) 1515[I]: payé à Jakob Meyer vitrier de Berne pour une grande fenêtre dont on fit cadeau à l'église de Jegenstorf. Elle contient 590 rondes à raison de 4 pour un batz et 2 grands tableaux, peints en verre, lesquels coûtèrent. 8 florins avec d'autres ornaments qui coûtent 2 fl., total 47 ℔, 5 s., 7 d. Gütige Mitteilung von Herrn Max de Techtermann.



Museum für Kunst und Geschichte in Genf.
Teil des St. Andreasfensters.

VIII. Die Westschweiz, Genf, das Wallis und die südlichen Alpentäler.

Mit dem Eintritt der Städte Solothurn und Freiburg war der Bund der acht alten eidgenössischen Stände nach längerem gegenseitigem Hader noch vor Schluss des Jahres 1481 auf zehn angewachsen. Diese Zahl wurde vor Ablauf des Jahrhunderts nicht mehr vermehrt. Wenn wir die damals noch nicht der Eidgenossenschaft angehörenden Städte Basel, Biel, Schaffhausen, St. Gallen und Neuenburg, sowie das Gebiet des Bischofs von Basel gleichwohl in den Bereich unserer Arbeit einbezogen haben, so geschah dies nicht nur, weil mancherlei Bündnisse und auch losere Beziehungen sie wenigstens mit einzelnen Orten der alten Eidgenossenschaft zu verschiedenen Zeiten auf kürzere oder längere Frist enger verbanden, denn das war mit Savoyen auch der Fall, sondern weil sie ihre Kunst und Kultur enger aneinander knüpfte, als an die französisch sprechende Westschweiz. Denn wer von Freiburg aus seinen Fuss weiter nach Süden und Westen setzt, dem wird noch heute nicht entgehen, dass in diesen Gegenden sowohl die mittelalterlichen Baudenkmäler als die Schöpfungen der Kunst und die Erzeugnisse des Kunsthandwerkes typische Formen aufweisen, die sie wesentlich von denen in deutschen Landen unterscheiden, und dass auch Sitten und Gewohnheiten, ja bis zu einem gewissen Grade die ganze Lebenshaltung der Bevölkerung wenigstens mancherorts eine andere wird. Dies war im 15. Jahrhundert noch weit mehr der Fall als heute, wo zufolge einer jahrhundertelangen Zusammengehörigkeit zu Bern und Freiburg die einheimische Bevölkerung in der Westschweiz im Laufe der Zeit stellenweise sehr stark durch eine Bauernsame und zahlreiche Handwerker deutscher Abkunft durchsetzt wurde, die ihre Eigenart auf fremdem Boden nur teilweise ablegten und davon an die ansässige Bevölkerung beinahe ebensoviel abgaben, als sie fremde annahmen. Da unsere eigentliche Aufgabe darin besteht, eine Übersicht über die Entwicklung der monumentalen Glasmalerei bis zum Schlusse des 15. Jahrhunderts in den Gebieten der alten Eidgenossenschaft zu geben, so begnügen wir uns für die seither diesem Staatenbunde angegliederten Gebietsteile, soweit sie nicht schon in den Bereich unserer Arbeit einbezogen worden sind, mit einer Übersicht und kurzen Besprechung der noch vorhandenen Werke. Dazu nötigt uns zum Teil auch der Mangel an Vorarbeiten, welche uns gestatten würden, diese Arbeiten ebenfalls im Rahmen der politischen und der Kunstgeschichte ihrer engeren Umgebung zu behandeln.

Der erste grössere Ort im Südwesten Freiburgs ist das malerisch auf einer Anhöhe gelegene, von romantischen Türmen und Zinnen umgürtete Städtchen **Romont** mit seinem düsteren Grafenschlosse und der alten Kirche. Die zwei gemalten Glasfenster mit Darstellung des Evangelisten Johannes und des Papstes Sylvester, welche wahrscheinlich noch vor Schluss des 13. Jahrhunderts

in das Chorfenster der Kirche[485]) gestiftet wurden, haben wir schon kennen gelernt (S. 180/81 und Fig. 15 und 16). Dabei wurde aber übersehen, dass sich noch ein Fragment aus dieser Zeit in dem dritten Fenster des südlichen Seitenschiffes befindet. Es stellt die Himmelskönigin mit dem Christuskinde dar und ist leider stark verflickt mit farbigen Gläsern aus späterer Zeit. Über dem weissen Schleier trägt die Madonna eine goldene Krone. Das mag den Glasmaler veranlasst haben, für den Nimbus grüne Gläser zu wählen. Ihr Gesicht voll Liebreiz schmiegt sie an das des Christusknaben, der, mit einem Hemdchen bekleidet, auf ihrem rechten Arme sitzt und dem sie eine Birne reicht. Von ihrem roten Kleide und dem darüber herabwallenden blauen Mantel sind nur noch Bruchstücke vorhanden.

Auch die Rundscheibe mit dem auf blauem Hintergrunde eingelassenen Wappenschilde im Masswerke dieses Fensters dürfte noch aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammen. Letzteres zeigt im roten Feld einen weissen Löwen mit darüber laufender, gelb und blau gestickter Binde und gehört dem savoyischen Geschlechte derer von Montvaignards, Vicedomini zu Châtel-St-Denis, an.

Am 24. April des Jahres 1434 legte eine Feuersbrunst den grössten Teil des Städtchens Romont in Asche. Dem verheerenden Elemente war mit um so weniger Erfolg beizukommen, als es auf dem Hügel, den es bekrönt, an Wasser fehlte und die meisten Häuser aus Holz erbaut waren[486]). Auch die Archive gingen dabei zugrunde. Von der Kirche blieben nur die Mauern stehen, von den Glasmalereien wurden glücklicherweise wenigstens die im Chorfenster erhalten. Dass früher noch mehr vorhanden waren, beweisen die oben beschriebenen Fragmente. Trotz dieses Unglückes, das die Bürgerschaft zweifellos zuerst Bedacht auf die Wiedererrichtung ihrer Wohnhäuser und Ställe nehmen und ihr jedenfalls wenig Mittel zu andern Zwecken übrig liess, schritt der Wiederaufbau der Kirche rasch vorwärts. Die kräftige Unterstützung durch Indulgenzen des Papstes Eugen IV. und des Bischofs von Lausanne, Jean de Prangins, Privilegien des Herzogs Amadeus von Savoyen und Gaben der Edelleute weit in der Runde trugen dazu wesentlich bei. Sie erstreckten sich auch auf den Wiederaufbau des Spitals und der Klöster. Schon 1447 waren die Arbeiten an der Kirche zum grossen Teile beendet, und Mittwoch nach St. Peter des Jahres 1451 konnte der Bischof von Lausanne das Gotteshaus neu weihen. Immerhin beweist der Visitationsbericht aus dem folgenden Jahre, dass es mit seiner Ausstattung noch recht dürftig aussah. Besonders schlimm war es um die Kultusgeräte bestellt. Und wenn bei diesem Anlasse verfügt wurde, dass man den grossen Psalter und die andern Bücher wegen des Fettes und Schmutzes, die ihnen anhafteten, nicht benutzen dürfe, ohne sich nachher die Hände zu waschen, so gibt uns das einen Begriff davon, wie es auch um das andere Kircheninventar beschaffen gewesen sein mag. Auch die Fenster waren weder vollendet, noch mit Glasverschlüssen geschmückt und die Altäre von grösster Einfachheit[487]). Doch kam es bald besser. In den Jahren 1468 und 1469 schnitzte Meister Rudolf Potu mit seinen Söhnen die prächtigen Chorstühle, 1478 entstand als eine Stiftung des Antonius von Illens das kunstvoll geschmiedete Chorgitter, 1515 liess die Geistlichkeit von Romont[488])

[485]) Über das Alter der Kirche vgl. Apoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. 10, S. 380 ff.

[486]) Im Jahre 1364 zählte Romont 350 Häuser; nach dem Brand von 1434 besass es 1445 nur noch 151 Feuerstätten und zwischen 775 und 950 Einwohner, während es 1429 noch 262 Feuerstätten mit 1310 bis 1500 Einwohnern gezählt hatte. Im Jahre 1888 war es wieder auf deren 1886 angewachsen. Appoll. Dellion, Dict., Bd. X, S. 350/51.

[487]) Appoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. X, S. 383/84.

[488]) Über deren Organisation vergl. Appoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. X, S. 401.

einen überaus reichen Altar schnitzen und mit ihrem Wappen zieren, der früher in der Kapelle beim Portale stand und dessen Schrein später zur Seite des Hochaltars in den Chor versetzt wurde. Endlich erhielt im Jahre 1520 das Schiff auch eine neue Kanzel als ein Meisterwerk im sogenannten Stil flamboyant. Dass bei einem solchen Bestreben nach Verschönerung des Kircheninnern auch die Fenster nicht leer ausgingen, ist einleuchtend. Was von diesem Fensterschmucke heute, leider zum grossen Teil nur noch in Trümmern, vorhanden ist, beweist uns, dass er jedenfalls sehr reich, aber in Bezug auf seinen Kunstwert auch sehr verschieden war. Dennoch bietet er uns Gelegenheit, auf den Unterschied der Fensterdekoration in deutschen und welschen resp. savoyischen Landen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinzuweisen.

* * *

Die deutschen Meister komponierten bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts im allgemeinen ihre figürlichen Darstellungen, seien es Einzelpersonen oder Gruppen, spielen sich die wiedergegebenen Vorgänge im Freien oder in Räumen ab, in ein architektonisches Gerüste hinein, welches das ganze Fenster überspannt und das nach oben mit Türmen und Fialen bis unter oder sogar bis in das Masswerk hineinstrebt. Manchmal stellt es einen mächtigen Turm dar, in dessen Stockwerken uns die verschiedenartigsten Vorgänge fortlaufend erzählt werden (man denke nur an das Dreikönigsfenster im Chor des Münsters zu Bern). Zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wird mit dem allmählichen Verschwinden des monumentalen Stiles und der damit aufs engste verbundenen Reduzierung des Formates der figürlichen Darstellungen dieses architektonische Beiwerk immer mehr vereinfacht, so dass es sich schliesslich auf die Einrahmung mit mehr oder weniger reich ausgestatteten Portalen, in welche die figürlichen Darstellungen auf Damastgrund hineingesetzt werden, beschränkt (vgl. Fig. 72), oder es wird in naturalistischer Weise das Steinwerk durch Baumstämmchen ersetzt, deren stilisiertes Blatt- und Krabbenwerk sich über den bildlichen Darstellungen zusammenschliesst und das zuweilen auch noch bis in das Masswerk hineinrankt. Daneben kommen auch Kombinationen dieser beiden Einrahmungsarten vor (vgl. Fig. 36). Als man dann auch in deutschen Landen darauf zu verzichten anfing, die ganze Fensterfläche mit Figuren und ornamentalem Beiwerk auszufüllen, stellte man erstere wenigstens noch unter Baldachine (vgl. Fig. 73), oder mit dem Eindringen der Renaissance unter ein Gemisch von verkümmertem gotischem Krabben- und Laubwerk, vermischt mit unverstandenen Elementen der Ornamentik der Renaissance, wie uns solche Gebilde in den Bekrönungen der Figurenscheiben in der Kirche von Utzenstorf (jetzt Historisches Museum in Bern und Schweizerisches Landesmuseum) entgegentreten.

Fig. 72. Wappenscheibe der Stadt Winterthur Aus einem Fenster der Kirche in Veltheim. Schweizerisches Landesmuseum.

In savoyischen Landen begegnen wir zu jener Zeit einer von dieser Dekorationsart der Fenster wesentlich verschiedenen. Hier begnügt man sich damit, den Leibungen der Fenster entlang

ein mehr oder weniger kunstvoll verziertes Ornamentband zu ziehen, unter Verzicht auf alles architektonische Beiwerk, sofern dieses nicht zu den bildlichen Darstellungen als solchen gehört.

Fig. 73. St. Katharina. Aus der Kirche von Büren. Hist. Museum in Bern.

Dieses Ornamentband zieht man selbst den Masswerköffnungen entlang, sofern es deren Grösse gestattet. Sehr oft setzt es sich zusammen aus Liebesknoten, wie sie die Kette des Annunziatenordens zeigt, unterbrochen von roten und blauen Gläsern, oder an Stelle der ersteren aus kleinen, hohen Kronen, um Stäbe geschlungenen Bändern mit den Monogrammen Christi und der Maria oder der savoyischen Devise „Fert“ (vgl. Fig. 74, 75, 76). In diese umrahmten Fensterflächen setzt man die Bilder ein, welche ein oder mehrere Fensterfelder belegen können. Braucht man für die figürlichen Darstellungen auch den Raum, welchen das Ornamentband einnimmt, dann unterbricht man es an dieser Stelle (Fig. 75). Die nicht mit Bildern ausgefüllten Felder werden gewöhnlich mit kleinen Tafeln in Rautenform verglast, und in diese hinein setzt man mit Vorliebe runde, farbige Scheiben, die mit Wappenschilden, Monogrammen oder Ornamenten verziert sind (Fig. 74). Ähnliche Scheiben benutzte man auch zur teilweisen Ausfüllung der Masswerke (Tafel XVI und XVII). In den armen Bergdörfern beschränkte man sich, wie wir dies heute noch konstatieren können, überhaupt auf die Anbringung von farbigen Gläsern, die man nur ausnahmsweise zu geometrischen Ornamenten zusammensetzte. Dass mit dieser Art von Fensterdekoration eine gute künstlerische Wirkung erzielt werden konnte, wenn sie von berufener Hand ausgeführt wurde, zeigen die Fenster aus Carrignan und der Kirche von St. Saphorin; dass sie aber geradezu roh wirken musste, wenn unzulängliche Kräfte sich daran wagten, einige Fenster in der Kirche zu Romont (Fig. 74).

* *
*

Dass das Haus Savoyen sich an dem Fensterschmucke dieses Gotteshauses jedenfalls schon bald nach dessen Wiedereinweihung beteiligte, beweisen verschiedene Umstände. Nach der Notiz auf einem losen Blatte im Archiv waren früher in den Chorfenstern die Savoyischen Wappen eingesetzt[489]). Sie sind verschwunden. Ausserdem deuten auf Stiftungen des Herrscherhauses die hohen Krönlein, abwechselnd mit den Liebesknoten der Kette des Annunziatenordens, welche einst die Umrahmung eines Fensters bildeten und zurzeit mit andern Fragmenten aus den Kirchenfenstern zu Romont, zu einem grossen Glasmosaik vereinigt, im Historischen Museum zu Freiburg aufbewahrt werden. Dies trifft wahrscheinlich auch zu für die drei Fenster aus

[489]) Appoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. X, S. 387.

der Marienkapelle im genannten Museum, von denen zwei zusammen die Verkündigung, das dritte die Madonna in der Mandorla darstellen. Denn auf dem Ornamentband über der Maria in der Verkündigung wechseln die Glieder der genannten Ordenskette mit der Devise des Hauses Savoyen, während das über dem Engel die beiden Christusmonogramme zieren. In beiden Fällen werden sie unterbrochen durch farbige Gläser (Fig. 75).

Die Kapelle der „Notre-Dame du Portail“ ist wahrscheinlich gleich alt, wie die Kirche und wird schon 1329 erwähnt als „Capella de novo portali“. Da die Kirche als solche der hl. Jungfrau, resp. der „Empfängnis der hl. Jungfrau“, geweiht war, bedurfte sie keines zweiten Marienaltars. In ihr liess die 1337 gegründete „Bruderschaft der Empfängnis“ tägliche Totenmessen für die Verstorbenen vor dem Altare des hl. Georg lesen. Erst zwischen 1400 und 1429 wurde von ihr darin auch ein solcher zu Ehren der Maria und ihrer hl. Empfängnis errichtet. Diese Bruderschaft erfreute sich weit in der Gegend des grössten Ansehens[490]). Schon 1374 stiftete der Graf Amadeus von Savoyen eine grosse Messe für ihren Altar, die mit Ausnahme des Sonntags, alle Tage gesungen werden musste. Im 15. Jahrhundert zählte sie Angehörige der angesehensten Familien, Männer und Frauen, zu ihren Angehörigen. Es kann darum nicht befremden, wenn das Herrscherhaus sie auch später wieder durch seine besondere Gunst auszeichnete und die Fenster ihrer Kapelle mit Glasmalereien schmücken liess. Den Anlass dazu dürfte der unfreiwillige Aufenthalt Yolantas in Romont auf ihrer Reise nach Freiburg im Jahre 1469 gegeben haben, der, wie wir nachweisen zu können glauben, auch dem benachbarten Kloster „Fille Dieu“ ähnliche Geschenke brachte (Vgl. S. 374 und S. 377 f.). Dem Stile nach können diese drei Fenster recht wohl um diese Zeit entstanden sein. Was sie vor den Arbeiten der deutschen Meister auszeichnet, ist die Meisterschaft, mit welcher

Fig. 74. Fenster in der Kirche von Romont.

[490]) Appoll. Dellion, Dict., Bd. X, S. 427 ff.

ihr Ersteller vermochte, das Gemach, in dem die Handlung vor sich geht, darzustellen. Denn während man auf den Glasmalereien in der deutschen Schweiz aus dieser und späterer Zeit gewohnt ist, Räume in schematischer Weise durch ein paar kulissenartige Wände angedeutet zu sehen (vgl. Taf. VIII, XIII und Fig. 34), haben wir auf dem vorliegenden Bilde (Fig. 75) ein wohl ausgestattetes Zimmer vor uns. Durch die offene Tür, hinter der man sogar die Balkendecke des Korridors erblickt, tritt der Engel herein und verneigt sich leicht vor der Jungfrau, die vor dem Gebetpulte knieend, fast ängstlich mit abwehrender Gestikulation sich umschaut. In einer Öffnung über dem Spruchstabe des Engels erblicken wir Gott Vater in den Wolken. Er erhebt die Rechte segnend, in der Linken trägt er die Weltkugel und spricht. Nach dem Haupte der Maria schwebt der hl. Geist als Taube mit einem Nimbus, hinter der Jungfrau steht auf einer Truhe ein Blumentopf mit drei Lilienzweigen, von denen jeder wieder ebenso viele Blüten trägt, das Symbol ihrer Keuschheit. Ueber den Blumen ist in der Wand ein zur Hälfte mit Stabwerk verschlossenes Fenster angebracht und daneben eine geschlossene Türe. Zu deren Seiten stehen auf Konsolen unter Baldachinen die kleinen Statuetten des ersten Elternpaares. Die Mauern sind aus grossen Steinquadern zusammengefügt, und den Boden zieren feine Fliesen.

In der Verwendung farbiger Gläser war der Meister sehr sparsam. Maria trägt einen weissen, blau gefütterten Mantel und einen roten Rock, der Engel ein weisses Gewand. Nur für die Fransen an der Stola wurden rote und blaue Gläser verwendet, letztere auch für den Himmel, aus dem Gott Vater herabschaut. Im übrigen aber begnügte sich der Meister mit solchen in ganz hellen Tönen: gelb, grau-braun und grau. Weniger originell ist die Darstellung der Madonna (Fig. 70). Die Hände zum Gebete gefaltet, steht sie auf der Mondsichel. In langen Strähnen wallt das Haar über den weissen Mantel herab, dessen blaues Futter nur spärlich sichtbar ist, ebenso wie das brokatene Gewand. Die Mandorla ist durch lange spitze Stacheln nicht besonders geschickt dargestellt, und man fürchtet beinahe, die vier langgeflügelten Engelchen, welche sie zu tragen scheinen, könnten sich daran die Hände zerstechen. Sie sind auf Gläser von stahlblauer Farbe gemalt. Die Wirkung beider Glasgemälde ist eine äusserst vornehme, und sie haben nicht ihresgleichen in unseren Landen. Wahrscheinlich stammte der Meister, welcher sie schuf, aus Burgund und gehörte zu jenen wenigen Bevorzugten, denen eine hohe Gönnerschaft ihre Kunst so reichlich lohnte, dass sie nicht um das tägliche Brot kämpfen mussten, wie die meisten ihrer Berufsgenossen. Auch dürften ihm die zeitgenössischen Werke der flämischen Maler nicht fremd gewesen sein.

Diesen Kunstwerken gegenüber kommt den andern, in der Kirche zu Romont verbliebenen Glasmalereien nur eine untergeordnete Bedeutung zu.

Das Fenster, in welches die Madonna aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts eingeglast ist, enthält ausserdem noch das Fragment einer Bischofsfigur, die aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt. Ihre Zeichnung ist ausserordentlich unbeholfen und steht nicht höher als ein gewöhnlicher Holztafeldruck aus jener Zeit. Dem Gesicht fehlt jede Modellierung, und die Falten des roten, mit goldenen Borden verzierten Gewandes sind sehr ungeschickt gelegt und gezeichnet. In der Linken hält der Heilige ein Buch, in der Rechten eine Art Pedum in Form eines Kreuzstabes mit kleinen Rosettchen in den vier Ecken, sofern dieses Glasstück nicht von anderswo hieher versetzt worden ist. Die Figur, welche nur bis zu den Knieen erhalten blieb, kann den hl. Sulpitius (Bischof in Frankreich, † 644) darstellen, sofern wir in ihr einen der Altarheiligen der Kirche erkennen wollen. Ihm war seit 1405 ein Altar geweiht[491])

[491]) Appoll. Dellion, Dict., Bd. X, S. 393.

Fig. 75. Verkündigung.

Fig. 76. Madonna.

Aus der Marienkapelle der Kirche von Romont. Historisches Museum in Freiburg.

Von gleicher Roheit der Zeichnung ist eine Verkündigung in zwei Fensterfeldern des ersten Fensters auf der Südseite des Schiffes (Fig. 77). Vom Engel sind nur noch Bruchstücke vorhanden, von der Madonna der grössere Teil. Dagegen fehlt der Hintergrund fast ganz. Einer näheren Beschreibung enthebt uns die Abbildung.

Von einem andern Meister und besser in Zeichnung und Modellierung sind die beiden, leider auch nur fragmentarisch erhaltenen Figurenscheiben im vierten Fenster des südlichen Seitenschiffes (Fig. 74). Die eine stellt in guter Zeichnung den hl. Michael in weissem, faltigem Gewande dar, wie er mit gezücktem Schwerte den Satan erschlägt, der zu seinen Füssen liegt. Von dem roten Hintergrunde hebt sich die Gestalt des Heiligen, welchem seit dem Jahre 1404 ein Altar in der Kirche geweiht war, wirkungsvoll ab. Eine Inschrift in gotischen Minuskeln am Fusse der Scheibe nennt uns dessen Namen.

Fig. 77. Verkündigung. Kirche in Romont.

Schlimmer steht es um das Gegenstück. Denn dem Heiligen, welchen es darstellen soll, fehlt der Kopf[492]) und die Unterschrift am Fusse der Scheibe ist unleserlich geworden. Wahrscheinlich stellte die Figur den Papst Sylvester dar. Er trägt über der Alba einen roten Mantel und steht auf einem fein gezeichneten Fliesenboden. Auffallend ist der grossmustrige, blaue Damast des Hintergrundes, der noch dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört, auf Stoffen sogar schon in der ersten Hälfte vorkommt[493]). Beide Scheiben können von einem deutschen Meister gemalt worden sein.

Ein letztes Scheibenpaar ziert das zweite Fenster im südlichen Seitenschiffe. Das eine Glasgemälde führt uns in einem Raume mit Holzdecke und gemustertem Fliesenboden auf einem sehr

[492]) Ihn ersetzt ein bekrönter Frauenkopf aus dem 17. Jahrhundert.

[493]) Vrgl. die beiden Zürcher Stadtpanner von 1437 im Schweiz. Landesmuseum.

Figurenfenster aus der Kirche in Poschiavo (Graubünden).
Schweiz. Landesmuseum in Zürich. Um 1500.

massiven Thronsessel Gott Vater vor, der den gekreuzigten Sohn dem Volke zeigt. Die Umrahmung besteht in einer massigen Architektur. Den Hintergrund bildet wieder grossblumiger, roter, etwas fremdartiger Damast.

Das Gegenstück stellt abermals die Verkündigung dar, deren Bevorzugung sich aus dem Patronate der Kirche leicht erklären lässt (Fig. 78). Vor der demütig in einem Buche lesenden Madonna in rotem Kleid und blauem Mantel verneigt sich der Engel in schneeweissem, faltigem Gewande. In seinen Händen flattert das Spruchband mit der Inschrift in gotischen Minuskeln: „ave gratia plena dm̄s“. Der blaue Damast entspricht dem des Gegenstückes, wie auch die architektonische Umrahmung.

Ob es ein Freiburger Meister war, der die beiden zuletzt beschriebenen Scheibenpaare malte, vermögen wir nicht zu entscheiden. Nur soviel scheint sicher, dass diese Bilder mit den oben beschriebenen Arbeiten der bekannten Glasmaler aus dieser Stadt nicht übereinstimmen, sie dagegen nachahmen. Ein ungeschickter Mann hat sie nicht gemalt, auch wenn sie nicht den besten Leistungen ihrer Zeit eingereiht werden dürfen.

Fig. 78. Verkündigung. Kirche in Romont.

Die wenigen übrigen Figuren- und Wappenscheiben, welche in der Kirche von Romont erhalten blieben, fallen aus dem Bereiche dieser Arbeit.

* * *

Dem Kreise der savoyischen Lokalkunst gehören die beiden Fenster an, welche die Kapelle des alten Grafenschlosses zu Greyerz zieren. Wenn sich dieses vornehme und mächtige Geschlecht mit Arbeiten von so geringen künstlerischen Qualitäten zum Schmucke seines Heiligtums begnügte, so scheint uns dies der beste Beweis dafür zu sein, wie arm zeitweise die savoyischen Gegenden nördlich des Genfersees im 15. Jahrhundert an guten Glasmalern waren und wie tief man darum seine Ansprüche herabsetzen musste, wenn man sich nicht der Kunst deutscher oder burgundischer Meister bedienen konnte, was die politischen Zustände oft unmöglich machten.

Das zweiteilige Fenster, dessen Masswerk sich auf einen plumpen Vierpass beschränkt, zeigt die in savoyischen Landen übliche Dekoration. Den Steinleibungen entlang zieht sich ein Band, das sich aus farbigen Gläsern zusammensetzt, die durch die Liebesknoten in der Kette des Annunziatenordens unterbrochen werden. In den oberen Fensterfeldern ist ein Scheibenpaar eingesetzt, das die Taufe Christi im Jordan und eine Pietà darstellt. Darunter sind in der gerauteten Fensterfläche zwei Rundscheiben eingelassen, die eine mit dem (neuen) Wappenschilde von Greyerz, gehalten von zwei stehenden Löwen, die andere mit dem Allianzwappen von Greyerz-von Seyssel, gehalten von den Stiftern, dem Grafen Ludwig von Greyerz und seiner Gemahlin Claude von Seyssel. Die Stelle des Helmes vertritt bei beiden die in gleichem Massstabe wie die übrigen Figuren gezeichnete

Darstellung eines Geharnischten, der hinter dem Schilde steht und in der Rechten eine Keule schwingt. In den Vierpass des Masswerkes ist eine runde Scheibe mit dem Monogramm A M eingelassen.

Die beiden Figurenscheiben fallen vor allen bisher beschriebenen Arbeiten durch die hölzerne Modellierung der Köpfe und des Faltenwurfes, die steife Haltung der Glieder, die grossen, mandelförmig geschlitzten Augen und den herben, fast hässlichen Gesichtsausdruck auf. Ganz ungeschickt ist auch das Wasser dargestellt, in welchem der bis auf ein Lendentuch entkleidete Heiland steht. Sein toter Körper, der auf dem Schosse der Maria ruht, zeigt jene hässliche, fast grausige Stilisierung des aus den Wunden rinnenden Blutes, welche in uns eher einen Eckel vor diesen Darstellungen erweckt, als dass sie Gefühle der Andacht und der Ergriffenheit auslöste, wozu sie dienen sollte. Prächtig ist dagegen auch hier wieder der Damast des Hintergrundes stilisiert, der bei der Taufe Christi im obersten Teil des Bildes fehlt. Eine architektonische Einrahmung war für diese Darstellungen nie vorgesehen.

Da über der Kapellentüre die Inschrift: „Loys Conte 1480 ihs. m.“ eingemeisselt ist, was auf bauliche Arbeiten weist, welche nach diesem Unglücksjahre für das Greyerzerland, in dem auch ein Teil des Schlosses abbrannte, vorgenommen wurden, so ist wahrscheinlich, dass bald nach diesem Anlasse auch das Fenster seinen Glasgemäldeschmuck erhielt, jedenfalls vor 1492, dem wahrscheinlichen Todesjahre des Grafen [494]).

In der Derbheit der Zeichnung steht diesen Glasmalereien ein Kirchen- oder Kapellenfenster nahe, das aus der Sammlung Gindroz im Jahre 1896 an das historische Museum in Bern kam und der Tradition nach aus dem Wallis stammen soll. Das dürfte richtig sein, denn es trägt vollständig den Charakter der savoyischen Lokalkunst und unterscheidet sich unvorteilhaft von den Arbeiten der Berner Meister, welche auf Bestellungen der Bischöfe von Sitten und des Adels nach dem Rhonetal gestiftet wurden.

Der Oberteil des Fensters stellt den Gekreuzigten dar, nicht künstlerischer als die Holzschnitzereien in den Dorfkirchen zu Ende des 15. Jahrhunderts. Er ist ohne weitere Beigaben in die Butzen der Fensterverglasung eingefügt, welche wahrscheinlich die Stelle einer älteren mit Rautenscheibchen ersetzt. Dies trifft auch für die grössere Figur des Bischofs in der unteren Fensterhälfte zu, die mit mehr Aufwand von Arbeit, aber ebenso ungeschickt gemalt ist. Vermutlich stellt sie den Kirchenpatron dar. Über der Alba trägt der Heilige eine brokatene Tunika mit einem breiten, mit Edelsteinen verzierten Saum, und darüber das in ähnlicher Weise geschmückte Pluviale. In der Linken hält er recht ungeschickt das Pedum und in der arg verzeichneten Rechten ein Buch. Er steht auf schmutziggrünem Rasen. Trotzdem sich der Meister viele Mühe gab, das Ornat in allen Teilen möglichst richtig und vollständig darzustellen, darf sein Werk doch nicht mehr Ansprüche auf künstlerische Qualitäten erheben, als die derben Schnitzfiguren aus gleicher Zeit, wie man sie in den Kirchen der Bergländer noch da antrifft, wo sie dem Spürsinn der Altertumshändler bis dahin entgingen.

Einige weitere Zeugnisse dieser künstlerisch tief stehenden savoyischen Lokalkunst birgt auch das Museum Ariana in Genf. Es sind drei von gleicher Hand gemalte Figurenscheiben, die

---

[494]) Fribourg artistique à travers les âges, 2e année, 1891, Pl. V. Der Text zur Tafel, welche eine sehr gute Abbildung dieses Fensters gibt, nennt, nach unserer Ansicht unrichtig, als Entstehungszeit des Glasgemäldes das Jahr 1480. J.-J. Hisely, Histoire du Comté de Gruyère, Tom. II, pag. 120 et s. (Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, Tom. XI.)

aus einer Walliser Kirche stammen dürften und zu Beginn des 16. Jahrhunderts gemalt wurden. Die eine stellt in unrichtigen Verhältnissen den Gekreuzigten dar, neben dem Maria und Johannes, kleine, gedrungene Gestalten, auf einem mit Steinen besäten Boden stehen, während über ihnen der Himmel im Sternenglanze leuchtet. Ein zweites mit der Madonna, welche das Christuskind auf dem Arme trägt, ist so stark restauriert, dass von dem ursprünglichen Bestande nur noch wenige Gläser vorhanden sein dürften. Es bildet das Gegenstück zu dem dritten mit der Darstellung des hl. Mauritius, einem Ritter in voller Rüstung mit Schild und Fahne, die, wie auch seinen Wappenrock, das bekannte Kleeblattkreuz schmückt. Auch diese Figur ist höchst mangelhaft gezeichnet. Alle diese Darstellungen umrahmt eine gleichartige Architektur, bestehend aus zwei plumpen, gedrehten Säulen, auf denen ein unverhältnismässig schmaler Kielbogen mit Anklängen an gotische Formen ruht. Nur der Damast auf den Teppichen, welche die unteren zwei Drittel des Hintergrundes füllen, ist befriedigend gezeichnet.

* * *

Auffallend arm an Glasmalereien ist die

Waadt.

Das muss um so mehr befremden, als in ihrer Hauptstadt der Sitz eines Bischofs war und an den gottbegnadeten Gestaden des Lemansees und in dem fruchtbaren Hügellande, das sich von seinem Nordufer aus auf weite Strecken ausbreitet, viele vornehme und reiche Geschlechter wohnten, deren Schlösser heute noch in einer seltenen Zahl und Erhaltung diesen Gegenden den Zauber einer Romantik und malerische Reize verleihen, wie man beide selten findet. Wahrscheinlich ist, dass nach der Eroberung dieses Landes durch die Berner im Jahre 1536 im Laufe der Zeit viele Erinnerungen an die alten Herren entfernt wurden, wie denn auch die Waadtländer mit den Stiftungen Berns und seiner Landvögte in die Kirchen und öffentlichen Gebäude aufräumten, nachdem sie sich von den ihnen so verhassten Herren befreit hatten und zufolge der neuen Bundesverfassung vom Jahre 1803 als neuer, gleichberechtigter Staat der Eidgenossenschaft eingegliedert worden waren.

Ausser den berühmten Glasmalereien in der Rose der Kathedrale von Lausanne (S. 172 ff.) ist weder in diesem Gotteshause, noch in der Franziskanerkirche ein altes Glasgemälde erhalten geblieben. Auch Publikationen, die wenigstens einigen Aufschluss über Glaser und Glasmaler in dieser Stadt gäben, wie wir sie in den andern grössern Orten fast überall finden, fehlen. Das neue schweizerische Künstlerlexikon verzeichnet infolgedessen auch nur zwei Meister aus der Waadt. Ein Jean Thomas, der Glaser, wird im Jahre 1446 unter den Handwerkern, welche für die Kathedrale arbeiteten, erwähnt. Er erhielt einen Topf Zinn zur Herstellung der Ruten, mit denen die Gläser gefasst wurden[495]). Ausserdem enthalten die Ratsmanuale in Lausanne unterm 19. Mai 1564 einen Eintrag, wonach der Glasmaler Franz Chapuis für die Verglasung der Fenster im Archiv des Stadthauses und für die Eisenstäbe 14 Gulden erhielt[496]).

Ein grösseres Glasgemäldefragment unbekannter Herkunft befindet sich im kantonalen historischen Museum in Lausanne. Es zeigt innerhalb eines kirchenähnlichen Raumes, der durch sechs hohe, schmale, teils mit Butzen, teils mit rautenförmigen Scheibchen verglaste Fenster erhellt wird, eine auf dem Boden kniende Dame im Gebet. Die Haare, welche, in

[495]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. III, S. 306.

[496]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. I, S. 289.

Zöpfe geflochten, über den Ohren aufgebunden sind, werden durch das weisse Kopftuch fast ganz verdeckt. Sie trägt ein eng anschliessendes Gewand aus blauem Damaste mit einer goldenen Borde um den Halsausschnitt und dazu einen goldenen Gürtel um die Lenden. Von dem tiefroten Hintergrund, der die Türe füllt, welche sich hinter der Dame öffnet, und der gelben Farbe der Architektur hebt sich die Figur wirkungsvoll ab. Im allgemeinen erinnert die Zeichnung etwas an die auf den drei Fenstern aus der Marienkapelle in Romont, doch ohne dass daraus auf einen gemeinsamen Ersteller geschlossen werden dürfte. Immerhin dürfte seine Wiege auch in Burgund gestanden haben.

Mehr Interesse bieten die Fragmente zweier grosser Glasgemälde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts in dem Chorfenster der Kirche von Chapelles bei Moudon. Von der linken Fensterhälfte ist nur noch das unterste Feld erhalten geblieben. Es zeigt die am Kreuzesstamme kniende Magdalena und ihr zu Seiten Maria und Johannes; letzterer trägt ein kleines Brevier in der Beutelhülle. Doch fehlen diesen beiden Figuren die Köpfe, dem Johannes zudem auch von den Knien ab das Gewand. Vom Gekreuzigten sind nur noch die Füsse erhalten geblieben.

Die rechte Fensterhälfte traf ein besseres Schicksal. Sie führt uns in viel grösseren Dimensionen die auf einem Throne mit hoher, nischenartiger Lehne sitzende Himmelskönigin mit ihrem nackten Kinde auf dem Schosse vor. Die Mutter hält in der Rechten eine Blume (oder Frucht?), nach welcher das Kind greift, das bereits eine Birne im linken Händchen hält. Bemerkenswert ist die prächtige Krone, welche Mariens Kopf schmückt, und auch der Teppich, welcher von der Rücklehne über den Sitz herabhängt und in einer Borde mit langen Fransen endigt, mag einst von besonders glänzender Farbenwirkung gewesen sein. Leider ist die Figur der Madonna arg verstümmelt. Hinter dem Throne wölbt sich ein reich gegliederter gotischer Kirchenchor, in dessen polygonalen Abschluss man noch die hohen Fenster hineinragen sieht, und auf dem baldachinartigen Abschluss steht ein Engelein, das die Laute spielt. Die Masswerköffnungen sind mit einer ganzen Anzahl kleinerer und grösserer farbiger Scheiben gefüllt, von denen die zwei grössten Sonne und Mond darstellten, während die andern stilisierte Rosetten schmücken. Es war darum jedenfalls kein deutscher Meister, der diese in guten spätgotischen Traditionen gemalten Glasmalereien schuf, aber zweifellos ein geschickter Mann, der dem Ersteller der Chorfenster in der Peterskathedrale zu Genf (vgl. d.) oder doch wenigstens dessen Schule nicht fern gestanden haben dürfte.

* * *

Trotzdem wir im allgemeinen über die Glasmalerei in der alten Reichsstadt

Genf

viel besser unterrichtet sind, als über die in Lausanne, bleibt doch noch manche Frage unbeantwortet.

Schon im Jahre 1379 arbeitete ein Pierre Mugnier, Glasermeister von Genf, für das Schloss Chillon. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts scheint dann eine zahlreiche Familie Loysel in diesem Berufe und als Maler in der Stadt tätig gewesen zu sein. Im Jahre 1415 malte ein Janinus Loysel sechs Wappenschilde für den Rat[497]) und 1419 reparierte er im Auftrage des Domkapitels die Glasgemälde in der Kirche[498]). Noch 1460 erhielt er einen Betrag für ausgeführte Arbeiten. Nach Galiffe (Notices générales, III, p. 309) soll er der Vater des Mermet Loysel gewesen sein, welcher

[497]) C. Martin im Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. II, S. 283, wo die weitere Literatur sich verzeichnet findet.

[498]) „Ordinatur quod Janinus Loysel manuteneat verreries more solito, pro pensione C solidorum et juravit bene facere." Vgl. J. R. Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1884, S. 70.

ihm im Berufe folgte. Gleichzeitig mit Janinus war ein Hans oder Johannes Loysel tätig. Zwischen 1428 und 1440 führte er die Glasgemälde in der Schlosskapelle zu Annecy aus. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem Meister Hans, der 1455 für das Stadthaus arbeitete und dessen Name bis 1477 in den Genfer Urkunden genannt wird, im Jahre 1464 gemeinsam mit Janinus Loysel. Er besass einen kleinen Garten zu seiten des Jargonnant.[499]).

Ein weiterer Glasmaler, Eberhard Sondergeld, wohnte in der Kirchgemeinde St. Gervais. Er erhielt am 15. Oktober 1456 das Genfer Bürgerrecht. Schon zwei Jahre später erteilte ihm der Dauphin Ludwig den Auftrag, gemeinsam mit Claude Violèse die Glasgemälde für die Kirche Notre-Dame-du-Bourg zu Valence zu malen, wofür sie mit hundert Goldgulden bezahlt wurden[500]). Zweifellos waren beide Meister, von denen wir leider nicht mehr wissen, bedeutende Künstler.

Gegen das Lebensende des Hans Loysel liess sich Joffred Magnin in Genf nieder[501]). Er stammte aus Le Châble in Hoch-Savoyen und erhielt am 17. Dezember 1473 das Bürgerrecht[502]). Gerade um jene Zeit bezahlte der Rat für gemalte Fenster, die für den Prunk-Saal im Rathause bestimmt waren, eine bedeutende Summe[503]). Es ist darum nicht unwahrscheinlich, dass dieser Auftrag Magnin erteilt worden war.

Im Jahre 1478 wurden dann auch die Glaser Léonard und Pierre Boytez als Bürger angenommen, doch ist über ihre Arbeiten nichts bekannt, so dass wir nicht einmal genau wissen, ob sie auch Glasmaler waren[504]). Dagegen wird Pierre Fossal, der 1520 das Genfer Bürgerrecht erhielt, ausdrücklich Maler und Glaser genannt[505]). Leider haben sich auch über dessen Arbeiten keine Nachrichten erhalten.

Trotz der Dürftigkeit dieser Nachrichten geht doch mit Sicherheit daraus hervor, dass während des 15. Jahrhunderts stets wenigstens ein Glasmaler in der Stadt Genf ansässig war. Leider ist nur ein einziger Zyklus von Glasgemälden aus dem 15. Jahrhundert erhalten geblieben. Es sind die sechs Fenster, welche ehemals das Polygon des Chores in der Kathedrale St. Peter schmückten. Leider waren sie schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in einem derartigen Zustande des Zerfalles, dass sie von ihrem ursprünglichen Standorte entfernt und durch Kopien ersetzt werden mussten[506]). Nachdem sie darauf längere Zeit im Archäologischen Museum deponiert waren, wurden die zwei am besten erhaltenen restauriert und schmücken heute ein Fenster des „Salle du moyen âge“ (Nr. 15) in dem neuen, prächtigen Museum für Kunst und Geschichte.

---

[499]) Vgl. die beiden Artikel Loysel, Hans und Hans, genannt Magister Hans im Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. II, S. 283, und S. 13, wo die Zahlen nicht ganz übereinstimmen, aber die ganze Literatur verzeichnet ist.

[500]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. III, S. 177.

[501]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. II, S. 304.

[502]) Magister vitrorum Joffredus Magnini de Cabellione. C. Martin, La maison de ville de Genève, pag. 23. Im Schweiz. Künstlerlexikon nennt C Martin Châlons-sur-Saône als seinen Heimatort.

[503]) Magister qui facit victra de cristallo (7. Dez. 1473); mandatur intravi receptori xxij florenos pro verreriis aule (20. Dez. 1474). C. Martin, La maison de ville de Genève, p. 23, n. 3. ... ladite sale ont fait achever, parfaire et acomplir, aussi mettre a bonne fin, ensemble ce que peult apparoir par dedans touchant la eslevation et paincture de aulcunes verrieres ... J. J. Rigaud, Renseignements sur les Beaux-Arts à Genève, p. 53, n. 1.

[504]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. 1, S. 196.

[505]) Brun, Schweiz. Künstlerlexikon, Bd I, S. 475.

[506]) Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1886, S. 323.

Vor allen in der Schweiz erhalten gebliebenen Kirchenfenstern zeichnen sie sich aus durch die Monumentalität der dargestellten Figuren und durch den Reichtum des architektonischen Beiwerkes, welches diese einrahmt. Ursprünglich waren die Apostel Peter, Paul, Johannes, Andreas und Jakobus major, sowie die Maria Magdalena vorhanden. Von diesen konnten nur die Fenster mit Jakobus major und Johannes Ev. restauriert werden, von dem Andreasfenster sind wenigstens noch bedeutende Fragmente erhalten geblieben. Wir geben sie im unrestaurierten Zustande wieder (Taf. XVIII, XIX, XX)[507]).

Alter Tradition folgend, werden die Heiligen in hallenartigen Räumen, vor Teppichen stehend, dargestellt und unterscheiden sich darin wenig von der Komposition ähnlicher Kirchenfenster, wie wir ihnen in deutschen und französischen Landen im 15. Jahrhundert begegnen. Dagegen sind die Baldachine, welche über ihnen den oberen Teil des Fensters füllen, mit einem Reichtum an architektonischen Gliedern und Zierwerk aufgebaut, wie es selten vorkommt. Nur das Petrusfenster zeigt eine einfachere, massigere Architektur. In den Sockelstücken der Fenster, von denen nur noch eines als besseres Fragment erhalten geblieben ist (vgl. das Jakobusfenster, Taf. XVIII), waren vermutlich in breiten Nischen zwischen geschlossener Architektur die Wappen der Donatoren angebracht, gestützt von knienden Engeln oder ähnlichen Schildhaltern.

Nur bei zwei Apostelfiguren blieben die Köpfe erhalten, bei Jakobus major und St. Andreas. Sie zeigen uns würdige, ernste Männer mit langen Bärten, lockigem, bis auf die Schultern herabwallendem Haar und grossen, mandelförmig geschnittenen Augen. Die Nimben, welche sie umrahmen, sind reich mit Edelsteinen besetzt, eine Vorliebe, von welcher der Meister auch für die Verzierung der Gewandsäume und Gürtel reichen Gebrauch macht. Der Faltenwurf der Kleider, namentlich der Mäntel, zeigt schon die knittrige Behandlung der ausklingenden Gotik, was die ruhige, monumentale Wirkung der Figuren beeinträchtigt. In die Architektur der Baldachine sind, wo es Raum und Komposition gestatten, kleine Statuetten eingesetzt: Lauten spielende Engelchen im Andreasfenster (Taf. XX), solche mit Harfen, denen noch ein Prophet (Jesaias?) und König David beigesellt wurden, im Fenster der hl. Magdalena (C. Martin, Pl. XLIV, 4), die Madonna in der Mandorla im Johannesfenster (Taf. XVIII) und die Verkündigung zwischen dem Propheten Jesaias (infolge seiner Prophezeiung, Kap. 7, 14) und Samuel (?) (2. Buch, Kap. 7, 12) oder Zacharias im Jakobusfenster (Taf. XIX)[508]).

Leider ist man über den ehemaligen Fensterschmuck dieses ehrwürdigen Gotteshauses sehr mangelhaft unterrichtet. Wie wir oben erfuhren, wurden schon 1419 Glasfenster in St. Peter im Auftrage des Domkapitels von Janinus Loysel erstellt; ob es Glasmalereien waren, ist nicht sicher. Im Jahre 1480 liess der Chorherr Andreas Malvenda, Offizial und bischöflicher Vikar in Genf, einen Teil der Chorfenster malen[509]). Sein Wappen ziert heute das St. Jakobusfenster (Taf. XVIII). Eine zweite Schenkung mit Darstellung der hl. Maria Magdalena machte François

[507]) Die restaurierten beiden Fenster, sowie einzelne Partien aus dem Petrus- und dem Paulusfenster sind abgebildet in dem prächtigen Werke von Camille Martin, Saint-Pierre, ancienne Cathédrale de Genève. Publication de l'Association pour la restauration de Saint-Pierre. Librairie Kündig, éditeur, Genève. Pl. XLIII et XLIV und beschrieben pag. 179 et s.

[508]) Auf keinen Fall sind es die hl. Jakobus und Joseph, wie man diese Figuren deuten wollte. Vgl. C. Martin, a. a. O., S. 180.

[509]) J. R. Rahn, Anz. für schweiz. Altertumskunde, 1884, S. 70; C. Martin, a. a. O., S. 179, nennt das Jahr 1487.

de Charensonay und eine dritte Figurenscheibe mit St. Michael stiftete im Jahre 1500 Dominique de Viry[510]). Andere Schenkungen ungenannter Gönner folgten. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts stiftete der Chorherr Pierre du Sollier auf seine Kosten in die Rose im Nordturme ein Glasgemälde, das erst im Jahre 1835 anlässlich des Reformationsjubiläums zerstört worden sein soll[511]).

Über den Künstler, welcher den Zyklus im Chore schuf, erfahren wir leider nichts. Dass es an Glasmalern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Genf nicht fehlte, welche jedenfalls imstande waren, derartige Aufträge auszuführen, steht ausser Zweifel. Welcher von ihnen es aber war, müssen wir infolge Mangels an Anhaltspunkten unentschieden lassen. Ebenso wenig finden sich in unserem Lande Arbeiten, welche sich mit diesen Glasgemälden aus St. Peter vergleichen liessen. Am nächsten kommen ihnen an Reichtum und Charakter des dekorativen Beiwerkes die um 1480 entstandenen Glasmalereien in den Chorfenstern der St. Magdalenenkirche zu Strassburg[512]), und das St. Sebastiansfenster in der Kirche des alten, malerischen Städtchens Oberehnheim im Elsass hat nicht nur eine verwandte Architektur, sondern die Figur eines bärtigen Mannes hinter dem Armbrustschützen zeigt sogar einige Ähnlichkeit zu Jakobus major und Andreas in den Fragmenten der Genfer Chorfenster[513]). Doch kann in beiden Fällen nur von einer gewissen Verwandtschaft gesprochen werden, die Heimat des Künstlers, der die Genfer Fenster malte, dürfte weiter nach Westen gelegen haben als die, denen die Glasmalereien in den beiden genannten Kirchen des Elsasses ihre Entstehung verdanken.

Weitere Werke der monumentalen Glasmalerei aus dem 15. Jahrhundert sind weder in der Westschweiz noch in Genf erhalten geblieben. Einzelne gotische Scheiben und Fragmente aus ganzen Kirchenfenstern, die das Museum Ariana bei Genf birgt, kommen deswegen hier nicht in Betracht, weil über ihre ursprüngliche Bestimmung nichts bekannt ist, und schon ihre Art beweist, dass sie nicht auf dem Boden der gegenwärtigen Schweiz entstanden sind. Dagegen blieben noch drei ganze Kirchenfenster und einige Fragmente erhalten, welche der Kunst der Frührenaissance angehören und zum besten zählen, was darin geschaffen worden ist.

Das eine ziert das Mittelfenster des spätgotischen Chörleins der Kirche zu St. Saphorin am Genfersee[514]). Wie die Sage meldet, soll St. Marius, Bischof von Lausanne, das älteste Gotteshaus, welches auf der Stelle eines heidnischen Tempels errichtet wurde, kurz nach dem Jahre 563 zu Ehren des hl. Symphorianus geweiht haben. Im 12. Jahrhundert kommt St. Saphorin mehrmals in Urkunden des Klosters Hauterive vor, das in einigen Orten von dessen Umgebung begütert war. Unter diesen bietet für unsere Ausführungen namentlich eine derselben, die zwischen den Jahren 1163 und 1180 geschrieben wurde, grösseres Interesse, weil aus ihr hervorgeht, dass damals Vergabungen gemacht wurden, welche zur Herstellung von Glasfenstern, ob gemalten, ist nicht sicher, nach dem

---

[510]) C. Martin. a. a. O. S. 179.

[511]) C. Martin, a. a. O., S. 179, dessen Angaben mit den von J. R. Rahn im Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1884, S. 70, nicht mehr in allen Teilen übereinstimmen.

[512]) R. Bruck, Die Elsässische Glasmalerei, Strassburg, 1902, S. 132 ff. und Taf. 65, I, II; 66, III, IV, VI; Taf. 67, V.

[513]) R. Bruck, a. a. O., S. 141 und Taf. 69.

[514]) In farbiger grosser Reproduktion herausgegeben in den „Mitteilungen der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler und beschrieben von J. R. Rahn.

Gotteshause zu St. Saphorin bestimmt waren[515]). Dass zu jener Zeit in der genannten Abtei Glas bereitet wurde, haben wir schon (S. 177 und 208) erwähnt. „Sollte aus diesem Akte", frägt J. R. Rahn, „die spätere Nachricht zu erklären sein, dass die Bürger von St. Saphorin ihre Rechte auf die Scheiben der Kirchenfenster zu malen pflegten und daher der Ausdruck stamme: „Die Glasfenster sind mir Zeuge""? Jedenfalls ist diese merkwürdige Sitte nicht ohne Interesse. Später soll das Gotteshaus sehr reich geworden sein. Neben dem Altare des Patrones besass es andere, die der hl. Jungfrau, St. Antonius und Petrus, dem hl. Kreuze usw. gewidmet waren.

Die gegenwärtige Kirche ist ein spätgotischer Bau, der nach dem Datum 1521 auf einer Bandrolle über dem Westportal um jene Zeit neu erstanden sein dürfte. Im Jahre 1530 erhielt das mittlere Chorfenster seinen prächtigen Schmuck. Nach der Inschrift war Stifter Sebastian von Montfaucon, Bischof von Lausanne.

Im allgemeinen zeigt das Glasgemälde in seiner Gesamtanlage die gleiche Komposition, wie wir sie schon als spezifische Eigenart der Kirchenfenster in savoyischen Landen kennen lernten (Taf. XVII). In der linken Hälfte steht die Madonna in der Mandorla auf der grossen Mondsichel. Von dem bekrönten Haupte wallt das goldene Haar in leicht gelockten Strähnen weit über die Schultern herab. Sie trägt einen violetten Rock und blauen Mantel. Das nackte Knäblein, welches auf ihrem linken Arme sitzt, greift nach einer Birne, die sie ihm darbietet. Ihr gegenüber steht der hl. Simphorianus in ganzer Plattenrüstung vor einem grünen Teppich. Das unbehelmte Haupt umrahmt langes, goldenes Haar. Um die Schultern hat er einen langen Mantel gelegt und in der Rechten hält er ein prächtiges Ritterschwert. Vor ihm kniet der betende Donator, der nicht wesentlich kleiner dargestellt ist, in vollem Bischofsornate. Über der Alba trägt er einen Rauchmantel aus Goldbrokat, die Hände stecken in roten Handschuhen. Die Inful ist mit Steinen besetzt. Das Pedum, bestehend aus einem weissen Stab mit goldenem Knauf, lehnt in seinem linken Arme. Die Einfassung dieser Figuren stellt einfach komponierte, aber reich verzierte Renaissance-Portale aus hellem Gestein mit vergoldeter Ornamentik dar. Auf den Muscheln darüber steht je ein musizierendes Engelchen. In die verglasten Öffnungen des Masswerkes sind in gewohnter Weise grössere und kleinere buntfarbige Rosetten, wie sie auch die Kette des savoyischen Annunziatenordens aufweist, eingesetzt. Nur in der grossen, herzförmigen Öffnung in der Mitte hält ein Engel eine kleine Tafel mit dem Datum „Año d. 1530". Dem einfachen Sockel sind zwei Rundscheiben vorgesetzt. Die unter der Madonna enthält in einem Ornamentbande mit antiken Medaillons und der Schleife des genannten Ordens das Wappen de Monfaucon, gepaart mit einem unbekannten Frauenwappen[516]). Sie ist aufs engste verwandt mit der runden Wappenscheibe des Geschlechtes Musy in der Kirche von Romont. Die Rundscheibe unter dem Bischof führt uns sein Wappen vor. Auf ihr wird das Ornamentband ersetzt durch die Devise „Fortune sapientia victrix" und die bischöflichen Insignien. Darunter steht durchlaufend die Widmungsinschrift: „Sebastianus de monte falcon episc̄ lausañ et princeps".

---

[515]) „Uldricus sacerdos de sancto Simphoriano et Raimundus maior de Chebri laudantibus parochianis sancti simphoriani dederunt quitquid habebant vel calumpnia bantur in vineis in pascuis et investituris domui de favergiis et hoc fecerunt pro vitreis fenestris ecclesie sue. Testis est omnis parochia in cuius conspectu supradictum donum factum fuit perhibent etiam ipse fenestre vitree testimonium." J. R. Rahn, a. a. O. Anmkg. 4.

[516]) Letzteres ist nicht das Wappen von Lutry und der Stifter darum auch nicht Jean de Monfaucon, Prior zu Lutry.

Sebastian war ein Sohn des François aus dem mächtigen, kunstliebenden Geschlechte der de Montfaucon und ein Neffe des Bischofs Aymon von Lausanne, dem er als Prior zu Ripaille folgte, um dann sein Coadjutor und nach seinem Tode im Jahre 1517 sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle zu werden[517]). Er traf es in eine schlimme Zeit, denn bald nach seinem Regierungsantritte stand die Reformation vor den Pforten seines bischöflichen Palastes, aus dem er nach langen, vergeblichen Kämpfen in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1536 flüchtete, um angeblich bei Herzog Karl III. von Savoyen Schutz und Hülfe zu suchen. Getäuscht in seinen Erwartungen und vergrämt mit der Welt, soll er 1560 in einem kleinen Hause im Dorfe Virieux-le-Petit gestorben sein, wo noch im 18. Jahrhundert sein Wappen mit der neuen Devise „parlez de vous“ zu sehen war. Wem das Allianzwappen unter der Madonna angehörte, konnte der Verfasser nicht bestimmen. Vielleicht in üblicher Weise den Eltern des Bischofs. Dann würde es an richtiger Stelle stehen und uns auch ohne weiteres verständlich sein, warum sich der Bischof allein als Stifter des Fensters nennt. Da dasselbe aber von dem geschickten Glasmaler E. Hosch in Lausanne eingehend restauriert wurde, so ist auch möglich, dass bei diesem Anlasse die in der Kirche an anderer Stelle eingesetzte Wappenscheibe an ihren gegenwärtigen Standort als Ersatz für eine fehlende oder stark beschädigte kam. Denn noch legen zwei in den Fenstern des Kirchenschiffes erhalten gebliebene Fragmente davon Zeugnis ab, dass sie einst viel reicher mit Glasmalereien geschmückt waren. Das eine, welches zweifellos vom gleichen Meister stammt, wie das Chorfenster, stellt den Oberkörper des jugendlichen hl. Vincentius im Diakonenornate dar, der einen Palmzweig in der Hand trägt. Seine Dalmatica ist aus Goldbrokat, wie die des Bischofs, und mit grünen, roten und blauen Fransen verziert (Fig. 79).

Fig. 79. St. Vincentius.
Fragment in der Kirche zu St. Saphorin. 1530.

Wie sein Vorgänger Aymon, so wohnte auch der Bischof Sebastian mit Vorliebe auf dem benachbarten Schlosse Glérolles und soll nach der Tradition während seines jeweiligen Aufenthaltes zum Gottesdienste nach der Kirche von St. Saphorin gekommen sein. Im übrigen aber stand er

[517]) Im Jahre 1521 stiftete er ein prächtiges Scheibenpaar in die Kirche von Worb (Kt. Bern), das noch an Ort und Stelle erhalten ist.

zu ihr nur insofern in direkten Beziehungen, als sie zu den „quatre paroisses de la Vaux“ zählte, welche zur bischöflichen Tafel gehörten.

Das zweite Fragment stellt die hl. Anna dar, welche die jugendliche, leider teilweise zerstörte Maria aus einem Buche unterrichtet (53 : 39 cm). Die alte Frau, welche auf einem Throne sitzt, über dessen Rücklehne ein grüner Teppich läuft, trägt einen roten Rock, ein weisses Kopftuch und darüber einen faltigen Mantel, die Maria ein braunes Kleid nach zeitgenössischer Mode mit gepufften Ärmeln. Das noch vollständig in den Traditionen der ausklingenden Gotik gemalte Bild zeigt einige Verwandtschaft zu denen in der Kirche von Romont aus gleicher Zeit und dürfte um 1520 gemalt worden sein.

Aufs engste verwandt mit den Arbeiten aus dem Jahre 1530 in der Kirche St. Saphorin sind zwei Fenster aus dem Kirchlein von Carignan, welche 1879 in die Kirche St. Nikolaus in Freiburg versetzt wurden.

Das kleine Gotteshaus zu Carignan liegt am Ostabhange des Wistenlaches an der Strasse von St-Aubin nach Payerne. Es hiess bis zum Ende des 17. Jahrhunderts Dompierre-le-Grand oder Dompierre-en-Vully, war dem Apostel Petrus geweiht und gehörte dem Kloster in Payerne. Erst im Jahre 1512 wurde es vom Papste Julius II. auf Wunsch angesehener Freiburger Bürger der Kirche von Estavayer einverleibt, wogegen die Proteste seiner früheren Besitzer ohne Erfolg blieben. Bei der Kirchenvisitation vom Jahre 1453 war es, wie die meisten andern Kirchen dieser Gegenden, in einem traurigen Zustande[518]). Später scheint das Schiff zu verschiedenen Malen umgebaut worden zu sein, während der Chor noch spätgotische Formen aufweist[519]). Leider blieben nur wenige Nachrichten über dieses Gotteshaus aus älterer Zeit erhalten. Aus dem Jahre 1515 wird berichtet, dass ein Chorherr von Estavayer die Kirche mit Glasgemälden, welche Szenen aus der Passion darstellten, und die Inschrift: „hoc opus fecit canonicus staviacensis 1515“ trugen, habe schmücken lassen. Vielleicht stand diese Schenkung mit Neubauten im Zusammenhange, welche zwischen den Jahren 1520 und 1530 auch die Schenkung der beiden Fenster veranlassten, die erhalten blieben. Da dieselben vor ihrer Versetzung in das Freiburger Münster gründlich restauriert wurden, ist bei ihrer kunsthistorischen Würdigung alle Vorsicht geboten, um so mehr, als sich zufolge ihrer hohen Lage die alten Bestände von den neuen Zutaten selbst mit bewaffnetem Auge nicht unterscheiden lassen.

Das grössere, dreiteilige Glasgemälde zierte jedenfalls früher das dreiteilige, spitzbogige Masswerkfenster in der Schlusswand des Chores, das einzige dieser Art. In Freiburg musste es einem Rundbogenfenster angepasst werden, wobei man die ganze ursprüngliche Steinarchitektur malte (Taf. XVI). Seine Komposition entspricht im allgemeinen der in savoyischen Landen üblichen. Das Mittelbild stellt den Gekreuzigten dar. Auffallend ist an dem nackten Körper das starke Hervorheben der Muskulatur, besonders an den Knien. Mit sehr viel Sorgfalt ist die Landschaft des Hintergrundes, bestehend in Bergen, dem von Schiffen befahrenen Meer und einer Stadt ausgeführt. Aus dem Walde im Vordergrund sprengt ein Reiter in orientalischer Tracht an einem Fussknechte vorbei. Die seitlichen Darstellungen füllen nur etwas mehr als die Hälfte des verfügbaren Raumes aus. Sie führen uns die gealterte Mutter des Herrn und seinen Lieblingsjünger vor. Beide sind wahrscheinlich zum Teile neu. Die einrahmende Architektur ist

[518]) Appoll. Dellion, Dictionnaire, Bd. III, S. 10.

[519]) J. R. Rahn, Anz. f. schweiz Altertumskunde, 1883, S. 382.

reicher und feiner in den Details, als auf dem Chorfenster zu St. Saphorin, die den Leibungen der Fenster folgenden Ornamentstreifen übertreffen sogar in der Feinheit und Reinheit der Renaissance-Ornamente alle gleichartig komponierten Kirchenfenster in der Westschweiz bei weitem. Doch können auch sie erst nach einer genauen Untersuchung auf ihren wirklichen kunsthistorischen Wert richtig beurteilt werden. Im Masswerk der Teilbogen des Mittelfensters speist der Pelikan die Jungen mit seinem Blute, über der Madonna und Johannes sind ihre Monogramme (das des Johannes jedenfalls neu) eingesetzt. Die seitlichen Masswerköffnungen füllen zwei (neue) Cherubine, die mittleren Gott Vater (alt), Sonne, Mond und Sterne (neu), ähnlich wie auf dem Kapellenfenster im Schlosse Greyerz, und unter dem Kreuzesstamme steht auf einem Schildchen sogar genau das gleiche Monogramm. Das kleinere, zweiteilige Fenster kann aus dem Nord- oder Südfenster im Chore zu Carignan stammen. Es stellt in ähnlicher Komposition Petrus als den Patron der Kirche und St. Vincentius dar. Beide sitzen in reich mit Borden und Steinen verzierten Gewändern auf einer Bank. Auch dieses Fenster ist sehr stark restauriert. An Farbenpracht übertreffen beide das in St. Saphorin und wetteifern mit dem Figurenfenster im historischen Museum in Basel, das in drei Abteilungen die Kreuzigung darstellt (Fig. 37 und S. 314) und zur gleichen Schule gehört.

Wenn nun auch alle Wahrscheinlichkeit besteht, dass die Renaissance-Fenster in den Kirchen von St. Saphorin und Carignan vom gleichen Meister gemalt wurden, so dürfte es doch schwer halten, dessen Namen zu ermitteln. Nun ist allerdings auf dem Chorfenster zu St. Saphorin jeweilen in der Mitte der Säulen, welche zu beiden Seiten der Figuren stehen, ein kleines Täfelchen gemalt, von denen das erste die Jahrzahl 1530, das zweite die Initialen I H, das dritte die zweite Hälfte der Jahrzahl (15)30 und das vierte wieder die volle enthält. Säule und Täfelchen mit dem Monogramm sind neu und man darf darum wohl die Frage aufwerfen, ob sich der Glasmaler bei der Restauration nicht getäuscht und statt den ersten Teil der Jahrzahl 15 hinzusetzen, zu welcher das folgende Täfelchen die richtige Ergänzung 30 enthält, das Monogramm I H von sich aus malte. E. Hausch war ein Schüler des Glasmalers J. Müller in Bern, dem wir nachgewiesen haben, dass er das Monogramm auf dem Zyklus der Standesscheiben im Kreuzgang zu Wettingen, von dem nur noch die Hälfte vorhanden war, ebenso willkürlich als unrichtig als das des Stoffel Murer ergänzte. Könnte hier nicht ein ähnlicher Fall vorliegen? Jedenfalls lässt sich zu seiner Auflösung unter den bekannten Glasmalern in der Waadt und Genf kein Name finden.

Im dreiteiligen Fenster aus Carignan ist unter dem Kreuzesstamme ein kleines Wappenschildchen mit dem verschlungenen Monogramme A M gemalt. Das genau gleiche findet sich auch, wie wir schon meldeten, im Masswerke der Schlosskapelle zu Greyerz. Nun ist von jenen Glasgemälden die eine der beiden runden Wappenscheiben von Louis von Greyerz und seiner Gemahlin Claude de Seyssel gestiftet worden, und zwar mit dem Figurenfenster, wahrscheinlich nach der Renovation der Kapelle, d. h. bald nach dem Jahre 1480 (S. 408)[520]). Die Glasgemälde aus Carignan können dagegen nicht vor 1530 entstanden sein, und Beziehungen des Hauses von Greyerz zu dieser Kirche nicht nachgewiesen werden. Wir müssen es der Lokalforschung überlassen, zu untersuchen, ob wir es in beiden Fällen wirklich mit Künstlersignaturen zu tun haben.

Vom gleichen Meister, wie die Kirchenfenster in St. Saphorin, sind einige Wappenscheiben gemalt worden, die erhalten blieben. Es sind Geschenke des Herzogs von Savoyen, dessen

[520]) Vgl. J.-J. Hisely, Histoire du Comté de Gruyère, Mémoires et Documents, publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, Tome XI, p. 120 et s.

Wappen sie schmückt. Zwei gleichartige befinden sich im Historischen Museum in Freiburg. Es sind ansehnliche Stücke in der Grösse von 65 : 66 cm (Fig. 80). Da der eine der beiden wappenhaltenden Löwen das Wappen der Abtei St. Moritz hält, dürften sie nach dem Unter-Wallis gestiftet worden sein; doch sind sichere Anhaltspunkte für ihren ursprünglichen Bestimmungsort nicht mehr aufzufinden. Den Beweis dafür, dass sie vom gleichen Meister gemalt wurden, welcher die Fenster in St. Saphorin schuf, glauben wir in den charakteristischen Formen der Ziffern in den beiden Jahrzahlen 1532 und 1534 zu finden. Etwas kleiner und einfacher in der Umrahmung

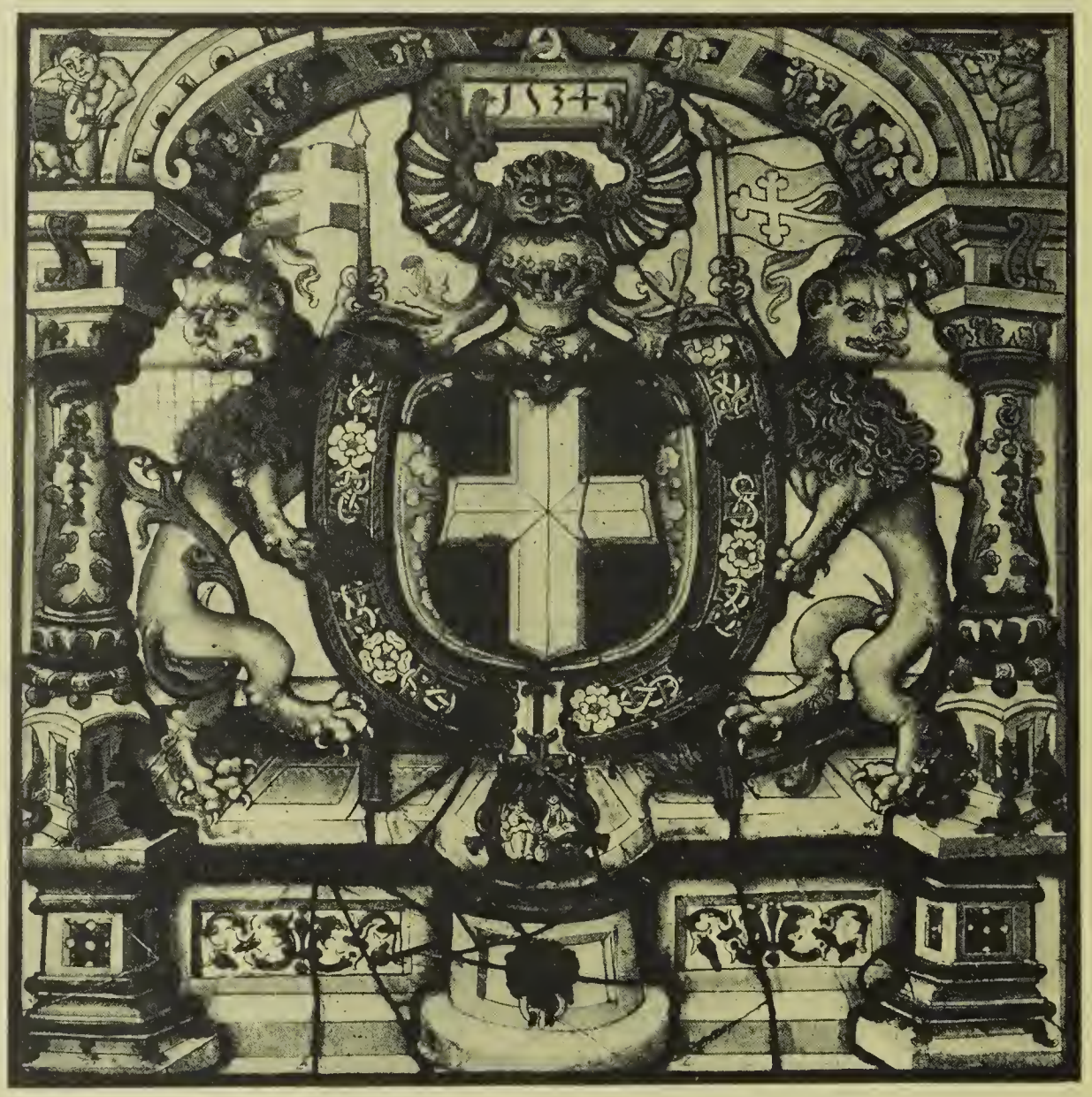


Fig. 80. Wappenscheibe von Savoyen. Hist. Museum in Freiburg.

ist eine sonst ganz gleichartige savoyische Wappenscheibe im historischen Museum in Bern, die aus dem Kanton Freiburg stammen soll. Alle zeichnen sich nicht nur durch ihre Eigenart in den Formen der Architektur und der Heraldik von den gleichzeitigen Arbeiten deutscher Meister aus, sondern auch durch die Beschränkung der bunten Gläser auf die Farben in den Wappen, während sie für das Kolorit aller übrigen Bestandteile nur Silbergelb und Schwarzlot verwenden. Sie sind demnach in der gleichen Technik gemalt, wie die niederrheinischen, flandrischen und burgundischen Glasgemälde jener Zeit. Aus diesen Ländern dürften denn auch die Meister stammen, deren Hände sie schufen. Und wenn wir uns fragen, welcher Weg sie nach der Westschweiz führte, dann tun wir gut, uns daran zu erinnern, dass seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in Brou bei dem Städtchen Bourg in der Landschaft Bresse ein wunderbares Gotteshaus gebaut wurde, dessen Kunstwerke den Ruhm ihrer Meister verkünden werden, so lange ein Stein daran auf dem andern bleibt.

Schon Margaretha von Bourbon, die Mutter des Herzogs Philibert des Schönen von Savoyen, hatte gelobt, zu Ehren des hl. Niklaus von Tolentin in Brou ein Kloster zu gründen. Als später die Kaisertochter aus der Ehe Maximilians mit Maria von Burgund, jung vermählt mit diesem

leidenschaftlichen Manne, während der Jahre 1501 bis 1504, der glücklichsten Zeit ihres arbeitsreichen Lebens, in der Nähe von Brou Hof hielt, wurde die Ausführung dieses· Planes nie ganz aus den Augen gelassen. Aber erst der unerwartete Tod des Gatten auf der Jagd im Jahre 1504 brachte ihn der Ausführung näher, da die dreiundzwanzigjährige Prinzessin nicht nur ewige Witwenschaft gelobte, sondern sich sofort daran machte, durch die Erbauung eines Klosters als Begräbnisstätte für ihren Gemahl, dessen Mutter und später auch für sich das Gelübde einzulösen. Im Jahre 1506 legte sie den Grundstein zum Chore der Kirche. Darauf liessen ihr die Geschäfte nie mehr Zeit, den Ort zu besuchen. Aber sie verfolgte den aus ursprünglich klein geplanten Dimensionen immer grösser und herrlicher empor wachsenden Bau mit fast leidenschaftlicher Pietät in allen Stunden, welche ihr dazu neben den schwierigen Regierungsgeschäften als Statthalterin in den Niederlanden Musse liessen und verwandte an ihn, was sie von den verfügbaren Geldmitteln dazu aufbringen und an Werken der berühmtesten Meister ihrer Zeit ihm zuwenden konnte. Leider erlebte sie dessen kirchliche Weihe nicht mehr. Denn als im Jahre 1530 die Tote, deren ganzes Wirken ihr Wahlspruch: „Fortune, infortune, forte une“ so trefflich charakterisiert, zum erstenmal über die Schwelle dieses Gotteshauses getragen wurde, da waren noch nicht einmal die Grabmäler ihres Gatten und ihrer Schwieger vollendet [521]).

Für die Glasgemälde, welche bestimmt waren, die Fenster des Chors und seiner Kapellen als dem Mausoleum des Fürstenhauses zu schmücken, hatte man, im teilweisen Gegensatze zu der Erstellung der übrigen Kunstwerke, einheimische Meister gewählt. Im Jahre 1527 waren zwei Fenster im Sanktuarium vollendet und man arbeitete während der nächsten Zeit an den figürlichen Darstellungen eines dritten, während die Entwürfe zu den Wappen in demselben und zu zwei ganzen Wappenfenstern aus Brüssel bezogen wurden. Die darnach ausgeführten Glasmalereien erstrahlen noch heute in wunderbarer Farbenpracht. Im Jahre 1532 waren jedenfalls die letzten Arbeiten fertig. Leider wurde schon 1539 ein Teil derselben durch ein Hagelwetter zerstört. Ihrem Stile nach gehören diese Malereien der burgundisch-französischen Kunst an. Den Namen ihrer Ersteller meldet leider kein Dokument [522]). Doch ist nicht unwahrscheinlich, dass schon während ihrer Herstellung der eine oder andere der Meister und Gesellen weiter nach Osten gegen die Gestade des Genfersees zog, aufgefordert von kunstsinnigen Männern, welche der Ruhm von der Pracht dieser Kirchenausstattung schon während ihrer Anfertigung herbeigelockt hatte. Nur so können wir uns den Einfluss der in flämischem Stile und teilweise von flandrischen Meistern ausgeführten Kunstwerke nicht nur auf die Umgegend von Brou, sondern bis in die Westschweiz hinein erklären, deren Formen sich von den im landesüblichen Stil der Frührenaissance ausgeführten sehr wesentlich unterscheiden. Genauere Untersuchungen darüber, die unseres Wissens bis jetzt noch nicht angestellt wurden, dürften zweifellos nicht uninteressante Ergebnisse bringen. Auf die westschweizerische Glasmalerei hat dieses fremde Element nicht günstig eingewirkt. Das beweisen uns nicht nur die oben erwähnten savoyischen Wappenscheiben, sondern eine ganze Reihe anderer Arbeiten, von denen das historische Museum in Freiburg eine charakteristische Auswahl besitzt.

---

[521]) Wilh. Vöge, Konrad Meit und die Grabdenkmäler in Brou. Jahrb. der königl. Preussischen Kunstsammlungen, Bd. 29, S. 77 ff.

[522]) E.-L.-G. Charvet, Les édifices de Brou à Bourg en Bresse, Paris 1897, p. 78 s.

In den Tälern des

Wallis

knüpfte sich die ganze künstlerische Betätigung an die Bedürfnisse des Bischofs von Sitten, seiner Dienstleute, einer Anzahl Dynastengeschlechter und die Dienstleute der Herzoge von Savoyen. Einer freieren Entwicklung der wenigen grösseren Orte liessen die politischen Verhältnisse im 15. Jahrhundert keinen Raum.

Dass die alte Notre Dame de Valère, die von stolzem Fels auf die Stadt Sitten herab und über weite Strecken des Rhonetales hinausblickt, zu Füssen des romantischen Bischofssitzes, dessen Ruinen uns noch heute mit Bewunderung vor dieser gewaltigen Burganlage erfüllen, schon im 13. Jahrhundert Glasfenster besass, und sogar solche, die mit kunstvollen Grisailleornamenten und Wappenschilden geziert waren, haben wir schon vernommen (S. 165 – 168, Fig. 1, 3, 4). Ebenso haben wir erwähnt, dass aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwei bunte Vierpässe mit den Wappen des Bischofs Eduard von Savoyen und des Domkapitels erhalten blieben (S. 204, Fig. 31). Dem gleichen Fenster (dem letzten des Seitenschiffes rechts gegen das Querschiff hinter den Chorstühlen) gehört noch ein Fragment an, welches beweist, dass in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts abermals einige Fenster mit Glasmalereien geschmückt wurden. Es führt uns unter einem ziemlich roh gezeichneten, gezinnten Portal einen Domherren vor, der über dem weissen Chorhemde die Mozetta trägt, während von dem violetten Gewande nur noch die Ärmel sichtbar sind. Er kniet in betender Stellung, gegen den mittleren Fensterstab gewendet, so dass er jedenfalls ein Pendant hatte, wahrscheinlich seinen Wappenschild. Hinter ihm enthält eine dreizeilige Tafel die gotischen Majuskeln: : G · NA · VOIS · DAN.

Auch das historische Museum neben der Valeria birgt noch einige Fragmente von Glasgemälden aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Das eine führt uns die hl. Apollonia mit Zange und Zahn in weissem Gewande auf blaugrauem Fliesenboden vor. Die umrahmende Architektur ist sehr derb und mit eigenartigem Krabbenwerk besetzt, der Hintergrund, ein geometrisches Rautenmuster, neu.

Auch ein hl. Bischof mit Pedum und Schwert, der unrichtigerweise als Nikolaus Schinner ausgegeben wird, ist von ähnlicher Zeichnung. Die ganze Umfassung dieses Fragmentes ist neu, die Figur des Heiligen restauriert. Dies trifft auch für ein „Agnus dei“ und einen hl. Wolfgang, ohne architektonische Umrahmung, zu. Alle diese Fragmente zeigen in ihren alten Beständen das Bestreben nach einer Beschränkung der farbigen Gläser auf das notwendigste und die Vorliebe für eine Modellierung in grauschwarzen Tönen auf weissem Glas.

Dass auch die altehrwürdige, dem hl. Theodul geweihte Bischofskirche in Sitten einst Glasmalereien in ihren Fenstern besass, steht wohl ausser Zweifel. Leider sind alle im Laufe der Zeit zerstört worden bis auf vier grosse Wappenschilde aus dem 15. Jahrhundert in der Supersax-Kapelle, enthaltend die Allianz-Wappen d'Alinges-de Chevron, de Chamoson-de Chevron, de Chevron-de Tavelli und ein unbekanntes mit einem goldenen Helm in rotem Feld, alliiert mit de Tavelli. Leider liessen sich die Namen ihrer Träger und deren Beziehungen zur Kirche bis heute noch nicht feststellen.

In den Kirchen auf dem Lande sind wenige Glasgemälde erhalten geblieben. Der Wappenscheibe de Chevron-de Tavelli und der kleinen Reiterfigur des hl. Mauritius, beide aus dem Kirchlein von Vercorins, zurzeit im Schweiz. Landesmuseum, haben wir bei der Aufzählung der Werke des Meisters Jakob in Freiburg schon gedacht (S. 381 f.).

Feiner in der Ausführung ist eine Wappenscheibe mit einem jugendlichen Ritter aus dem Geschlechte der Asperlin. Aus welcher Walliser Kirche sie stammt, kann nicht mehr nachgewiesen werden, vielleicht sogar aus der Valeria selbst. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts liess Heinrich III. Asperlin, Bischof zu Sitten (1451–1457), den Chor der Valeria mit einem Freskenzyklus schmücken, dem auch verschiedene Asperlinsche Wappenschilde beigegeben wurden. Namentlich scheint die halbrunde Apsis ihre Dekoration einem Gliede dieser Familie zu verdanken, worauf die Darstellung des Stifterpaares weist, des Rudolf oder Ruff Asperlin, Verwalter des Bistums und Bruder des Bischofs, mit seiner Gemahlin Franciscona von Raron [523]). Diesen Ruff Asperlin dürfte auch unser Glasgemälde abbilden. Es ist die rechte Hälfte der untersten Felderreihe eines ganzen Figurenfensters, welches leider bis auf diese Stifterfigur verloren ging. Im Jahre 1891 von der Eidgenossenschaft im Kunsthandel erworben, stellt es den Ritter, auf einem Betschemel kniend, in voller gotischer Rüstung dar (Fig. 81). Schon P. Ganz machte darauf aufmerksam, dass es zu derselben Gruppe von Glasgemälden gehören dürfte, wie das Chorfenster in Biel und einzelne Teile der Chorfenster im Münster zu Bern. Da nun dem 1469 verstorbenen Berner Glasmaler Peter Noll jedenfalls ein bedeutender Anteil an diesen Arbeiten zugewiesen werden muss und der Rat von Bern im Jahre 1479 den Bischof von Sitten bat, er möchte doch dafür sorgen, dass den Erben dieses Meisters Peter endlich die von ihm für die Kapelle in Leuk gelieferten Glasfenster bezahlt werden, kann kein Zweifel darüber bestehen, dass er auch dieses Fenster gemalt hat, von dem die Stifterfigur der letzte Zeuge ist. Denn von Meister Jakob in Freiburg, der um jene Zeit auch für das Wallis arbeitete, stammt es nicht.

Fig. 81. Wappenscheibe des Ruff von Asperlin. Aus einer Kirche im Wallis. Schweizerisches Landesmuseum.

Vom gleichen Meister dürfte auch eine Masswerkfüllung herrühren, welche einst ein Fenster der Kirche von Ardon im Wallis geziert haben soll und mit der Sammlung H. Angst an das Schweiz. Landesmuseum kam. Sie stellt den jugendlichen Donator kniend neben seinem unbekannten Wappen dar (bekrönter weisser Steinbockkopf in blauem Feld). Alt sind nur Teile der Figur und das Wappen. Als Hintergrund dient wieder ein zu jener Zeit längst aus der Mode gekommener, roter Rautendamast, während ein halber, gelber Dreipass die Figur einrahmt. Leider begegnen wir dem unbekannten Restaurator, der ein geschickter Mann war, aber nicht über die notwendigen Kenntnisse auf dem Gebiete der formalen Entwicklung der Glasmalerei im Mittelalter verfügte, in den erhalten gebliebenen Glasmalereien der Westschweiz nur zu oft.

Kurze Zeit nach dem Tode des Meisters Peter Noll erkundigte sich der Bischof von Sitten beim Rate der Stadt Bern um einen würdigen Nachfolger. Als solcher wurde ihm in einem Schreiben vom 25. Juli 1471 der schon oft genannte Urs Werder empfohlen [524]). Und in der Tat scheint er später für das Wallis tätig gewesen zu sein. Denn im Jahre 1891 wurden mit der

[523]) P. Ganz, Heraldische Malereien, Schweiz. Archiv für Heraldik, 1900, S. 133 u. Taf. X.

[524]) Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1895, S. 427. Trachsler, Berner Festschrift, a. a. O., S. 33.

Asperlinscheibe zwei Pendants erworben, welche ebenfalls aus einer Walliser Kirche stammen müssen. Sie stellen auf gross gemustertem, blauem Damaste zwei gegen einander gewendete Pannerträger in voller Rüstung dar, vor deren jedem der Wappenschild des Zehntens Raron steht, gehalten von einem Löwen, ganz in der Art, wie sie Urs Werder malte. Die beiden flotten heraldischen Stücke, welche noch vor Ende des 15. Jahrhunderts entstanden sein dürften, zieren heute die Fenster des sog. Kreuzgangraumes im Schweiz. Landesmuseum. Auch später scheinen die Walliser für bessere Arbeiten den Berner Meistern treu geblieben zu sein, deren Kunst weit durch die Lande sich eines wohlverdienten Ruhmes erfreute.

* * *

In den Tälern südlich des Gotthard, welche seit dem Jahre 1803, von ihrem Untertanenverhältnisse zu den alten Orten der Eidgenossenschaft befreit, den Kanton Tessin bilden, haben sich keine monumentalen Glasgemälde aus dem 15. Jahrhundert oder auch nur Fragmente, welche auf das ehemalige Vorhandensein solcher hinweisen würden, erhalten. Die politischen Zustände jener Zeit mochten wenig geeignet sein, solche in die Kirchen zu schenken. Zudem scheinen die klimatischen Verhältnisse im Süden der Alpen das Bedürfnis nach verglasten Fenstern in den Gotteshäusern weniger fühlbar gemacht zu haben, als im Norden. Bieten uns doch schon die Kirchen in ehemals savoyischen Landen einen Beweis dafür, dass auch in diesen Gegenden die Glasmalerei nur da zu einiger Blüte kam, wo mächtige Dynasten oder hochgestellte geistliche Würdenträger damit ihrem Stand und Reichtum besonderen Ausdruck verleihen wollten.

Dass aber Glasmalereien nicht ganz fehlten, beweist eine kleine runde Figurenscheibe im Schweizerischen Landesmuseum, die aus der Klosterkirche von Monte Carasso bei Lugano stammt. Sie gehört noch dem Ende des 15. Jahrhunderts an und stellt Christus am Kreuze dar, unter dem Johannes, Maria, Elisabeth, Maria Kleopha und Maria Magdalena trauern. Am untern Scheibenrande kniet der Donator, ein betender Mönch, neben seinem Wappenschildchen. Vor ihm enthält ein langes, aufrechtes Spruchband die Inschrift: „respice q̄ (uod) hab(e)s tu sibi causa dolorib(us)". Ein feines Ornamentband umschlingt die ganze Darstellung. Das Gepräge dieser Glasmalerei ist deutsch, und sie dürfte darum wohl in Luzern entstanden sein. (Abgebildet im Jahresbericht 1904.)

Die enetbirgische Glasmalerei scheint sich auf die Herstellung von Grisaillen beschränkt zu haben. Es sind im allgemeinen ausserordentlich rohe Arbeiten, die am besten dafür sprechen, dass für eine Entwicklung dieses Kunstzweiges, wenigstens in den armen, zum Teil recht schlecht von ihren Herren regierten Tälern, alle Lebensbedingungen fehlten.

In den fruchtbareren Gegenden Oberitaliens scheint dies weniger der Fall gewesen zu sein. Wenn auch hier die Glasmalerei nie zu einer Blüte gelangte, wie im Norden, sofern nicht deutsche Meister dort ihre Kunst ausübten, so brachte sie es doch zu recht guten Leistungen. Einen Beweis dafür liefert das Fenster, welches im Jahre 1899 aus der Kirche von Poschiavo, einem Flecken auf der Südseite der Alpen im Kanton Graubünden, für das Schweizerische Landesmuseum erworben wurde. Schon die Zusammenstellung der Glasmalereien in Kreuzesform (Tafel XXI) weicht von der Fensterkomposition in deutschen und welschen Landen vollständig ab. Das Mittelfeld stellt die thronende Madonna dar, auf deren rechtem Knie das mit einem Hemdchen bekleidete Christuskind steht. Zwei musizierende Englein, welche über die Lehne des Thrones hereinblicken, leisten ihm Gesellschaft. In den beiden seitlichen Feldern stehen Johannes der Täufer und der Apostel

Petrus vor blauen Damastteppichen, die hinter Portalen von sehr einfacher Architektur aufgehängt zu sein scheinen. Über der Madonna schaut Gott Vater als würdiger Greis aus einem Kranze von Cherubinen herab. Er hält in den Händen eine Krone. Ein in Dreiecke gefasster Glorienschein trennt ihn von zwei schwebenden Engelchen, die eine kleinere Krone halten, von der aus sich ein ähnlich konstruierter Glorienschein nach dem Haupte der Madonna ergiesst. Das unterste Feld stellt die Stifterfamilie dar, die, zum Gebete versammelt, auf einem Fliesenboden kniet, umgeben von einer anmutigen Landschaft mit Bäumen. Auf eine architektonische Einrahmung der einzelnen Fensterfelder wird überall zugunsten eines einfachen Ornamentstreifens verzichtet, ähnlich wie wir dies schon auf savoyischen Glasgemälden konstatierten, welche diesen oberitalienischen Arbeiten am nächsten stehen. Ihr wesentlichster Unterschied besteht in der Verwendung der farbigen Gläser. Denn während die savoyische Glasmalerei gewöhnlich davon nur einen sehr sparsamen Gebrauch macht, leuchtet dieses Fenster in kräftigen Tönen. Vorherrschend ist ein intensives gelb, abwechselnd mit rot, blau und grün. Eine vermittelnde Wirkung dieser etwas hart nebeneinander gesetzten Farben durch weisse, mit schwarzlot gedämpfte Gläser wird nur stellenweise versucht. Die Wirkung dieser Malerei ist darum eine eigenartige, aber nicht unangenehme.

Die Entstehung dieses Figurenfensters fällt in die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts. Wer dessen Stifter waren, wissen wir nicht. Dagegen befinden sich über dem Chorbogen auf der Schiffseite der Kirche zwei deutsche Meisternamen aufgemalt: „sebold westfoll (?) anno domini 1503“ und „meister andires büchler anno dm. 1497“. Sie dürften das in spätgotischen Formen errichtete, S. Vitalis geweihte Gotteshaus erbaut haben[525]), zu dessen Weihe wahrscheinlich das Fenster geschenkt wurde. Da die Kirche dem Bistum Como zugeteilt war, wohnten auch ihre besonderen Gönner und der Meister, der die Glasmalereien schuf, vermutlich in Oberitalien.

[525]) J. R. Rahn, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1876, S. 716; 1882, S. 531.

IX. Schlusswort.

Als sich der Verfasser dieser Arbeit im Jahre 1905 die Aufgabe stellte, eine Entwicklung der monumentalen Glasmalerei auf dem Boden der heutigen Schweiz von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Niedergange zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu schreiben, da ahnte er nicht, welche Schwierigkeiten sich diesem Vorhaben entgegenstellten und wie gross der Umfang dieser Arbeit sich gestalten werde. Wohl mag dazu der Umstand beigetragen haben, dass er sich von Anfang an vornahm, die Entwicklung dieses Kunstgewerbes im Rahmen der politischen und der Kulturgeschichte darzustellen, um zu zeigen, welch wichtige Faktoren sie für die historische Betrachtung eines Kunstzweiges sind, der, wie die Glasmalerei, in innigste Beziehung zu einer eigentlichen Volkssitte, der der Fenster- und Wappenschenkungen, trat. Er hatte auch noch keine klare Übersicht weder über die auf dem Boden der heutigen Schweiz erhaltenen Werke, noch über die Beschaffenheit des historischen Quellenmaterials. Die Hinterlassenschaft der Glasmaler festzustellen, soweit sie sich, im ganzen Lande zerstreut, in Kirchen, öffentlichen Gebäuden und Sammlungen erhalten hat, bereitete keine allzu grossen Schwierigkeiten, auch wenn wir uns nicht der Illusion hingeben, es sei uns kein Glasgemälde entgangen, das vielleicht in irgend einem abgelegenen Kirchlein, selbst von der engeren Umgebung unbeachtet, erhalten blieb. Weit schwieriger war es, das Quellenmaterial zu finden, welches über Zeit und Bestimmung der noch erhalten gebliebenen Arbeiten, ihre Besteller und Ersteller sicheren Aufschluss geben konnte. Für viele Gegenden unseres Landes war man auf die Notizen angewiesen, welche sich in anderen Zwecken dienenden Publikationen mehr oder weniger zufällig vorfanden. Denn nur in einer kleinen Zahl von Städten wurden bis heute die Säckelmeisterrechnungen, die Manuale und die Missiven der Räte, in die eingestreut sich die Glasgemäldeschenkungen, die dafür ausgelegten Beträge und zuweilen auch die Namen der Glasmaler und der Beschenkten am zuverlässigsten finden, in grösseren Auszügen und lückenlos schon darum nirgends veröffentlicht, weil diese Aktenstücke in keinem Archive mehr vollzählig vorhanden sind. Noch unvollständiger ist das Material, welches imstande wäre, uns Anhaltspunkte für die Betätigung einzelner Dynasten, kirchlicher Würdenträger und Klöster auf diesem Gebiete zu geben, soweit es wenigstens die Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen betrifft. Man wird es deshalb dem Verfasser nachsehen müssen, wenn die Bearbeitung seines Stoffes in den einzelnen Orten und Landesgegenden eine dem zu Gebote stehenden Quellenmaterial entsprechend verschiedene geworden ist, und wenn er auch Werke in den Bereich seiner Ausführungen einbezog, die nicht der monumentalen Glasmalerei angehören, wohl aber geeignet sind, uns über die künstlerischen Qualitäten einzelner Meister vermehrte Aufschlüsse zu geben. Infolge der historischen und der kulturgeschichtlichen Bearbeitung dieses kunstgewerblichen Materiales war es gegeben, die Nachrichten über die Glashütten, die Bezugsquellen fremden Glases und namentlich auch über das

allmähliche Aufkommen der Glasfenster in öffentlichen Gebäuden und Kirchen dem übrigen Stoffe anzugliedern. Trotz der breiten Basis, auf welcher diese Untersuchungen angelegt wurden, sieht sich heute der Verfasser nach sechsjähriger Arbeit in seinen Hoffnungen insofern getäuscht, als es nicht überall möglich war, den noch erhalten gebliebenen Werken die Meister zuzuweisen, welche sie einst geschaffen haben. Doch war dies wenigstens in zahlreichen Fällen möglich, und für manchen bis jetzt völlig unbekannten Meister konnte sogar ein grösseres oder kleineres Oeuvre zusammengestellt werden. Immerhin bleibt für die Zukunft der Arbeit noch genug.

Schliesslich erlauben wir uns noch, die Ergebnisse der Forschungen beizufügen, die im Laufe der Arbeit gewonnen wurden, aber nicht mehr am richtigen Orte berücksichtigt werden konnten, und gleichzeitig einige Irrtümer zu berichtigen.

Leider sind uns die Namen der Meister, welche die erhalten gebliebenen Glasgemälde im 13. und 14. Jahrhundert gemalt haben, auch heute noch nicht bekannt, ja wir sind nicht einmal in der Lage, bestimmtere Beziehungen zu einzelnen Werken des Auslandes nachzuweisen. Dies wird erst möglich werden, wenn auch jene Glasmalereien systematisch publiziert worden sind, und zwar mit einem Bildermaterial, das eine Vergleichung gestattet.

Fig. 82. Krönung Mariæ. Museum Ariana bei Genf.

Eine Beschreibung der Glasgemälde in Königsfelden als Ergänzung zu ihrer kurzen Besprechung in dieser Arbeit erfolgte seither durch den Verfasser im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ (N. F. Bd. IX, S. 234 ff.), worin berichtigt wurde, dass nicht König Andreas III., Gemahl der Königin Agnes, als Donator auf einem Glasgemälde im Schiffe der Kirche dargestellt ist (Seite 202), sondern ihr Bruder, Herzog Albrecht VII. von Österreich.

Zwei Glasgemälde, welche zu der Dreipassfüllung aus dem Wallis (vgl. S. 177, Fig. 14) gehören, sind in ein Korridorfenster des Rathauses in Solothurn eingesetzt. Sie stellen in ebenso roher Ausführung zwei heilige Bischöfe dar, von denen eine Inschrift den einen als „St. Leodegarius MR“ bezeichnet, was übrigens auch der Bohrer andeutet, der in ungeschickter Weise fast wie ein abgeschossener Pfeil neben dem Heiligen im Fenster eingesetzt ist. Der andere Bischof, welcher sich durch keine Attribute bestimmen lässt, scheint in einem Hause zu stehen, dessen Giebel

eine spärliche Architektur wenigstens andeutet. Diese beiden Figurenscheiben wurden im Kunsthandel erworben und beweisen, dass die savoyische Lokalkunst im Wallis zu Ende des 13. Jahrhunderts noch auf einer sehr tiefen Stufe stand, namentlich, wo es galt, mit bescheidenen Mitteln Fenster von Landkirchen zu schmücken.

Dass es zu Anfang des 14. Jahrhunderts auch mit der burgundischen Lokalkunst nicht viel besser bestellt war, beweist der grosse Zyklus von figürlichen Darstellungen aus der Kirche von St. Fargeau im Département de l'Yonne (Fig. 82), zurzeit im Museum Ariana in Genf, dessen wir an dieser Stelle nur gedenken, weil er seinen bleibenden Standort in einer schweizerischen Altertumssammlung gefunden hat. Dagegen zeigt ein restauriertes Fragment im Museum für Kunst und Geschichte in Genf aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, darstellend das Kreuzeswunder der Kaiserin Helena, einige Verwandtschaft zu den gleichzeitigen Arbeiten in Bern und Biel (vergl. Fig. 83). Leider kennt man die Herkunft dieses Glasgemäldes nicht, doch dürfte es aus der Westschweiz oder wahrscheinlicher aus Burgund stammen.

Fig. 83. Kreuzeswunder der Kaiserin Helena. Museum für Kunst und Geschichte in Genf.

Über eine Anzahl in Zürich verloren gegangener Figuren- und Wappenscheiben aus dem Ende des 15. Jahrhunderts berichtet Dr. F. Hegi im „Schweizerischen Archiv für Heraldik“ (1911, Heft 2, S. 85 ff.), doch dürften diese Werke kaum der monumentalen Glasmalerei angehört haben.

Im Münster zu Bern werden zurzeit die Chorfenster renoviert, was Veranlassung gegeben hat, sie felderweise photographisch aufzunehmen. Dieses Bildermaterial gestattet uns schon heute einen genaueren Einblick in die Tätigkeit der verschiedenen Meister, welche an diesem grossen Unternehmen beteiligt waren, als dieses früher, selbst mit bewaffnetem Auge, möglich war. Es muss einer eigenen Publikation vorbehalten bleiben, die gewonnenen Resultate nach Beendigung der Restauration im Drucke festzulegen. Für heute wollen wir uns darauf beschränken, mitzuteilen, was sich zurzeit in bezug auf die Zuteilung der Bilderfenster an die Meister mit einiger Wahrscheinlichkeit melden lässt.

Hans von Ulm, der 1441 die seither zum grössten Teil zerstörten Passionsdarstellungen im Mittelfenster des Chores malte, deren erhalten gebliebene Partien sich heute trotz ihrer Restauration

und starken Durchsetzung mit Flickstücken anhand der Photographien deutlich erkennen lassen, dürfte auch der Ersteller des Fensterfeldes mit der unbekannten Heiligenlegende in der Erlachkapelle gewesen sein (Fig. 44). — Der Werkstätte des Meisters Niklaus, welcher seit 1447 die übrigen Fenster malte, glauben wir auch die Auferstehung Christi (Fig. 45), die Kreuzigungsdarstellung (Fig. 46) und das Martyrium des Apostels Matthias (?) (Fig. 48), sämtliche in der oben genannten Erlachkapelle, zuweisen zu dürfen. Seit der Mitte der 1450er Jahre, also wahrscheinlich zur Zeit der Erstellung der zwei jüngsten Münsterfenster, arbeitete bei ihm als Geselle Peter Noll, dem an diesen Arbeiten ein wesentlicher Anteil zufallen dürfte und welcher an dem 1457 gemalten Fenster im Chore zu Biel vielleicht noch grösser war. Seit dem Tode des Meisters Niklaus im Jahre 1460 führte dann wahrscheinlich Peter Noll dessen Werkstätte weiter, doch wurden in Bern zu jener Zeit grössere Arbeiten nachweisbar nicht ausgeführt. 1469 starb auch er, und es traten nun zwei neue Meister auf den Plan: Hans Noll und Urs Werder. Von diesen dürfte der erstere bei Peter Noll gelernt haben und der Ersteller des Glasgemäldezyklus in der Kirche von Hilterfingen sein. Vielleicht hat er auch schon am Bielerfenster mitgearbeitet. Für seine Beteiligung an den Arbeiten Peters spricht auch der Umstand, dass ihm (nicht Peter!) mehrere Stubengesellen der Zunft zum Mittelleuen noch im Jahre 1475 einen Betrag für das Bibelfenster im Münsterchor zahlten (Zesiger, Münsterbericht XX, S. 4). Auch für die Wappenscheiben im Chor war er tätig (Zesiger, Die Stube zum roten guldinen Mittlen-Löüwen, S. 168; Bericht des Münsterbauvereines, 1907, S. 29). Sicher darf ihm ein Zyklus von Kirchenscheiben zugewiesen werden, der nach dem Bielerfenster entstanden ist, mit diesem aber grosse Verwandtschaft zeigt. Dazu gehören die Kreuzigungsgruppe aus der Kirche von St. Blaise im historischen Museum zu Neuenburg (Fig 58), die Kreuzigungsgruppe (Fig. 59), die Madonna (Fig. 60) und die beiden Heiligenfiguren, darstellend Johannes d. T. und einen hl. Bischof (Fig. 61), in den Chorfenstern der Kirche zu Zweisimmen, während die Kreuzigungsgruppe (Fig. 54), die Verkündigung (Fig. 56) und der hl. Georg (Fig. 49) im südlichen Seitenfenster des Chores zu Biel wahrscheinlich noch aus der Werkstätte des Peter Noll stammen. Auf alle Fälle aber sind diese sämtlichen Arbeiten aufs innigste miteinander verwandt. Immerhin wird noch zu untersuchen sein, ob der Maler Hans Abegg, der um 1480 das Chorfenster in der St. Mauritiuskirche in Zofingen malte, bei diesen Arbeiten nicht auch beteiligt war und ob nicht direkte Beziehungen der Glasgemälde in dem Kirchlein auf Staufberg mit diesen Berner Glasmalern nachgewiesen werden können.

Zu bedauern ist ferner, dass wir auch über die Verhältnisse in Basel nicht besser unterrichtet sind, um so mehr, als die Werke, welche anlässlich des Konzils und später in den Kreuzgang des Kartäuserklosters gestiftet wurden, soweit wenigstens die Fragmente, welche vermutlich dazu gehört haben, darauf einen Schluss ziehen lassen, zu den feinsten Arbeiten zählten, welche auf dem Boden der heutigen Schweiz im 15. Jahrhundert ausgeführt wurden. Von besonderem Interesse müsste es auch sein, die Beziehungen der in bischöflichen Diensten stehenden Meister wenigstens zu den späteren Werken näher kennen zu lernen, von denen noch einige im historischen Museum und in der St. Theodorkirche aufbewahrt werden.

Über den Neuenburger Glasmaler Jakob Wildermut erschien vom Verfasser inzwischen eine zusammenfassende Arbeit im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde (N. F. Bd. XII, S. 235).

Ganz schlimm steht es um unsere Kenntnis der älteren Glasmalerei in den Städten Zug und Luzern und besonders um die von den Werken in den Bergkantonen. Und doch müssen zahlreiche Kirchen

sogar in den abgelegenen Bergdörfern Graubündens solche aus dem früheren Mittelalter besessen haben, wovon das Fragment aus der Kirche von Pleif (S. 204, Fig. 30), die Rundscheiben mit den Wappen Valèr und Brandis aus der Kirche von Fideris im hist. Museum in Chur (Arch. hérald. 1900, S. 217 u. Taf. I u. II), die grosse Figurenscheibe mit der Madonna und das Fragment des hl. Georg aus der Kirche von Salux im Schweiz. Landesmuseum und die drei kleinen Figurenscheiben im Kirchenchore von Valendas zeugen.

Schliesslich konnte ein sehr wichtiges Gebiet der Glasmalerei nur kurz berührt werden, weil es dafür zurzeit an Material fehlt, welches darauf ein Licht zu werfen vermöchte: es ist das Verhältnis der Glasmaler zu den Malern und die Vergleichung der Glasgemälde mit Handzeichnungen, Kupferstichen, Holztafeldrucken, Holzschnitten und Gemälden, die ihnen als Vorlage gedient haben könnten. Möchten die vorliegenden Untersuchungen andere Kräfte zu dieser nützlichen Arbeit anregen.

X. Gesamtregister.

I. Das Glas und seine Verwendung zu Fensterverschlüssen.

a) **Glasbereitung.** Stracholfus, Glaser im Kloster St. Gallen, S. 161. — Die Glashütte im Kloster Tegernsee, S. 162. — Theophilus, Schrift über die Glasbereitung, S. 168. — Das Kloster Hauterive, S. 177, 208, 364, 369, 416. — Verbote des Glasmachens für Geistliche, S. 206. — Glashütten in der nördlichen Schweiz und im Schwarzwalde, S. 208. — Die Glashütte in der Klus bei Balsthal, die Organisation der Glaser und ihre Produktion, S. 333 ff. — Die Glashütten im Guldental, in Welschenrohr, beim Neuhäusli, in Laufen und Roches, S. 338.

b) **Der Bezug fremder Gläser.** Allgemeines für die frühesten Zeiten, S. 208. — Klosterwalde bei Sigmaringen, S. 272. — Venedig, S. 302, 342. — Glas als Transitgut zu Basel, S. 302. — Glas „von dem Sec", S. 302. — Das rote Glas von Rouen, S. 303. — Rote Gläser aus Burgund, S. 303. — St. Ruprecht im Schwarzwald, S. 342. Strassburg, Hertenstein, S. 342.

c) **Das Handwerk der Glaser und Glasmaler.** Stracholfus, Glaser im Kloster St. Gallen, S. 161. — Glaser und Maler am Hofe des Bischofes von Hildesheim, S. 163. — Köln, S. 163. — Saint Denis, S. 163. — Geistliche als Glasmaler und Klöster als Betriebsstätten, S. 168. — Glaser und Glasmaler im 13. und 14. Jahrhundert, S. 206. Glaserverordnung in Zürich von 1431, S. 207, 220. — Bezeichnungen für den Glaser- und Glasmalerberuf, S. 207. — Das Glaserhandwerk zu Basel im 15. Jahrhundert, S. 302. — Strassburger Glaserverordnung von 1557, S. 302. — Anweisung für Glasmaler vom Ende des 15. Jahrhunderts, S. 302. — Das Glaserhandwerk zu Freiburg i. Br. zu Anfang des 16. Jahrhunderts, S. 310. — Nebenbeschäftigungen von Glasern und Glasmalern, S. 330, 355 ff. — Erkundigung Solothurns bei Bern nach einer Glaserordnung, S. 333. — Ueber das zu Fensterverglasungen notwendige Material, S. 342.

d) **Das Aufkommen der Fensterverglasungen in Profanbauten.** Glasfenster in der Schreibstube des Klosters St. Gallen im 11. Jahrhundert, S. 162 — Glasfenster in französischen Klöstern, S. 162, Anmerkg. 8.

Luzern: 1434/37, Verglasung der Fenster in den beiden Ratsstuben und in der Stadtschreiberei, S. 223. — 1486, Erstellung von zwei Fenstern für das Rathaus, S. 223.

Bern: 1437, Ausbesserung der Fenster im Rathaus und Torhaus, S. 235.

Basel: 1411, 1431, 1434, 1455, Verschliessung der Fenster mit Lilachen und Papier, S. 301. — 1455, Glasfenster im Rathaus, S. 301. — 1340, Glasfenster im Spital, S. 301. — 1420, 1446, Verordnungen des Rates gegen das Steinwerfen wegen der Glasfenster, S. 301 f. — 1436, Bericht des Aeneas Silvius über die Glasfenster zu Basel, S. 302. — (Augsburg) 1415, Verglasung der Fenster in der grossen Stube auf dem Rathaus, S. 301.

Solothurn: 1418, Verglasung von Fenstern im Barfüsser Kloster, S. 325. — 1450, 1458, 1461, 1464, 1465, 1471, 1474, 1480, 1482, Verglasung von Fenstern auf dem Rathause, S. 325 ff. — 1471, Verglasung eines Fensters im Wendelstein (Kirchturm), S. 326. — 1482, Stiftung von Wappenscheiben auf das Rathaus, S. 327. — Verglasungen in städtischen Gebäuden, S. 328. — Fensterverschlüsse aus Zwilch und Tscherter, S. 327. — Glasfenster in Privathäusern, S. 328. — 1461, Beginn der Fensterschenkungen nach auswärts, S. 328. — Erste Erwähnung von Tafelglas, S. 332.

Neuenburg; 1472/73, Fenster im Rathause, S. 347, 348. — 1502, Fensterverschlüsse aus Leinwand und geöltem Papier, S. 348.

Freiburg: 1421, Fenster im Rathause, Einsetzen eines Glasgemäldes, S. 368; 1453, Einsetzen einer savoyischen Wappenscheibe, S. 374. — 1465, Verglasung des Prunkzimmers im Franziskaner Kloster und Einsetzen einer savoyischen Wappenscheibe, S. 376. — 1471, Glaserarbeiten im Rathause, S. 384. — Papierverschlüsse im Rathause, S. 385. — 1478, Einsetzen von Standesscheiben in den Fenstern des Rathauses und der Kanzlei, S. 387.

Genf: 1455, Glaserarbeiten für das Rathaus, S. 413. — 1473, Erstellung von gemalten Glasfenstern in dem Prunksaal des Rathauses, S. 413.

II. Die Glasmalerei.

Ihre Stellung zur romanischen Baukunst, S. 163. — Die ältesten Dekorationsmotive, S. 164. — Einfarbige Glasfenster, S. 165. — Die Stellung der geistlichen Orden zur Glasmalerei, S. 166. — Die Grisaillemalerei, S. 166. Das farbige Teppichfenster, S. 167. — Die Entwicklung während des 13. und 14. Jahrhunderts, S. 171, 179. — Beziehungen der Berner Glasmalerei zu der des Elsasses im 15. Jahrhundert, S. 256. — Beziehungen der Basler Meister zu Burgund und Schwaben, S. 273. — Die Anfänge der Sitte der Fenster- und Wappenschenkung, S. 293, 368. — Beziehungen Basels zu Dijon und Flandern, S. 300 f. — Das Verhältnis der Glaser zu den Glasmalern im 15. Jahrhundert, S. 310 f. — Anweisungen für Glasmaler aus der ersten Hälfte des 14. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts, S. 311. — Glasmaler und Reisser, S. 311. — Unterschiede der Fensterdekoration in deutschen und welschen Landen, S. 403 f. — Beziehungen der Chorfenster im St. Peter zu Genf zu solchen im Elsass, S. 415. — Beziehungen der Kunstwerke in der Kirche von Brou bei Bourg en Bresse zu solchen in der Westschweiz, S. 420 f.

III. Glasmaler und Glaser.

A. Bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts.

9. Jahrhundert: Stracholfus, Glaser im Kloster St. Gallen, S. 161.

Basel: 13./14. Jarhhundert: Meister Poppe, Dichter und Glasbrenner, S. 206. — Johann von Winterthur, S. 206. — Petermann Murer, der Glaser (1365) S. 206. — Maler Menlin (1373), S. 206/7.

Bern: Glaser (1378), S. 207.

Genf: (1379) Pierre Mugnier, Glasermeister von Genf, tätig für das Schloss Chillon, S. 412.

B. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts.

Zürich: Der Glasmaler von Zürich, tätig für Zug, S. 222. — Maler Hackenberg in Winterthur, tätig für St. Gallen, S. 259. — Lukas Zeiner, tätig für Solothurn, S. 332.

Zug: Noch zu Ende des 15. Jahrhunderts keine ansässigen Glasmaler, S. 222.

Luzern: Der Glaser von Luzern, tätig für Zug, S. 222. — Niklaus Herport, S. 222. — Hans Fuchs, S. 223. — Haus Werner, S. 223.

Bern: Hans von Ulm, S. 234, 239, 251, 428. — Niklaus der Glaser, S. 234, 251, 429. — Meister Bernhard der Maler, S. 235, S. 251. — Clewin, Maler, S. 251. — Stephan, Maler, S. 251. — Peter Noll, Glaser, S. 251, 252, 429; tätig für Solothurn, S. 325; tätig für das Wallis, S. 423. — Sebastian Noll, Glaser, S. 251. — Hans Noll, S. 251, 252, 429; tätig für Solothurn, S. 326, 332; tätig für Neuenburg, S. 347. — Urs Werder, S. 252, 255, 429; tätig für Freiburg, S. 386 ff.; tätig für das Wallis, S. 423. — Hans Abegk, S. 252, 261, 429. — Hans Tieffenthal, der Maler, und seine Beziehungen zu Basel und Bern. S. 258, 273; zu Solothurn S. 327. — Hans Stumpf, tätig für Freiburg, S. 399. — Hans Funk, tätig für das Kloster Maigrauge, S. 364; für Freiburg S. 399 ff. — Jakob Meyer, tätig für Freiburg, S. 400. — „Der Maler von Aarau, tätig für Solothurn, S. 333.

Biel: Jakob Wildermut der ältere (I), S. 354, 375, 377 f.

Schaffhausen: Maler Michel Pfender, S. 272. — Bastian Lindtmayer, Glasmaler, S. 272.

Basel: Haus Tiefenthal, Maler, S. 273. — Hans Holbein d. j., S. 274, 312. — Indmann, Glasmaler in Augsburg, S. 301. — Ludmannus, Glaser, S. 303; tätig für Freiburg, S. 368, 369. — Nicolaus dictus Harer, der Glaser, S. 303. — Petermann Murer, der Glaser, S. 303. — Menlinus, Glaser und Glasmaler, S. 303. — Bastian Glaser in Pruntrut, S. 344. — Meister Michel, Glaser, S. 303; tätig für Freiburg, S. 369, 374, 375; tätig für den Bischof von Basel, S. 340 f., 343, 344; für Solothurn, S. 325. — Meister Ludwig, Glaser, S. 303; tätig für Solothurn, S. 327; für den Bischof von Basel, S. 340 f., 343. — Meister Konrad, tätig für Breisach, S. 303; für den Bischof von Basel, S. 342. — Heinrich Wolleb der Glasmaler, S. 303. — Meister Hermann von Basel, tätig in Strassburg, S. 303. — Meister Theobald von Lützel, S. 342. — Hans Hünerhäusel von Basel, tätig in Strassburg, S. 303. — Meister Anthony, Glaser, S. 313, 325, 344. — Meister Fritz der Maler, S. 343. — Hans der Maler (Hünerhäusel?), tätig als Glaser für Solothurn, S. 327. — Hans Rutenzweig der Maler zu Basel, S. 331. — Bartholomäus Rutenzweig, Glasmaler zu Basel, S. 331. — Hans Beren von Basel, tätig für Solothurn, S. 327.

Solothurn: Hans Scher, Glaser, S. 322, 327. — Michel Glaser von Basel, S. 325. — Meister Ulrich, S. 326, 327, 330. — Meister Hans, S. 327, 330. — Meister Niklaus, S. 328. — Meister Paulus, S. 331. — Urs Kaufmann, S. 331. — Niklaus Ochsenbein, S. 332. — Daniel Babenberg, S. 332. — Nikolaus Kürser, S. 332. — „Mathiss der maller", S. 332. — Suri der Glaser, S. 332.

Neuenburg: Jakob Wildermut der jüngere (II), S. 348, 351, 354 f., 357, 429. — Loys, Glaser, S. 348, 357. — Jacques Massonde, Glaser, S. 348, 357. — Jakob Wildermut (III), S. 356. — Der Glaser von Payerne, ein

Geistlicher, S. 357. — Jean Chevalier, Glaser, S. 357. — Meister Peter der Maler, S. 357. — Jean Vefre, S. 357 f. — Wilhelm Pury, S. 357, 358. — Der Glaser von Boudry, S. 357.

Freiburg: Meister Budmann von Basel, S. 368, 369. — Glaser Johann, S. 369. — Jehan Couchet, ein Geistlicher, S. 369, 374. — Glaudo Dautariva, ein Mönch von Hautrive, S. 369. — Meister Michel von Basel, S. 369, 374, 375. — Nicod de Villard, Maler, S. 374. — Meister Jakob (Wildermut) I, S. 375, 377 ff., 388, 394. Claude Zwieter, S. 384 f. — Urs Werder, Glasmaler zu Bern, S. 386, 388. — Georg Barscher, S. 387 f., 390 f. — Hans Müller, der Glaser, S. 388. Oswald Heckenstorfer, S. 390, 392. — Rudolf Reschy, S. 390, 392 f. — Der junge Kolly, S. 390, 397. — Hans Werro, S. 395 f. — Hans Funk von Bern, S. 399 f. — Hans Stumpf von Bern, S. 399. — Jakob Meyer von Bern, S. 400.

Lausanne: Jean Thomas, der Glaser, S. 411. — Franz Chapuis, Glasmaler, S. 411.

Genf: Janinus Loysel, S. 412. — Mermet Loysel, S. 412. Johannes Loysel, S. 413. — Eberhard Sondergeld, S. 413. — Claude Violèse, S. 413. — Joffred Magnin, S. 413. — Léonard und Pierre Boytez, S. 413. — Pierre Fossal, S. 413.

Wallis: Peter Noll in Bern, S. 423. — Urs Werder in Bern, S. 423. — Meister Jakob von Freiburg, S. 381 ff.

IV. Glasmalereien.

A. Bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts.

Über die ältesten Glasmalereien, S. 161. — Die Fenster in der Fraumünsterabtei zu *Zürich,* S. 161. — Stiftskirche in *Zurzach,* S. 162. — Glasfenster im Scriptorium des Klosters *St. Gallen,* S. 162. — Glasfenster in franz. Klöstern, S. 162, 8. — Hildesheim, Augsburg, St. Peter und Paul zu Neuweiler, St. Denis, Châlons-sur-Marne, Le Mans, Reims, S. 163. — Notre-Dame de *Valère* ob Sitten, S. 165, 168 (Fig. 1, 3, 4). — Madonna aus der Kapelle St. Jakob bei *Flums,* S. 170 (Fig. 6). — Rosette im südlichen Querschiff der Kathedrale zu *Lausanne,* S. 172 (Fig. 7, 8). — Kreuzgang im Kloster *Wettingen,* S. 176 (Fig. 11, 12, 13). — Glasmalereien aus der Kirche von *Nendaz* im Wallis, S. 177, 427 (Fig. 14). — Kirchenfenster aus *Romont* und in Romont, S. 180 (Fig. 15, 16). — Kirchenfenster in *Blumenstein,* S. 181 (Taf. I, Fig. 17). — Kirchenfenster in *Köniz,* S. 182 (Taf. II). — Kirchenfenster in *Kappel,* S. 185 (Taf. III). — Kirchenfenster in *Oberkirch* bei Frauenfeld, S. 186 (Taf. IV). — Kirchenfenster in *Münchenbuchsee,* S. 187 (Taf. X, Fig. 18, 19, 20, 21). — Kirchenfenster aus dem Kloster *Hauterive* in der St. Nikolauskirche in Freiburg, S. 188 (Fig. 22. 23, 24). — Kirchenfenster in *Königsfelden,* S. 192 ff., 427 (Taf. VI, VII, VIII, Fig. 25, 26, 27, 28, 29). — Fragment aus der Kirche von *Pleif,* S. 204. 430 (Fig. 30). — Vierpässe mit Wappen in der Valeria, S. 204 (Fig. 31). — Wappen von Rinach in der Kirche von *Auenstein,* S. 204. — Fragmente im Schweiz. Landesmuseum und im historischen Museum in *Basel,* S. 205. — Zyklus im Museum Ariana bei Genf, S. 428 (Fig. 82).

B. Bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts.

Allgemeine Zustände in den Landen der Eidgenossen und ihrer Nachbarn im 15. Jahrhundert, S. 213 ff.

Zürich: Allgemeines, S. 215. — Wasserkirche, S. 219. — Kreuzgang im Kloster Ötenbach, S. 219. — Fraumünsterabtei, S. 219. — Kreuzgang im Augustinerkloster, S. 398. — Verloren gegangene Glasgemälde, S. 428. — Kirche in Veltheim bei Winterthur, S 220, 403 (Fig. 72).

Zug: Pfarrkirche St. Michael, S. 221, 429. — Schloss Buonas, S. 222. — Kirche von Ägeri, S. 223.

Luzern: Allgemeines über Erstellung von Fenstern und Glasmalereien, S. 223, 429. — Runde Figurenscheibe aus dem Kloster auf Monte Carasso, S. 424.

Glarus: St. Fridolinskirche, S. 223.

Rapperswil: Busskirche, St. Johanneskirche, S. 223.

Bern: Allgemeines, S. 224. — Kirche von *Gebensdorf,* S. 229 (Fig. 33). — Kirche auf *Staufberg,* S. 229, 257 (Taf. IX, Fig. 34). — Kirche von *Suhr,* bei Aarau, S. 231. — Münster zu *Bern,* S. 231, 428 ff. — Passionsfenster, S. 234, 236, 239, *248.* — Zehntausendritterfenster, S. 234, 237, 238, *240,* 249 (Fig. 35). — Scharnachthalfenster, S. 235, 237, 238, 242. — Bibelfenster, S. 235, 237, *242* (Taf. X). — Dreikönigsfenster, S. 236, 237, *244,* 257 (Taf. XII). — Hostienmühlefenster, S. 236, 237, *246,* 257 (Taf. XI). — Kapellen, S. 234, 237, *250* (Fig. 44, 45, 46, 48). — Figuren- und Wappenscheiben, S. 248 ff. — Restaurationen, S. 238. — Beziehungen der Berner Münsterfenster zu solchen in Kirchen des Elsasses, S. 257 ff. — *Zweisimmen:* S. 353 (Fig. 59, 60, 61). — *Hilterfingen:* Figurenfenster in der Kirche, S. 259 (Taf. XIV). — *Zofingen:* Chorfenster, S. 260 ff. (Taf. XV). — *Brugg:* Chorfenster, S. 263. — *Leutwil:* Kirche, Fragment eines Figurenfensters, S. 263. — *Jegenstorf:* Kirche, S. 263, 316 (Fig. 36, 43).

Biel: Mittleres Chorfenster in der St. Benediktskirche, S. 252 ff. (Taf. XIII, Fig. 50, 51, 52, 53, 55). — Fragmente im südlichen Seitenfenster, S. 255 (Fig. 49, 54, 56).

St. Gallen: Allgemeines, S. 269. — Klosterkirche, S. 269. — St. Katharinenkloster. S. 269.

Schaffhausen: Kloster Allerheiligen, S. 270 ff. — Ueber ehemalige Glasmalereien in den beiden Hauptkirchen, S. 271.

Basel: Allgemeines, S. 272 ff — Frühere Glasmalereien in der Barfüsserkirche, S. 277. — Glasgemälde im Münster, S. 277 ff. — Kirche St. Theodor, S. 281, 299 ff. — Kartause in Klein-Basel: Allgemeines, S. 282; Glasgemäldestiftungen in die Kirche, S. 282 ff.; die erhalten gebliebenen Fragmente, S. 283 ff.; Kreuzgänge: Allgemeines, S. 285; Glasgemäldestiftungen in den grossen Kreuzgang von Teilnehmern am Konzil, S. 287 ff.; Stiftungen von einheimischen Gönnern, S. 289 ff.; Glasgemäldestiftungen in den kleineren Kreuzgang, S. 290 ff. — Beziehungen zu Fragmenten in der Kirche, S. 291; Sakristei, S. 292; Kapitelsaal, S. 292; Gesamtübersicht über die Glasgemäldeschenkungen zur Zeit des Konzils, S. 293; die späteren Glasgemäldeschenkungen, S. 294 ff.; Hieronymus Zscheckenbürlin und seine Tätigkeit für die Kartause, S. 296 ff.; die späteren Glasgemäldeschenkungen in verschiedene Kloster-räume, S. 297; die erhalten gebliebenen Fragmente, S. 297 ff.; die Aufhebung der Kartause und die weiteren Schicksale der Glasmalereien, S. 298 ff.; über die vermutliche Herkunft der Glasmaler, S. 300 ff.

Die Glasgemälde aus der Sammlung des Grafen Douglas auf Schloss Langenstein: Beschreibung von Prof. Fr. J. Mone, S. 304; Allgemeines, S. 304 ff.; Beziehungen zur Kartause in Basel, S. 307 ff.; Beziehungen zu Freiburg i. Br., S. 309, 316; Beziehungen zu Hans Holbein d. j. und Hans Baldung, S. 312 ff.; Beziehung zu Glasgemälden im Kreuzgange zu Wettingen, S. 313 ff. (Fig. 36, 37, 38, 39, 40); die Kreuzigungsgruppe, der Schmerzensmann und die Schmerzensmutter im historischen Museum, S. 314 ff.

Solothurn: Allgemeines, S. 319 ff. — Die St. Ursenkirche, S. 319. — Die Barfüsserkirche, S. 322. — S. Peterskapelle, S. 323. — St. Stephanskapelle, S. 323. — Benediktiner-Abtei Beinwil, S. 323. — Mariastein, S. 323. — Kloster Kleinlützel, S. 323. — Chorherrenstift Schönenwerd, S. 323 ff. — Die Kirche Maria im Haag bei Meltigen und ihre Glasgemälde, S. 324 (Fig. 47). — Die Kirche von Aetigen, die Kapelle im Haag bei Selzach, die Kirche von Flumenthal und ihre Glasmalereien, S. 324, Anmkg. 183.

Das Gebiet des Bischofs von Basel: Allgemeines, S. 339. — Arbeiten für die Sommerresidenz in Delsberg, S. 341; für das Landvogteischloss in Zwingen, S. 341; für den bischöflichen Hof zu Basel, S. 341; für das Schloss in Pruntrut, S. 341 ff. — Die Kirche St. Germain in Pruntrut, S. 343 ff. (Fig. 57).

Die Grafschaft Neuenburg; Allgemeines, S. 346. — Das Rathaus, S. 347 ff. — Kirche Notre-Dame, S. 349 ff. — Glasgemäldestiftung der XII regierenden Orte, S. 350 ff. (Fig. 62). — Allgemeiner Zustand der Kirchen um 1453, S. 351 ff. — Die Glasgemälde in der Kirche von Fenin, S. 352. — Glasgemälde aus der Kirche St-Blaise im hist. Museum in Neuenburg, S. 352 (Fig. 58). — Fragment aus der Kirche von Cernier, S. 353.

Freiburg: Allgemeines, S. 363. — Kloster in der Magerau, S. 363 f. — Johanniterkloster, S. 364. — Augustinerkloster, S. 364. — Franziskanerkloster, S. 365, 367, 384, 386, 389. — Leutkirche St. Nikolaus, S. 366, 367, 375. — Savoyische Wappenscheibe von 1466 in Privatbesitz, S. 375 (Fig. 67). — Kirche von Bourguillon, S. 377 f. (Fig. 65, 66). — Kloster Fille-Dieu bei Romont, S. 378 f., 394 (Fig. 64, 65). — Kirche Heitenried, S. 380 (Fig. 68). — Kirche von Cournillens, S. 381. — Kirche von Vercorins. S. 381 f. — Kirchenfensterfragment im historischen Museum in Basel, S. 382 f. (Fig. 69). — Künstlerische Betätigungen in Freiburg zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, S. 389 f. — Kirche von Rueyres-les-Prés, S. 390 f. (Fig. 70). — Abteikirche von Hauterive, S. 391 f. (Fig. 71). — Kirche von St-Loup, S. 393 f. — Kirche von Barberèche, S. 395 f. — Kirche von Spinz (Ependes), S. 396. — Kirche von Merlach (Meyriez), S. 396 f. — Kirche von Treffels (Treyvaux), S. 397 f. — Kirche von Carignan, S. 418 (Taf. XVI). — Wappenscheiben in den historischen Museen von Freiburg und Bern, S. 420 (Fig. 80).

Westschweiz: Allgemeines, S. 401. — Kirche von Romont, S. 401 ff. (Fig. 74, 75, 76, 77, 78). — Schlosskapelle zu Greyerz, S. 409 f.

Waadt: Allgemeines, S. 411. — Fragment im historischen Museum in Lausanne, S. 411 f. — Kirche von Chapelles bei Moudon, S. 412. — Kirche zu St-Saphorin, S. 415 f. (Taf. XVII, Fig. 79).

Genf: Kathedrale St. Peter, S. 413 ff. (Taf. XVIII, XIX, XX). — Museum für Kunst und Geschichte, S. 428 (Fig. 83).

Wallis: Allgemeines, S. 422. — Notre-Dame de Valère, S. 422. — Historisches Museum neben der Valeria, S. 422. — Bischofskirche zu Sitten, S. 422. — Figurenscheibe Asperlin, S. 423. — Kirche von Ardon, S. 423. — Wappenscheiben des Zehntens Raron, S. 423. — Kirche von Vercorins, S. 381 ff.

Tessin: Allgemeines, S. 424. — Klosterkirche auf Monte Carasso, S. 424.

Graubünden: Kirche von Poschiavo, S. 424; Kirche von Fideris, S. 430; Kirche von Valendas, S. 430; Kirche von Salux, S. 430.

Schlusswort: S. 426.

XLVII. Bericht

über die Verrichtungen

der Antiquarischen Gesellschaft

in Zürich

(Kantonaler Verein für Geschichte und Altertumskunde)

in den Jahren 1910 und 1911.

Am 22. Oktober 1910 fand die statutengemässe Neuwahl des Vorstandes statt. Daraus gingen als engerer Vorstand hervor: Professor Meyer von Knonau, Präsident, Professor Rahn, Vizepräsident. Victor Escher-Züblin, Quästor, Dr. Peter, Aktuar, Dr. Escher-Bürkli, denen Professor Brun, Direktor Lehmann, Dr. H. Meyer-Rahn, Professor Oechsli, R. Ulrich-Pestalozzi, sowie Dr. K. Hauser (in Winterthur), Professor Huber (auf Schloss Widen), J. Rebmann-Hüni als kooptierte Mitglieder beigesellt wurden. Nach dem Hinschied Dr. Peter's hatte Dr. Fr. Hegi, zweiter Staatsarchivar, die grosse Gefälligkeit, die Wahl als Aktuar — am 21. Oktober 1911 — anzunehmen.

Der Vorstand hielt 1910 zwölf, 1911 acht Sitzungen.

Infolge der Einführung des neuen schweizerischen Zivilgesetzbuches ist eine Revision der Gesellschaftsstatuten notwendig geworden, und so erhielt Dr. Meyer-Rahn den Auftrag, einen Entwurf auszuarbeiten und zunächst den Vorstandsmitgliedern vorzulegen, dem er sich in dankenswertester Weise unterzog. In der Sitzung vom 4. März 1911, zu der die Mitglieder durch Kreisschreiben eingeladen wurden, fand die Annahme des bereinigten Entwurfes durch die Gesellschaft statt, und dem Druck der Statuten wurden als Anhang die vertraglichen Festsetzungen gegenüber der Stadt Zürich, dem schweizerischen Landesmuseum und der Zürcher Stadtbibliothek, der Jahre 1861, 1889, 1897, 1900, beigefügt.

Als eine Unternehmung der Gesellschaft kann die an Professor Rahn's Vortrag vom 7. Januar 1911 (vergl. unter II) sich anschliessende Veröffentlichung des Werkes „Skizzen und Studien von J. R. Rahn, zu seinem 70. Geburtsfest dargereicht von Freunden und Verehrern“ insofern angesehen werden, als die Kommission, die sie besorgte, sich aus Mitgliedern der Gesellschaft gebildet hatte.

Wie schon 1891, bei der letzten in Zürich abgehaltenen Versammlung der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft, beteiligten sich wieder, am 10. und 11. September 1911, teils die Gesellschaft als solche, teils zahlreiche Mitglieder an der Aufnahme der in Zürich ihre Versammlung begehenden Gesellschaft und an der Bestreitung der Kosten, insbesondere auch für die Festschrift „Nova Turicensia", zu der zehn Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft die Beiträge lieferten.

I. Bestand der Gesellschaft.

Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt zurzeit auf Ende 1911 299, wovon 200 in Zürich, 99 auswärtig sind, dazu 8 Ehrenmitglieder, wie das neugedruckte Verzeichnis zeigt.

Durch den Tod verlor die Gesellschaft erstlich das schon erwähnte Vorstandsmitglied Dr. Peter am 19. Juni 1911: als Aktuar hatte der Verstorbene seit 1907 der Gesellschaft in hingebender Weise seine Dienste gewidmet und auch ausserdem an ihrem Leben sich in jeder Weise beteiligt. Ebenso war Professor Karl Dändliker seit seinem Eintritt im Jahr 1872 mit der Tätigkeit der Gesellschaft in fruchtbarster Weise verbunden, wie er denn in früheren Jahren deren Vorstand angehörte und auf das Jahr 1878 ein Neujahrsblatt für sie verfasste; sein Todestag war der 14. September 1910. Allein ausserdem wurden der Gesellschaft die Mitglieder Professor Julius Brunner — Mitglied seit 1861 —, Dr. med. Max Esslinger, Buchhändler Hermann Fäsi — der langjährige treue Verleger der Publikationen —, Professor H. F. Hitzig, Professor Krönlein, K. K. Generalkonsul von Lippert-Granberg, Sekundarlehrer Otto Peter (in Rüti), Professor Joh. Regl, Harry Syz-Günther, Architekt Tschudy und Bankdirektor R. Wäber durch den Tod entrissen.

Neu sind 1910 und 1911 eingetreten:

Architekt Erik von Stockar-Scherer-Castell, Buchhändler Robert Beer, Lehrer Max Hartmann, Dr. Wittmer, A. Garnaus, Sekundarlehrer Otto Peter (Rüti), Professor W. Köhler, Pfarrer H. Schmitt (Rheinau), O. Pestalozzi-Junghans, Professor Diebolder (Rickenbach, Kt. Schwyz), L. Dreyfus, Photograph Ruff, Dr. Kurt Lessing (Freiburg i. B.), Alfred Ritter, Professor Ermatinger (Winterthur), Bezirksrat Oechsli, Dr. phil. Ed. A. Gessler, Dr. phil. H. G. Wirz, Oberlehrer Joh. Smits, Professor E. Zermelo, Lehrer Georg Weber, Oberst Hans Kern, Dr. Willy Steinfels, Cand. phil. Hans Frick, Dr. Ernst Howald, Dr. Eug. Müller.

II. Versammlungen.

Die Gesellschaft hielt ihre regelmässigen Sitzungen an den Samstagen in den Wintermonaten vom Oktober bis März. Als Sitzungslokal dienten Räumlichkeiten im Hotel St. Gotthard.

In das erste Quartal von 1910 fallen zehn Sitzungen, in das vierte neun: zusammen neunzehn Versammlungen, in das erste Quartal von 1911 elf, in das vierte neun Sitzungen, zusammen zwanzig Versammlungen.

Die Traktanden der Sitzungen waren:

1910.

8. Januar: *Jean Grellet:* Souvenirs d'un nonagénaire.
15. Januar: Dr. *Forst:* Beiträge zur Geschichte der Maria Stuart.
22. Januar: Prof. *Oechsli:* Rætia Curiensis im früheren Mittelalter.
29. Januar: Dr. *Caro:* Die spanische Inquisition.
5. Februar: Dr. *Weber:* Kunsthistorische Wanderungen in Piemont.
12. Februar: Dr. *Peter*. Der Neuhumanismus und Schiller's sittliches Lebensideal.

19. Februar: Prof. *Schweizer:* Genealogische Studien allgemeinen und lokalzürcherischen Inhalts.
26. Februar: Prof. *Arn. Meyer:* Äthiopische Forschungen im Basken-Lande.
5. März: Prof. *Vetter:* Konrad Gessner und die lebenden Sprachen — Dr. *Hoppeler:* Die Anfänge der Stadt Zug.
12. März: *Jean Grellet:* Souvenirs d'un nonagénaire. Fin.

Sommersitzung.

1. Oktober: Prof. *Meyer von Knonau:* Historisch-topographische Mitteilungen über die für den 2. Oktober vorgeschlagene Exkursion.

22. Oktober: Prof. *Meyer von Knonau:* Die Festung Rheinfelden in der Zeit des dreissigjährigen Kriegcs.
29. Oktober: *Victor Escher-Züblin:* Kulturbilder aus Arabien: I. Zum Sultan von Lahadsch.

5 November: Prof *Stern:* Die preussische Verfassungsfrage und der Prinz von Preussen im Jahre 1845.
12. November: Prof. *Häne:* Der Bericht des Zürchers Jakob Maler über seine Erlebnisse auf den französischen Galeeren 1687 bis 1700.
19. November: Dr. *Waser:* Die Prachts-Katakombe von Kân-esch-Schukâfa (Alexandria).
26. November: Lehrer *Stauber:* Die kantonale landwirtschaftliche Armenschule in Bläsihof-Töss 1818—1826, eine Schöpfung Hans Konrad Eschers von der Linth.
3. Dezember: Dr. *Flach* (in Küssnach): Individuen und Massen in ihrer Bedeutung für die historische Entwicklung.
10. Dezember: Prof. *O. Schulthess* (in Bern): Das römische Kastell Irgenhausen.
17. Dezember: Prof. *P. Schweizer:* Aus der Geschichte eines Raubritters.

1911.

7. Januar: Prof. *Rahn:* Vom Zeichnen und allerhand Erinnerungen daran (mit einer Ausstellung seiner Zeichnungen).
14. Januar: Dr. *Gagliardi:* Aus einer Biographie Hans Waldmanns: Stadt und Land und Verhältnis zum Ausland.
21. Januar: Direktor *Lehmann:* Zur Kunst- und Kulturgeschichte Freiburgs im Mittelalter.
28. Januar: Dr. *Hoppeler:* Studien zur älteren Geschichte der italienischen Schweiz.
4. Februar: Dr. *Peter:* Bilder aus dem zürcherischen Verfassungsleben.
11. Februar: Prof. *P. Schweizer:* Zürcher Privat- und Rats-Urkunden.
18. Februar: Dr. *Caro:* Die Berichterstattung auf dem ersten Kreuzzug — Dr. *Hoppeler:* Zur Geschichte des Gotthardpasses.
25. Februar: Prof. *U. Ernst:* Aus dem zürcherischen Schulleben im XVII. und XVIII. Jahrhundert.
4. März: Dr. *Mantel:* Eine Auseinandersetzung zwischen dem Stande Bern und dem Fürstbischof von Basel im Beginn des XVIII. Jahrhunderts.
11. März: Prof. *Hitzig-Steiner:* Aus Familienbriefen auf Papyrus — Dr. *Gagliardi:* Mitteilungen über eine neugefundene Quelle zur zürcherischen Reformationsgeschichte.
18. März: Dr. *Bernoulli:* Kammer- und Konzertmusikalien des XVIII. Jahrhunderts in schweizerischen Bibliotheken — Cand. phil. *Wirz:* Mitteilungen über die vergessene Kopie eines verschollenen Zürcher Gesetz- und Richtbuches aus dem XIV. Jahrhundert.

21. Oktober: Prof. *Meyer von Knonau:* Zürcherische Beziehungen zur Reichsstadt Lindau.
28. Oktober: *Vict. Escher-Züblin:* In Yemen · erster Teil.
4. November: Prof. *Häne:* Eine neue zürcherische Kriegsordnung und ihr ungünstiger Einfluss auf den zweiten Kappelerkrieg.
11. November: Dr. *Wettstein* (in Schaffhausen): Die zweite Ära des zürcherischen Liberalismus (1845 bis 1866).
18. November: Dr. *Ermatinger* (in Winterthur): Neues aus Gottfried Keller's Frühzeit: „Die Winterthurerin".
25. November: Dr. *Schirmer:* James Fenimore Cooper und Kapitän Marryat in der Schweiz.
2. Dezember: Dr. *Forst:* Weitere Beiträge zur Geschichte der Maria Stuart.
9. Dezember: Direktor *Lehmann:* Zur Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Freiburg im Mittelalter, II. Teil.
16. Dezember: Prof. *Schwyzer:* Aus der römisch-germanischen Forschung.

Auch über die Sitzungen dieser beiden Berichtsjahre erschienen regelmässig im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" Berichterstattungen durch Dr. E. Fueter, ebenso, zwar nicht regelmässig, in der „Zürcher Post" durch Dr. Peter. Wieder haben sich diese instruktiven Referate als für die Gesellschaft sehr erspriesslich erwiesen.

Die beiden reglementarischen Sommerversammlungen fielen auf den 8. Mai 1910 und auf den 28. Mai 1911. Die erste wurde, unter starker Beteiligung von Mitgliedern des historischen Vereins von Schaffhausen, in Rheinau abgehalten, wobei Dr. Hoppeler und Professor Rahn die Vorträge über Geschichte und Kunstgeschichte hielten; bei der zweiten wurden die neu erworbene Moosburg und das Kastell Irgenhausen besucht, wobei auf dem letzteren Professor Schulthess (Bern) über den jetzigen Stand der dortigen Arbeiten die eingehende Auskunft gab.

Am 2. Oktober 1910 unternahm die Gesellschaft eine Exkursion nach Wislikofen, Kaiserstuhl, Hohenthengen, Rheinsfelden und Eglisau. Am 8. Oktober 1911 wurde Vindonissa — nebst Königsfelden und Brugg — besucht, wobei Rektor Heuberger in Brugg mit grosser Gefälligkeit die allseitig orientierende Führung darbot.

Die beiden Berchtoldstage wurden in gewohnter Weise gefeiert.

III. Unternehmungen.

In den „Mitteilungen“ erschien in Bd. XXVI als Heft 7 das Neujahrsblatt für 1910: „Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz, II. Teil: Die monumentale Glasmalerei im 15. Jahrhundert. II. Hälfte, 2. Abschnitt: Solothurn, das Gebiet des Bischofs von Basel und die Grafschaft Neuenburg“, von Landesmuseumsdirektor Dr. Lehmann. Auf 1911 folgte als Neujahrsblatt Heft 2 von Bd. XXVII: „Das römische Kastell Irgenhausen“, von Professor Otto Schulthess.

Der Kommissionsverlag der „Mitteilungen“ liegt bei der Buchhandlung Beer & Co. in Zürich; die Mitglieder der Gesellschaft geniessen 50% Rabatt. Von Bd. I bis XXIV der „Mitteilungen“ ist der Verkauf von Publikationen, soweit sie noch in grösserer Zahl vorhanden sind, zu den auf den Umschlägen der Neujahrsblätter genannten herabgesetzten Preisen bis auf weiteres gewährt.

Als weitere Veröffentlichung ist die Publikation der römischen Lampen im Vindonissa-Museum in Aussicht genommen; sie ist auf das Jahr 1912 zu erwarten.

Die von der Gesellschaft in Verbindung mit dem Staatsarchiv an die Hand genommene Publikation der Zürcher Steuerbücher zunächst des 14. Jahrhunderts schreitet im Druck vor.

Vom schweizerdeutschen Idiotikon ist Band VII im Druck weiter geführt worden.

Von dem unter dem Patronate der Gesellschaft erscheinenden „Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich“ ist Band VIII, der mit dem Jahre 1311 schliesst, seit dem Hinschiede Dr. Escher's durch Dr. P. Schweizer allein weiter geleitet, 1911 abgeschlossen, seither der Druck von Band IX begonenn worden. Professor Julius Brunner, der seit Band VI in hingebendster Weise die Bearbeitung der Register besorgt hatte, konnte die Tätigkeit für Band VIII vor seinem Hinschiede nicht mehr zu Ende bringen; seither ist Dr. Friedrich Hegi in diese Aufgabe eingetreten.

Über das in den letzten Jahren wichtigste Geschäft der Gesellschaft, die Sorge für die Erhaltung des römischen Kastells bei Irgenhausen, kann die hier erwähnte Publikation von Professor Schulthess, mit ihren zahlreichen Illustrationen, als Generalbericht betrachtet werden, da im Wesentlichen durch seine verdienstliche Tätigkeit die Arbeiten für einmal als abgeschlossen gelten können. Nachfolgender Bericht wurde durch ihn eingesandt:

„Auf Verlangen des Vorstandes der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler wurde, um einer Bedingung des Bundes an die von ihm subventionierten Denkmäler

nachzukommen, im Frühjahr 1911 im Kastellinnern auf einem gemauerten Sockel eine Gedenktafel aus carrarischem Marmor angebracht mit der Aufschrift:

„Das römische Kastell Irgenhausen wurde von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich im Jahre 1898 mit Unterstützung des Kantons angekauft und in den Jahren 1898 bis 1909 mit Unterstützung des Bundes ausgegraben und konserviert. Am 20. Februar 1909 wurde die Sicherung des Kastells in dem wieder hergestellten Bestande durch die Antiquarische Gesellschaft unter den Schutz der Eidgenossenschaft gestellt".

Die Kosten, an die der Bund die Hälfte bezahlte, betrugen für die Tafel, den Sockel und die eiserne Einfriedigung Fr. 842 C. 15.

Im Sommer liess der Vorstand im Kastellinnern drei Lindenbäume pflanzen.

Eine aus Dr. Meyer-Rahn, Professor Öchsli, Baumeister Bezirksrat Öchsli zusammengesetzte Kommission wird alljährlich eine Inspektion am Kastell vornehmen.

Für die Güte der 1909 endgültig abgeschlossenen Konservierungsarbeiten spricht die Tatsache, dass bis jetzt keine Reparaturen infolge Verwitterung nötig geworden sind".

Die Gesellschaft hat indessen in dem hier behandelten Zeitraum sich veranlasst gesehen, noch einen zweiten Platz innerhalb des Kantons Zürich zu erwerben, worüber Dr. Meyer-Rahn, der im Auftrage des Vorstandes die gesamten Verhandlungen durchführte, den nachfolgenden Bericht einreichte:

„Im November 1910 wurde dem Vorstand von Winterthur aus gemeldet, der Burgruine Moosburg drohe infolge Kiesabbaues an der Südseite des Burghügels völliger Untergang. Von der im Jahre 1254 durch Graf Hartmann d. ä. von Kyburg als Witwensitz für seine Gemahlin Margaretha von Savoyen erbauten und 1444 im alten Zürcherkrieg von den siebenörtigen Knechten zerstörten Burg stehen heute nur noch Teile der Grundmauern und die wohlerhaltene Cisterne.

Es gab nur ein Mittel, diesen historischen Boden dauernd zu erhalten; das war der Ankauf des Burghügels. Am 25. November 1910 kam zwischen den Eigentümern des Burghügels (Kündig-Bosshard und Morf-Pfaffhauser, beide in Moosburg) und der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich ein Vertrag zustande, laut welchem der Burghügel zum Preise von Fr. 800.— in das Eigentum der letzteren überging. Im Laufe des Sommers 1911 sind die Grundmauern gegen einen weiteren Verfall durch Ausbesserung des Mauerwerkes gesichert worden; die Mauerkronen wurden durch Aufführung einer Schicht Schutt und Rasenziegel vor den zersetzenden Witterungseinflüssen bewahrt. Da die Kiesgrube bereits bis unter das Mauerwerk der Südostseite vorgetrieben war, so wurden diese Mauern mit T-Schienen unterfangen, die wiederum durch drei Betonpfeiler einen sicheren Halt erhielten; die Kiesgruben selbst wurden durch Schuttmassen zugeworfen und eine Böschung erstellt, die durch Bepflanzung mit Strauchwerk die nötige Festigkeit erhalten wird.

Prof. F. Zwicky, Ingenieur in Winterthur, besorgte die Vermessung und Vermarkung des Burghügels und die Erstellung eines Handrisses und Situationsplanes.

Am 28. Mai unternahm die Antiquarische Gesellschaft den Frühjahrsausflug nach der Moosburg".

Ebenso war Dr. Meyer-Rahn auch noch in zwei andern die Gesellschaft betreffenden Angelegenheiten deren Beauftragter. Auch hierüber hatte er die Gefälligkeit, besondere Berichte einzugeben. Der erste betrifft das Schloss Wülflingen:

„Im Jahre 1906 beteiligte sich die Antiquarische Gesellschaft Zürich an der Finanzierung der „Genossenschaft Schloss Wülflingen", die sich zur Aufgabe setzte, das Schloss „unter Mithülfe der Gottfried Keller-Stiftung zu erwerben und in seinem Zustande als Denkmal der vaterländischen

Baukunst des XVIII. Jahrhunderts zu erhalten". Die Beteiligung erfolgte durch Übernahme von fünf Anteilscheinen der Genossenschaft à Fr. 100.—. In den folgenden Jahren ist das Schloss durch die Gottfried Keller-Stiftung und die Genossenschaft aufs beste renoviert worden, so dass der Zweck der Genossenschaft in der Hauptsache als erreicht gelten konnte.

Im Juli 1910 kam zwischen dem Vorstand der Genossenschaft und der Stadt Winterthur ein Vertrag zustande, welcher die unentgeltliche Abtretung des Schlossbesitzes, unter ausdrücklicher Wahrung des Genossenschaftszweckes, an die Stadt Winterthur vorsah. Eine Rückzahlung des Genossenschaftsvermögens (Anteilscheine) war mithin nicht vorgesehen. Der Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft beschloss im Herbst 1910, dieser Besitzesänderung zuzustimmen. In der Generalversammlung der Genossenschaft vom 6. Mai 1911 wurde das Abkommen mit der Stadt Winterthur einstimmig genehmigt; Schloss Wülflingen ist damit in dauernd öffentlichen Besitz übergegangen".

Die zweite Angelegenheit ist diejenige des Engadiner-Museums (vormals Museum Campell) in St. Moritz:

„Im Frühjahr 1908 drohte die Gefahr einer Liquidation des von Herrn R. Campell erbauten und eingerichteten Engadiner-Museums; durch die Gründung der „Gesellschaft für die Erhaltung des Engadiner-Museums" konnte die wertvolle historisch-antiquarische Sammlung in öffentlichen Besitz übergeführt werden (Juli 1908). Bei der Finanzierung des Übernahmspreises von Fr. 470 000.— beteiligte sich die Antiquarische Gesellschaft Zürich im Jahre 1909 mit einer Subvention à fonds perdu von Fr. 300.—. Als trotz einer Bundessubvention von Fr. 130 000.— (= 50 % des Inventarwertes) der Fortbestand des Museums zu Beginn des Jahres 1910 nicht gesichert erschien, trug sich der Museumsvorstand mit dem Gedanken, den Rittersaal aus dem Visconti-Venosta-Hause in Grosio — die Glanznummer der gesamten Museumseinrichtung — ins Ausland zu veräussern.

Der Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft beschloss in der Sitzung vom 22. Januar 1910, gegen den geplanten Verkauf dieses Zimmers zu protestieren; diesem Protest schloss sich das Eidgen. Departement des Innern, namens des Bundesrates als Hauptsubventient, durch Erklärung vom 14. Februar 1910 an. In der Generalversammlung der „Gesellschaft des Engadiner-Museums" vom 17. Februar 1910 in Samaden wurde einstimmig der Beschluss gefasst, diesen Protest zu respektieren. Der Grosiosaal blieb mithin dem Museum erhalten. Infolge der Durchführung einer Lotterie im Jahre 1911 darf die finanzielle Lage des Engadiner-Museums dauernd als gesichert gelten".

Eine von Dr. Hegi gemachte Anregung bezieht sich darauf, dass es wünschenswert erscheint, für die Erhaltung von Grabdenkmälern auch neuerer Zeit — im Hinblick auf bei der Exkursion von 1910 besichtigte Grabsteine zu Eglisau — zu sorgen.

Ebenso wurde auf seinen Antrag eine Eingabe an die Direktion der öffentlichen Arbeiten gemacht, dass die Bauleitung des Stauwerkes Rheinsfelden um möglichste Schonung der dortigen Burgruine ersucht werde.

IV. Sammlungen.

Hierüber ist auf das im XLI. Bericht Gesagte zu verweisen.

Hinsichtlich der Feststellung der Eigentumsrechte an den von der Zürcher Regierung unserer früheren Sammlung zugewiesenen Gegenständen, die jetzt als Deposita in das Landesmuseum hinterlegt sind, wurde am 20. Mai 1910 der Direktion des Innern ein Inventar eingereicht und im Vorstandsprotokoll wiederholt.

Die der Zürcher Stadtbibliothek bei der Verlegung der Sammlungen in das Landesmuseum als Depositum übergebenen Münzen wurden schenkungsweise an dieselbe abgegeben mit der Bedingung, dass aus dieser Schenkung keine weiteren Schlüsse für andere Übergaben gezogen werden.

Der Austausch der Druckschriften vermehrt fortwährend unsere Bibliothek, die mit der Stadtbibliothek vereinigt ist, wie im Bericht XL mitgeteilt wurde.

V. Ökonomie.

Die vom Quästor Victor Escher 1909 und 1910 vorgelegten Rechnungen, ebenso diejenigen über das von der Gesellschaft verwaltete Vermögen des Zürcher Urkundenbuches, wurden durch die jeweilig bestellten Rechnungsrevisoren unter dem Ausdruck besten Dankes für die Verwaltung zur Genehmigung an die Gesellschaft empfohlen und ebenso von dieser abgenommen.

Der Bericht des Quästors lautet:

„Es gingen ein an Beiträgen und Geschenken:

Vom h. Bundesrat für Irgenhausen pro	1910	Fr. 2000. —
do. do.	„ 1911	„ 1922. —
vom h. Regierungsrat des Kt. Zürich	„ 1910	„ 700. —
do. do.	„ 1911	„ 700. —
vom löbl. Stadtrat Zürich	„ 1910	„ 500. —
do.	„ 1911	„ 500. —
von 295 Mitgliedern Beiträge	„ 1910	„ 2450. —
do.	„ 1911	„ 2460. —
		Fr. 11 232. —
Verkauf einer Buchsholz-Matrize, Nürnberger Arbeit, XVI. Sæc., aus der Sammlung, als *ausländische* Arbeit nicht dem Landesmuseum einverleibt		Fr. 7500. —
		Fr. 18 732. —

Unter den **Ausgaben** figurieren als grössere Posten:

Kastell Irgenhausen, kartographische Aufnahme, Prof. Bäschlin	Fr. 1050. 65
do. do. Prof. Becker	„ 582. 20
do. Erstellung der Votivtafel „Bund“	„ 842. 15
Neujahrsblatt (Drucklegung) 1910 (Ertrag Fr. 988. —)	„ 2048. 55
do. do. 1911 (Ertrag Fr. 1050. 88)	„ 2766. 30
Vermessung Kyburg	„ 1000. —
Ankauf Moosburg	„ 800. —
Erhaltungsarbeiten Moosburg	„ 580. —
Schweiz. Idiotikon pro 1910 und 1911	„ 1000. —
Schweiz. Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft	„ 300. —
	Fr. 10 969. 85

Urkundenbuch 1910 und 1911.

Einnahmen:

Beitrag des Kantons Zürich für Band VIII, 1 und 2	Fr. 1400. —
„ der Stadt Zürich pro 1910 und 1911	„ 800. —

Ausgaben:

Drucklegung Band VIII, 2	Fr. 1848. 65
do. 1 (vergleichsweise)	„ 1030. —

Zürich, im Dezember 1911.

Namens der Antiquarischen Gesellschaft:

Der derzeitige Präsident:

Prof. Dr. **G. Meyer von Knonau.**

Fritz Amberger vorm. David Bürkli, Zürich 1911